

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Wanderungen durch die Mark Brandenburg**

vier Bände

Spreeland - Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow

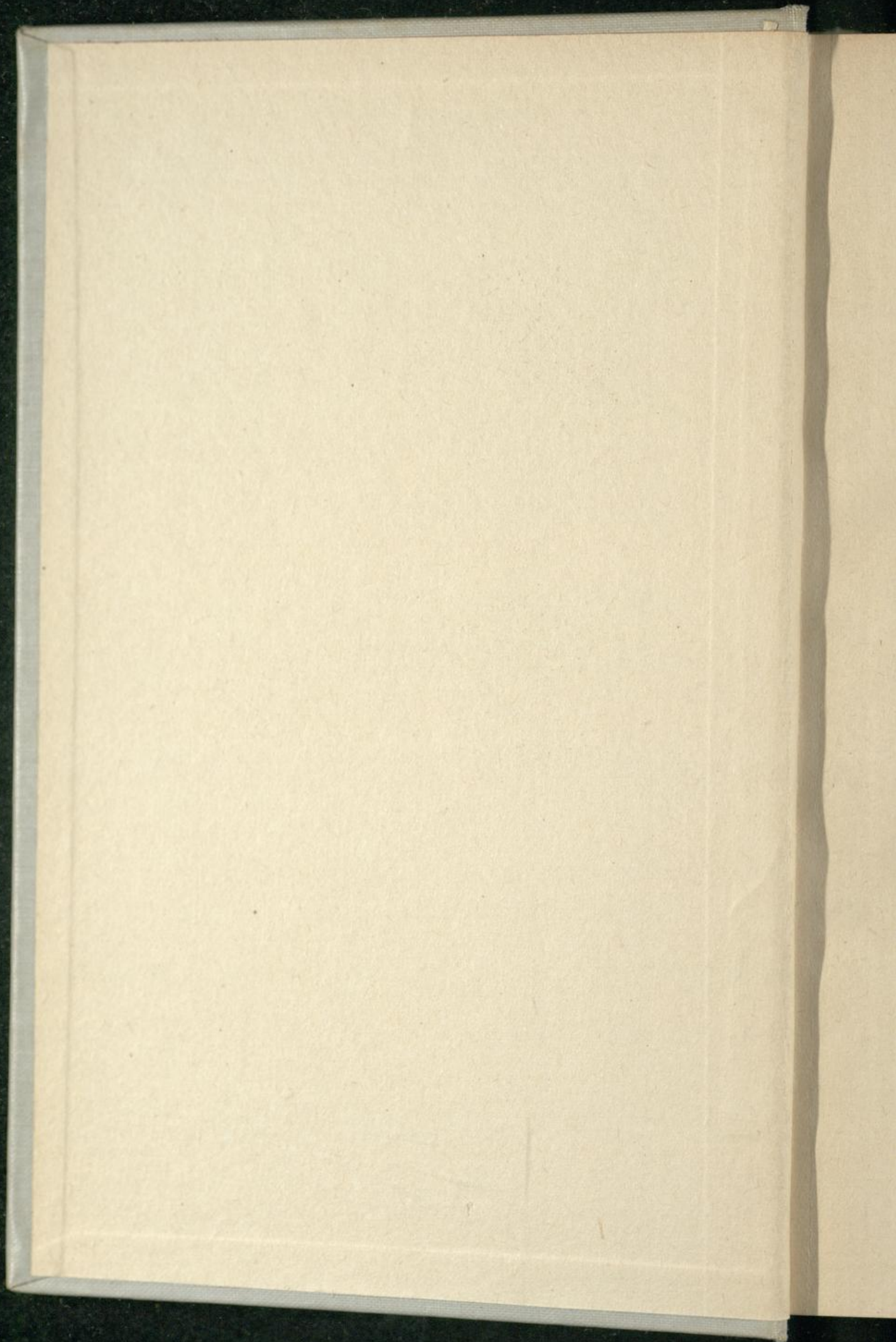
**Fontane, Theodor**

**Naunhof [u.a.], [1940]**

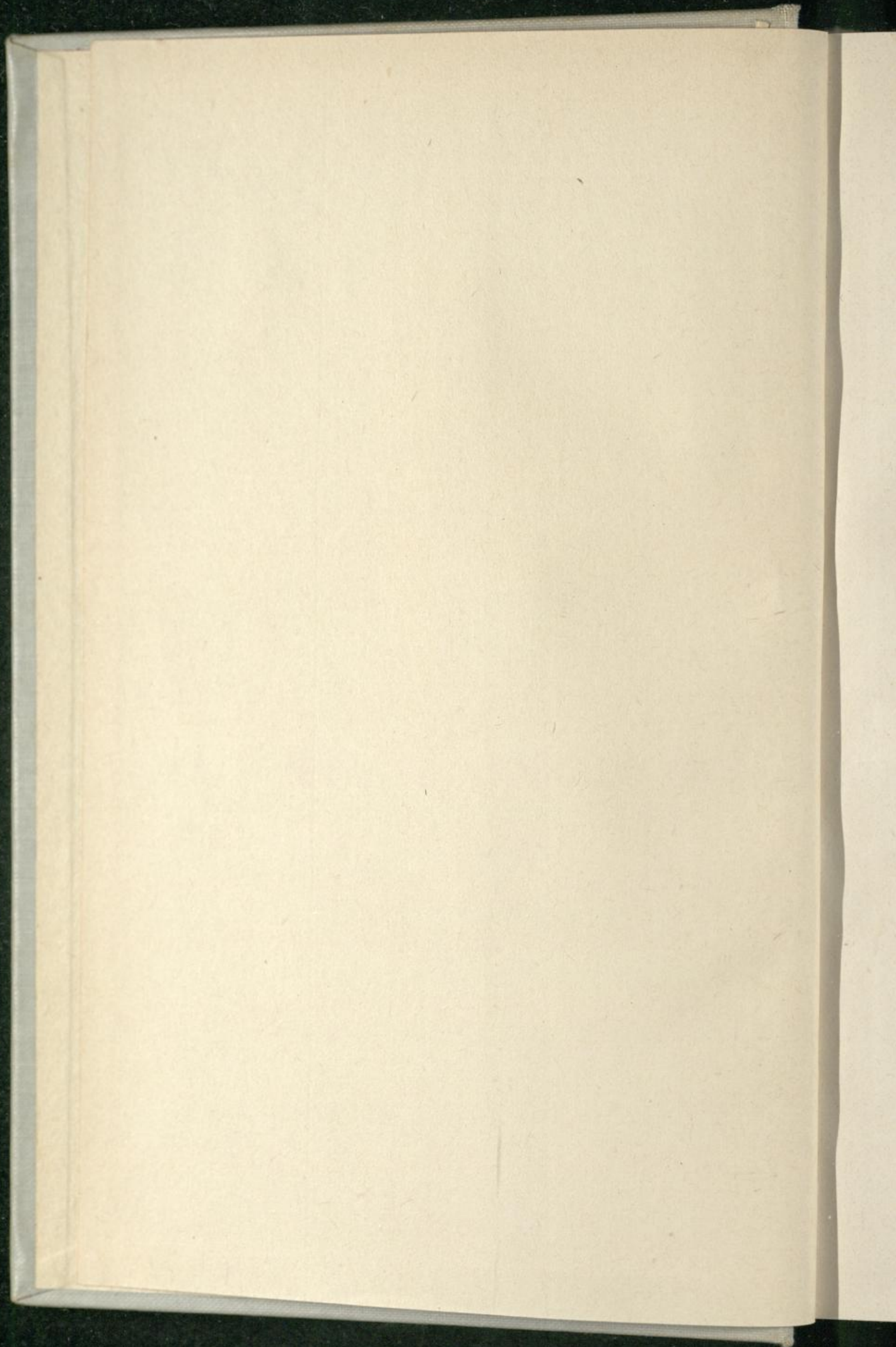
[urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6987](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6987)

Theodor Fontane

Die  
Wanderungen







Theodor Fontane  
Wanderungen  
durch die Mark Brandenburg

Theodor Fontane  
Wanderungen  
durch die Mark Brandenburg

Vier Bände

Vierter Band

Spreeland

Beeskow-Storkow  
und Barnim-Teltow

F. W. Hendel Verlag · Naunhof und Leipzig

Theodor Fontane

Spreeland

Beeskow = Storkow  
und Barnim = Teltow

F. W. Hendel Verlag · Naunhof und Leipzig



## In den Spreewald

Und daß dem Reize dieser Spreekanäle  
Nichts von dem Zauber von Venedig fehle,  
Durchfurcht das endlos wirre Flußrevier  
In seinem Boot der Spreewaldsgondolier.

Eine Nachtpost fährt oder fuhr wenigstens zwischen Berlin und Lübbenau.

Mit Tagesanbruch haben wir Lübben, die letzte Station erreicht und fahren nunmehr am Rande des hier beginnenden Spreewaldes hin, der sich anscheinend endlos und nach Art einer mit Heuschobern und Erlen bestandenen Wiese zur Linken unseres Weges dehnt. Ein vom Frühlicht umglühter Kirchturm wird sichtbar und spielt eine Weile Versteckens mit uns; aber nun haben wir ihn wirklich und fahren durch einen hochgewölbten Torweg in Lübbenau, „die Spreewaldhauptstadt“, ein.

### 1

#### Lübbenau

Es ist Sonntag, und die Stille, die wir vorfinden, verrät nichts von dem sonst hier herrschenden lebhaften Verkehre. Die Spreewaldprodukte haben nämlich in Lübbenau ihren vorzüglichsten Stapelplatz und gehen erst von hier aus in die Welt. Unter diesen Produkten stehen die Gurken obenan. In einem der Vorjahre wurden seitens eines einzigen Händlers 800 Schock pro Woche verkauft. Das würde nichts sagen in Hamburg oder Liverpool, wo man gewohnt ist nach Lasten und Tonnen zu rechnen, aber „jede Stelle hat ihre Elle“, was erwogen für diese 800 Schock eine gute Reputation ergibt. Im übrigen verweilt Lübbenau nicht einseitig bei dem Verkauf eines Artikels, der schließlich doch vielleicht den Spott herausfordern könnte, Kürbis und Meerrettich<sup>1</sup> schließen sich ebenbürtig

<sup>1</sup> Aber Meerrettichproduktion und Meerrettichverkauf stehe hier noch das folgende. Der Herbst ist die Zeit der Lübbenauer Meerrettichmärkte. Jeden Sonnabend, solange das Wasser eisfrei bleibt, bringen die Spreewaldler, namentlich die von Burg, ihre Ware zu Markt, und es bedecken dann 200 bis 300 mit Meerrettich beladene Kähne den Ausladeplatz an der Spree. Groß-

an und vor allem die Sellerie, hinsichtlich deren Vorzüge die Meinungen nicht leicht auseinandergehen.

Wir halten nun vor dem geräumigen Gasthose „Zum braunen Hirsch“, darin das Amt eines Kellners noch ausschließlich durch eine Spreewaldschönheit verwaltet wird, und nachdem wir Toilette gemacht und einen Imbiß genommen haben, brechen wir auf, um keine der spärlich zugemessenen Stunden zu verlieren. Ein Leichenzug kommt über den Platz, und acht Träger tragen den Sarg, über den eine schwarze, tief herabhängende Sammetdecke gebreitet ist, aus dem Kirchenportal aber, daran der Zug eben vorüberzieht, erklingt Orgel und Gesang, und wir treten ein, um eine wendische Gemeinde, lauter Spreewaldsleute, versammelt zu sehen.

Es bot sich uns ein guter Übersichtsplatz; Männer und Frauen saßen getrennt, und nur die Frauen, soviel ich wahrnehmen konnte, trugen noch ihr spezielles Spreewaldkostüm. In jedem Einzelpunkte das Spezielle darin nachzuweisen, ist eine Aufgabe, der ich mich nicht gewachsen fühle. Der kurze faltenreiche Friesrock, das knappe Mieder, das Busentuch, die Schnallenschuhe, selbst die bunten seidenen Bänder, die, mit großem Luxus gewählt, über die Brust fallen, sind allerorten in wenigstens ähnlicher Weise vorkommende Dinge, wogegen mir der Kopfspuß und die Halskrause von dem sonst Herkömmlichen abweichend erschienen. Die Halskrause wird nicht allgemein getragen; wo sie sich findet, erinnert sie lebhaft an die getollten Ringkragen auf alten Pastorenbildern: steife Jabots, die dem, der sie trägt, immer etwas von dem Ansehen eines Kollernden Trutzhahns geben. Allgemein aber ist der spreewälderische Kopfspuß, und ich versuche seine Beschreibung. Eine zugeschrägte Papier- oder Papphülle bildet das Gestell, darüber legen sich Lüll und Gaze, Kanten und Bänder, und stellen eine Art Spitzhaube her. Ist die Trägerin eine Jungfrau, so schließt die Kopfbekleidung hiermit ab; ist sie dagegen verheiratet, so schlingt sich noch ein Kopftuch um die Haube herum und verdeckt sie, je nach Neigung, halb oder ganz. Diese Kopftücher sind ebenso von verschiedenster Farbe wie von verschiedenstem Wert. Junge, reiche Frauen schienen schwarze Seide zu be-

und Kleinhändler aus vielen Städten und Ländern erscheinen um diese Zeit, um ihren Einkauf zu machen. In der Regel werden in Lübbenau 20 000 Zentner verkauft, was einer Einnahme von 600 000 Mark gleichkommt. Ich gebe diese Zahlen ohne Gewähr, wie ich sie finde.

vorzugen, während sich ärmere und ältere mit krapprotem Sit und selbst mit ockerfarbenem Kattun begnügten.

Die wendische Predigt entzieht sich unserer Kontrolle, das Schluchzen aber, das laut wird, ist wenigstens ein Beweis für die gute Praxis des Geistlichen. Er steht zudem in der Liebe seiner Gemeinde, und wo diese Liebe waltet, ist auch unschwer das Wort gefunden, das eine Mutter, die den Sohn, oder eine Witwe, die den Mann begrub, zu den ehrlichsten Tränen hinreißt.

Und nun schweigt die Predigt, und eine kurze Pause tritt ein, während welcher der Geistliche langsam und sorglich in seinen Papieren blättert. Endlich hat er beisammen, was er braucht, und beginnt nun die Aufgebote, die Geburts- und Todesanzeigen zu lesen, alles in deutscher Sprache. Bemerkenswert genug. Die Predigt, die mehr dem Ideale dient, durfte noch wendisch sein; aber so wie sich's um ausschließlich praktische Dinge zu handeln beginnt, sowie festgestellt werden soll, was im Spreewalde lebt und stirbt, wer darin heiratet und getauft wird, so geht es mit dem Wendischen nicht länger. Der Staat, der bloß mit deutschem Ohre hört und nicht Zeit hat, in aller Eil auch noch wendisch zu lernen, tritt mit der nüchternsten Geschäftsmiene dazwischen und verlangt deutsches Aufgebot und deutsche Taufscheine.

Wer wollt' ihm das Recht dazu bestreiten?

Und nun ist der Gottesdienst aus, und steif und stattlich gehen die Männer und Frauen an uns vorüber. Ihre Köpfe sind charaktervoll, aber nicht hübsch; ihre Haltung voll Würde. Wir warteten die letzten ab und kehrten dann erst in unsern Gasthof zurück, wo wir uns eine halbe Stunde später durch Kantor Klingenstein — eine Spreewaldsautorität, an die wir von Berlin her empfohlen waren — begrüßt sahen.

Er übernahm unsere Führung.

## 2

## Lehde

Er übernahm unsere Führung, sagt' ich, und nach kurzem Gange durch Stadt und Park erreichten wir den Hauptspreearm, auf dem die für uns bestimmte Gondel bereits im Schatten eines Buchen-

ganges lag. Drei Bänke mit Polster und Rücklehne versprachen möglichste Bequemlichkeit, während ein Flaschenkorb von bemerkenswerthem Umfang — aus dem, sooft der Wind das Decktuch ein wenig zur Seite wehte, verschiedene rot und gelb gesiegelte Flaschen hervorlugten — auch noch für mehr als bloße Bequemlichkeit sorgen zu wollen schien. Am Stern des Bootes, das lange Ruder in der Hand, stand Christian Birfig, ein Fünfziger mit hohen Backenknochen und eingedrückten Schläfen, dem für gewöhnlich die nächtliche Sicherheit Lübbenaus, heut aber der Ruder- und Steuermannsdienst in unserem Spreeboot oblag.

Wir stiegen ein, und die Fahrt begann. Gleich die erste halbe Meile ist ein landschaftliches Kabinettstück und wird insoweit durch nichts Folgendes übertroffen, als es die Besonderheit des Spreewaldes, seinen Netz- und Inselcharakter am deutlichsten zeigt. Dieser Netz- und Inselcharakter ist freilich überall vorhanden, aber er verbirgt sich vielfach, und nur derjenige, der in einem Luftballon über das vieldurchschnittene Terrain hinwegflöge, würde die zu Maschen geschlungenen Flussäden allerorten in ähnlicher Deutlichkeit wie zwischen Lübbenau und Lehde zu seinen Füßen sehen.

Der Boden dieses Inselgewirrs ist fast überall eine Gartenerde. Der reiche Viehstand der Dörfer schuf hier von alters her einen Düngeruntergrund, auf dem dann die Mischungen und Verdünnungen vorgenommen werden konnten, wie sie dieses oder jenes Produkt des Spreewaldes erforderte.

Die Wassergewächse, die von beiden Seiten her uns stromaufwärts begleiten, bleiben dieselben; *Butomus* und *Sagittaria*\* lösen sich untereinander ab, und nur hier und da gesellt sich, unter dem überhängenden Rande geborgen, eine wuchernde *Bergißmeinnicht*-einfassung hinzu.

Es ist Sonntag, die Arbeit ruht, und die große Fahrstraße zeigt sich verhältnismäßig leer; nur selten treibt ein mit frischem Heu beladener Kahn an uns vorüber, und Bursche handhaben das Ruder mit großem Geschick. Sie sitzen weder auf der Ruderbank noch schlagen sie taktmäßig das Wasser, vielmehr stehen sie grad aufrecht am Hinterteile des Boots, das sie nach Art der Gondoliere vorwärts bewegen. Dies Aufrechtstehen und mit ihm zugleich ein beständiges Anspannen all ihrer Kräfte hat dem ganzen Volksstamm eine Hal-

\* Wasserliesch und Pfeilkraut.

tung und Straffheit gegeben, die man bei der Mehrzahl unserer sonstigen Dorfbewohner vermißt. Und zwar in den armen Gegenden am meisten. Der Knecht, der vornüber im Sattel hängt oder auf dem Strohsack seines Wagens sitzend mit einem schläfrigen „Hoi“ das Gespann antreibt, kommt kaum je dazu, seine Brust und Schulterblätter zurechtzurücken oder sein halb krummgebogenes Rückgrat wieder geradezubiegen, der Spreewäldler aber, dem weder Pferd noch Wagen ein Sitzen und Ausruhen gönnt, befindet sich eigentlich immer auf dem Qui vive\*. Das Ruder in der Hand steht er wie auf Posten und kennt nicht Hindämmern und Halbarbeit.

Wenn es schon ein reizender Anblick ist, diese schlanken und stattlichen Leute in ihren Booten vorüberfahren zu sehn, so steigert sich dieser Reiz im Winter, wo jeder Bootfahrer ein Schlittschuhläufer wird. Das ist dann die eigentliche Schaustellung ihrer Kraft und Geschicklichkeit. Dann sind Fluß und Inseln eine gemeinschaftliche Eisfläche, und ein paar Bretter unter den Füßen, die halb Schlitten halb Schlittschuh sind, dazu eine sieben Fuß lange Eisstange in der Hand, schleudert sich jetzt der Spreewäldler mit mächtigen Stößen über die blinkende Fläche hin. Dann tragen sie auch ihr nationales Kostüm: kurzen Leinwandrock und leinene Hose, beide mit dickem Fries gefuttert, und Spreewaldstiefel, die fast bis an die Hüfte reichen.

Es ist Sonntag, sagt' ich, und die Arbeit ruht. Aber an Wochentagen ist die Straße, die wir jetzt still hinauffahren, von früh bis spät belebt, und alles nur Denkbare, was sonst auf Knüppeldamm oder Landstraße seines Weges zieht, das zieht dann auf dieser Wasserstraße hinab und hinauf. Selbst die reichen Herden dieser Gegenden wirbeln keinen Staub auf, sondern werden ins Boot getrieben und gelangen in ihm von Stall zu Stall oder von Wiese zu Wiese. Der tägliche Verkehr bewegt sich auf diesem endlosen Flußnetz und wird nur momentan unterbrochen, wenn auf blumengeschmücktem Kahn, Musik voraus, die Braut zur Kirche fährt, oder wenn still und einsam, von Leidtragenden in zehn und zwanzig Kähnen gefolgt, ein schwarzverhangenes Boot stromabwärts gleitet.

Einzelne Häuser werden sichtbar; wir haben Lehde, das erste Spreewaldsdorf, erreicht. Es ist die Lagunenstadt in Taschenformat, ein Venedig, wie es vor 1500 Jahren gewesen sein mag, als die

\* auf der Hut.

ersten Fischerfamilien auf seinen Sumpfeilanden Schutz suchten. Man kann nichts Lieblicheres sehn als dieses Lehde, das aus ebenso vielen Inseln besteht, als es Häuser hat. Die Spree bildet die große Dorfstraße, darin schmalere Gassen von links und rechts her einmünden. Wo sonst Heckenzäune sich ziehn, um die Grenzen eines Grundstückes zu markieren, ziehen sich hier vielgestaltige Kanäle, die Höfe selbst aber sind in ihrer Grundanlage meistens gleich. Dicht an der Spreestraße steht das Wohnhaus, ziemlich nahe daran die Stallgebäude, während klastereis aufgeschichtetes Erlenholz als schützender Kreis um das Inselchen herläuft. Obstbäume und Düngerhaufen, Blumenbeete und Fischkasten teilen sich im übrigen in das Terrain und geben eine Fülle der reizendsten Bilder. Das Wohnhaus ist jederzeit ein Blockhaus mit kleinen Fenstern und einer tüchtigen Schilfdachkappe; das ist das Wesentliche; seine Schönheit aber besteht in seiner reichen und malerischen Einfassung von Blatt und Blüte: Kürbis rankt sich auf, und Geißblatt und Konvolvulus\* schlingen sich mit allen Farben hindurch. Endlich zwischen Haus und Ufer breitet sich ein Grasplatz aus, an den sich ein Brückchen oder ein Holzsteg schließt, und um ihn herum gruppieren sich die Kähne, kleiner und größer, immer aber dienstbereit, sei es um bei Tag einen Heuschaber in den Stall zu schaffen oder am Abend einem Liebespaare bei seinem Stelldichein behilflich zu sein.

## 3

## „Die Leber ist von einem Hecht“

Die letzten Häuser von Lehde liegen hinter uns, und wieder dehnen sich Wiesen zu beiden Seiten aus, nur hier und da durch Erlengruppen oder ein paar einzelnstehende Eichen unterbrochen. In südöstlicher Richtung geht es stroman, eine Biegung noch und jetzt eine zweite, bis sich unser Flachkahn durch allerlei Tang und Kraut in einen schmalen und gradlinigen Kanal einschleibt, der die Verbindungsstraße zwischen den zwei Hauptarmen der Spree bildet.

Dieser Kanal, eine halbe Meile lang, zählt mit zu den besondern Schönheiten des Spreewaldes. Im allgemeinen wird sich sagen lassen, daß eine mit dem Lineal gezogene Linie landschaftlich ohne

\* Winde.

Reiz sei, jede Regel aber hat ihre Ausnahme (gewißlich hat sie sie hier), und ein Vergleich mag diese Wasserstraße beschreiben. Jeder kennt die langgestreckten Laubgänge, die sich unter dem Namen der „Poetensteige“ in allen altfranzösischen Parkanlagen vorfinden. Ein solcher Poetensteig ist nun der Kanal, der eben jetzt in seiner ganzen Länge vor uns liegt, und ein niedriges und dicht gewölbtes Laubdach über uns, so gleiten wir im Boot die Straße hinauf, die nach Art einer Tute sich zuspitzend an ihrem äußersten Ausgang ein phantastisch verkleinertes und nur noch halb erkennbares Pflanzengewirre zeigt. Alles in einem wunderbaren Licht.

Endlich erreichen wir diesen Ausgang und fahren in abermaliger scharfer Biegung in einen breiten, aber überall mit Schlangenkraut überwachsenen Flußarm ein, der uns in weniger als einer Stunde nach der „Eiche“, einem mitten im Spreewald gelegenen und von der Frau Schenker in gutem Ansehen erhaltenen Wirtshause führt. Dasselbe zeigt den echten Spreewaldsstil und unterscheidet sich in nichts von den wendischen Blockhäusern des Dorfes Lehde. Nichtsdestoweniger scheinen statt Sorben oder Wenden eingewanderte Sachsen von Anfang an an dieser Stelle heimisch gewesen zu sein, denn nicht nur daß die fast allzu germanisch klingenden „Schenkers“ in dritter Generation schon in diesem Hause haushalten, auch ein alter, mühsam zu entziffernder Spruch über dem Eingange läßt über den deutschen Ursprung der ganzen Anlage keine Zweifel aufkommen. Der Spruch aber lautet:

Wir bauen oftmal's feste  
Und sind nur fremde Gäste;  
Wo wir sollten ewig sein,  
Da bauen wir ja wenig ein.

Frau Schenker ist eine freundliche Wirtin und eine stattliche Großmutter; ob deutsch oder wendisch, sie hängt am Spreewald und schreibt der Spree neben allem sonstigen Guten auch wirkliche Heil- und Wunderkräfte zu, worüber wir uns in einen scherzhaften Streit mit ihr verwickeln. Inzwischen ist die Tafel gedeckt worden, und wir blicken auf eine reizende Szenerie. Der Tisch mit dem weißen Linnen steht unter einer mächtigen und prächtigen Linde, zwischen uns und dem Fluß aber wölbt sich eine hohe Laube von Pfeifenkraut, vor deren Eingange — wie Puck auf seinem Pilz — Frau Schen-

lers jüngste Enkelin auf einem Baumstumpf sitzt und das lachende Gesicht unter dem roten Kopftuch halb verborgen in Neugier auf die fremden Gäste herüberblickt.

Und nun das Mahl selber! Das wäre kein echtes Spreewaldsmahl, wenn nicht ein Hecht auf dem Tische stünde.

Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Schleie,  
Der Fisch will trinken, gebt ihm was, daß er vor Durst nicht schreie.

Und mit diesem zeitgemäßen Leberreime ging es an die Entpuppung des Korbes, der bereits während der Fahrt mehr als einen interessierten Blick auf sich gezogen hatte. Das erste Glas galt wie billig der Wirtin, andere folgten, bis zuletzt die Mahlzeit und die lange Reihe der Toaste mit dem Jubelhymnus abschloß:

Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Störe,  
Es lebe Lehrer Klingenstein, der Kantor der Kantöre.

## 4

## In Kätner Post's Garten

Es war inzwischen Nachmittag geworden, und wir schickten uns zur Weiterfahrt an. Noch viel war zu sehen: Die Dörfer Burg und Leipe, und in der Nähe des ersteren ein Stück Hügelland, darauf das Schloß des letzten Wendenkönigs gestanden haben soll.

Die Kanäle vor und neben uns wurden immer flacher und flacher, endlich saßen wir fest. „Es geht nicht“, murmelte Bootführer Birlik. „Es muß gehn“, erwiderte der Kantor wie Blücher auf dem Marsche nach Waterloo. Und siehe da, es ging.

Aber nicht auf lange, die Richtung war uns verlorengegangen, und wir wären mit unserem „frisch Wasser unterm Kiel“ um nichts gebessert gewesen, wenn nicht der Kantor — unser Kolumbus jetzt — unerschütterlich gegen Westen gezeigt und einer beinaß meutern den Mannschaft gegenüber auf seinem Willen bestanden hätte. Zwar war es zunächst ein allerschlimmster Platz, an den wir gelangten, ein Wasserkreuzweg, von dem aus Kanälchen und kleine Flußarme nach den verschiedensten Seiten hin abzweigten, aber dieser Moment äußerster Not und Verwirrung bezeichnete doch auch zugleich den Moment unserer Rettung. Just an der Stelle, wo zwei Flußarme fast in spitzem Winkel einander berührten, stand ein



Bauern- oder Kätnerhaus, dessen weißgetünchtes Fachwerk aus Geißblatt und Fischerneken freundlich hervorblickte, während sich uns in Front des Hauses, in einem halb ans Ufer gezogenen Kahn, ein streng und doch zugleich auch freundlich aussehender Mann präsentierte, der von ebendiesem Kahn aus dem Treiben seiner im Flusse badenden und nach allen Seiten hin jubelnd umherplätschenden Kinder zusah. Es waren ihrer sieben, das älteste elf, das jüngste kaum vier Jahr alt, und aus Lachen und Kinderunschuld wob sich hier ein Bild, das uns auf Augenblicke glauben machte, wir sähen in eine feenhaftige Welt. Und daß wir diese Welt nicht störten, das war ihr höchster Zauber. Ungeängstigt und von keiner Scham überkommen, spielten die Kinder weiter und tauchten unter und prusteten das Wasser in die Höh wie junge Delphine. Das älteste Mädchen war eine Schönheit; ihre Augen lachten, und das lange, aufgelöste Haar schwamm wie Sonnenschein neben ihr her.

Bootführer Birkig rekolligierte sich zuerst und rief das uns sowohl wie das auf einen Schlag entzaubernde Wort über das Wasser hin: „Ob man uns einen Kaffee kochen wolle?“ Das bereitwilligste „Ja“ klang zurück, und einige Minuten später sprangen wir ans Ufer, hinter dessen Büschen jetzt die Kinder in allen Stadien der Toilette standen und lagen, eines, das jüngste, noch platt im Sande. Der im Kahne stehende Häusler oder Kätner aber, der sich uns bald danach als Kätner Post vorstellte, war uns um ein paar Schritt entgegengekommen und bat uns, in seine Wohnung einzutreten. Wir zogen indes einen Platz im Freien vor und machten es uns auf einem von Kirschbäumen beschatteten Rasenplaz bequem. Was an Tisch und Bänken im Hause war, stand bald draußen, und zuletzt erschien auch ein blaugemustertes Kaffeeservice, das unverkennbar einer besseren Zeit angehörte. Der Kätner entstammte nämlich einer alten Spreewalds-Honoratiorenfamilie, daraus selbst Geistliche hervorgegangen waren, und ein leiser Unmut über ein gewisses Zurückgebliebensein hinter diesen historischen Rangverhältnissen lag auf seinem Gesicht. Er sprach dies auch unummunden aus und verriet überhaupt eine Nervosität, wie man ihr bei Leuten seines Standes nur selten begegnet. Ich nahm ihn daraufhin von Anfang an für einen Konventikler und fand es bestätigt, als er eine Weile danach anfrag, ob es uns vielleicht genehm sein würde, seine Kinder ein mehrstimmiges Lied singen zu hören, auf das sie leidlich eingeübt seien? Wir be-

jahten die Frage natürlich, und alsbald klang es mit jener unwiderstehlichen Innigkeit, wie sie nur Kinderstimmen eigen zu sein pflegt, durch die sommerliche Luft:

Jesu geh voran  
Auf der Lebensbahn,  
Und wir wollen nicht verweilen  
Dir getreulich nachzueilen.  
Führ uns an der Hand  
Bis ins Vaterland.

Eine Pause trat ein, und erst als Kätner Post uns gemustert und sich über unsere Teilnahme vergewissert hatte, gab er aufs neue das Zeichen und sang nun selber mit:

Soll's uns hart ergehn  
Laß uns feste stehn,  
Und auch in den schwersten Tagen  
Niemals über Lasten klagen,  
Denn durch Trübsal hier  
Geht der Weg zu dir.

Rühret eigener Schmerz  
Irgend unser Herz,  
Kümmert uns ein fremdes Leiden,  
O so gib Geduld zu beiden,  
Richte unsren Sinn  
Auf das Ende hin.

Ordne unsren Gang,  
Jesu, lebenslang;  
Führst du uns durch rauhe Wege,  
Gib uns auch die nöt'ge Pflege,  
Tu uns nach dem Lauf  
Deine Türe auf.

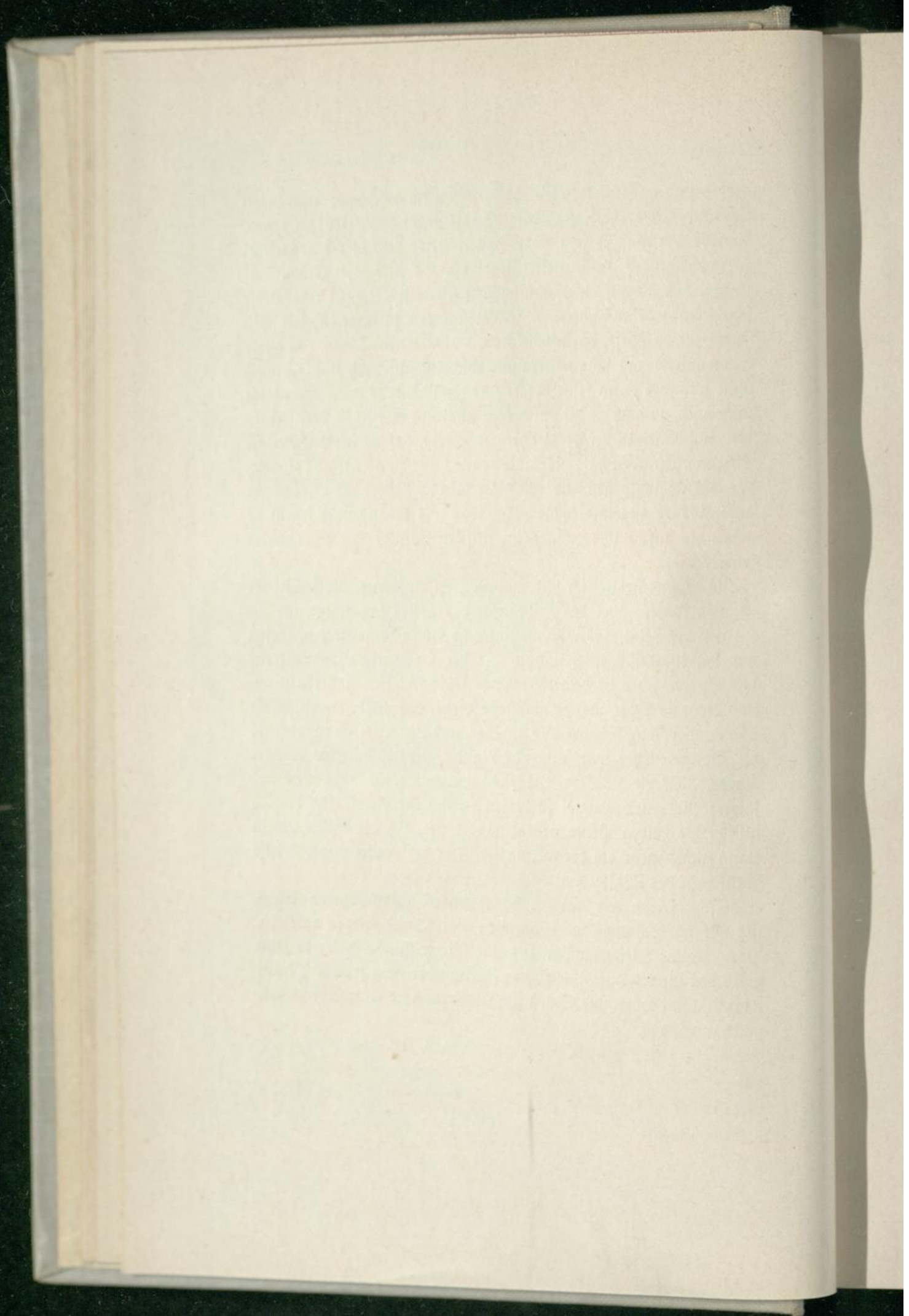
Das Lied hätte die doppelte Zahl von Strophen haben können, wir wären willig gefolgt. Es hatte jeden von uns ergriffen, am meisten den Nestor unseres Kreises, der fast verlegen vor sich nie-

dersah und auf unsere wiederholte Frage nach dem „warum“ endlich antwortete: „Sie sind alle bewegt durch das Lied. Ich bin es doppelt und muß es sein. Daß Ihnen dieses Lied hier begegnet, ist zu bescheidenem Teile mein Verdienst. Es sind jetzt gerade fünf Jahre, daß ich auf einer ähnlichen Reise, wie diese, in eine Dorfschule trat und das schöne Zinzendorffsche Lied in jener rhythmischen Form singen hörte, darin Sie's eben vernommen haben. In dieser Form wirkte das längst Bekannte wie neu auf mich und riß mich nicht nur fort durch seine Kraft und Innigkeit, sondern veranlaßte mich auch, es nach meiner Rückkehr in einem mir zu Gebote stehenden Fachblatte zu veröffentlichen. Ich weiß, daß es seitdem vielfach Eingang gefunden hat; hier aber trat es mir zum ersten Male wieder lebendig entgegen und bestätigte mir die Lehre: man streue nur gute Körner aus und Sorge nicht, was aus ihnen wird; irgendwo gehen sie auf, und wenn es im stillsten Winkel des Spreewalds wäre.“

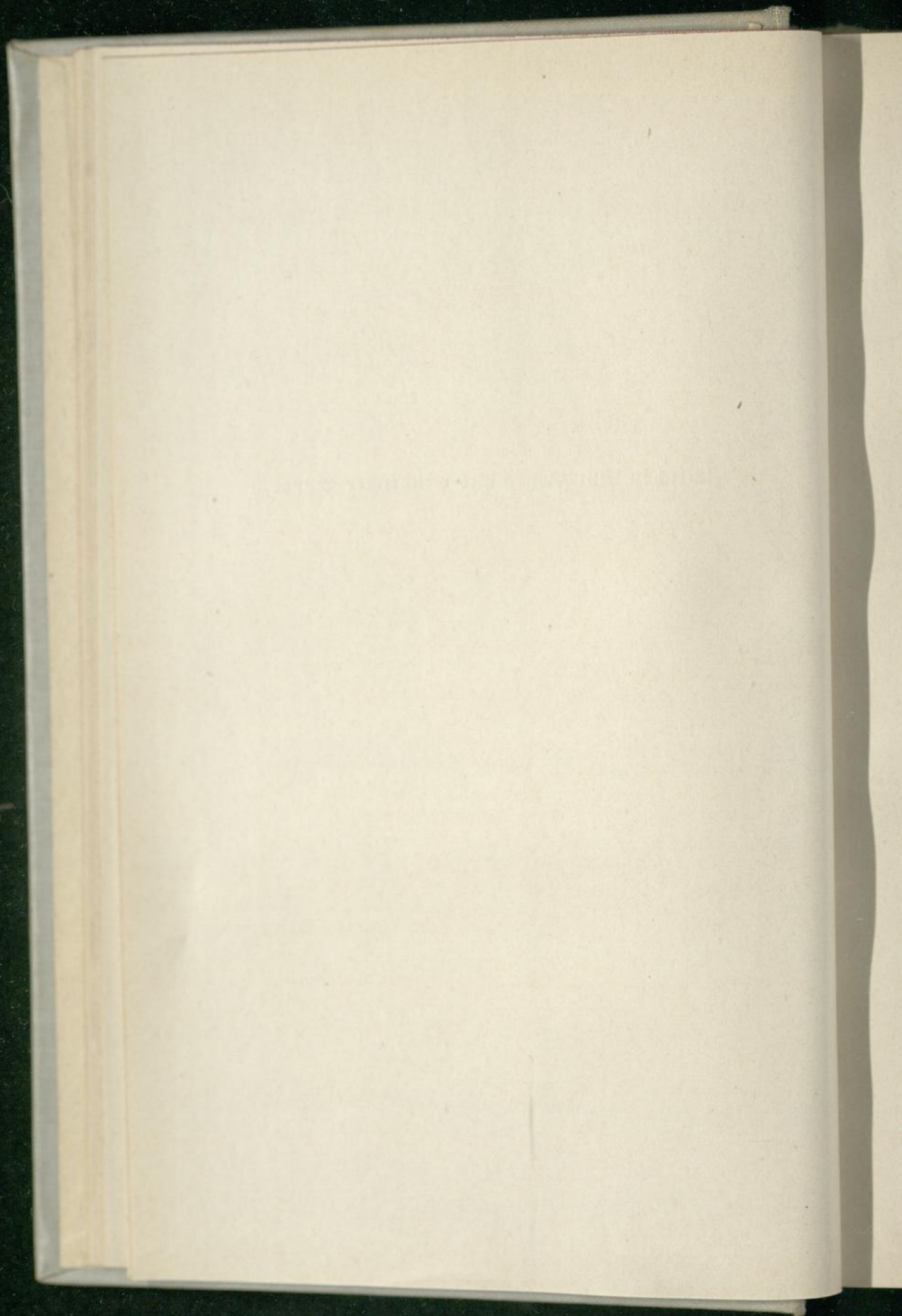
Die Sonne neigte sich und mahnte zum Aufbruch. Noch reizende Partien kamen, aber der Höhepunkt des Festes lag hinter uns.

In Dorf Leipe, das wir auf unserem Rückweg passierten, trafen wir hauptstädtische Gesellschaft, die der wachsende Schönheitsruf des Spreewaldes herbeigelockt hatte. Wir schlossen uns ihnen an, und Boot an Boot ging es nunmehr wieder auf Lübbenau zu. Wort und Lachen klang herüber und hinüber, und ein kalter Grog, der, als die Sonne nieder war, aus Rum und Spreewaldwasser gebraut wurde, hielt die Kühle des Abends von uns fern. Aber nicht auf lange; Plaid und Paletot forderten endlich ihr Recht, und lautlos glitten die beiden Boote nebeneinander her. In die Stille hinein klang nichts mehr als der taktmäßige Ruck der Ruder und das leise Plätschern des Wassers.

Es schlug zehn von dem am Abendhimmel aufdunkelnden Turm, als wir im Schatten der Lynarschen Parkbäume wieder anlegten. Der „braune Hirsch“ nahm uns eine Viertelstunde später in seine gastlichen Betten auf, Bootsführer Birkgig aber ging seinem Dienste nach, um mit Horn und Spieß für Lübbenau und seine Spreewaldgäste zu wachen.



Zwischen Spreewald und wendischer Spree



## Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow

Arm oder reich,  
Im ersten und letzten ist es gleich,  
Und wo zwei Hütten zusammenstehn,  
Gab es Lieb und Haß und — ist was geschehn.

Zwischen dem Spreewald und der wendischen Spree (der Dahme) liegt das Land Beeskow-Storkow, ein wenig gekannter Winkel, der nichtsdestoweniger seine Schönheit und seine Geschichte hat. Beiden beschloß ich nachzugehen und wählte dazu die Woche vor Ostern, eine Zeit, in deren greller, oft schattenloser Beleuchtung ich die märkische Landschaft noch nicht gesehen hatte. Von den alten Familien dieses ehemals lausitzischen Landesteiles interessierten mich am meisten die Löschebrands, in betreff deren ich nur wußte, daß sie seit vielen hundert Jahren um den großen Schermüßelsee herum ihre Sitze hatten. Ihr Name schon klang mir prächtig im Ohr, und ich sah eigentlich alles, was Löschebrand hieß, hoch zu Ross irgendeinen Brand mit geweihter Lanze löschend. Jeder ein Ritter Sankt Georg. O das mußte ein himmlischer Tag werden, und ich gab mich dieser Vorstellung um so voller und sicherer hin, als ich, ein paar Notizen abgerechnet, keinen „Wissenskram“ in mir beherbergte, der meine Phantasie hätte zügeln können.

Der Abend vorher schon hatte mich nach Fürstenwalde geführt, von wo die Fahrt in aller Morgenfrühe beginnen sollte. Diese Morgenfrühe war nun da, der Wagen kam und hielt, und über das holprige Pflaster der ehemaligen Bischofsstadt hin ging es in das „romantische Land“ hinein. In das romantische Land Beeskow-Storkow.

### 1

#### Rauen und die Markgrafensteine

Es ging, weil die Spree hier sieben Arme hat, über sieben Brücken; und als die letzte Brücke hinter uns lag, lag auch schon die weite Landschaft vor uns, hell und klar und sonnig, und so trocken, daß der Staub aufwirbelte wie zur Sommerzeit. Aber ein Blick auf die

Bäume zeigte zur Genüge, daß der Sommer noch ausstand, und daß nichts heraus war als ein paar ärmliche Palmsonntagsläkchen.

Ich hatte gleich anfangs meinen Platz neben dem Kutscher genommen, der eigentlich kein Kutscher war sondern ein Fuhrherr, und durch gute Haltung in jedem Augenblicke den Beweis führte, daß er bei den Potsdamer Ulanen gestanden. Er hieß Moll, entsprach durchaus seinem Namen und gab was auf Bildung, Bücher und Zeitungen. Aber er hatte sich seinen guten Verstand und sein eigenes Urteil nicht weggelesen und hielt vielmehr umgekehrt mit einem gewissen Eigensinn an seinen einmal gefaßten Ansichten fest. Selbstverständlich immer unter Wahrung artiger Formen. Er war gesprächig und mittheilfam, aber doch zugleich auch reserviert und lächelste viel.

Als wir aus der Flußniederung auf die Höhe gekommen waren, wies ich auf einen Hügelzug, der sich in geringer Entfernung vor uns ausdehnte: „Was sind das für Berge?“

„Die Rauenschen?“

„Ja, die Rauenschen. Wo die Braunkohlen herkommen?“

Er stimmte zu.

„Das ist mir lieb, die mal zu sehen, obwohl ich keine brenne; sie stauben zu sehr. Dann ist wohl auch Rauen selbst hier ganz in der Nähe?“

„Versteht sich. Der dicke Turm da. Das is es.“

„Na, dann vorwärts. Aber in Rauen müssen wir einen Augenblick halten. Ich glaube, da gibt es was.“

Er war einverstanden und zeigte nur dann und wann mit dem Peitschenstock auf das eigentümliche Treiben an dem uns immer näherkommenden Hügelabhang. Ein einziges Pferd zog eine lange Reihe von Wagen und ließ mich erkennen, daß dort ein aus irgendeinem Bergstollen herausführendes Schienengeleise liegen mußte. Von der entgegengesetzten Seite her kamen leere Wagen zurück, und in einem dem Höhenzuge vorgelegenen Sumpfstücke stand ein Storch und sah sich ernst und nachdenklich um. Es war, als such' er nach einem Wahr- und Erkennungszeichen und könne nicht einig mit sich werden, ob es auch die rechte Gegend sei.

Moll, dem ich meine Bemerkung mittheilte, fand es auch und verbreitete sich dann eingehender über Störche, namentlich aber darüber, daß es doch eigentlich ein merkwürdiger und zugleich auch



höchst anspruchsloser Vogel sei, der immer wieder ins Beeskow=Storkowsche komme, während ihm doch die ganze Welt offenstehe.

All das sprach er in sehr gebildetem Deutsch, mit einem Dialektanklange, der weder märkisch noch Berlinisch war, obwohl er von beiden einen Beisatz hatte. Dies fiel mir natürlich auf, und ich sagte: „Sie sprechen so anders, Moll; wo sind Sie eigentlich her?“

„Ich? Ich bin aus Hinterpommern.“

„Ist es möglich?“

„Ja, was will man machen.“

„Und von wo denn?“

„Von Köslin. Das heißt ein bißchen ab, so nach'm Gollenberg zu.“

„Da sind Sie ja Nachbar von Bismarck.“

„Nei, der liegt mehr rechts weg, so zwischen Nummelsburg und Schlawe. Meine Gegend ist doch noch anders. Und ich sag' Ihnen, eine propre Gegend.“

„Ich dacht' immer, es wäre da nicht viel los.“

„Ja, das haben mir schon viele gesagt. Aber es is nicht so. Da is mehr los als hier. Denn was haben Sie denn hier? Eine Kussel und dann wieder 'ne Kussel. Und mal 'ne Kräh und wenn's hochkommt, 'ne Bockmühle.“

„Nu gut. Aber was haben Sie denn? Ist es denn besser bei Ihnen?“

„Nu, besser is es schon, denn schlechter is nich möglich. Und das macht alles der Charakter. Der Charakter is immer die Hauptsache. Sehen Sie, bei uns gibt es lauter ortliche Menschen.“

„Und alle zehn Schritt 'nen Edelmann.“

„Ach, lieber Herr, ein Edelmann is gar nich so schlimm. Ich bin auch für Freiheit; aber was so'n richtiger Edelmann is, na, viel tut er woll freilich auch nich, aber er tut doch immer was. Und der Bauer is auch ganz anders bei uns.“

„Ich hab' immer gefunden, der Bauer ist überall derselbe. Der Bauer ist überall hart.“

„Is schon richtig. Aber doch alles mit'n Unterschied. Un warum is er hier so hart, ich meine so schlimm hart? Weil er selber nichts hat. Es is ja die reine Hungerleiderei. Sehen Sie sich doch diesen Weg und diese Schonung an. Der reine gelbe Sand. Und wo der reine gelbe Sand is, is auch immer der reine gelbe Neid. Und gönnt

keiner dem andern was. Und von was geben oder helfen steht nu schon gar nichts drin.“

„Hören Sie, Moll, ich bin zwar selber ein Märker, aber ich glaube wahrhaftig, Sie haben ein bißchen recht.“

„Ja, freilich hab' ich recht. Es is alles pauvre hier, und vons Pauvre-sein is noch nie nich was Gutes gekommen.“

Unter solchen Gesprächen waren wir bis in Rauen selbst hineingefahren. Auch dieses, wie der Hügelabhang draußen, zeigte den Bergwerkscharakter; alle Häuser sahen rußig und schmucklos aus, und nur eine modische Petroleumlampe mit blauem Ständer und weißer Milchglasglocke war überall als einziges Bierstück in die Fenster gestellt.

In der Kirche, die für das Fest gepußt und gesäubert wurde, trafen wir einen Ortsangesehnen, an den ich mich alsbald mit der Frage wandte, „was die Rauenische Kirche denn wohl habe?“

„Wir haben gar nichts als den alten Grabstein vorm Altar. Alles was in Schnörkelbuchstaben daraufstand, ist weggetreten; aber die Rauerer sagen, es wär ein Bischof gewesen. Und ich denke mir, es wird wohl ein Bischof gewesen sein.“

„Ein Bischof? Hören Sie...“

„Ja, warum soll es kein Bischof gewesen sein? Es waren ihrer ja so viele. Welche liegen in Fürstenwalde, welche liegen in Beeskow, und warum soll nicht wenigstens einer in Rauen liegen? Er kann ja 'ne Vorliebe für Rauen gehabt haben.“

„Glauben Sie?“

Diese letzten Worte waren schon vor dem vorerwähnten Altar gesprochen worden, und wir schoben jetzt eine längliche Strohecke fort, unter der der angebliche Bischofsstein gelegen war. Er war wirklich ganz abgetreten, bis auf eine einzige den Schriftzügen oder Buchstaben nach aus der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts herflammende Zeile, die durch einen schmalen, nur etwa zwei Zoll breiten Vorsprung der Altarstufe geschützt und gerettet worden war. Diese Zeile lautete: „v. Wulffen, Tempelb ...“ Es war also ein Tempelberger Wulffen, der hier begraben lag und kein Bischof dieses Namens. Wie denn solcher überhaupt nicht existiert hat, was sich aus dem vollständigen, uns von Wohlbrück in seinem Geschichtswerke gegebenen Verzeichnisse der Lebuser Bischöfe mit Sicherheit ersehen läßt.

Aus dem Dorfe Nauen fuhren wir abermals in eine Schonung ein, zwischen deren Krüppelkiefeln eine Fahrstraße sich ängstlich hin und her schlängelte, fast als ob jeder einzelne Baum zu schonen gewesen wäre. Wo so wenig ist, ist auch eine Kiefer etwas. Endlich aber passierten wir eine halboffene Stelle, die durch mehrere hier sich kreuzende Waldwege gebildet wurde.

„Das ist er“, sagte Moll und hielt sein Fuhrwerk an.

„Wer?“

„Der große Stein.“

„Der Markgrafenstein?“

Er nickte bloß und überließ mich meinem Staunen, das weniger an den rechten Flügel der Bewunderung als an den linken der Enttäuschung grenzte. Wirklich, ich war enttäuscht und würde, wenn es Moll vorgezogen hätte schlechtweg daran vorüberzufahren, im günstigsten Falle gedacht haben: „ei, ein großer Stein“. Und das sollte nun einer der berühmten Markgrafensteine sein, eines der sieben märkischen Weltwunder! Ich hatte mir diese Steine halb memnonsäulenartig oder doch wenigstens als ein paar von der Natur gebildete Niesenobelisken gedacht und sah nun etwas Zusammengekauertes daliegen, das genau den Eindruck eines toten Elefanten auf mich machte. Nun sind Elefanten ja unzweifelhaft große Tiere, wenn ihnen aber obliegt, als Berg- und Felstrümmer landschaftlich zu funktionieren, so kommt die Landschaft und kommen sie selber zu kurz.

„Ist er es denn wirklich?“ bracht' ich endlich heraus. „Es ist wohl bloß der kleine; es sollen ja zwei sein.“

„Ja zwei sind es, und der andre war auch größer. Aber den haben sie ja zersprengt, und was nu noch davon da is, das is nich viel, un is bloß Scheibenständer und Kugelfang, wenn die Nauener ihr Freischießen haben.“

„Aber im Granit kann sich doch keine Kugel fangen.“

„Is schon richtig. Aber das ist ja gerade das Gute. Sehen Sie, so'n richtiger Kugelfang is eigentlich gar kein Kugelfang. Das heißt, er is es zu sehr.“

„Wie denn?“

„Ja, wie soll ich es sagen? Es is damit wie mit dem Schiffsjungen, dem der silberne Teekessel ins Meer gefallen war, und der dann ängstlich und psiffig fragte: „Is das verloren, wovon man

weiß, wo's is?" Und so kann man auch beim richtigen Kugelfang fragen. In'n Sand stecken sie drin, und jeder weiß ganz genau, wo sie sind. Aber weg sind sie doch. Und nun sehen Sie sich die klugen Rauener an! An den Granit schlägt die Kugel und klatsch, da liegt sie. Und wenn sie mit Schießen fertig sind, suchen sie die platten Kugeln wieder auf. Und liegen alle da wie die Pflaumenkerne.

„Hören Sie, Moll, das gefällt mir. Können wir diesen Kugelfang nicht sehen? Ich meine den Stein.“

„O gewiß. Er liegt ja hier gleich nebenan. Und ich brauch' auch nicht abzusträngen. In dem Sand hier stehen die Pferde wie 'ne Mauer.“

Diese prusteten und rieben sich vergnügt und wie zum Zeichen des Einverständnisses die Köpfe, Moll und ich aber gingen nach rechts in das Gehölz hinein, wo wir alsbald auch den andern Stein fanden, der mal der größere gewesen war. In seiner Front erkannt' ich leicht die beiden Erdwandungen einer mehr als hundert Schritt langen Schießallee, während sich am Stein selber unzählige Kugelspuren zeigten.

„Und dies ist also der große Stein. War er viel größer als der andre?“

„Nein, ich hab' ihn zwar nicht mehr gesehn, aber die Leute sagen es ja.“

„Was?“

„Nu, daß er nich viel größer war ... Und so um die zwanziger Jahre rum wurd' er in drei Stücke gesprengt, gerad so wie Sie 'ne Birn' in drei Stücke schneiden: links 'ne Backe un rechts 'ne Backe, und in der Mitte das Mittelstück. Un aus 's Mittelstück haben sie ja nu die große Schale gemacht, die jetzt auf'n Berliner Lustgarten steht, und die linke Backe, das is das Stück, das wir hier sehen, un die rechte Backe, die werd' ich Ihnen nachher zeigen.“

„Ist es nötig, sie zu sehen?“

„Ja, die müssen Sie sehen. Ich zeig Ihnen alles, wie sich's gehört. Und es heißt auch die ‚Schöne Aussicht‘.“

Als bald saßen wir wieder in unsrem Wagen und fuhren jetzt im Zickzack auf eine sandige Höhe hinauf. An höchster Stelle hielten die Pferde wie von selbst und Moll sagte: „Hier ist es. Dies ist die ‚Schöne Aussicht‘.“

„Und die Backe?“

„Die liegt hier.“ Und dabei wies er auf ein sonderbares Granitmobiliar, das mich, auf den ersten Blick wenigstens, an Stonehenge erinnerte, jenen alten Druidenplatz in der Nähe von Salisbury, den man in Kunstatlassen und illustrierten Architekturgeschichten abgebildet findet. Im Quadrat standen vier Steinbänke, dazwischen präsentierte sich ein großer, runder Steintisch, alles aus dem Granitstück gefertigt, das man von dem Stein unten abgesprengt hatte.

Der Wagenplatz, auf dem ich saß, war höher als das Steinmobiliar und gönnte mir einen freieren Umblick. Alles in der Welt aber hat sein Gesetz, und wer auf der „Schönen Aussicht“ ist, hat nun mal die Pflicht, sich auf den Steintisch zu stellen, um von ihm aus und nur von ihm aus die Landschaft zu mustern. Und so tat ich denn wie mir geboten, und genoß auch von diesem niedrigeren Standpunkt aus eines immer noch entzückenden Rundblicks ein weitgespanntes Panorama. Die Dürftigkeiten verschwanden, alles Hübsche drängte sich zusammen und nach Westen hin traten die Türme Berlins aus einem Nebelschleier hervor.

Aber mehr als die Fernsicht interessierte mich, was in verhältnismäßiger Nähe gelegen war, und ich rief Moll, auf daß er mir die Namen der bunt umhergestreuten Ortschaften nenne.

„Da der Turm hier hinter dem Rauenschen“, hob er ciceronehaft an, „is der von Markgraf=Pießk, und der hier unten über die Pießkesche Heide weg, das ist der von Schermeusel=Pießk.“

„Ich glaube, Sie spaßen.“

„I, wie werd' ich denn! Es gibt hier lauter solche Namen, un is einem orntlich ein bißchen genierlich.“

„Und hier links der Turm zwischen den zwei Pappeln?“

„Das is Pfaffendorf; na das geht noch. Aber das andere, gleich dicht daneben, das is Sauen, und hier rechts weg is 'ne Kolonie von des Alten Frijen Zeiten her und heißt Schweinebraten!“

„Aber Moll, ist es denn möglich?“

„Ach Gott, hier is alles möglich. Und warum heißt es so? Weil sie keinen haben. Und wollen sich wenigstens einen vorstellen oder dran erinnern.“

„Aber warum sich erinnern an das, was man nicht haben kann. Ich finde, das ist gegen die Lebensweisheit. Freilich jeder hat so seine eigne. Und nun sagen Sie mir, das große Wasser hier vor uns, was ist das?“

„Das ist der Schermügel.“

„Ah, das ist schön. Und das daneben, das sind wohl die Güter, die die Löschebrands hier hatten?“

Er bejahte.

„Nun sehen Sie, da müssen wir hin. Ich denke mir, daß ich da vielerlei finden werde: Gräber und Türkenglocken, und Denkmäler und Inschriften. Und vielleicht auch einen Pfeiler mit ein paar eingemauerten Nonnen, oder 'ne Sakristei mit 'nem vergrabenen Schatz.“

Er lachte. „Nei, so viel finden Sie nich. Un 'nen vergrabenen Schatz erst recht nich. O du meine Güte...“

„Nun, wir wollen sehen, Moll.“

Und damit fuhren wir weiter auf den Schermügel zu.

## 2

## Am Schermügel

Nur von dem höchsten Punkte der „Schönen Aussicht“ aus hatten wir den See vor Augen gehabt, als wir nun aber am Hügelabhänge hin ihm direkt zufuhren, verschwand er wieder und überließ mich auf eine halbe Stunde nicht nur dem mahelnden Sande, sondern auch allerhand philosophischen Betrachtungen, in denen Moll so stark war. Er sprach unter anderm eingehend über das Glücksradd und den Wechsel aller Dinge, wovon auch der Schermügel, übrigens zu seinem und der Anwohner Vorteil, ein Lied zu singen wisse. Jetzt bring er zum Beispiel 2000 Taler Pacht und werd' es bald noch höher bringen, um die Zeit aber, als die Franzosen im Lande gewesen seien, sei der ganze See, der damals dem Fiskus gehört, um die Summe von 2000 Taler an einen Meistbietenden verkauft worden. Und noch dazu wie? Der Meistbietende sei nämlich ein Herr von Löschebrand auf Saarow gewesen (nicht der alte Rittmeister, der jetzt auf dem Reichenwalder Kirchhof liege, sondern sein Vater oder Großvater), ein pfiffiger alter Junker, der sich denn auch einen richtigen Junkerspaß gemacht und die ganzen 2000 Taler in lauter ihm selber aufgezwungenen Bons und Lieferungsscheinen ausgezahlt habe. Natürlich seien die Scheine von dem Beamten untersucht und nachgezählt worden, und als sich bei der Gelegenheit ergeben, daß es nur 1998 Taler seien, habe der alte

Saarowsche mit einem Gesicht, als ob es ihm nicht drauf ankömme, noch zwei blanke Taler zugelegt und dabei herzlich gelacht. Und so sei denn der ganze See damals für zwei Taler oder den tausendsten Teil von dem, was er jetzt Pacht bringe, verkauft worden.

Unter solchem Geplauder waren wir immer noch am Hügel-  
abhänge bis an ein halb pavillon- halb tempelartiges und zugleich  
völlig einsames Gebäude gekommen, das zwischen Kiefern und Laub-  
holz hindurch auf den hier plötzlich wieder sichtbar werdenden See  
sah. Ich erfuhr, daß ein Herr von Bonseri dies Mausoleum (denn  
ein solches war es) errichtet habe, war aber unaufmerksam auf alles  
weitere, weil die Schönheit des Schermügel und seiner Dörfer mich  
ausschließlich zu fesseln begann. Das nach rechts hin gelegene mußte  
Saarow sein. Ich erkannte deutlich das hohe rote Herrenhausdach,  
das über die Wirtschaftsgebäude wegragte, während ihm gegenüber,  
alles Pappelgestrüpps unerachtet, der kleine Pieskower Kirchturm  
immer deutlicher hervortrat.

Beide Dörfer lockten mich, das eine wie das andere, da das Fuhr-  
werk aber geschont werden mußte, so beriet ich mit Moll und propo-  
nierte, daß er mit den Pferden unmittelbar auf das an unsrer eigent-  
lichen Reiselinie gelegene Pieskow fahren solle, während ich meiner-  
seits erst nach Saarow marschieren und von dort aus in einem  
kleinen „Seelenverkäufer“ über den See herüberkommen wolle.  
Das fand denn auch seine Zustimmung, wie jede den Weg kürzende  
Proposition, und während er sofort auf einem Schlangelwege berg-  
ab und auf die linke Schermügelseite zufuhr, hielt ich mich rechts,  
um auf einem am See hinlaufenden Wiesenpfade bis an den Fahr-  
damm und demnächst auf die große Saarower Dorfstraße zu  
kommen.

Es war ein wundervoller Weg; über dem blauen Wasser wölbte  
sich der blauere Himmel, und zwischen den spärlichen Binsen, die  
das Ufer hier einfaßten, hing ein ebenso spärlicher Schaum, der in  
dem scharfen Ostwinde beständig hin und her zitterte. Holz und  
Borstestücke lagen über den Weg hin zerstreut, andre dagegen tanz-  
ten noch auf dem flimmernden See, der im übrigen all diesem  
Flimmern und Schimmern zum Troß einen tiefen Ernst und nur  
Einsamkeit und Stille zeigte. Nirgends ein Fischerboot, das Neze  
zog oder Neusen steckte, ja kaum ein Vogel, der über die Fläche hin-  
flog. Oft hielt ich an, um zu horchen, aber die Stille blieb, und ich

hörte nichts als den Windzug in den Binsen und das leise Klatschen der Wellen.

Und endlich auch die Schläge, die vom Pieskower Turm her zu mir herüberklangen. Ich zählte zwölf, es war also Mittag, und ehe der letzte noch ausgefunnt hatte, war ich auch schon bis an die Stelle heran, wo mein Fußweg in die vorerwähnte Saarower Dorfstraße mündete.

Dicht am Eingange saß ein Mütterchen auf einem Strauch- und Reisigbündel, das sie sich aus der Heide geholt, und grüßte mich. Alte Weiber sollen kein Glück bringen, aber wenn sie freundlich sind und einem einen Guten Tag bieten, so hat es mit der ganzen Jägerweisheit nicht viel auf sich. Und so blieb ich denn auch stehen und sagte: „Na Mutterchen, is wohl ein bißchen schwer? Und die Sonne sicht heut so. Sie müssen die Kinder in den Wald schicken. Oder haben Sie keine?“

„Woll, Kinner hebb ick, un Enkelkinner oof. Awers se wulln joa nich. Un se künn' oof nich. Se möten joa all in de School.“

„Ja, ja. Alles muß in die Schule. Haben Sie denn auch 'ne Kirche in Saarow?“

„Nei. Wie möten nach Reichenwald.“

„Richtig. Ich erinnre mich. Das ist da, wo sie den alten Rittmeister begraben haben. Haben Sie den noch gekannt?“

„O wat wihr ick nich? He wihr joa so in mine Joahr. Woll hebb ick em kennt.“

„Und wie war er denn?“

„Na, he wihr joa so wiet sanz goot. Bloot man en beetten schnaafsich un wunnerlich, un of woll en beetten to sihr för de Fruenslud. Awers nu is he joa dod.“

„Und hat wohl ein Denkmal? Ich meine so was von Stein oder Eisen. Eine Figur oder einen Engel mit 'nem Spruch oder Gesangbuchvers.“

„Ne. För so wat wihr he nich.“

„Und is sonst noch was in Saarow zu sehn?“

„Ick glöw nich. Beel is hier nich in Saarow. En nijen Kohstall . . .“

„Aber drüben in Pieskow?“

„Joa in Pieskow. O woll, versteiht sich. In Pieskow da möt wat sinn.“



„Na, dann werd' ich mal sehn. Ich dank' auch schön, Mutterchen.“  
Und damit ging ich weiter in das Dorf hinein.

Wirklich in Saarow war nicht viel, und als ich mich genugsam davon überzeugt hatte, hielt ich mich auf den See zu, wo nach meiner Meinung eine Fähre sein mußte. Nach einigem Suchen sah ich ein angekettetes Boot liegen, und dicht daneben ein Häuschen, an das drei, vier Ruder angelehnt waren. Also hier war es nutzmaßlich. Ich trat denn auch ein und fand eine Frau, die sich auf eine Stuhllehne gestützt von hinten her über ihren etwa zwölfjährigen Jungen bog und ein Exempel mit ihm rechnete, das diesem blutsauer zu werden schien. Als ich ihr mein Anliegen vorgetragen hatte, sagte sie kurz aber nicht unfreundlich, „sie habe nur den Jungen zu Haus, ob ich mit dem fahren wolle?“

„Gewiß.“

Und so stieg ich denn ins Boot und setzte mich so, daß ich dem Jungen, der rückwärts saß, grad' in die Augen sah. Als wir schon abstießen, kam auch noch seine jüngere Schwester, nahm rasch ein zweites Ruder und setzte sich neben ihn. Ich sah bald, daß der Junge seiner Sache vollkommen sicher war und den Schermügel ohne sonderliche Mühe bezwingen würde, trotzdem uns der Wind entgegenwehte.

Dieser, anstatt stärker zu werden, wurde schwächer, aber je mehr er sich legte, desto blendender wurde die Sonne, so daß ich im Sonnenlicht, das überall hinflimmerte, bald nichts weiter sah als das Eingreifen der Ruder und die klugen und energischen Köpfe der beiden Kinder. Es entging ihnen auch nicht, daß sie mir gefielen, aber ich sagte nichts, und wir waren schon bis über die Mitte des Sees, als ich endlich fragte:

„Wie tief ist denn eigentlich Euer See?“

„Na, wie uns' Huus.“

„Oh, mihr, mihr“, flüsterte die Schwester.

„Und könnt' ihr denn auch schwimmen? Oder du wenigstens?“

„Nei.“

„Ja, da kannst du ja mal ertrinken.“

„Oh, id' wihr doch nich.“

„Nu nimn mal an, wenn euer Boot umkippt.“

„Uns' Boot kippt nich.“

Und dabei sahen sie sich an und kicherten und ruderten weiter.

Eine Weile verging so, während der Junge nachzuspinnen schien, was nun er wohl zur Unterhaltung beisteuern könne. Dann sah er mit eins in die Höh' und sagte: „Dat 's 'ne Mōw'.“

„Freilich. Ich kenne Mōwen. Aber woher kennst du sie? Sie sind ja nur selten hier.“

„Wi hebben een.“

„Lebendig?“

„Ne, utstoppt. Und wi hebben oof en Reiger, un is oof utstoppt un hatt 'ne Schlang in't Muul.“

„Aber Bōgel austopfen ist nicht leicht. Wer macht denn das hier?“

„Mien Bader sien Bader. De kunn' all so wat.“

„Ist er tot?“

Er nickte. Da wir aber bereits in der Nähe des dichten Schilfufers waren, an dem er den Einfahrtspunkt nicht verfehlen durfte, so schwieg er jetzt, und sah bei jedem Ruderschlage nach rückwärts. Und nun war er heran, gab dem Boote geschickt eine Wendung und glitt zwischen dem knisternden Schilf hin auf die Pieskower Landungsstelle zu.

Das Ufer war nicht hoch und erkletterte sich leicht. Als ich oben war, grüßt' ich noch einmal zurück und schleuderte dann zwischen zwei Heckjäumen hin auf einen Grasplatz zu, der allem Anscheine nach die Mitte des Dorfes bildete. Häuser und Gehöfte faßten ihn ein, unter denen ich gerade der Kirche gegenüber auch ein preussisches Schulhaus in seiner eigentümlichen Mischung von Backsteinsauberkeit und Stiljammer erkannte. Die Nachmittagssonne stand prall auf die Scheiben und sah stechend und inspektionsmäßig in die langweilig leeren Räume hinein.

Es kam niemand, als ich klopfte. „Bohnt hier der Lehrer?“ fragt' ich endlich eine vorübergehende Frau. „Geihen's man in'n Goarden.“ Und richtig, da stand er in Front eines Dienenschobers und grub ein von ein paar kleinen Kirschbäumen eingefasstes Stück Land um.

Ich fand einen freundlichen Mann, der auch gleich bereit war, mir das zu zeigen, um was sich's einzig und allein für mich handeln konnte: die Kirche. Diese war keine von den altehrwürdigen aus Feldstein, die stets einen Reiz und eine Schönheit haben, sondern ein Neubau, den man hier unter Benützung der alten Fundamente

vor länger oder kürzer errichtet hatte. Von rechts her lehnte sich ein Turm an, eigentlich nur ein Türmchen von der Art, wie man ihnen auf Weinbergen und Wirtschaftshöfen als Eingang in Sprit- oder Eiskeller begegnet.

Es war also mit nur geringen Erwartungen, daß ich die Kirche betrat. Aber freilich auch dies wenige sollte kaum erfüllt werden. An der einen Wand hingen ein paar Totenkronen und Immortellenkränze, während über dem Altar ein Abendmahlsbild paradierte, darauf Judas um kein Haarbreit schlimmer aussah als die zwölf andern, Christus mit eingerechnet. Ich übersah rasch, daß hier wenig zu machen sei, wollt' aber das meine getan haben und sagte: „Sie wissen doch, daß es früher eine Löschebrandsche Kirche war und daß viele Löschebrands hier begraben wurden?“

„Ich habe davon gehört, unser alter Emeritus . . .“

„Und da wundert es mich, hier nichts als kahle Wände zu finden. Einer aus der Familie war mit Feldmarschall Illo verschwägert, ein anderer fiel bei Fehrbellin, und ein dritter soll sich gegen die Türken ausgezeichnet und dem Kuprili die große Prophetenfahne mit eigener Hand entrissen haben. Ich nenne nur diese drei. Nach meinen Erfahrungen nun auf diesem Gebiete geht man in unsren märkischen Familien über solche Dinge nicht gleichgültig fort, und wenn auch selbstverständlich die großen Geschichtsbücher nicht Zeit und Platz haben, ein Aufhebens davon zu machen, so tun es doch die Kirchen und Krypten überall da, wo solche Schwertmagen und Kriegsgurgeln zu Hause waren. Und da gibt es denn immer allerlei Fahnenfetzen und zerbröckelte Feldmarschallsstäbe, Kettenkugeln und Stulpstiefel, und unter Umständen auch wohl rostige Degen, mit denen ein Bruder den andern über den Haufen gestochen. Ist denn gar nicht so was hier? Es ist doch eigentlich genable für eine berühmte alte Familie, wenn all dergleichen bei Toten und Lebendigen fehlt. Es darf nicht fehlen. Es muß dergleichen geben.“

„Und es hat auch dergleichen gegeben. Hier in dieser Kirche. Wenn ich sage ‚dergleichen‘, so mein' ich nicht Degen mit Brudermord, denn ich will mir nichts an den Hals reden. Aber Grabsteine mit Inschriften und Engelsköpfen, und einen kupfernen Sarg mit einem Guckfenster oben, all das und manch andres noch war da. Darüber ist kein Zweifel.“

„Und Sie haben das alles selber noch gesehn?“

„O nein. Es war das alles lange vor meiner Zeit, und das wenige, was ich davon weiß, weiß ich von unserm alten Emeritus und von der Mutter Nentschen, die noch die frühere Steinkirche gekannt hat und mal mit unten in der Gruft war, als sie die Särge schoben und zusammenrückten, um Platz für den letzten zu schaffen. Denn die Pieskowschen gingen eher ein als die Saarowschen. Und der mit dem Guckfenster habe ganz böß ausgesehn und den Kopf geschüttelt, als ob er's nicht leiden wolle. Denn er sei schon bei Lebzeiten immer sehr stolz gewesen und habe sich nicht gerne beiseiteschieben lassen. Es ist natürlich alles Dummheit und ungebildet, aber die Leute machen sich nun mal solche Geschichten.“

„Und tuen auch recht daran. Es liegt doch immer was drin. Und ist denn die Gruft nicht mehr da? Den mit dem Guckfenster sah' ich gerne.“

„Nein, die Gruft ist nicht mehr da, sie haben sie zugeschüttet. Aber hier rechts neben dem Altar, wenn Sie mit Ihrem Stock aufklopfen wollen, da können Sie's noch deutlich hören. Es klingt alles hohl.“

Ich ließ auf diese Weisung hin meinen Stock auch wirklich fallen, und als ich mich überzeugt hatte, daß er recht habe, dankt ich ihm und verließ die Kirche mit dem Hoch- und Vollgeföhle, die Löschebrandsche Gruftstelle nicht bloß hypothetisch ermutmaßt, sondern sie mit Hilfe des „hohlen Klanges“ über jeden Zweifel hinaus historisch festgestellt zu haben.

Es war nun Zeit, mich nach unserm Wagen umzusehn, und ich hatt' auch nicht lange danach zu suchen. Er hielt drüben an der andern Seite des Kirchplatzes vor einem sehr niedrigen Hause, von dessen Dache sich das Moos mit der Hand wegfegen ließ. Es war ganz ersichtlich der Krug, auch ein Schild schimmerte herüber, aber die Pferde waren nicht ausgespannt und fraßen einfach aus einer Stehtrippe. Neben der Tür bemerkt' ich Moll, und als er mich kommen sah, kam er mir entgegen und lüpfte melancholisch den Hut.

„Ich dachte, Sie wollten ausspannen, Moll.“

„Ich wollt' auch. Man bloß es ging nicht. Is das eine Gegend! In Saarow is nichts, das kenn' ich, und hier in Pieskow is gar nichts.“

„Aber die Leute werden hier doch einen Stall haben?“

„Is schon richtig. Aber keinen Pferdestall. Alles, was sie haben,

is 'ne Zieg', un wenn's hoch kommt 'ne Kuh. Und wer ein paar Pferde hat, na, der hat auch ein bißchen Acker und krügert nich, und hat nich Lust zu dienern und zu Kagenbuckeln, und einem groben Knecht einen doppelten Bittern einzuschenken."

"Ich versteh'. Aber wissen Sie, mich friert hier trotz aller Sonne. Kommen Sie, Moll, wir wollen es drin versuchen. Es wird doch wohl warm sein."

Und so traten wir in die Krugstube.

Drinne war es auch wirklich warm. Aber außer der dicken Luft rührte sich nichts, trotzdem sich drei Menschen in der Stube befanden. Auf einer Ofenbank, die Füße weit vorgestreckt, saß eine Frau von vierzig oder mehr und hatte beide Hände hoch unter ihre Schürze gelegt, als verberge sie was. Es war aber nur Angewohnheit. Ihr zur Seite reckte sich ihre vierzehnjährige Tochter, ein hübsches, schlank aufgeschossenes Ding, und beschäftigte sich damit, einen blauen Wollfaden um ihren Zeigefinger herum- und dann wieder abzuwickeln. Am erfreulichsten war das jüngste Mitglied der Familie, das auf einer Hutsche ritt und einem hölzernen Pferde das wenige von Haaren auszog, womit des Bildners Hand es an Hals und Hinterteil ausgestattet hatte.

Mein „Gutentag“ war nicht unfreundlich aber doch gleichgültig beantwortet worden, und es schien in der Tat nicht, als ob wir weiterkommen sollten. Endlich faßt' ich mir ein Herz und sagte: „Die Sonne will auch gar kein Ende nehmen. Ich glaube Regen wäre gut.“

„J, Sün is oof goot.“

„D gewiß. Aber alles zu seiner Zeit. Wir haben die Sonne nun schon vier Wochen, und nichts kommt raus, und eigentlich müßte doch alles schon in Blüte stehn.“

„Joa. Man blot in Pieskow nich.“

„Aber das klingt ja, liebe Frau, wie wenn hier überhaupt nichts blühte.“

„Na, binoah is et oof so.“

Moll mischte sich hier ins Gespräch und entwickelte seine Lieblingsideen über den Segen des Kapitals und den Unsegen der Kapitalisten. Geld sei gut, das sei keine Frage, ja Geld sei sogar sehr gut. Ohne Geld ging es eben nicht. Aber die reichen Leute, die bloß reich wären und kein Herz und kein Gewissen hätten und bloß immer

reicher werden wollten, die verdürben alles und plünderten alles, und eh nicht ein richtiger Edelmann hier wieder ins Pieskowsche käm...

„J wo“, unterbrach ihn die Frau heftig und zog ihre Hände von der Schürze weg. „J wo. Wat salln wi mit'n Edelmann? Wat is Edelmann! In olle Tiden, na doa gung dat un doa wihr dat nich anners. Awers nu? Du mien Jott, de hebben joa alleen nix. Un wenn se wat hebben, na denn hebben se wat, und denn sinn se groad so, as de annern sinn, de wat hebben.“

Moll wollte replizieren. Aber sie ließ ihn nicht dazu kommen und sagte: „Nei, nei, loaten's man, wi weeten dat; t'is all dumm Lüg; un man blot Geld hebben, is nich dumm Lüg. Un wenn wi so wat Abligs herfreegen, wat oof man ümmer upp Moseßn passen deiht, na dat helpt uns nich. De schinn uns blot. Glöwens man, ick weet dat... Een von mine Schwistern is dröwen...“

„In Saarow?“

„J wo. Dröwen in Amirika. Doa verstoahn set. Un worümm? Wiehl se wat hebben. Un wo se wat hebben, doa künn se oof wat. Und ick woll, ick wihr oof all doa. Joa, min Seel. Un et kümmt oof noch so. Man blot, dat man ihrst röwer wihr. Nei, nei, mit Pieskow is nich veel.“

Und dabei steckte sie die Hände wieder unter die Schürze.

## 3

## Großrieh

Eine halbe Stunde später verabschiedeten wir uns und fuhren aus dem unwirtlichen Pieskow, in dem nicht mal mehr ein Grabstein von besseren Zeiten redete (wenn es bessere Zeiten waren), in die sandig hügelige Feldmark hinaus.

„Hören Sie, Moll“, hob ich an, „das war 'ne forsche Frau.“

„Woll, forsch war sie. Man bloß zu sehr, un eigentlich wütig; un nahm ja gar keine Rāson an.“

„Ja hören Sie, das sagen Sie wohl; Sie sind ein behäbiger Mann. Aber solch armes Volk, das jeden Tag seine Not fühlt, das wird eben wütend und mucksch und starrt vor sich hin. Übrigens lassen wir's, und sagen Sie mir lieber, was ist das mit dem alten

Emeritus? Der Pieskowsche Lehrer konnte ja gar nicht von ihm los. Ist er denn noch bei Wege?"

"Freilich. Und wir kommen sogar an dem kleinen Hause vorbei, das er sich aus Feldstein hat aufmauern lassen. Und hat selber mitgeholfen. Und wenn ich es so liegen seh in Kapperfolium und Efeu, muß ich immer an Robinson und Freitag denken."

"Und da wohnt er? Und ist schon sehr alt?"

"Sehr alt und weiß alles. Er hat noch den Kaiser Napoleon gesehen, als er aus Rußland kam, und als Studente war er mit in Griechenland und ist auch mal mit in die Luft geflogen. Aber sie haben ihn wieder rausgefischt. Und ich hab' ihn öfter sagen hören: Ein jeder hat so sein Schicksal, und wer Pastor in Pieskow werden soll, an den kann kein Türke ran. Und Feuer und Wasser auch nich."

"Ei, das muß ja ein reizender alter Herr sein, und wohl sehr aufgeklärt und freisinnig. Oder vielleicht auch ein bißchen zu sehr. Ist es so was? He?"

Moll lächelte vor sich hin und schien ausdrücken zu wollen: auf eine so feine Frage laß ich mich nicht ein.

Eine kleine Weile danach erreichten wir einen Wald, über dessen schmalen Fahrweg von rechts und links her eine Menge Wurzelwerk gewachsen war. Das gab nun ein entsetzliches Geholper und Gestolper, und ich flog hin und her, aber ich freute mich doch, aus Wind und Sonne heraus zu sein.

Es waren hochstämmige Kiefern und Tannen gewesen, womit der Wald begonnen hatte; bald aber kam Laubholz und inmitten desselben eine moorige Lichtung, auf deren höhergelegenen Stellen allerlei vertrocknete Büsche von Besen- und Heidekraut standen. Auch Elsen- und Birkenholz lag hier in Klaftern am Wege hin, und auf einer dieser Klaftern, die schon bis auf wenige Kloben abgefahren war, saß ein alter Herr mit Käppsel und Starbrille, neben sich ein Kind, eine zehnjährige Kleine, während ein großer Bastardneufundländer, dem die Schäferspitzkreuzung noch ein erhebliches an Intelligenz und Entschlossenheit zugelegt hatte, zu Füßen beider sich ausstreckte. Die Kleine war reizend und schien dem Alten etwas zuzuflüstern.

Als wir vorüber waren, sagte Moll mit halbblauter Stimme: „Das war er.“

„Wer?"

„Nu, der Emeritus. Er geht hier öfter . . .“

Aber eh er noch aussprechen konnte, war ich schon vom Sitz herunter und lief die paar Schritt zurück, um dem Unbekannten und doch bereits so Bekannten unter Entschuldigungen über meine Zudringlichkeit einen Platz auf dem Wagen anzubieten, immer vorausgesetzt, daß er denselben Weg mit mir habe.

„Danke“, sagte der Alte. „Das Aufsteigen ist mir zu schwer und zu gefährlich; ich sehe schlecht, und die scharfe Brille hilft auch nicht viel. Aber die Beine sind noch in Ordnung. Ist es Ihnen recht, so gehen wir ein Stück zusammen und plaudern ein bißchen. Ich plaudere gern. Irme steigt auf den Bock, das Kind kennt nichts Lieberes, und wir marschieren auf dem Fahrdamm hinterher.“

Er schien meine Zustimmung als selbstverständlich vorauszusetzen, erhob sich also und nahm meinen Arm, und als gleich danach auch Irme zu dem artig beiseiterückenden Moll hinaufgeklettert war, setzte sich unser Zug in eine langsame Bewegung. Eine Fühlung zwischen dem Emeritus und mir war rasch gewonnen, und so nannt' ich ihm meinen Namen und den Zweck meiner Fahrt.

„Ah, das freut mich, daß jemand in unsere wenig gekannte Gegend kommt. Es ist ein eigen Land, ich kenn' es und lieb' es und möcht' es für die Lage, die mir noch beschieden, mit keinem andern vertauschen; aber es ist arm und unfruchtbar in jedem Betracht, und ich fürchte fast, daß es auch an Historischem Ihnen nicht viel herausgeben wird.“

„Es ist leider, wie Sie sagen. Ich war ein paar Stunden in Pieskow und dachte da wenigstens von den Löschebrands allerlei zu hören. Aber die Gruft ist zugeschüttet und die Grabsteine sind fort. Und es muß doch seinerzeit eine berühmte Familie gewesen sein.“

„Gewiß, gewiß, und ich habe sie selber noch in guten Umständen gekannt, wenigstens unsre Pieskowsche Linie, trotzdem es schon auf die Neige ging. Und das alles seit Anno dreiundneunzig.“

„Ei, das klingt ja gerade, als ob wir in Frankreich wären. In Frankreich, wie Sie wissen, datiert alles von Quatre-vingt-treize. Steht es damit in irgendeinem Zusammenhange?“

Nicht in dem geringsten. Es handelt sich bei diesem Anno dreiundneunzig um nichts mehr und nichts weniger als um die Pieskowsche Glocke, von der eine alte Prophezeiung sagte: ‚Solange die klingt, so lange dauert der Löschebranden Glück.‘ Und die Prophezeiung



hielt auch Wort, und die Löschebrands waren nicht bloß die Herren hier um den Schermügel herum, sie waren auch große Herren überhaupt und galten bei Hof und waren versippt und verschwägert mit allem, was reich und vornehm im Lande war. Ihr Liebstes aber war der „Dienst“, und weil es immer schöne, stattliche Leute waren, so waren ihnen auch die schönsten und stattlichsten Regimenter immer nur gerade gut genug, und alles, was als Löschebrand in der Sarrow-Pieskowschen Taufliste stand, stand zwanzig Jahre später in der Rangliste der Gardedukorps und Gensdarmes. Es waren echte Junkers, eigensinnig und hochmütig, und ließen die Leute reden, und trotzdem sie nach Sitte jener Zeit über ihre Mittel hinaus lebten und eine wunderliche Wirtschaft führten, erhielten sie sich doch in einem guten und zuletzt wenigstens in einem leidlichen Vermögenszustande, weil sich in alten Familien immer wieder was zusammenerbt.“

„Aber freilich . . .“

„. . . Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und als Pfingsten dreiundneunzig kam und am Abend vorher das Fest eingeläutet werden sollte, da klapperte die Glocke, die beim Volke seit lange nur ‚der Löschebranden Glück‘ hieß und sieben Menschenalter lang über den Schermügel hin geklungen hatte. Das gab nun ein Kopfschütteln im Dorf und allerlei Sorg und Furcht im Schloß; aber Sorg und Furcht konnte den Spuk nicht bannen, und obwohl der alte Gottlob Ernst von Löschebrand, der erst Anno neunzehn starb, und den ich selber noch gekannt habe, die Glocke mit sechs Pferden und einer schwarzen Decke darüber (als ob es ein Leichenzug wäre) nach Berlin fahren und einen frommen Spruch miteingießen ließ — einen frommen Spruch, an den er nicht recht glaubte — so war es doch von dem Tag an vorbei mit der ‚Löschebranden Glück‘ und ist seitdem auch nicht mehr aufgekomen.“

All die Zeit über war mir der Neufundländer unausgesetzt zur Seite gewesen und nur ein paarmal bis an den Wagen vorgespungen, um nach Irme zu sehn. Der Emeritus aber öffnete mir immer mehr das Schatzkästlein seiner Erinnerungen, und als er hörte, daß ich zunächst nach Großrietz wollte, riet er mir, bei seinem alten Freunde dem Kantor vorzusprechen und ihm Grüße zu bringen, „der werde mir mit Rat und Tat behilflich sein und mir zeigen, was zu zeigen sei“.

Dabei waren wir aus dem Walde heraus und bis in die Front eines etwas zurückgelegenen und hinter Efeu halbversteckten Steinhäuschens gekommen, über dessen Heckenzaun fort ein kleiner Pfirsichbaum blühte.

„Wie schön“, sagt' ich. „Wem gehört dies Idyll an der Heerstraße?“

Der Alte lächelte vor sich hin. „Es wird wohl das des alten Emeritus sein.“ Und wirklich, es war es.

Eine Minute später schritten Großvater und Enkelin auf das Häuschen zu. Der Neufundländer folgte, verstimmt über die zu rasch abgebrochene Bekanntschaft. Irme drehte sich noch einmal um und nickte; dann verschwanden alle drei hinter dem Heckenzaun, und Moll und ich waren wieder allein.

„Er ist auch nur arm“, sagte mein Philosoph in ernster Betrachtung. „Und dabei neunundsiebzig. Es is doch eigentlich eine traurige Geschichte.“

„Warum? Er sah ja nicht traurig aus. Ganz und gar nicht. Aber Sie sind ein Mammonsjäger, Moll; Ihr drittes Wort ist immer Geld, und da kann ich schließlich nicht mehr mit. Ich hab' Ihnen heute früh recht gegeben, aber Sie gehen ja viel zu weit und vergessen, daß ein Unterschied ist zwischen Pauvre-sein und Arm-sein. Arm sein ist nicht so schlimm. Achten Sie mal darauf, immer die, denen das Leben das Leben schwer macht, das sind die tüchtigsten und klügsten. War nicht die Pieskowsche Wirtin eine kluge Frau?“

„Ja, ja.“

„Nun sehen Sie, so viel Schneid ist immer nur bei der Armut. Die Not lehrt beten, sagt das Sprichwort, aber sie lehrt auch denken, und wer immer satt ist, der betet nicht viel und denkt nicht viel.“

„Ich bin aber doch lieber satt.“

„Ehrlich gestanden, ich auch. Darin stimmen wir nun wieder zusammen. Aber es ist doch auch was mit der Armut, oder wenn man so will, sie hat auch ihre Vorzüge.“

„Man bloß nich viele...“

„Nein, viele nicht. Aber doch welche. Sehen Sie, Sie haben viel gelesen und sind eigentlich, wenn es nicht grad ihre schwache Stelle trifft (Sie wissen schon welche) für einen gebildeten Fortschritt. Und nun frag' ich Sie, wo säßen wir noch und wo wären wir noch, wenn es keine Not in der Welt gäbe? Die Not ist der große Treiber

oder der eigentliche ‚Motor‘, wie manche sagen, und daß ich hier jetzt mit Ihnen herumkutschiere trotz Ostwind und dieser Stichsonne (fühlen Sie mal wie mir die Haut schon abschülbert) ist eigentlich auch bloß aus Not.“

„Nu ja, man kann es auch so sagen. Aber ich bin doch mehr fürs Amöne. Sehen Sie den hübschen Turm da vor uns? Das ist Großrieß; da kann man doch wieder ein Glas Bier kriegen und ein Mührei mit Schinken.“

„Und da finden wir auch was in Schloß oder Kirche. Ja, Sie lachen, Moll, und denken, ‚ach, das sagt er schon den ganzen Tag‘; aber Sie sollen sehen, hier gibt es was. In Großrieß nämlich hat der Minister Wöllner gewohnt, freilich erst als er in Ungnade gefallen war, und ist auch bald nachher gestorben. Wer in Ungnade fällt, heißt es, der lebt nicht mehr lange. Nu mir könnt’ es nicht passieren; In-Ungnade-fallen und Pensioniertwerden ist eigentlich immer mein Ideal gewesen. Aber der eine denkt so und der andre so... Haben Sie schon mal von dem Minister Wöllner gehört?“

„Nein. Wer war er denn? Ich habe bloß noch von die Mantteuffels gehört. Und einer hieß der kleine Mantteuffel. Es muß also wohl schon vorher gewesen sein.“

„O lange vorher. Er war Minister bei Friedrich Wilhelm II., oder wie die Leute sagen beim dicken König. Und sie sagen auch, er hätt’ ihm immer Hofuspokus vorgemacht und Geister und Gespenster, und alles immer mit Weihrauch und Glasharmonika. Na, vielleicht war es nicht so schlimm. Und das können Sie glauben, Moll, er war gescheiter als manche, die jetzt über ihn lachen. Is auch gar nicht zu verwundern. Denn wie ging es denn? Erst war er bloß Hauslehrer und soll auch ein paarmal gepredigt haben und noch dazu ganz gut; aber zuletzt dacht’ er doch wohl, ‚es käme nicht viel dabei heraus‘, und heiratete lieber ein junges Fräulein von Igenpütz. Auch die Mutter, heißt es, war ihm nicht unhold. Nicht unhold’ darf man am Ende sagen und ist ein statthafter Ausdruck. Und als er nun das junge Fräulein geheiratet hatte (die Mutter nahm es alles in die Hand), da wurd’ er Minister und regierte den preussischen Staat. Und das kann doch schließlich nicht all und jeder.“

Ich hatte hierbei Molls unbedingte Zustimmung erwartet, aber diese blieb aus, und während er es vorzog, hin und her zu diplomatisieren, fuhren wir bereits in Großrieß ein und hielten alsbald vor

einem Häuschen, das uns als das des Herrn Kantors bezeichnet worden war.

Ich stieg ein paar Stufen hinauf bis in den Flur und wollte klopfen, aber ein Choral, der eben auf einem kleinen Klavier gespielt wurde, hielt mich davon ab. Endlich schwieg es drin, und ich trat ein.

Ein alter würdiger Herr empfing mich und hörte wohlwollend aber verlegen meinem Vortrage zu, was mich schließlich selber verlegen machte. So sehr, daß ich, wie gewöhnlich in solcher Lage, vom Hundertsten aufs Tausendste kam. In diesem Momente höchster Bedrängnis erschien die Frau Kantorin und sah mit dem den Frauen eigenen Scharfblick auf der Stelle, daß es sich hier unmöglich um etwas Bedenkliches handeln könne. Sie lud mich also zum Sitzen ein, was seitens ihres Mannes noch nicht geschehen war, und stellte nun ihre Fragen so geschickt und so freundlich, daß ich mich rasch wieder zurecht fand. „Ich fürchte nicht, Ihre Zeit allzulang in Anspruch nehmen zu müssen, eine Stunde wenn's hoch kommt. Ohnehin hängt die Sonne schon über den Dächern drüben, und wenn wir auch Mondschein und sogar Vollmond haben, so lassen sich doch alte Bilder in solcher Beleuchtung nicht allzu gut studieren, die Fenster mögen so hoch und breit sein wie sie wollen. Oder irr' ich mich, wenn ich annehme, daß sich die beiden Wöllner-Porträts in Ihrer Kirche befinden?“

„Eines war in der Kirche, das in roter Uniform. Aber der Herr von der Marwitz hat es, als er das leßtemal hier war, ins Schloß bringen lassen, und da hängen sie nun alle zusammen.“

„Ich wußte nur von zweien.“

„Ja, zwei Wöllner-Bilder ... Ede, du könntest ins Schloß gehen und um den Saalschlüssel bitten; es wär ein Herr da, der die Bilder sehen wollte... Ja, zwei Wöllner-Bilder, eines als Minister und eines aus seiner Hauslehrerzeit, als er noch in Großbehnitz war. Ach du lieber Himmel, Großbehnitz! Wie sich doch alles ändert im Leben. Das war das Iphenplizische Lieblingsgut, und nun hat es Vorsig, und der hat es auch nicht mehr, und ist bloß noch Sommeritz und Villa für seine Witwe. Kennen Sie Großbehnitz?“

Ich nickte.

„Das also sind die beiden Wöllner-Bilder. Und auf dem zweiten, in einem Talar oder Rockelot, sieht er eigentlich aus, als ob er

ein Beichtvater wär oder sonst was Katholisches. Und auch sehr hübsch. Es sind aber außerdem noch zwei Bilder da, die mit dazu gehören, zwei Frauenbilder, und die Leute sagen, das eine sei die Frau Generalin von Ikenplitz, die ja so große Stücke von ihm hielt, und das andre sei das Fräulein von Ikenplitz (die Tochter der Gnädigen), die dann der Hauslehrer Wöllner, oder vielleicht war er auch schon Domänenrat, geheiratet hat. Aber da kommt Ede. Bringst du die Schlüssel?"

„Nein. Aber es sei schon gut. Und der Herr solle nur kommen.“

Auf diese Zusage hin erhoben wir uns, die Frau Kantorin und ich, und gingen nunmehr auf das Schloß zu, das mir seiner großen Renaissancetreppe nach aus der Zeit König Friedrichs I. zu stammen schien. Ein Diener wartete schon und schloß einen Hochparterresaal auf, aus dessen Fenstern ich einen Blick auf einen von Treibhäusern eingefassten Garten hatte. Dieser Blick war hübsch, aber der Saal selber zeigte nichts als eine Stehuhr, eine Porträtbüste Friedrich Wilhelms II. und jene vier Bilder, über die mir die Frau Kantorin einen vorläufigen kurzen Bericht gegeben hatte.

Der letzte Glutschein der untergehenden Sonne fiel auf drei Bilder; das vierte (kleinere) hing an einer Schmalwand unmittelbar daneben und war das Wöllner-Bild aus seiner Ministerzeit. Er trägt auf demselben gepudertes Haar, einen roten Uniformrock und einen blauen mit Silber gestickten Kragen. Eben solche Rabatten und Aufschläge. Die Nase dicklich, die Lippen wulstig, die Augen groß und hervortretend. Alles in allem entschlossen und charaktervoll, aber ohne Wohlwollen.

Auf diesem kleineren Porträt ist er ein mittlerer Fünziger; auf dem größeren, im rechten Winkel danebenhängenden aber erscheint er als ein jugendlicher und in der That schöner abhächter Mann, wie man ihnen auch heute noch innerhalb der katholischen Geistlichkeit in Oesterreich und Süddeutschland zu begegnen pflegt. Er zeigt sich, seinen damaligen Studien entsprechend, mit einem Mikroskop beschäftigt, zwischen dessen Gläser er eben einen zu beobachtenden Gegenstand gelegt zu haben scheint. Eine Verwandtschaft zwischen den beiden Bildern ist unverkennbar: derselbe sinnliche Mund, dazu dieselben großen Wollaugen. Und doch welcher ein Unterschied! Auf dem Ministerporträt alles abstoßend, hier alles anziehend bis zum Verführerischen. Dazu gut und, soweit meine Kenntniss reicht, in

einzelnen Partien sogar vortrefflich gemalt. Von welcher Hand, würde sich durch Kunstverständige leicht feststellen lassen, da nach Antoine Pesnes Tode wohl nur wenige Maler in Berlin existierten, die so zu malen imstande waren.

Die beiden Ihenplizischen Frauenporträts, die dieselbe Wand schmücken, sind in Ausdruck und Vortragsweise nur Durchschnitt. Alles Interesse verbleibt also ihm, und wer die Geschichte dieses vielfach verkannten und unterschätzten Mannes demaleinst zu schreiben gedenkt, wird an diesen Großrieger Bildnissen nicht vorübergehen dürfen. Sie lehren uns manches in seinem Leben und Charakter verstehn.

Inzwischen war die Sonne gesunken, und als wir jetzt aus dem Saal auf die große Freitreppe hinaustraten, stand der Vollmond bereits in aller Klarheit am Himmel. Ihn als Leuchte zur Seite, gingen wir auf die nahegelegene Kirche zu, hinter deren Fenstern ich ein paar Epithaphien und Trophäen in ihrem flimmernden Schmucke von Waffen und Goldbuchstaben erkannte. Dieser flimmernde Schmuck aber war nicht das, was meine Schritte hierher gelenkt hatte, vielmehr hielt ich mich jetzt auf die Mitte des Kirchhofs zu, wo von einer Gruppe von Ahornplatanen umstellt ein großer Granit, ein Doppelgrabstein lag, auf dem einfach die Namen standen: „J. E. v. Woellner und E. A. E. v. Woellner, geb. von Ihenpliz.“ Sonst nichts, weder Spruch, noch Inschrift. Um die Stätte her war braunes Laub hoch zusammengefeget und predigte wie der Stein selber von der Vergänglichkeit irdischer Dinge.

Moll war uns auf den Kirchhof gefolgt. Er schien einen Augenblick zu Reflexionen in dem eben angedeuteten Sinne geneigt, gab es aber doch auf und begnügte sich schließlich mit einer einfachen Wetterbetrachtung: „Ich dachte, der Wind würd' uns einen Regen zusammenfegen. Aber es is nichts. Sehen Sie sich bloß den Mond an; er hat nich mal 'nen Hof und steht so blank da wie'n Zehnmarkstück.“

„Es is richtig. Aber Moll, warum sagen Sie bloß Zehnmarkstück?“

„Jott, ich dachte, vor die Gegend...“

Und damit gingen wir auf das Gasthaus zu, wo mein Mammon- und Adelsfreund schon ein Zimmer für mich, und zwar „auf der rechten Siebelseite“, bestellt hatte.

„Gott, Moll, das ist ja die Mondseite.“

„Na, denn tauschen wir. Ich hab' es gern, wenn er mir so prall aufs Deckbett scheint.“

4

Blossin

In aller Frühe brachen wir auf und machten den Weg vom Tage vorher wieder zurück, einzig und allein mit dem Unterschiede, daß wir statt um die Nordspitze des Schermüßel um seine Südspitze herumfuhren.

Es waren dieselben Bilder, und Wagen und Gespräche mahnten ruhig und unverändert weiter. Aus der Reihe der letztern war eins über Zahnweh unbedingt das wichtigste, weil Moll ein Mittel angab, wie diesem Urfeinde der Menschheit beizukommen sei. Man müsse sich nämlich alle Morgen beim Waschen erst die Hände trocknen und dann das Gesicht; das sei probat, und er wenigstens habe seitdem Ruhe.

Gegen Mittag erreichten wir Storkow, eine der beiden Hauptstädte dieser Gegenden, und fuhren eine Stunde später um den großen Wolzigersee herum, an dessen Westufer ich in einiger Entfernung unser eigentliches Reiseziel erkannte: Dorf Blossin.

Dieses, trotzdem es nur klein und bloßes Filial zu Friedersdorf ist, ist doch nichtsdestoweniger als der Punkt im Beeskow-Storkowschen anzusehn, dem der Ruhm einer eminent historischen Ortlichkeit in erster Reihe zukommt. Es wohnten hier nämlich die Queiße, von deren Schloß oder Herrenhaus aus die berühmte Fehde des Nickel Minckwitz ihren Ursprung nahm, eine Fehde, die mit der derselben Epoche zugehörigen des Michel Kohlhaas eine gewisse Verwandtschaft hat.

Ich schildre nunmehr diese Minckwitzfehde nach den Aufzeichnungen Wohlbrücks und Engels.

Ursach der Fehde. Heinrich Queiß auf Plössin (jetzt Blossin) führt Beschwer über seinen Schäfer und erhält kein Recht

Der beinah achtzigjährige Heinrich von Queiß, Gerichtsherr zu Plössin und Lehnsträger des Bischofes von Lebus, war aus einem

unbekannt gebliebenen Grunde mit seinem Schäfer in Streit geraten, so daß dieser lehtre sich an seines Guts- und Gerichtsherrn Familie tätzlich vergriff. Aber nicht genug damit, er ging in seiner Rache weiter, überfiel — nachdem er vorher die Flucht ergriffen und in Friedersdorf und Dolgenbrod einen Bauernhaufen um sich versammelt hatte — Dorf und Feldmark Plössin und trieb seines Herren Schafe fort. Heinrich von Queiß verklagte nunmehr den Aufrührer bei dem Bischofe von Lebus, der denn auch seinem zu Storkow ansässigen Amtshauptmann Order zugehen ließ, nicht nur die weggetriebenen Schafe wieder herbei, sondern auch den Schäfer selbst vor seines Grundherrn Gericht zu schaffen. Der Amtshauptmann aber erwies sich als säumig in seiner Pflicht, und da mittlerweile von seiten des rachsüchtigen Schäfers wiederholentlich versucht worden war, Plössin in Feuer aufgehn zu lassen, so wurde der von Queiß immer dringlicher in seinen Vorstellungen beim Bischofe.

Dieser, so wenigstens scheint es, war anfänglich zu helfen aufrichtig bereit und sandte Befehl über Befehl an seinen Storkower Amtshauptmann; als dieser lehtre jedoch in seiner Säumigkeit beharrte, schob es der von Queiß auf Unaufrichtigkeit und bösen Willen beim Bischofe selbst und wandte sich deshalb an Heinrich Tunkel, obersten Münzmeister des Königreichs Böhmen und derzeitigen Landvogt der Niederlausitz, der in dieser seiner lehtren Eigenschaft unstreitig die nächste höhere Behörde war.

Und der Landvogt unterzog sich denn auch seiner Pflicht und ersuchte selbigen Tages noch den Bischof, „sich seines Vasallen, des von Queiß, mit größrem Nachdruck annehmen und ihn gegen den Übermut und die Schädigungen des rachsüchtigen Schäfers schützen zu wollen“. Der Brief, in dem dies Ersuchen gestellt wurde, war, wie die Chronisten melden, „in schicklichster Weise“ geschrieben, nichtsdestoweniger empfand der stolze Bischof einen Groll darüber und äußerte sich einmal über das andre, „daß er dem Queiß den getanen Schritt nicht vergessen und ihn seinerzeit zu züchtigen wissen werde“.

„Der stolze Bischof“ nennt ihn die Geschichte der Bischöfe von Lebus, und es mag hier eingeschaltet werden, wer dieser stolze Bischof war.

Georg von Blumenthal, geboren 1490 auf dem Rittergute Horst in der Priegnitz, war nach dem Ableben des Bischofs Dietrich von Waldow seitens der Lebusischen Domherrn einstimmig zum Nach-



folger von Waldows erwählt worden, was als eine durchaus gerechtfertigte Wahl gelten konnte. Denn in früher Jugend schon hatte sich der nunmehr Erwählte durch Klugheit und Charakter hervorgetan. Er war mit siebzehn Jahren Sekretär im Dienste seines Vorgängers, mit dreiundzwanzig Jahren Rektor an der Universität zu Frankfurt gewesen, und hielt als solcher eine Rede, darin er die Studierenden zu Fleiß und gutem Betragen ermahnte. Bald danach empfing er den Grad eines Doktors beider Rechte.

1520 erwählte man ihn, den erst Dreißigjährigen, zum Bischofe von Havelberg, in welche Wahl jedoch Kurfürst Joachim als Landesherr nicht willigte, trotzdem die Wahl bereits die päpstliche Bestätigung erfahren hatte. Dies führte zu Weiterungen, aus denen der Kurfürst anscheinend als Sieger, in Wahrheit aber als Besiegter hervorging, indem er dem Erwählten und durch die Kurie Bestätigten zum Ausgleich für einen freiwilligen Verzicht auf Havelberg nicht bloß das alsbald zur Erledigung stehende Bistum Lebus zusagte, sondern ihm nebenher auch noch seine geflüchtigste Verwendung für das mecklenburgische Bistum Rakeburg in Aussicht stellte. Der Verzicht geschah, ebenso hielt der Kurfürst Wort, und wenige Jahre später war Georg von Blumenthal ein Doppelbischof geworden: ein Bischof von Lebus und Rakeburg.

Heinrich Queiß verbindet sich mit Nickel Minckwitz und Otto von Schlieben und rächt sich an dem Bischofe,  
der ihm sein Recht verweigert

Aus solchen Erfolgen und solchem Besitzstande konnte schon ein „stolzer Bischof“ geboren werden, und Georg von Blumenthal in seinem nur zu begreiflichen Unmut über die Kränkung, die der Appell an den niederlausitzischen Landvogt ihm bereitet hatte, beschloß jetzt, den kleinen Vasallen, der ihm diesen Tott angetan, seine starke Hand fühlen zu lassen. Bis dahin war alles mehr oder weniger unverschuldete Säumnis gewesen, wenigstens soweit der Bischof in Person mitspielte, nunmehr aber schob auch dieser die Rechtsgebung absichtlich hinaus, behauptete, daß den Angaben des Queiß nicht ohne weitres Glauben zu schenken sei, und verlangte von ihm (dem Queiß), daß er sich dem Gerichtszuge nach Friedersdorf, allwo der Schäfer einen Unterschlupf gefunden, anschließen solle, damit

gleich an Ort und Stelle Kläger und Beklagter einander gegenübergestellt und ihre Sache gehört werden könne. Dieser Aufforderung aber, weil er dem Bischof nicht traute, widerstrebte der von Queiß und verlangte nur immer eindringlicher und hartnäckiger eine Verhaftung des Schäfers.

Eine Folge davon war, daß der Zug selbst unterblieb.

Erbittert über dies Verfahren, entschloß sich Queiß „wegen ihm verweigerten Rechtes“ Rache zu nehmen und wandte sich an Otto von Schlieben auf Baruth und den Ritter Nickel von Minckwitz auf Sonnenwalde, mit welchen beiden er übereinkam, den wegen seines Stolzes überall im Lande wenig geliebten Bischof in seiner Stadt Fürstenwalde heimzuszuchen und nach Sonnenwalde hin gefangenzusetzen.

Alle drei: Minckwitz, Schlieben und Queiß (welcher letztere von jetzt ab zurücktritt) hatten in Kürze sechzig Reiter beisammen, mit denen sie den 7. Juli 1528 aufbrachen. Unterwegs aber vergrößerte sich ihr Zug bis auf 400 Berittene, darunter auch ein Kracht von Lindenberg und die beiden Löschebrands von Saarow und Pieskow.

In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli hielten sie vor Fürstenwalde. Die Tore waren selbstverständlich geschlossen, und Minckwitz ersann eine List, um ohne Lärm und Gefahr in die Stadt hineinzukommen. Er hatte nämlich erkundschaftet, daß einige polnische Frachtfuhrleute, die zu früher Morgenstunde weiter östlich auf Frankfurt und die Oder zu wollten, in einer Vorstadtsausspannung Quartier genommen hätten, und schickte deshalb den Herrmann Schnipperling, einen von Schliebenschen Diener, in ebendiese Vorstadtsausspannung ab, um sich daselbst den Fuhrleuten als einer der ihrigen anzuschließen. Es gelang auch über Erwarten, und der Schliebensche, der durch Geld und gute Worte die Polacken leicht zu gewinnen gewußt hatte, war mit unter den ersten, die bei Tagesanbruch in das eben geöffnete Tor einritten. Unmittelbar hinter dem Tore floss ein breiter und sumpfiger Spreegraben, und als der Schliebensche des hier seines Dienstes wartenden Torwächters ansichtig wurde, ritt er an diesen heran und bat ihn, ihm den Satteltgurt etwas fester zu schnallen. Der Torwächter war auch bereit, eh er aber den Riemen fassen und scharf anziehen konnte, stieß ihn der böse Schnipperling ins Wasser und schoß im selben Augenblick ein Pistol ab. Das war das verabredete Zeichen für die bis dahin in

einem Kuffelbusch versteckt gehaltenen Reiter, die nun in raschem Trabe das Thor passierten und über die lange Holzbrücke in die Stadt eindrangen. Anfangs versuchten hier die grade bei der Frühsuppe sitzenden Bürger einen Widerstand und schlugen sich tapfer mit dem Reitervolk herum, als ihnen Minckwitz aber zurief, „es gelte dem Bischof und nicht ihnen“, ließen sie vom Kampf ab und gaben den Weg nach der bischöflichen Burg hin frei. Freilich ohne daß man auf Minckwitzischer Seite noch irgendeinen Vorteil davon gezogen hätte; denn als die Rotte bald danach in die Burg einströmte, fand sie nur noch das leere Nest. Der Bischof hatte Zeit gefunden, seine Flucht zu bewerkstelligen, und nur wenige Dienstleute wurden zu Gefangenen gemacht, darunter Matthias von Blumenthal, des Bischofs Bruder.

Das deutete nun den Minckwitzischen zuwenig, und wenn es ihnen anfänglich unzweifelhaft nur um die Person des Bischofs zu tun gewesen war, so ließ sie jetzt der Arger alle guten Vorsätze vergessen, und Minckwitz selber erteilte Befehl oder gestattete doch wenigstens, daß das bischöfliche Schloß, die Domkirche, das Rathhaus und das Domherrnviertel geplündert werde. Was sich denn auch unverzüglich ins Werk setzte. Selbst die kirchlichen Gefäße, die Patenen und Abendmahlskelche, wurden nicht verschont, und das Zerstörungswerk geschah um so gründlicher und rücksichtsloser, als sich unter den Plünderern bereits sehr viele befanden, die Gegner und Verächter der katholischen Kirche waren. Im Kreise der Anführer aber richtete sich das Hauptaugenmerk auf ihre beim Domkapitel aufbewahrten Verschreibungen und Schuldscheine, die nun, soweit sie zur Stelle waren, entweder vernichtet oder mitgenommen wurden. Weniger glücklich war Minckwitz in Person, der den im Dom aufbewahrten Domschatz in seine Gewalt zu bringen hoffte. Die Sakristei, darin er ihn mutmaßte, wurde bis unter den Fußboden untersucht, aber ein Fleckchen übersah er: den durch die geöffnete Sakristeitür gebildeten Winkel. Und gerade hier stand der Kasten, der den Domschatz bewahrte.

Zuletzt richtete sich die Stimmung, wie man kaum anders erwarten konnte, gegen die Stadt selbst, und als einer aus der Rotte bemerkte, „daß die Bürgerschaft an dem Scheitern ihres Anschlages eigentlich schuld sei, weil ihr Widerstand dem Bischofe Zeit zur Flucht gegeben habe“, fiel man ohne weiteres über die Bürger her.

Einer, der sich widersetzen wollte, verlor sein Leben, und nur zwei Häuser entgingen der allgemeinen Plünderung: eines dadurch, daß der Brauer, der es bewohnte, die heiße Malzbrühe den Anstürmenden auf die Köpfe goß, ein andres dadurch, daß man von innen her ein langes weißes Laken aushängte, wie wenn ein Loter im Hause sei. Nach ein paar Stunden endlich hatte sich das Unwesen ausgetobt, und der ganze Zug zog wieder heimwärts und nahm des Bischofs Bruder gefangen nach Sonnenwalde mit.

Der Bischof Georg von Blumenthal sucht Schutz beim Kurfürsten,  
und Nickel von Minckwitz wird flüchtig

Der geflüchtete Bischof eilte geraden Weges nach der Grimnitz, wo sich Kurfürst Joachim eben aufhielt. Dieser, nach empfangenem Bericht, befahl einem seiner Diener, dem Martin Böhme, mit acht Reitern den Räubern nachzusetzen, um wenigstens in Erfahrung zu bringen, wo sie den Raub zu bergen gedächten. Dies märkische Detachement aber, das für seine Aufgabe viel zu schwach war, wurde zu Dobrilug von den Minckwitzischen überrascht, und Martin Böhme selbst fiel, als er eben sein Pferd besteigen wollte, durch einen Dolchstoß von Schliebens Hand. Seine Reiter wurden gefangengenommen und erst nach Jahresfrist von Sonnenwalde wieder entlassen.

All dies machte den größten Lärm, und als Luther in Wittenberg davon hörte, war er höchst unzufrieden und schrieb an einen Freund: „Ich habe hier weiter nichts erfahren, als daß Nikolaus von Minckwitz mit einer zusammengebrachten Schar die Stadt Fürstenwalde, den Sitz des lebusischen Bischofs, überfallen hat. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde und zu welchem Zweck. Es mißfällt mir aber außerordentlich, wenngleich es heißt, daß alles ohne Mord und Brand geschehen und daß vielmehr nur geplündert worden sei. Wenn ich von Mißfallen spreche, so heg' ich ein solches nicht bloß darum, weil sich das Unternehmen gegen die staatliche Gewalt richtete, sondern namentlich deshalb, weil es das Evangelium mit einer neuen großen Gehässigkeit belastet. So zwingt man uns, die Unschuldigen, für die Freveltaten anderer zu büßen. Gäbe doch Christus, daß dem ein Ende sei, vor allem aber, daß jener Minckwitz nicht noch schlimmeres begehe. Was übrigens den Lebuser Bischof betrifft, so soll er in der ganzen Mark überall verhaßt sein.“

In dieser Annahme „von dem allgemeinen Verhaftsein des Bischofs“ mochte Luther im großen und ganzen recht haben; andrerseits aber war es nicht minder gewiß, daß er, der Bischof, beim Kurfürsten Joachim in hohen Gnaden stand. Ungesäumt ließ dieser letztere denn auch einen Befehl ergehen, in welchem er das ganze märkische Land aufforderte, seine Kraft einzusetzen, um vor Sonnenwalde zu ziehn und das alte Minckwitz=Schloß zu zerstören. Es fehlte nicht an Geneigtheit, diesem Befehle nachzukommen, und bloß aus der Stadt Wittstock erschienen 140 wohlbewaffnete Bürger, die der Havelberger Bischof in Person dem Kurfürsten und seinem Heere zuführte, welches letztere sich bei Berlin sammelte und nach der Angabe mehrerer in dem spätern Prozeß als Zeugen auftretenden Edelleute, aus 6000 Reitern und 40 000 Mann Fußvolk bestand. Aber auch Minckwitz war nicht müßig. Er suchte nicht bloß sein Schloß, das ohnehin für fast uneinnehmbar galt, in noch besseren Verteidigungszustand zu setzen, sondern ging auch außer Landes, um Truppen anzuwerben, mit denen er, wenn Joachim vor Sonnenwalde zöge, seinerseits in die Mark einfallen wollte.

Keinenfalls war Minckwitz gefährdeter als der Kurfürst, eine Meinung, die Luther teilte. „Dem Anscheine nach“, so schrieb er, „befindet sich der Markgraf in größerer Gefahr als Minckwitz, denn dieser hat seine Burg befestigt und ist bereit, den Angriff des Markgrafen auszuhalten. Er selbst soll jedoch außer Landes gereist sein und will vielleicht, während der Markgraf belagert, allerlei anderes ins Werk setzen. Und wer weiß, ob nicht Gott damit anfängt, den Markgrafen heimzusuchen wegen seiner schamlosen Pläne, deren er so viele hegt und so ohne Ende. Ich bitte Gott um Frieden und hätte dem Markgrafen alles andre als den Krieg geraten. Alle Leute sagen, die Burg des Minckwitz sei nicht einzunehmen, wenn die Soldaten sie treu verteidigen wollen.“

Dieser Ansicht schien sich schließlich der Kurfürst selber zuzueigen, denn anstatt das erwähnte stattliche Heer, dessen Zusammenziehung ihm 50 000 Gulden gekostet hatte, gegen Sonnenwalde marschieren zu lassen, ließ er es nach vierzehntägigem Zusammensein wieder auseinandergehn und entschloß sich, zu Minckwitzens Bestrafung einen andern, ungefährlicheren Weg einzuschlagen. Er reichte nämlich Klage gegen ihn als Landfriedensbrecher beim Reichskammer-

gericht zu Wehlar ein und hatte denn auch die Genugtuung, die Reichsacht über denselben ausgesprochen zu sehn.

Der Verklagte war nun vogelfrei, dem Anschein und dem Wortlaute nach ein toter Mann. Aber über bloße Worte kam es nicht recht hinaus.

Der Bischof Georg von Blumenthal dringt in den Kurfürsten Joachim auf energisches Einschreiten gegen Nickel Minckwitz

Nickel Minckwitz, während die Reichsacht über ihn verhängt war, trieb sich in deutschen Landen umher und suchte bald hier, bald dort Sicherheit vor den Nachstellungen des Kurfürsten und des Bischofs von Lebus. Im Jahre 1532 durchzog er Niedersachsen und Holstein. Eine Zeitlang hielt er sich bei dieser Gelegenheit in Lübeck auf, dessen Magistrat ihn aber auf ein von Kölln an der Spree her erhaltenes Warnungsschreiben, „einem bekannten Achter keinen Aufenthalt gestatten zu wollen“, zu schleuniger Abreise veranlaßte. Minckwitz begab sich nun ins Mecklenburgische, woselbst ihn Eggert von Quikow auf Bogtshagen und die Parkenthine zu Dossow in Schutz nahmen. Einst sah er sich hier durch den bischöflich Mecklenburgischen Hauptmann — der als solcher in direkten Diensten des Bischofs Georg stand — in der Gegend von Bogtshagen überrascht, war aber glücklich genug, uneingeholt das Schloß erreichen zu können, dessen Brücke nun hinter ihm aufgezogen wurde.

Soviel Glück dies einerseits war, so war doch andererseits des Minckwitzens Aufenthalt durch ebendiesen Vorfall verraten worden, und Bischof Georg forderte, sobald er davon gehört hatte, des Kurfürsten ernste Verwendung bei den Herzögen Albrecht und Heinrich von Mecklenburg. Joachim zeigte sich auch willig, und alsbald wurde der Hauptmann zu Ruppin, Matthias von Oppen, ferner der Hauptmann zu Zehdenick, Hans von Hake, und der kurfürstliche Rat Franz Neumann an den Mecklenburgischen Hof abgesandt, nicht um Minckwitzens direkte Verhaftung und Auslieferung, sondern nur um einen Befehl an den Eggert Quikow und die Parkenthine, „den Geächteten nicht länger bei sich hausen zu lassen“, auszuwirken. Aber aller angewandten Mühen ungeachtet, gelang es der Gesandtschaft nicht, die Herzöge nach Wunsch umzustimmen, die sich vielmehr einer um den andern aus der Residenz entfernten. Als

sich die kurfürstlichen Räte schließlich überzeugen mußten, daß sie den Zweck ihrer Sendung nicht erreichen würden, entschlossen sie sich ebenfalls zur Abreise. Joachim benachrichtigte nunmehr den Georg von Blumenthal von diesem entschiedenen Mißerfolg, empfing aber nur ein in herben und doch zugleich klug berechneten Ausdrücken abgefaßtes Antwortschreiben, worin er seitens des Bischofs zu ferneren und kräftigeren Maßregeln in dieser Angelegenheit aufgefordert wurde. „So nun Herzog Heinrich“, schrieb der Bischof, „nicht begnügig Antwort gibt, so achten wir dafür, daß statt seiner wenigstens Herzog Albrecht etwas thu, auf daß Eure churfürstliche Durchlaucht nicht in Schimpf besizen bleib und bei die Leut verachtet werd, dieweil der eine Parkenthin zu unserm Hauptmann' gesagt hat: ‚er acht' Eure churfürstliche Durchlaucht nicht besser als seine Bauern'.“

Nickel Minckwitz demütigt sich vor dem Kurfürsten, und der Streit wird geschlichtet

Es war dies Schreiben, wie schon angedeutet, auf die Schwächen und Empfindlichkeiten des Kurfürsten sehr geschickt berechnet, und wohl möglich, daß es in dem gewünschten Sinne gewirkt und energischere Schritte veranlaßt hätte, wenn nicht ebenjezt von anderer Seite her ein Ausgleich gekommen wäre. Die Zeit war nämlich nun da, wo der seit Jahren beim Reichskammergericht schwebende Prozeß über die bereits stattgehabte Reichsachtserklärung hinaus einer endgültigen Entscheidung entgegensah, einer Entscheidung, von der nicht bloß Nickel Minckwitz, sondern, was wichtiger war, auch die verschiedenen Freunde, die sich für ihn verbürgt, allerlei zu befürchten hatten. Und dies wurde schließlich Grund, daß man Minckwitz bestimmte, sich vor dem Kurfürsten zu demütigen. Es geschah dies zeremoniös, im Stil einer Staatsaktion, und am 22. Oktober 1534 erschien Beklagter auf dem Schlosse zu Kölln an der Spree vor großer und feierlicher Versammlung, um zunächst vor dem Kurfürsten einen Fußfall und gleich danach vor dem Bischof und der Gesamtheit der Stände „demütiglich Abbitte zu tun“. Und nachdem dies vorüber, erklärten Minckwitzens in Person anwesende Freunde: Graf Mansfeld, Graf Eberstein-Maugard, vier Grafen Schlick, Johann Burggraf zu Dohna auf Königsbrück, ein Herr von

Biberstein, Jan von Schönburg zu Hoyerswerda, acht Ritter und fünfundzwanzig andre angesehenere Edelleute, „daß sie sich verpflichteten, dem Kurfürsten mit zweihundert wohlgerüsteten Pferden auf ihre Kosten und Gefahr vier Monate lang getreue Kriegsdienste leisten zu wollen, eine Verpflichtung, die durch Minckwitzens Tod nicht aufgehoben werden solle“. Zugleich verbürgten sie sich für diesen letzteren dahin, daß er (Minckwitz) sich an niemanden rächen, auch alle Orte, wo der Kurfürst verweile, desgleichen auch die Stadt Fürstenwalde für immer meiden solle.

Die Handlung schloß damit, daß der Kurfürst und der Bischof ihm Verzeihung angedeihen ließen und ihn wieder in Gnaden annahmen. Ja Joachim, so wenigstens wird erzählt, soll, entzückt von der klugen Art, die der Beklagte während all dieser Vorgänge gezeigt, ihn schließlich zur Tafel gezogen haben. Und als sie nun becherten und der Kurfürst ihn fragte, „was er denn wohl getan haben würde, wenn ihm die geplante Gefangennehmung des Bischofs geglückt wäre“, soll er im Übermute geantwortet haben: *Si pervenisset in meam potestatem testiculos episcopales ipsi amputassem\**, — eine Antwort, die nach Sitte der Zeit unter allgemeinem Ergötzen, und nicht zum wenigsten des Kurfürsten selbst, entgegengenommen wurde.

So verlief die Fehde.

Der alte Queiß war längst vorher hingestorben, und längst hingestorben seitdem ist der Queißes altes Geschlecht. Auch von dem Herrenhause, darin der Streit entstand, ist nichts mehr da; was jetzt diesen Namen führt, ist ein verhältnismäßig moderner Bau, wahrscheinlich aus der Zeit Friedrich Wilhelms I.

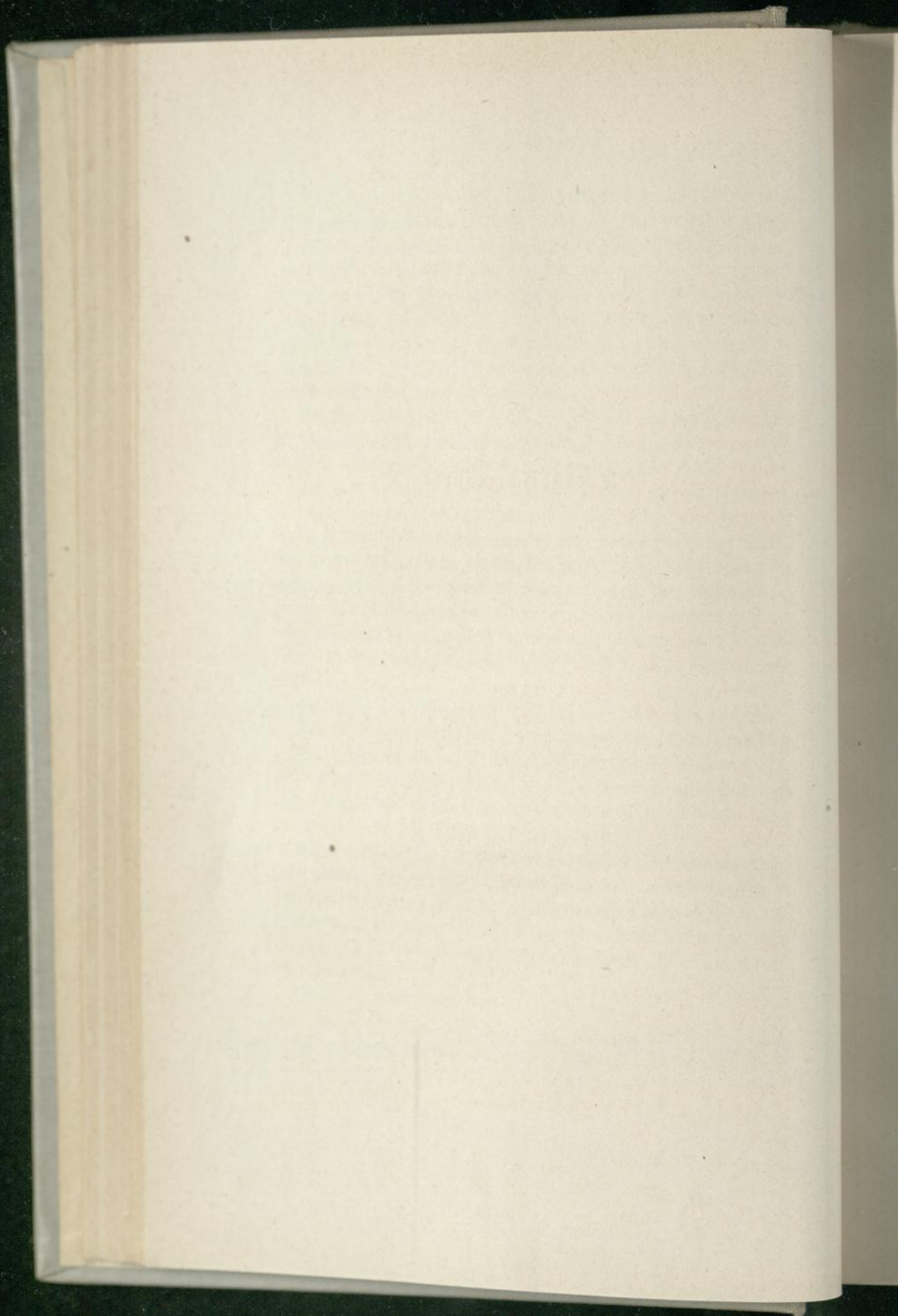
Alles, was auch nur entfernt an Mittelalter und Rittertum und Auflehnung erinnern könnte, hat die Zeit getilgt, und nichts ist mehr vorhanden als ein „Institut“, in betreff dessen ich in einem Nachschlagebuche das folgende fand: „Das für weibliche Erziehung strebsame Fräulein Michelsen hat 1856 in Blossin eine Näh- und Strickschule errichtet.“

Tempora mutantur\*\*.

\* Wenn er in meine Hände gefallen wäre, dann hätte ich ihm selbst seine bischöflichen Hoden abgeschnitten. \*\* die Zeiten ändern sich.



Die wendische Spree



## An Bord der „Sphinx“

Daß ich des Großen Werdepunkt ersch',  
Hinauf zur Quelle denn der wendischen Spree,  
Die, rätselvoll, in Sumpf und Sandes mitten  
Im Dunkel ruht, bezweifelt und bestritten.

Am 6. Juli vormittags empfing ich folgende vom Tage vorher datierten Zeilen: „Sehr geehrter Herr. Es würde mich außerordentlich freuen, Sie an einer Bootexpedition teilnehmen zu sehen, die seitens der ‚Sphinx‘ am 7. früh von Köpenick aus unternommen und bis Teupitz ausgedehnt werden soll. Es handelt sich nach vorgängiger Passierung befahrenerer Wasserstraßen um ein Vordringen bis zu den See- und Quellgebieten der ‚wendischen Spree‘, Gebiete, die selbst Ihnen vielleicht auf Ihren märkischen Wanderungen unerschlossen geblieben sind. Einer brieflichen Rückäußerung bedarf es nicht; ich und einige Freunde sehen Ihrem Eintreffen am 6. abends mit Bestimmtheit entgegen. Sie finden uns an Bord. Ihr Backhusen.“ — In einer Nachschrift war hinzugefügt, daß die „Sphinx“ bereits im Laufe des Tages an der Südspitze der Köpenicker Schloßinsel vor Anker gehen werde.

Diese Zeilen versetzten mich in eine Aufregung, als ob es sich um ein Vordringen bis zu den See- und Quellgebieten des Mils gehandelt hätte. Und so wird es immer sein. Die Erfüllung eines Lieblingswunsches, sei der Wunsch selber, wie er wolle, berührt uns wie Weihnachtsfreude. Das Herz bleibt ein Kind. Ich war sofort entschlossen, an der Expedition teilzunehmen, breitete den „Kreis Lettow“ vor mir aus, und schwelgte vorweg in den blauen Seeflächen, die auf der bunten Rappardschen Karte den ganzen Weg zwischen Köpenick und Teupitz ausfüllen. Hand in Hand mit dem Kartestudium ging ein Studium des Berghaus, Abschnitt: „Hydrographische Beschaffenheit des Spreeflusses“. Was ich dadurch an Orientierung gewann, sei auch dem Leser nicht vorenthalten.

An der Brücke von Köpenick treffen zwei Flüsse beinahe rechtwinklig zusammen: die eigentliche Spree und die wendische Spree, letztere auch „die Dahme“ geheißen. Die wendische Spree, mehr noch als die eigentliche, bildet eine große Anzahl prächtiger Seeflächen,

die durch einen dünnen Wasserfaden verbunden sind. Ein Befahren dieses Flusses bewegt sich also in Gegensätzen, und während eben noch hassartige Breiten passiert wurden, auf denen eine Seeschlacht geschlagen werden könnte, drängt sich das Boot eine Viertelstunde später durch so schmale Defilees, daß die Ruderstangen nach rechts und links hin die Ufer berühren. Und wie die Breite, so wechselt auch die Tiefe. An einer Stelle Erdtrichter und Krater, wo die Leine des Senkbleis den Dienst versagt, und gleich daneben Pfuhle und Lümpel, wo auch das flachgehendste Boot durch den Sumpfundgrund fährt. So diese Wasserstraße. An ihren Ufern hin, ähnlich wie im Spreewald, hielten sich bis in unsere Tage hinein die wendischen Elemente. Wer die Gegend kennt, nennt sie deshalb die „Wendel“. Sie hat wenig Dörfer, keine Städte; selbst der Eisenbahnzug geht nur wie eine Erscheinung durch sie hin.

So ungefähr waren die Resultate, die mir Buch und Karte bei flüchtigem Studium an die Hand gaben.

### Vor Anker in Köpenick

(Reisevorabend)

Am 6. abends war ich in Köpenick. Ich hatte die Wahl, ob ich von der Land- oder Wasserseite her an Bord gehen wollte, entschied mich aber für letzteres. Alle Dinge haben ihr Geseß. Wer zu einer Parforcejagd geladen ist, muß in einem roten Frack kommen oder wegbleiben. Also zu Wasser. Ein Boot führte mich um die Schloßinsel herum bis an die Ankerbucht, in der die „Sphinx“ still und friedlich unter einem Dach weit vorgestreckter Ulmenzweige lag. Ein leiser Rauch stieg anheimelnd aus ihrem Küchenschornstein auf. Nach kurzem Anruf faßte ich eines der zwischen Mast und Schiffswandung straff ausgespannten Tau und kletterte die Stufen, bloße angenagelte Brettstücke, hinauf. Ich fand die Reisegesellschaft bereits versammelt. Es waren: Kapitän Bachhusen, Leutnant Apitz, Superkargo Nettermann. Zu diesen drei Herren, die sich als Mitglieder des Seglerklubs bereits bei mancher Regatta bewährt hatten, gesellte sich als einziger Nichtgentleman an Bord das Faktotum Rudy. Er vereinigte in sich alle niedrigeren Schiffsgrade vom Bollmatrosen bis zum Kajütenjungen, und führte jeden dieser Titel nicht nur als scherzhaften *nom de guerre*, sondern mit allerhöchster Berechtigung. Mit dem Stoßruder in der Hand hatte er

sein halbes Leben auf Müdersdorfer Kalk- und Linumer Torfkähnen zugebracht. Seine Dienste, wie immer die der Subalternen, waren unentbehrlich. Er war auch Koch.

Nach Begrüßung und Vorstellung durch den Kapitän baten alle drei Herren, sich auf eine gute halbe Stunde verabschieden zu dürfen, da eine meine eigenen Interessen mitberührende Frage, die der Verproviantierung, noch zum Abschluß zu bringen sei. Mudy werde mittlerweile die Honneurs machen, wenn ich es nicht vorzöge, mich im Köpenicker Schlosspark zu ergehen. Ich entschied mich für den Park. Mudy blieb mir immer noch; man hat nirgends soviel Zeit zu Personalstudien wie an Bord eines Schiffes. Eine schmale Falltreppe führte mich ans Ufer; dann, meine Richtung auf das Schloß zu nehmend, erreichte ich ein großes, von einem Kiesweg eingefasstes Wiesenrondell. Um diesen Kiesweg herum in weiterspanntem Bogen wuchsen Buschwerk und Unterholz auf, aus deren dichtem Gewirr einzelne alte Bäume, Eichen und Akazien, emporstiegen. Die Akazien füllten die Luft mit Wohlgeruch. Es war ein köstlicher Abend. In den Nischen des Buschwerkes standen halbzerbrochene Sandsteinfiguren, Urnen und trauernde Engel, anzeigend, daß hier in halbvergeffenen Tagen irgendein prinzeßlicher Vorleser, irgendein Mitglied von Hofstaat oder Kapelle begraben worden sei. Nun schlugen die Nachtigallen darüber. Eine dieser Begräbnisstätten — nicht aus Pietät, sondern aus Gärtnerlaune — war von einem Blumenbeet umgeben. Alles Grün fehlte; nur Lilien, weiße und rote, drängten sich dicht durcheinander. Diese prätentiose Pracht wirkte beinahe unheimlich. Ein junges Köpenicker Paar ging an mir vorüber, das vielleicht Auskunft geben konnte. „Wer liegt hier?“ fragt ich. „Da liegt der Flötenspieler“, lautete die Antwort. Und dabei kicherten beide.

Ich schlenderte noch den Kiesweg auf und ab, als ich meine Reisegefährten von der Schloßbrücke her zurückkommen sah. Es folgten ihnen drei Paar Träger mit großen Deckelkörben, die den angekündigten Proviant herantrugen. Die Körbe über den schmalen Steg hin direkt an Bord zu schaffen, war unmöglich; ihr Inhalt mußte also vom Ufer aus in Einzelstücken herübergereicht werden, etwa wie sich Bauarbeiter die Steine zureichen. Dies gab mir Gelegenheit, die Verproviantierung der „Sphinx“ im Detail kennenzulernen. Der Eindruck, den ich davon empfing, war ein gemischter,

denn alles Tröstliche, was er mit sich brachte, wurde durch ebensoviel Beängstigendes balanciert. Durch welche Gegenden mußten wir kommen, um zu solchen Vorsichtsmaßregeln gezwungen zu sein! Es wurden eingeschifft: 120 Flaschen Tivolibier, 120 Flaschen Sodawasser, 30 Flaschen Bordeaux, 3 Filets, 2 Schock Eier, 1 Butterfaß, 1 Zuckerhut, 1 Baumkuchen, 6 Flaschen Scharlachberger und 1 Duzend Flaschen Champagner. Mehr noch als diese durch Zahl oder Gewicht bemerkenswerten Quantitäten imponierte mir die Liste der „Kleinigkeiten“; sie füllte einen halben Bogen und wies über hundert Nummern auf. Ich zitiere daraus nur folgendes: eine Muskatnuß, ein kleines Reibeisen dazu, Salbeiblätter, um Kal, und Dillbolden, um Schlei zu kochen. Alle diese Dinge, groß oder klein, verschwanden ohne Schwierigkeit in dem Rumpf des Schiffes; die Butter, das Fleisch erhielten ihren Platz auf großen Eisblöcken, und eh eine halbe Stunde um war, war auch die letzte Flasche „gestaut“.

Damit hatten die Vorbereitungen ihr Ende erreicht; Ruhe trat an die Stelle der Arbeit, und während Mudy im Vorderraum des Schiffes sich um den Tee bemühte, saßen wir auf der Rundbank zwischen dem Steuer und dem Kajüteneingang und plauderten.

Es war um die elfte Stunde; in der dunklen breiten Wasserfläche spiegelten sich die Sterne, zugleich auch die Lichter aus Häusern und Willen, die im Grünen halbversteckt das Ufer des Flusses einfassen.

Ich fragte nach dem Schiff, nach seiner Bauart, nach seinen Schicksalen, vor allem auch nach dem Seglerklub, dem die „Sphinx“ als eines der schönsten Boote angehört. Kapitän Backhusen, im allgemeinen kein Mann der Rede, war plötzlich in seinem Element und nahm gern das Wort.

„Ich weiß nicht, um welche Zeit der Klub ins Leben trat, aber seit einer Reihe von Jahren ist er da. Er hat wohl an hundert Mitglieder oder mehr, und die Zahl seiner Boote wird nicht geringer sein. Zwischen Treptow und dem Eierhäuschen ankert seine Flotille, die eine Musterkarte schöner und lieblicher Namen aufweist: Sturm- vogel und Greif, Komet und Bliß, Libelle und Forelle, Undine und Albatros. Wir haben Korjos und Regatten, Preisrichter und Preis- verteilungen! Chronometer, Flaggen und Becher. Der große Ehren- becher muß von Jahr zu Jahr immer neu erworben werden; da

dies selten glückt, so wandert er meist von Hand zu Hand. Aber das weckt keinen Neid; es herrscht eben ein kameradschaftlicher Geist.“

„Die Folge gemeinschaftlich überstandener Gefahren.“

„Was Sie scherzhaft aussprechen, trifft doch schließlich im Ernste zu. Aller Sport, der sonst nur Spiel wäre, hat seine Gefahr, aber keiner mehr als der Segelsport. Ob es an uns liegt oder an der Perfidie unserer Gewässer, lass' ich dahingestellt sein; nur soviel, es vergeht kaum ein Jahr, wo nicht die Spree hierherum ihr Opfer fordert. Und immer nimmt sie uns die Besten. Ein solcher war auch Heinecke, der auf Neuspreeland wohnte, unser Seglerveteran. Dazu aller Menschen Freund. Er hatte ein neues Boot bauen lassen, fuhr hinaus, kenterte und ertrank. Das machte einen großen Eindruck. ‚Wenn das dem passieren konnte‘ sagte sich jeder und sah einen Augenblick mißtrauisch auf die eigene Kraft.“

„Und der Unfall ereignete sich hier, auf der Spree selbst?“

„Nein, weiter aufwärts auf der Müggel. Sie ist das tückischste unter allen Wässern. Gerade so tückisch, wie sie unschuldig aussieht. Plötzlich springt ein Wind auf, wirft sich in die Segel und legt das Boot auf die Seite. Wer sich dann an Mast und Planke hält, der mag gerettet werden; wer es aber durch eigene Kunst ertragen will, der ist verloren. Er versinkt sich im Kraut und geht in die Tiefe. Die guten Schwimmer und die guten Segler, gerade sie sind es, die der Müggeltücke verfallen.“

„Aber muß es denn immer die Müggel sein?“

„Nein. Es ist freilich die schönste Wasserfläche weit und breit, nicht zu sprechen davon, daß die Gefahr ebenso anzieht, wie sie schreckt. Aber dennoch ist das Ansehen der Müggel im Niedergehen. Sie muß mindestens die Herrschaft teilen. Wir bevorzugen jetzt die wendische Spree. Dort finden auch unsererseits die Regatten statt, deren ich schon flüchtig gegen Sie erwähnte.“

„Man hört so selten davon.“

„Gewiß. Die Berliner haben keinen Sinn dafür. Man merkt ihnen nicht an, daß sie von den Fischerwenden abstammen. Aber was sie in ihrer Totalität vermessen lassen, das suchen die einzelnen wieder auszugleichen. Und diese einzelnen sind wir. Ich wollte, Sie wären einmal zugegen, wenn der Mai anbricht, und an unseren Ankerplätzen alles Leben und Erwartung ist. Wir sind dann in der-

selben Erregung, wie wenn Oxford und Cambridge an der Brücke von Twickenham ihren Wettkampf führen.“

„Und der Schauplatz dieser Wettkämpfe ist jetzt die wendische Spree?“

„Ja, oder doch zumeist. Es ist dasselbe Terrain, das Sie morgen kennenlernen werden. Trotz der Müggel eine pompöse Wasserfläche; die Themse bietet nichts Ähnliches. Bei Kaffee Lubow, halben Wegs zwischen Köpenick und Grünau, beginnt unsere Segelbahn, durchschneidet der Länge nach den Langensee und läuft dann an der Krampenbaude vorbei auf unser Flaggenschiff zu, das weit hin sichtbar im breiten Seddinsee das ersehnte Ziel aller unserer Anstrengungen bildet. Das Ziel und den Drehpunkt. Jetzt, mit seitwärts gedrücktem Steuer die Biegung um das Flaggenschiff herum, und mit verdoppeltem Eifer geht es die Segelbahn bis Kaffee Lubow zurück. Eine Strecke von rund drei Meilen. Ich darf sagen, es wird dabei mehr Kunst gezeigt, als mancher von uns Spreefahrern erwarten möchte.“

„Und wer entscheidet über Sieg und Preis?“

„Die Schiedsrichter. Und dieses Schiedsrichteramt ist nun freilich das Schwerste von allem. Es handelt sich nämlich immer wieder darum, durch minutiöseste Rechnungen festzustellen, wie viele halbe und viertel Sekunden Vergütung jedes Boot im Verhältnis zu seiner Größe zu empfangen oder zu gewähren hat. Nur nach dem Resultat dieser Berechnung werden die Preise verteilt, so daß es vorkommen kann, daß das drittschnellste Boot leer ausgeht und das drittlangsamste gewinnt.“

„Es würde mich freuen, an einer dieser Regatten teilnehmen zu dürfen.“

„Da lad' ich Sie auf nächstes Jahr an Bord der ‚Sphinx‘. Sie sollen uns willkommen sein. Ja, es ist ein Vergnügen, wie es kein größeres gibt, solche Wettfahrt mit vollen Segeln, zumal wenn es stark windet, und nun allerhand Unberechenbarkeiten hier zu Havarien führen, dort Boot und Mannschaft mit Niederlage bedrohen. So das letztmal. Wir musterten einunddreißig Fahrzeuge, ein wundervoller Anblick; aber nur fünf und zwanzig erreichten das Ziel. Die anderen sechs hatten Schiffbruch gelitten. Der ‚Elektra‘, unserem schönsten und größten Boot, brach der Mast glatt über Deck ab und stürzte samt der Takelage in den Seddinsee; der ‚Styx‘ rannte



fest; der ‚Forelle‘ plagte von dem mächtigen Segeldruck die Wantenverbolzung und hob sich aus dem Schiffskörper heraus; der ‚Sturmvogel‘ zog Wasser und mußte Gummipplatten auf die Lecks nageln, um sich zu halten. Ein nicht geringerer Unfall traf die ‚Andine‘. Ihr riß der Leitwagen aus, der das Segel hält, und zwar gerade in dem kritischen Moment des Lavierens. Aber Willy Krüger, der sie führte, setzte sich als lebender Ballast auf den Leitwagen und ließ sich halb durch die Wellen schleppen. So glückte es ihm, die Regatta wenn nicht siegreich, so doch ruhmreich mit auszufegeln.“

„Das klingt gut. Es würde mich nach dem allen kaum wundernehmen, Ihren Seglerklub zu einer Vorschule für unsere Flotte heranwachsen zu sehen.“

„Ich sage dazu nicht nein. Ein jeder nach seinen Kräften. Wie Sie wissen, haben die Mittelgraffschaften Englands ihren vollen Anteil an dem Flottenruhm der Nation. Lord Nelson war ein Predigersohn. Das Binnenland hat die Sehnsucht nach der See, und aus dieser Sehnsucht erwächst immer das Beste. Nicht aus der alltäglichen Routine. Wollen Sie glauben, daß wir zwischen Kaffee Lubow und der Krampenbaude mehr als einen Chinafahrer ausgebildet haben?“

„Sie scherzen.“

„Durchaus nicht. Ich nenne Namen. Einer dieser Chinafahrer war Viktor von Gräfe, der zu Mehrung des von Vater und Bruder her ererbten Ruhmes das Seine getreulich beigetragen hat. Wenigstens nach unserer Vorstellung.“

„Und zwar als Chinafahrer?“

„Gewiß. Es mögen jetzt zwanzig Jahre sein, daß er in Stettin eine Brigg bauen ließ, sie befrachtete und mit ihr nach England ging. Er war Schiffsreeeder und Kapitän zugleich. Mit ihm war unser alter Eichmann, ein Freund und Klubgenosse, der die Dienste eines Steuermanns versah. In England wurde die Fracht gewechselt; dann ging es in großer Tour erst bis Ceylon, dann von Ceylon bis Hongkong. In den ostasiatischen Gewässern verblieben die Freunde längere Zeit, wurden für die Linie Singapore-Kalkutta gechartert, und befuhren dieselbe eine Reihe von Malen. Ihre Ladung war abwechselnd Tee und Reis. Sie verdienten ein bedeutendes Stück Geld und trafen nach Ablauf von dritthalb Jahren wohl-

behalten an unserer pommerschen Küste wieder ein. Ihre Studien zu solcher Weltumsegelung aber — denn ich glaube fast, daß sie ihren Rückweg um das Kap Horn nahmen — hatten sie auf der Müggel und dem Seddinsee gemacht.“

Unter solchem Geplauder war Mitternacht herangekommen; die Lichter am Ufer hin erloschen, nichts leuchtete mehr als die Johanniswürmer im Gebüsch und die Sterne zu unseren Häupten. Die Frische des Abends steigerte sich zu nächtlicher Kühle, und ein Frösteln überlief uns, trotzdem längst energisichere Getränke an die Stelle des von Nudy präsentierten Tees getreten waren. Kapitän Bachhusen mahnte zum Aufbruch. In der Kajüte drückte noch die Schwüle des Tages, so daß wir übereinkamen, die Tür nicht zu schließen. Zum Schutze gegen Mücken und Motten wurde dicht am Steuer ein Windlicht aufgestellt, das wir unmittelbar darauf von all den Unholden umschwärmt sahen, die ohne diese Vorsichtsmaßregel unsere Nachtruhe gestört haben würden. So aber schloßen wir unbelästigt unserem ersten Reisetag entgegen.

### Von Köpenick bis Dolgenbrod

(Erster Reisetag)

Als ich erwachte, war es heller Tag; die schon ziemlich hochstehende Sonne füllte die Kajüte mit Licht, und an dem Lärm auf Deck, nicht minder an einer leichten Schaukelbewegung, ließ sich un schwer erkennen, daß unsere „Sphinx“ bereits unter vollen Segeln war. Und so war es wirklich. Schloß Köpenick, selbst das preisrichternde „Kaffee Lubow“, das am Abend vorher so oft genannt worden war, lagen längst hinter uns, und die Muggelberge links, die Sprecheide rechts, fuhren wir mit scharfer Morgenbrise den Langensee hinauf.

Der Nordwest, der blies, so sehr er unserer Fahrt zustatten kam, ließ es doch wünschenswert erscheinen, unser Frühstück in der Kajüte zu nehmen, deren etwa nur zehn Fuß im Quadrat messender Raum schnell gelüftet war. Nudy trug auf, ein Niesentablett vor uns niederlegend. Wir verfügten noch über all jene Herrlichkeiten, die auf Seereisen trotz ihrer Einfachheit die größten Luxusartikel bilden: frisches Wasser, frische Milch und — frische Semmeln. Mit letzteren hatte uns Köpenick noch in aller Frühe versorgt.

Eine heitere halbe Stunde leitete den Tag ein, heiter und schönheitsvoll. In den Rahmen der offenstehenden Kajütentür stellten sich camera-obscura-artig die Beduten dieser Spree- und Müggel-gegenden. Ruhig ging die Unterhaltung; wenn sie schwieg, vernahmen wir deutlich jenen unbeschreiblichen Gluck- und Murrelton, womit sich ein scharfdurchschnittener Strom in nur halb gehobenen und unfertig bleibenden Wellen an die Planken eines Schiffes schmiegt.

Unser Auge richtete sich zumeist auf die wechselnden und doch dieselben bleibenden Landschaftsbilder, die jetzt in immer heller werdender Beleuchtung durch unsere Tür hereinschienen; nur von Zeit zu Zeit wandte sich der Blick auch unserer nächsten Umgebung, vor allem der Kajüte selber und ihrer kompendiösen Einrichtung zu. Es fehlte nichts. Von der in Zapfen hängenden, alle Bewegungen des Bootes mitmachenden Lampenvorrichtung an bis zu der kleinen Druckmaschine herab, die die Zigarrenspitzen abschneidet, war alles da. Flaschen, Gläser und Flacons standen eingepaßt in ihren Behältern; überall Polster und Kissen, jeder Gegenstand des Komforts und der Toilette vertreten. Eß- und Spieltische konnten aufgeklappt oder ausgezogen werden. Das Ganze beständig an jene Karlsbader Etuis erinnernd, die in zwei zusammenpassenden Nußschalen eine Schere, einen Fingerhut, einen Bindlochstecher und eine Nadelbüchse enthalten, während man doch annehmen sollte, daß der Fingerhut allein schon ausreichen müßte, das Etui zu füllen.

Nach dem Frühstück, dem namentlich unser Superkargo durch allerhand kulinarische Aperçus eine höhere Weihe zu geben wußte, stiegen wir auf Deck, und hatten nun die Wald- und Wasserlandschaft, die wir während der letzten Stunde nur in Ausschnitten kennengelernt hatten, in ihrer Totalität vor uns. Ein klarer, lichter Tag; blauer Himmel und Sonne, und doch ein feiner grauer Nebelschleier, der, über Wasser und Landschaft liegend, alles milderte und dämpfte. An den Ufern hin — ein seltener Anblick im norddeutschen Flachland — standen hochaufgeschichtete Holzmeiler, bestimmt, zu Kohle verbrannt zu werden. Wie mir versichert wurde, eine Folge des Raupenfraßes, der nur noch diese Verwendung der geschädigten Kiefernwaldungen gestattet, oder sie doch als die vorteilhafteste erscheinen läßt. Zwischen den Holzmeilern, und auf eine weite Strecke hin mit ihnen abwechselnd, erhoben sich die Kolossalbauten der Ver-

liner Eiswerke, die halb wie Riesenschuppen einer Fabrikanlage, halb wie die Gradierwände einer Saline dreinschauten. Zu meiner Überraschung erfuhr ich, daß auch zuzeiten Feuer in ihnen ausbricht.

Eingesprenkelt in diese Meiler und Eiswerke, die auf weithin die Ufer beherrschen und ihnen den Charakter geben, präsentierten sich auch Villenanlagen, die in allen erdenklichen Spielarten, namentlich im italienischen und englischen Kastellstil zu uns sprachen. Dicke und schlanke Flachtürme mit Pfeilern, Sims und Balustrade. Alles in allem ein wunderbarer Anblick, der nach mehr als einer Seite hin zu denken gibt. Gebliffentlich an den unübertroffenen Vorbildern Schinkels und seiner Schule vorübergehend, wie sie die Villenstraßen des Tiergartens aufweisen, gefällt sich der Bourgeois unserer östlichen Stadtreviere darin, seinen „Donjon“, und, wenn es sein kann, selbst seinen „Belfroi“ zu haben. Und dieser Schiefheit des Gedankens entspricht die Ausführung, die er erfährt. Eine geschäftsbefreundete „Firma“, die ein Ignorieren nicht wohl gestattet, empfängt den Bau in Entreprise, und tot und steif werden nun die Rund- und Spitzbögen aus dem Nürnberger Spielkasten genommen.

Eben wieder lag ein reichgegliederter „Tudorturm“, dessen hochaufgehiftes Banner allem Stolz von York und Lancaster zu trocken schien, glücklich hinter uns, als die Wasserfläche des Langensees sich verbreiterte und unseren Architekturmut, soweit er überhaupt an Bord unseres Schiffes geteilt wurde, in dem Imposanten des landschaftlichen Bildes untergehen ließ. Wir waren in das eigentliche Regattaterrain eingefahren und befanden uns in Nähe jener haffartigen Stelle, wo sich angesichts der Schmöckwitzer Brücke vier über Kreuz gestellte Seeflächen: der Langensee, der Seddinsee, die Krampe und der Zeuthenersee, ein Rendezvous geben.

Der Nordwestler wuchs, rascher ging die Fahrt, feuchter und erquicklicher wurde die Luft.

Das Bild nahm uns gefangen: wir waren begierig, es von einer Hochstellung aus besser überblicken zu können. Eine Strickleiter war nicht da, die wir hätten erklettern können; so festigten wir rechts und links ein Klammer- und Hakenbrett an die zwischen Mast und Wanten straffgespannten Schrägtaue und nahmen auf diesen Brettern hüben und drüben unseren Stand. Kapitän Backhusen, den Tubus in der Hand, gab nicht nur die Orders, sondern auch die Informationen. „Das ist die Krampenbaude, das ist Philippshütte,

das ist der Schmöckwitzer Turm; hier in Front aber, wo Sie die Rohrinselfchwimmer sehen, das ist ‚Robins-Eiland‘, wo unser Flaggenschiff an den Regattatagen zu liegen pflegt. Dahinter steigt der Müggelsheimer Forst an, und wo er sich wieder senkt, das ist Kahniswall.“

„Kahniswall?“ fragte ich einigermaßen überrascht.

„Gewiß, Kahniswall. Kennen Sie es? Eine Kolonistenanlage; früher ein Fischerhaus.“

„Ja, dann kenn’ ich es. Nicht von Ansehn, aber aus einer Erzählung. Und Robins-Eiland, das dort im Rohrgehege mit den drei Pappelweiden schwimmt, muß dann just die Insel sein, wo meine Robinsonade spielt.“

Wir stiegen wieder auf Deck, und die Aufforderung erging an mich zu erzählen, wobei es nicht an Zweifeln und scherzhaften Vorwürfen fehlte, ihnen, „den Halbautochthonen dieser Gegenden“, etwas Neues über die nördliche Wendei verraten zu wollen.

„Wir wissen hier Bescheid wie in unserer eigenen Tasche; wir könnten Zivilstandsregister führen und Chroniken schreiben, und nun kommen Sie, um uns auf unserem eigenen Terrain eine Niederlage zu bereiten. Kahniswall, eine Robinsonade; was ist es damit?“

„Ich habe vor Jahren, als ich Geschichten aus dem Teltow sammelte, durch Güte eines Freundes davon erfahren. Es war eine briefliche Mitteilung und trug die Überschrift: ‚Der Fischer von Kahniswall‘.“

„Nun so lassen Sie hören.“

„Gut denn.“

### Der Fischer von Kahniswall

„Fischer Kahnis hielt eine Fähre, da, wo der Rahnsdorfer Spreearm in den Seddinsee eintritt. Das Häuschen, das er bewohnte, war des sumpfigen Untergrundes halber von ihm selber auf einem eigens hergerichteten Damm oder Wall aufgeführt worden, und weil alles damals noch ohne feste Bezeichnung war, erhielt diese Wallstrecke, wo sein Häuschen stand, den Namen Kahniswall. Die Kolonisten von Gosen und Neuzittau, seine nächsten Nachbarn, vergaßen über diesen Ortsnamen sehr bald den Namen dessen, der Wall und Häuschen erst geschaffen hatte, und nannten ihn nach seiner

Schöpfung den ‚Fischer von Kahniswall‘. Diese Bezeichnung verblieb ihm auch sein Lebelang, trotzdem er bei jungen Jahren schon die nach ihm benannte Heimstätte verließ. In der Geschichte jedoch, die Sie nun hören sollen, werd' ich ihn der Kürze halber einfach bei seinem Namen nennen.

Kahnis hatte eine junge Frau, eine Kossätentochter aus Schmöckwitz, die sehr blond und sehr hübsch war, viel hübscher als man nach ihrem Geburtsort hätte schließen sollen. Er war bei Beginn unserer Erzählung drei Jahre mit ihr verheiratet und hatte zwei Kinder, Krausköpfe, die er über die Maßen liebte. Seine Hanne aber liebte er noch viel mehr. Hatte sie doch, allem Dreinreden unerachtet, aus bloßer Neigung zu ihm — er war ein stattlicher Spreewende — eine Art Mesalliance geschlossen.

So kam der Oktober 1806. Eh der Unglücksmonat zu Ende war, waren die Schelmenfranzosen in Berlin, und drei Tage später auch in Köpenick. Hier sah sie nun unser Kahnis. Es waren Kürassiere von der Division Mansouty. Als er hörte, daß ein paar Schwadronen auch auf die umliegenden Dörfer gelegt werden sollten, überkam ihn ein eigentümlich schreckhaftes Gefühl, eine Eifersuchtsahnung, ein Etwas, das er bis dahin nicht gekannt hatte. Wer wollt es ihm verargen? Er war gerade gescheit genug, um zu wissen, daß die Weiber in ihrer ewigen Neugier das Fremde und Aparate lieben, und so sehr er seiner Hanne unter gewöhnlichen Verhältnissen traute, so wenig glaubte er ihrer sicher zu sein, wenn es sich um einen Wettstreit mit den Mansoutyschen Kürassieren handelte, die alle sechs Fuß maßen und einen drei Fuß langen Rosschweif am Helme hatten. Ich muß sagen, daß er sich hierin, wie in vielen anderen Stücken, als ein einfacher, aber sehr verständiger Mann bewies.“

Kapitän Bachhusen nickte zustimmend.

„Kahnis sann also nach, wie er der Gefahr entgehen könne, überschloß es und sagte dann anderen Tages früh: ‚Hanne, komm; ich mag die Kerls nicht sehen. Sie haben keinen Herrgott und stehlen Kinder. Hier an der Straße sind wir nicht sicher vor ihnen. Ich weiß aber einen guten Platz, wo sie uns nicht finden sollen. Ewig wird es ja nicht dauern.‘ Daß er aus eifersüchtiger Furcht seinen Vorschlag machte, davon schwieg er. Er verfuhr wie immer die Ehemänner in ihrer Bedrängnis und tat alles ‚um der Kinder willen‘. Hanne war eine gute Frau und zärtliche Mutter; zudem hielt ihre

Erkenntnis gerade die Höhe von Schmöckwitz. Sie gab also unserem Kahnis einen herzhaften Kuß zum Zeichen, daß sie mit allem einverstanden sei. Und das ist immer das beste, was Frauen tun können.“

Kapitän Bachhusen nickte abermals zustimmend.

„Gesagt, getan. Viel Zeit war ohnehin nicht zu verlieren. Unsere Fährleute gingen rasch ans Werk, und das Einschiffen ihrer Habseligkeiten begann. Das große Fährboot hatte ja Platz vollauf. Betten und Wiege, die Bibel und die Kuckucksuhr, die Kinder und die Ziege wurden geladen, und ehe die Sonne unter war, fuhren alle Inzassen von Kahniswall, nichts weiter als die kahlen Wände zurücklassend, nach der Insel im Seddinsee hinüber. Da der Seddinsee nur eine Insel hat, so muß es Robins-Eiland gewesen sein. Hier bezogen sie zunächst ein Kamp, in dessen Mitte Kahnis aus Balken und Bohlen eine Wohnstätte zusammennagelte, die halb Blockhaus, halb Bretterhütte war. Der Winter setzte alsbald hart ein; aber wer wie Kahnis drei Jahre lang von dem Fährpfennig der Gosener Kolonisten und dem Marktertrage seines Fischkastens gelebt hatte, der war eben nicht verwöhnt. Zudem verstand er sich darauf, den Unbilden der Witterung zu begegnen. Schilf, das er in dichten Bündeln auf sein Block- und Bretterhaus packte, dazu ein darübergebreitetes altes Segeltuch, gaben Schutz gegen Regen und Kälte; eine Feuerstelle war bald aufgemauert, und lange bevor die Ostersonne im Seddinsee sich spiegelte, fand Kahnis, daß die alte KuckucksWanduhr auf der Insel geradesogut schlug, wie daheim auf Kahniswall. Die Ziege gab Milch; an Fischen und Sumpfvögeln war Überfluß, und als die Brutzeit herankam, lagen die Enten- und Kibizeier zu vielen Hunderten rings um die Insel her. Allsonnabendlich brachte er seine Fische nach Köpenick, kaufte Wochenbrot und beobachtete das politische Wetterglas, vor allem die Köpenicker und ihre Einquartierung. Was er da sah und hörte, machte ihn nur fester in seinem Entschluß, das Kriegswetter erst vorüberziehen zu lassen; das Franzosenzeug war gerade so, wie er es sich gedacht hatte, aber das Weiberzeug war viel schlimmer. Er beglückwünschte sich deshalb zu seiner Insel-Einsamkeit und fuhr jedesmal fröhlich wieder heim.

Im Spätsommer Anno acht hieß es: ‚Jetzt ziehen sie ab.‘ Kahnis aber schüttelte den Kopf und sagte: ‚Sie sind noch da; und wenn sie nicht mehr da sind, so kommen sie wieder; Hanne, wir wollen blei-

ben, wo wir sind.' Und darin war unser Robinson auf Robins-Eiland klüger als mancher Allerklügste. Denn sie kamen wirklich wieder.

Kahnis freilich, als er so sprach, hatte nicht seine Klugheit, sondern nur seine Neigung befragt. Das Wahre von der Sache war: er wollte nicht mehr fort. Aus dem Schlupfwinkel, den er zwei Jahre früher als ein Flüchtling betreten und zunächst nur wie einen Lagerplatz eingerichtet hatte, war längst ein ansehnliches Gehöft mit Stube und Stall, mit Kammer und Keller geworden, das nicht mehr inmitten einer schilfüberwachsenen Insel, sondern im Zentrum eines von Garten- und Ackerstreifen durchzogenen und von einem Schilfgürtel nur eben noch eingefassten Wiesenrondells lag. Hier gruben und pflanzten Mann und Frau wie die ersten Menschen, und als endlich, nach zweimaliger Entscheidung, nach Leipzig und Waterloo, wirklich der große Frieden kam, und Kahnis nun ehrenhalber sagen mußte: ‚Hanne, jetzt ist es Zeit‘, da senkte diese den Kopf und erklärte, daß sie bleiben wolle. Das war es, was er zu hören gewünscht hatte. Nun gestand er ihr auch, daß er nicht aus allgemeiner Franzosensfurcht sondern aus ganz besonderer eifersüchtiger Sorge vor den Mansoutyschen Kürassieren auf die Insel gezogen sei. Hanne machte kein Aufhebens von diesem Geständnis. Sie nahm nur das Schmeichelhafte heraus und entschlug sich aller tugendlichen Empfindsamkeit. Viel Nachdenken war überhaupt nicht ihre Sache.

So gingen die Jahre. Die Kinder wuchsen heran, verließen Haus und Insel; endlich starb auch die Frau. Kahnis stellte den Sarg auf sein bestes Boot und fuhr quer über den See, um der Toten auf dem Schmöckwitzer Kirchhof ein christliches Begräbniß zu geben. Denn in Lutheri Catechismo von Jugend auf fest, war er, der seit langen Jahren mehr mit Gott als mit den Menschen gelebt hatte, in seinem Glauben immer lebendiger geworden. Am Ufer warteten die Träger, Schmöckwitzer Kossäten. Als sie den Sarg niederließen, da zum ersten Male kam ein Schwanken in sein Herz, und er erschrak, wenn er an die Ode von Robins-Eiland dachte; denn er war nun ganz allein. Aber die Anhänglichkeit an den Boden, den er sich errungen hatte, siegte auch diesmal, und gutes Mutes kehrte er in seine Einsamkeit zurück. Die Insel war seine Welt geworden.

Sein Leben blieb dasselbe: allwöchentlich fuhr er zu Markt und



bot seine Fische feil, wie er es vierzig Jahre lang getan hatte. Er war wohl gelitten in Köpenick; sie kannten ihn alle; und nur zuzeiten blieb er aus. Dann lebte er mit den Köpenickern in Fehde. Oft um kleiner Dinge willen, aber auch um großer. 1848 ließ er sich ein halbes Jahr lang nicht sehen und kam erst wieder, als „Water Wrangel“, dessen Bild er damals mit einer breiten Goldborte an die Stubentür klebte, seinen siegreichen Einzug gehalten hatte. Die Köpenicker, als sie ihn wiedersehen, vergaßen allen politischen Hader und sagten nur: „Alte Leute sind wunderbar.“

Meine Geschichte geht zu Ende. — Es war am ersten Sonnabend des Monats Oktober 1850. Rahnis blieb aus. Die Köpenicker rechneten nach, worin sie's wohl wieder versehen haben könnten, konnten aber nichts finden. Daß Rahnis einmal eines von ihm und seiner Laune ganz unabhängigen Zwischenfalles halber fehlen könne, das fiel niemanden ein. Darin waren die Schmöckwitzer klüger. Diese, als er Tages darauf in ihrer Kirche fehlte, wußten, was geschehen war. Sie fuhren hinüber und fanden ihn neben der Schwelle seiner Tür, auf einem Bündel Schilf sitzend, das er sich seit lange als seine Altersbank zurechtgelegt hatte. Es war ersichtlich, daß er, die warme Herbstsonne suchend, an dieser Stelle eingeschlafen war, um nicht wieder zu erwachen. Die Verwandtschaft der Frau richtete ihm ein groß Begräbniß her; der Schmöckwitzer Küster schrieb an die beiden Söhne, die mit sieben Enkeln und anderthalb handbreitem Krepp um den Hut von Berlin und Rathenow herüber kamen, die ganze Köpenicker Fischerzunft aber, die schon zwei Stunden vor Beginn der Feierlichkeit bei der Insel angefahren war, folgte jetzt in dreißig Booten nach Schmöckwitz hinüber. Der Prediger, der den alten Mann sehr geliebt, und seiner Gemeinde als das Bild eines schlichten und frommen Christen oft empfohlen hatte, sprach über das Schriftwort „Ei Du frommer und getreuer Knecht, Du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will Dich über Viel setzen; gehe ein zu Deines Herren Freude.“ Und denselben Spruch hat auch der Schmöckwitzer Tischler auf das Grabkreuz unseres Freundes geschrieben.“

„Dies Grab müssen wir besuchen“, rief jetzt Kapitän Bachhusen mit Emphase; „das ist mein Mann; allein sein, nichts von der Welt wollen!“ Und Leutnant Apitz und unser Superkargo, trotzdem sie

als Typen ausgesprochenster Gesellschaftsneigung gelten konnten, stimmten begeistert bei. Denn mit Nachdruck ausgesprochene Sätze sind ihres Einflusses immer sicher.

Wir waren inzwischen bis in unmittelbare Nähe der Schmöckwitzer Brücke gekommen. Kapitän Bachhusen gab ein Zeichen mit Horn und Sprachrohr, und gleich darauf, während die halbe Dorfjugend herzudrängte, hob sich eine der Brückenklappen und gestattete uns, unter Salut und Zoll, die Einfahrt aus dem Seddinsee in den Zeuthenersee zu machen. Unsere erste Station war erreicht: Schmöckwitz. Die „Sphinx“ legte an; wir stiegen ans Ufer, um auf eine halbe Stunde wieder Terra firma\* unter den Füßen zu haben.

Schmöckwitz, eine Art Kapitale dieser Gegenden, wirkt doch ganz nur wie ein Dünendorf an der Ostseeküste. Ob und ärmlich. Hinter Sandhügeln versteckt, in tiefen Löchern und Einschnitten liegen einzelne Häusergruppen, während sich alte und junge Kiefern, oft mehr waagrecht als aufrecht stehend, an den sandigen mit Strandhafer überwachsenen Abhängen entlang ziehen. Inmitten des Ganzen die Kirche, ein trister Bau, aus dem Anfang dieses oder vielleicht auch des vorigen Jahrhunderts.

So wenig einladend nun das Äußere derselben war, so drang ich doch nach vielfacher auch auf diesem Gebiete gemachter Erfahrung, die jedes Vorwegurteil verpönt, auf Besuch des Inneren. Denn die trivialste märkische Dorfkirche kann immer noch das Rührendste, und die häßlichste immer noch das Schönste verbergen. Hier freilich war ein solcher Ausnahmefall nicht gegeben. An weißgestrichenen Wänden hingen die üblichen Gedächtnistafeln; unter der Kanzel stand ein bestaubter Altar, beiden gegenüber aber, dicht gedrückt unter der Decke hin, blinkten die dünnen Röhren eines Harmoniums, dieses verkümmerten Enkelkindes der Orgel. In der Mitte der Kirche paradierte ein Kronleuchter, zum Andenken an die Jahre 13, 14 und 15 gestiftet. Er zeigte die Form einer Kosakenmütze und war mit einem in Blech geschnittenen Eisernen Kreuz geschmückt. Derselben Zeit gehörte auch eine Landsturmfahne an, die auf ihrem roten Flanellappen einen schwarzen Adler und die Bezeichnung: „1. Division, 1. Brigade“ trug. Was hier so niederdrückend wirkte, war die melancholische Abwesenheit alles Freien und Selbständigen; die Armut kann poetisch sein, die Armseligkeit nie.

\* festen Boden.

Wir traten auf den Kirchhof hinaus, dessen Gräber, wie die Häuser des Dorfes, gruppenweise versteckt in den Senkungen des Hügels lagen. Nur hier und dort ein Busch, ein Blumenbeet.

Um den Eindruck zu bannen, den das Innere der Kirche auf uns gemacht hatte, forschten wir nach Kahnis' Grab, freilich zunächst umsonst. Der Küster, der erst wenige Monate im Dorfe war, hatte den Namen nie gehört, zeigte sich indessen beflissen, in seiner Schulklasse zu fragen. Als er wieder zu uns trat, war er in Begleitung eines halbwachsenden Mädchens, dessen flachsblonde Zöpfe zu einer dichten Krone zusammengelegt waren. Sie begrüßte uns unbefangen, schritt auf einen abseits gelegenen, halbverwilderten Fliederbusch zu und sagte dann, indem sie die Zweige auseinanderbog: „Das ist Kahnis' Grab.“ Auf einem eingefallenen Hügel, der mehr mit Moos als mit Gras überwachsen war, lag ein halbumgestürztes Kreuz; die Inschrift war längst vom Regen abgewaschen. Als wir neugierig fragten, „woher sie die Stelle so gut kenne“, zeigte sie statt jeder anderen Antwort auf ein Hänflingsnest, das sich in dem Gezweig versteckte. Die beiden Alten flogen auf, umkreisten aber die Stätte. Kapitän Backhusen, als er des geängstigten Pärchens ansichtig wurde, lüpfte den Hut und sagte dann: „Das sind wir dem Andenken Kahnis' schuldig, den Frieden dieses glücklichen Haushaltes nicht länger zu stören.“ Und damit traten wir unseren Rückzug an.

Eine Viertelstunde später waren wir wieder an Bord der „Sphinx“ und fuhren nun, unseren Kurs wechselnd, auf die Südspitze des Zeuthenersees zu. Auch hier noch ist der Segelklub zu Haus, dessen anwesende Mitglieder nicht ermangelten, mir „Hankels Ablage“, „Haches Grub“, den „Gingang-Berg“ und ähnlich wunderbar benannte Punkte vorzustellen. Aber der Zeuthenersee ist doch schon Vorterrain; die Willen hören auf, der Einfluß der Hauptstadt schwindet, und die eigentliche „Bendei“ beginnt. Die Ufer still und einförmig. Nur dann und wann ein Gehöft, das sein Strohdach unter Eichen versteckt; dahinter ein Birkenhain, ein zweites und drittes, kullissenartig in die Landschaft gestellt. Am Horizonte der schwarze Strich eines Kiefernwaldes. Sonst nichts als Rohr und Wiese, und ein schmaler Gerstenstreifen dazwischen; ein Habichtpaar in Lüften, das im Spiel sich jagt; von Zeit zu Zeit ein Angler, der von seinem Boot oder einem halbverfallenen Steg aus die Schnur

ins Wasser wirft. Wenig Menschen, noch weniger Geschichte. Selbst der Feind mied diese Stelle. Darum fehlen hier auch die Schlachtfelder auf viele Meilen hin. In einer alten Chronik heißt es: „Der Dreißigjährige Krieg kam nicht hieher, weil ihm die Gegend zu arm und abgelegen war.“ Er wußte wohl, was er tat. Wie ein Feuer ohne Nahrung war er in diesem See- und Spreegebiet erloschen.

Der Grundzug der Wendei, wenigstens an dieser Stelle, ist Trauer und Einsamkeit.

Um Mittag hatten wir die Südspitze des Zeuthenersees erreicht; von fern her blickte der Königswusterhausener Turm zu uns herüber. Dann fuhren wir in die Neumühler Schmalung ein, die den Zeuthenersee mit dem Krüpelsee verbindet, endlich aus dieser Schmalung in den Krüpelsee selbst.

Die Landschaftsbilder blieben dieselben und wechselten erst, als wir bei Dorf Tابلow aus der bis dahin befahrenen Seenkette der wendischen Spree in diese selbst gelangten. Nicht viel breiter als ein Torfgraben zieht sie hier die Grenze zwischen dem Teltowschen und dem Beeskow-Storkowschen Kreis, bis sie nach einer Wegstrecke von kaum einer Meile bei dem Dorfe Gussow abermals zu einem See sich breitet, dem Dolgensee. Unsere Fahrt verlangsamte sich jetzt, da mittlerweile beinahe völlige Windstille eingetreten war; erst eine bei Sonnenuntergang auffpringende Brise führte uns glücklich über den See bis Dolgenbrod.

Es war völlig dunkel geworden, und nur der Schein weniger Lichter bezeichnete die Stelle, wo hinter Bäumen und Rohrgehagen das Dorf zu suchen sei. Wir selber warfen Anker inmitten dreier Torfkähne, die schon vor uns an diesem Platz ein Unterkommen gesucht hatten. Zugleich wurde die Sturmlaterne ausgehängt. Als ich mein Befremden über diese Vorsichtsmaßregel ausdrückte, zeigte Kapitän Bachhusen auf eine dunkle sternlose Stelle am Horizont, die ihm Sturm zu bedeuten schien, zum zweiten aber auf die Torfkähne, zwischen denen wir allerdings wie eingeklemmt lagen. „Sieht ein Wetter herauf und diese drei ‚großen Christophs‘ reißen sich los, so werden wir zerquetscht wie ein Polarschiff im Eismeer. Die Laterne tut nicht alles, aber viel. Zum mindesten zeigt sie uns die Stelle, wo wir untergehen.“

Um diesen Trost reicher, suchten wir unser Lager. Müde von des Tages Last und Hitze, schliefen wir unbekümmert ein.

## Von Dolgenbrod bis Teupitz

(Zweiter Reisetag)

Mit dem frühesten war ich auf, zwischen drei und vier; die Sonne kündigte sich erst durch einzelne Strahlen an, die von Zeit zu Zeit am Horizonte aufschossen. Aber so früh ich war, so war ich doch nicht der Früheste. Leutnant Apitz war mir zuvorgekommen und hatte, da er die Angelpassion mit der Segelpassion glücklich zu vereinigen wußte, seine Schnur seit länger als einer halben Stunde ausgeworfen. Mit ihm Nudy. Ein guter Frühfang hatte ihre Anstrengungen belohnt. In einer neben ihnen stehenden Wanne zappelte es bereits von Schlei und Hecht, von Giesen und Karauschen, die für unser Mittagmahl einen vorzüglichen zweiten Gang in Aussicht stellten.

Es war ein erquicklicher Morgen; in dem fallenden Tau gab sich die Natur wie gebadet. Ein Flachboot strich hart an uns vorüber, in dem ein junger Dolgenbroder mit angehängtem Fischkasten stromabwärts fuhr. Er sah ziemlich spöttisch zu unserer Angelrute auf und grüßte. Leutnant Apitz aber war nicht der Mann, sich verwirren zu lassen. „Eingeborner Wende, was gelten die Fische?“ Der Angeredete nannte eine beliebige Summe. „Da lasse ich sie billiger und gebe noch eine Bleiflinke zu.“ Damit griff Apitz in die Wanne und warf ihm die angekündigte Flinke ins Boot. In diesem Augenblicke stieg der Glutball der Sonne auf und durchleuchtete die dünnen Nebel. Wir sahen nun erst, wo wir waren.

Am Wasser hin zog sich eine schmale Wiese, von Hufslattich eingefaßt, der hier und dort in grotesken Blattbildungen kleine vorspringende Inseln schuf. Hinter dem Wiesenstreifen, immer den Windungen des Flusses folgend, stand eine Reihe von Häusern, jedes einzelne durch ein blühendes Mohnfeld von dem Nachbarhause geschieden. Die Bewohner schliefen noch oder hantierten in Küche und Kammer; nur ein paar Blondköpfe waren aus dem Bett in den Garten gesprungen und spielten in ihren roten Friesröcken unter dem weißen Mohn umher. Im Rücken der Häuser stieg das Erdreich an, fast einen Damm bildend, auf dessen Höhe der Hanf in dichten Stauden stand. Hinter dem Damm aber lief die Dorfstraße hin, wenigstens Klang von dort her ein leises Läuten herüber. Ich glaubte die Herde zu sehen, trotzdem sie meinem Auge verborgen war.

Einsamkeit auch hier. Aber wenn sie am Tage vorher an den Ufern des Zeuthenersees wie ein wendisches Volkslied elegisch geklungen hatte, so klang sie hier wie ein Idyll aus alten Zeiten und schuf dem Herzen ein süßes Glück, wo jene nur ein süßes Weh geschaffen hatte. Ich wurde des stillen Lebens, das aus diesen Bildern zu mir sprach, nicht müde. Immer Neues erschloß sich mir, das mein Herz bewegte. In Front jedes Hauses stand ein uralter Birnbaum, in der einen Hälfte abgestorben, aber in der anderen noch frisch und mit Früchten überdeckt. In dem hohlen Hauptast bauten die Bienen, an dem Stamm lehnte die Sense, zwischen den Zweigen hing das Netz; und in dieser Dreiheit lag ersichtlich das Dasein dieser einfachen Menschen beschlossen. Das Sammeln des Honigs, das Mähen der Wiese, das Fischen im Fluß, in so engem Kreislauf vollendete sich tagtäglich ihre Welt. Und so war es immer an dieser Stelle.

Wie die Menschen hier in Pfahlbauzeiten im Gezweige gewohnt hatten, so wohnten sie jetzt unter dem Gezweig; aber in ihm oder unter ihm, sie blieben wie die Vögel, die Nester bauen.

Und in diesem Berührtwerden von etwas Unwandelbarem, in der Wahrnehmung von dem ewigen Eingereichtsein des Menschen in den Haushalt der Natur, liegt der Zauber dieser Einsamkeitsdörfer.

Schon vor sechs Uhr war die „Sphinx“ unter Segel. Aber der Wind ließ bald nach, so daß wir froh waren, inmitten einer eben zu passierenden Schmalung die großen Stoßruder benutzen zu können. Wir schoben uns nur noch von der Stelle. Dies dauerte Stunden. Erst bei Prierosbrück machte sich der Wind wieder auf und trieb uns nun in die „Schmölte“ hinein, einen buchtenreichen, durch Schiebungen und Waldkulissen ausgezeichneten See, der zugleich mit dem ihm anliegenden Duberowforst (gemeinhin kurz „die Duberow“ geheißen) den inneren Zirkel der Buxterhausener Herrschaft, dieses großen, an die dreizehn Quadratmeilen umfassenden, und namentlich während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. aus abligen Gütern der Schlieben, Dypen und Schenken von Teupitz zusammengekauften Jagdrevieres bildet.

Mit der Einfahrt in die „Schmölte“ waren wir, um es zu wiederholen, in den „inneren Zirkel“ dieses Revieres eingetreten. Eine ausgestellte Schildwacht, wie sie nicht charakteristischer sein konnte,

ließ uns keinen Zweifel darüber. Inmitten des Sees, auf einer wenig überspülten Sandbank, stand ein großer, ziemlich fremdartig dreinschauender Grauvogel und salutierte auf seine Weise durch eingezogenen Hals und Fuß. Wir erwiderten seinen Gruß, das Geringste, was wir tun konnten; denn wir waren im selben Augenblicke, wo wir ihn in seiner Schildwachtstellung passierten, zu einem fremden Volke gekommen, zu dem Volke der Reiher, das in der „Schmölte“ seinen Fang und in der „Duberow“ seine Nester hat. Der ganze innere Zirkel der Wusterhausener Herrschaft, eine große Reiherherrschaft! Diese kennenzulernen, war seit lange mein Wunsch. In einer Bucht, die von zwei bastionsartig vorspringenden Waldstücken gebildet wird, gingen wir vor Anker.

Ein Besuch des nahegelegenen Reiherhorstes entsprach unserem Programm. Nur der einzuschlagende Weg, den Leutnant Apitz „quer durch“ genommen wissen wollte, führte zu einer lebhaften Debatte.

Während diese noch schwankt, erzähl' ich dem Leser von alten und neuen Reiherjagden, wie sie die „Duberow“ sah.

Die Duberow, von der Natur dazu vorgezeichnet, ist alter Reihergrund. Alle Elemente sind da: Eichen, Sumpf und See. Schon der Große Kurfürst jagte hier, aber erst unter dem „Soldatenkönig“, der all sein Lebtag seiner Wusterhausener Herrschaft die noch aus Kronprinzlichen Tagen herstammende Liebe bewahrte, erst unter König Friedrich Wilhelm I. kamen die Duberow-Reiherjagden, die damals Reiherbeizen waren, zu Flor und Ansehen. Bei einem zeitgenössischen Schriftsteller, der selber diese Jagden mitmachte, finde ich folgende Schilderung: „Im Frühling und im Herbst vergnügt sich der Hof, neben manchem Anderen, auch mit der Reiherbeize, an der die Königin nicht selten Theil nimmt. Der Schauplatz dieser Vergnügungen ist verschieden, zumal aber ist es Wusterhausen und der Duberow-Wald, oder ‚die Duberow‘, wie die Leute, der Kürze halber, den Wald zu nennen pflegen. Ich habe solchen Reiherbeizen öfter beigewohnt. Ist dergleichen angesaget, so begiebt sich der König auf eine Höhe, die einen weiten Umblick gestattet. Seine Majestät reiten gemeiniglich, und werden auch von vielen Anderen zu Pferde begleitet. Zudem werden zwei Wurstwagen angespannt, und es sitzen auf jedem derselben 16 bis 20 Personen. Auf der Waldhöhe ist ein Herd errichtet, auf dem ein gewaltiges Feuer

brennt. Dieser ganze Herd ist rings herum umgraben, so daß man sich dabei niedersehen, und wer frieret, zur Genüge wärmen kann. Auch ist der Platz, an dem sich Herd und Feuer befinden, mit Maien umsteckt. Unten in der Ebene halten die Falkoniers mit ihren Falken, und sind an unterschiedene Posten vertheilt. Wenn sich nun ein Reiher regt und in der Luft daher spazieret kommt, so läßt man einen, zwei, auch drei und vier Falken steigen. Sobald der Reiher des Falken, oder ihrer mehr, gewahr wird, fängt er entsetzlich an zu schreien, und schwinget sich so hoch, als er nur immer kann. Aber der Falke machet dennoch, daß er weit über dem Reiher in der Luft zu stehen kommt. Alsdann schießt er wie ein Pfeil herab, gibet dem Reiher den Stoß, bringet ihn auf die Erde und hält denselben so lange, bis die Falkoniere kommen und ihn aufnehmen. Die Falkoniere aber bringen den Reiher dem Ober- oder Hof-Jägermeister, und dieser präsentiret ihn dem Könige, von dem er mit einem Ring gebeihtet und sodann wieder in die freie Luft gelassen wird. Manchmal geschiehet es, daß der Reiher von zwei, drei und vier Falken in der Luft gestossen und angefallen, dadurch aber die Luft desto größer wird. Ist der Tag glücklich, so werden fünf, sechs und noch mehr Reiher gefangen und gebeihtet.“

So war es in den Tagen Friedrich Wilhelms I. An die Stelle dieser „Reiherbeihen“ ist jetzt ein ebenfalls dem Mittelalter entstammendes Reiherschießen getreten, das weniger eine Jagd als eine Zielübung ist und im Bereiche moderner Erscheinungen am besten mit dem Taubenschießen auf unseren Schützenfesten verglichen werden kann. Nur mit dem nicht unwesentlichen Unterschiede, daß die Taube, wenigstens heutzutage, von Holz, der Reiher aber lebendig ist.

Diese Reiherjagden, die statt mit dem Falken mit der Büchse in der Hand unternommen werden, finden jetzt alljährlich in der zweiten Hälfte des Juli statt. Dann ist die junge Brut groß genug, um einen jagdbaren Vogel von wünschenswerter Schußfläche abzugeben und doch wiederum nicht groß, d. h. nicht flügge genug, um sich gleich den Alten der drohenden Gefahr durch Flucht entziehen zu können. So stehen sie dann aufrecht in den hohen Nestern, kreischen und schreien, und werden heruntergeschossen. Ein sonderbarer, dem Gefühle des Nichtjägers widersprechender Sport, über den indes andererseits, wie über manches Ähnliche aus der Sphäre des



High life\*, ohne Sentimentalitäten hinweggegangen werden muß. Es sind dies eben Überbleibsel aus vergangenen Jahrhunderten her, mit denen, weil sie einem ganzen System von Anschauungen angehören, nicht ohne weiteres ausgeräumt werden kann, Dinge des Herkommens, zum Teil auch der praktischen Bewährung, nicht des persönlichen Geschmacks. Tradition und Repräsentation schreiben immer noch innerhalb des Hoflebens die Gesetze. Ubrigens mag hier eingeschaltet sein, daß unser Kronprinz, ein passionierter Reiherjäger, das bequeme Schießen aus dem Neste verschmäht und es vorzieht, den um die Herbstzeit völlig flügge gewordenen Jungvogel aus der Luft herunterzuholen. Hier, wie in manch anderem, eine Modelung des Überlieferten.

Der Streit, welcher Weg uns am besten zu dem nahegelegenen Reiherhorst führen würde, war mittlerweile zugunsten von Leutnant Apitz entschieden worden. Also „quer durch“. Wir erkletterten zunächst das Uferbastion, in dessen Schutze wir lagen, hielten kurze Umschau und schlugen uns dann, immer die Höhe haltend, waldwärts. Nach längerem Suchen und Irren, das zu den üblichen Bemerkungen über „Nichtwege“ führte, hatten wir endlich die Reiherkolonie, ihre Wohn- und Brutstätte vor uns und schritten ihr zu.

Dieser Reiherhorst, wie jeder andere, befindet sich in den Wipfeln alter Eichbäume, die zu mehreren Hunderten auf der plattformartigen Kuppe einer abermaligen Ansteigung des Waldes stehen. Eine Anzahl dieser Eichen, vielleicht die Hälfte, war noch intakt, die andere Hälfte aber zeigte jeden Grad des Verfalls, und zwar um je länger sie des zweifelhaften Vorzuges genossen, im Reiherdienste zu stehen, das heißt also ein Reihernest in ihren Wipfeln zu tragen. Die Zahl dieser Nester wechselt. Manche Bäume haben eins, andere drei und vier. Das letztere ist das gewöhnlichere. Aber ob eins oder mehrere, über kurz oder lang trifft sie dasselbe Schicksal: sie sterben ab, unter dem Einfluß der Reiherwirtschaft, namentlich der Reiherkinderstube, deren Details sich jeder Mitteilungsmöglichkeit entziehen.

Erst Mitte Juli pflegen die Jungen flügge zu werden. In diesem Jahre jedoch mußten sie kräftiger oder gelehriger gewesen sein; jedenfalls fanden wir alles ausgeflogen und sahen uns in der angenehmen Lage, jede einzelne Wohnstätte aufs genaueste mustern

\* des vornehmen Lebens.

zu können. Was die Wipfel der Bäume angeht, so bleibt dem Gesagten an dieser Stelle nichts hinzuzufügen; aber auch der Untergrund erzählt noch manche Geschichte. Hier und dort lag zu Füßen einer wie geschält aussehenden, ihrer Rinde halb entkleideten Eiche das Federwerk eines Jungvogels. Das erklärt sich so. Fällt ein junger Reiher vor dem Flüggewerden aus dem Nest, so ist er verloren. Ein freies, selbständiges Leben zu führen, dazu ist er noch zu jung, ihn wieder in das Nest hinaufzuschaffen, dazu ist er zu schwer. So bleibt er liegen, wo er liegt, und stirbt den allerbittersten Tod unter den Unbilden seiner nächsten Verwandten, die, ohne ihre Lebens- und Anstandsformen im geringsten zu ändern, erbarzunglos zu seinen Häupten sitzen.

Unter anderen Bäumen lagen herabgestürzte Nester. Sie gaben uns Veranlassung, ein solches zu untersuchen. Es ist einem Storchennest ähnlich, aber noch gröber im Gefüge, und besteht aus angetriebenem Holz der verschiedensten Arten: Kiefern-, Eichen- und Weidenzweige. Dazu viel trockenes Stechapfelkraut, lange Stengel mit aufgesprungenen Kapseln daran. Ob sie für dies Kraut um Geruches willen, vielleicht auch als Arzneidroge eine Vorliebe haben, oder ob es ihnen lediglich als Bindemittel zu festerer Verschlingung der dicken Holzstäbe dient, muß dahingestellt bleiben. Überall aber, wo ein solches Nest lag, sproßte wuchernd aus hundert Samenkörnern ein ganzer Giftgarten von weißblühender Datura auf, der übrigens, jede Ausschließlichkeit vermeidend, auch anderem Blumenvolk den Zutritt gestattete. Nur „von Familie“ mußten die Zugelassenen sein: Wolfsmilch, Bilsenkraut, Nachtschatten. Das Harmloseste, was sich eingeschlichen hatte, war Brennessel.

Ein Erinnerungsblatt hier mitzunehmen, verbot sich; so mußten die umherliegenden Federn aushelfen. Ein paar der schönsten an unsere Rücken steckend, lehrten wir nunmehr des Weges kundig in kürzester Frist an Bord unseres Schiffes zurück.

Hier hatte sich mittlerweile Mudy nach mehr als einer Seite hin legitimiert. Der Tisch war unter einer ausgespannten Leinwand gedeckt; der weißeste Damast, das blinkendste Silber lachten uns entgegen. Selbst an Tafelaufsätzen gebrach es nicht. Neben dem großen Köpenicker Baumkuchen paradierten zwei prächtige, in hundert Blüten stehende Heidekrautbüschel, die Mudy samt dem Erdreich ausgeschnitten und in zwei reliefgeschmückte Weinkühler ein-

gesetzt hatte. Aber Größeres war uns vorbehalten, was sich erst offenbaren sollte, als die Reihe der vorschriftsmäßigen Gänge, unter denen sich besonders das Fischgericht „Schlei mit Dill“ auszeichnete, beendet war. Ob aus Nachklang oder Inspiration, aus Erinnerung oder geoffenbarter Weisheit, gleichviel in Nudys Seele hatte die Vorstellung gedämmert, daß „das Dessert die Krone jedes Mahles sei“. Und dieser Vorstellung Ausdruck zu geben, hatte er sich beflissen gezeigt. Daß er dabei in materiell eng gezogenen Grenzen verbleibend über einen bloßen symbolischen Akt nicht hinausgekommen war, steigerte nur den Effekt. Der Leser urteile selbst. In ebendemselben Augenblicke, in dem der Kreis des Möglichen nach unser aller Ansicht geschlossen schien, und auch in dem begehrlichsten Herzen nur noch Wunsch und Raum für Zigarette und Kaffee vorhanden war, erschien Nudy mit einem auf dem Menüzetteln ungenannt gebliebenen Überraschungsgericht. Geheimnisvoll genug in seiner Einkleidung. Eine Glasschale war mit Kraut und Blütenzweigen gefüllt; in der Mitte dieser Schale aber, wie ein Ei in einem Neste liegt, lag ein Teesieb, in dem unser dienender Bruder, während wir auf der Suche nach dem Reiherhorste waren, aus dem spärlichen Vorrat der nächsten Wald- und Uferstellen eine halbe Handvoll Erd- und Blaubeeren mühsam gesammelt hatte. Die Wirkung dieser Aufmerksamkeit war eine enthusiastische und rang nach entsprechendem Ausdruck. Kapitän Bachhusen fand ihn. Einen vor ihm stehenden Römer bis an den Rand mit Scharlachberger füllend, schüttete er den Inhalt des Schälchens hinein und sprach dann kurz: „Perle der Kleopatra, armselige Renommisterei; hier in Erd- und Blaubeeren spricht bescheiden eine schönere Tat. Es lebe Nudy.“

Die Luft stand. Es war noch zu früh zum Aufbruch; so beschlossen wir eine Waldsiesta, und unsere Plaids an schattiger Stelle ausbreitend, suchte sich jeder eine Ruhestätte. Libellen flogen, Käfer summten, und in mir klang es aus einem meiner Lieblingsdichter:

Hier an der Bergeshalbe  
 Verstummet ganz der Wind:  
 Die Zweige hängen nieder,  
 Die blauen Fliegen summen  
 Und blißen durch die Luft.

Einmal, zweimal wiederholte ich diese Zeilen, die den Klang eines Nachmittagschlummerliedes haben; dann schlief ich ein. Die Genossen hatten weniger gezögert.

Es war sechs Uhr, und die Sonne streifte schon von der Seite her die Wipfel des Waldes, als uns die Schiffsglocke, rasch anschlagend, mit zur Eile mahnendem Tone wieder an Bord rief. Kapitän Bachhusen hatte früher als seine Gäste den Nachmittagschlaf abgeschüttelt. Ein paar Kommandoworte, und die „Sphinx“ löste sich leicht und gefällig von der Uferstelle, in deren Schatten sie sechs Stunden geankert hatte. Die Landzungen schoben uns immer neue, von Minute zu Minute prächtiger beleuchtete Kulissen in den Weg; in Schlangelinien umfuhren wir sie, ein paar geleitgebende Reihher hoch über uns in Lüften. So kamen wir aus der Schmolte in den Hölzernen See.

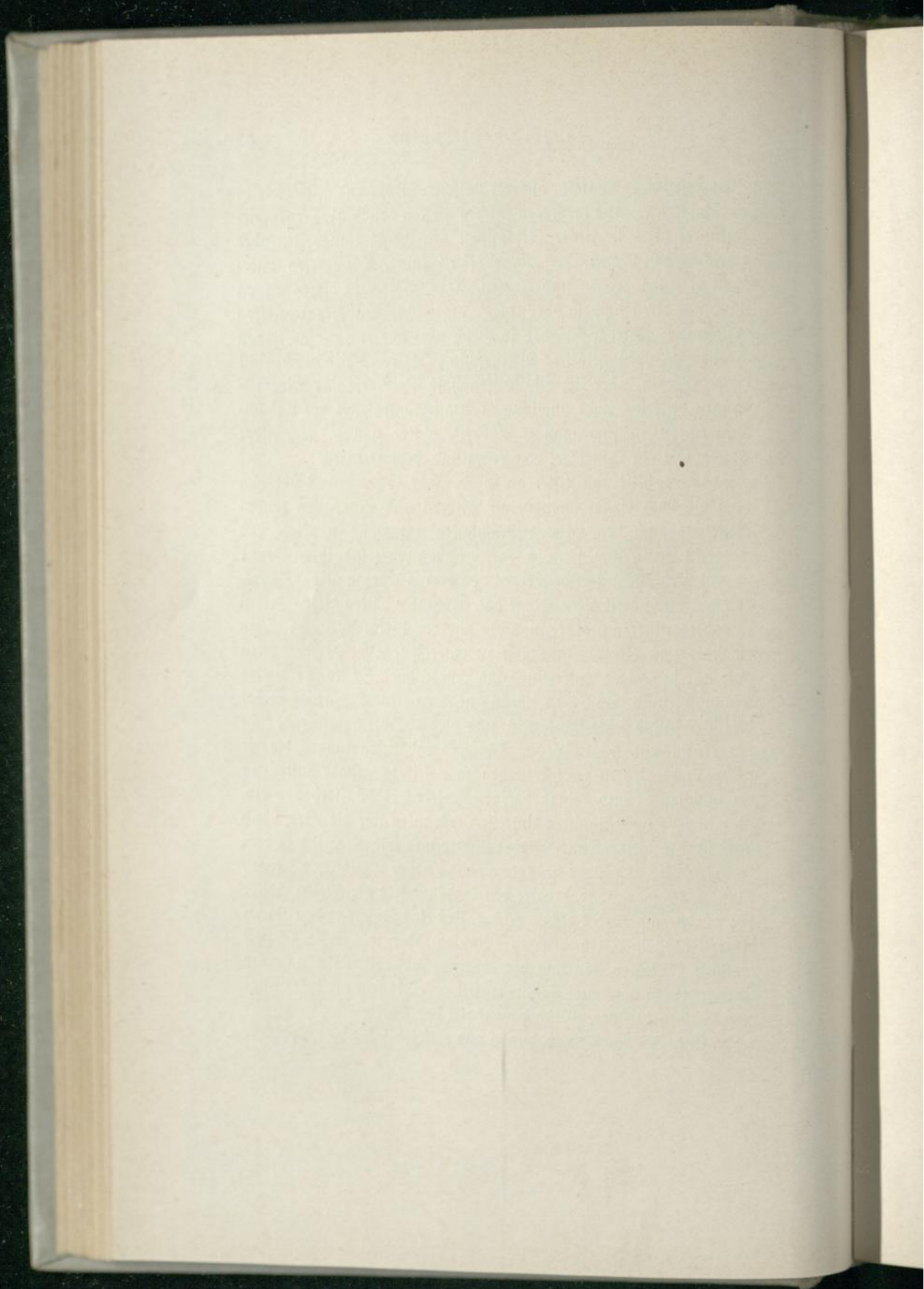
Alles war bis dahin gut gegangen, und zu endgültiger Bewährung der „Sphinx“ fehlte nur noch ein Zwischenfall, ein „Akzident“. Auch dieser sollte nicht ausbleiben. Kaum in den Hölzernen See (nomen est omen\*) eingefahren, so saßen wir fest. Aber die Führung unseres Schiffs hätte nicht die sein müssen, die sie war, wenn sie sich in solchem Momente hätte ratlos erweisen sollen. Kapitän Bachhusen, mit dem Tubus auslugend, erkannte hinter Schilf und Werft versteckt, in nicht allzuweiter Entfernung ein Brückenwärterhäuschen, an das jetzt Rudy, die Schiffsjolle herablassend, mit der Anfrage deputiert wurde, ob man bereit sei, unseren aus dicken Eisenplatten bestehenden Ballast auf zwei, drei Tage zu beherbergen. In kürzester Frist war die bejahende Antwort da, die großen Barren wanderten aus dem Rumpf in die Jolle, und nach dreimaliger Fahrt zwischen Schiff und Zollhaus war unsere Sphinx wieder flott und frei. Unter dankbarem Hüteschwenken ging es eine Viertelstunde später an dem Brückenzollhaus vorüber. Aber dieses Hüteschwenken genügte uns nicht. Unserer Freude einen lautereren Ausdruck zu geben, holten wir aus der Waffenkammer ein paar Bogelflinten herbei, und auf unendliche Entfernungen hin zwischen Dämpfer und Krickenten hineinsfeuernd, weckten wir das Echo, das offenbar verdrießlich über die Störung mit nur halber Stimme antwortete. Wir empfanden es und stellten die Flinten an ihren alten Platz.

\* Der Name ist eine Vorbedeutung.

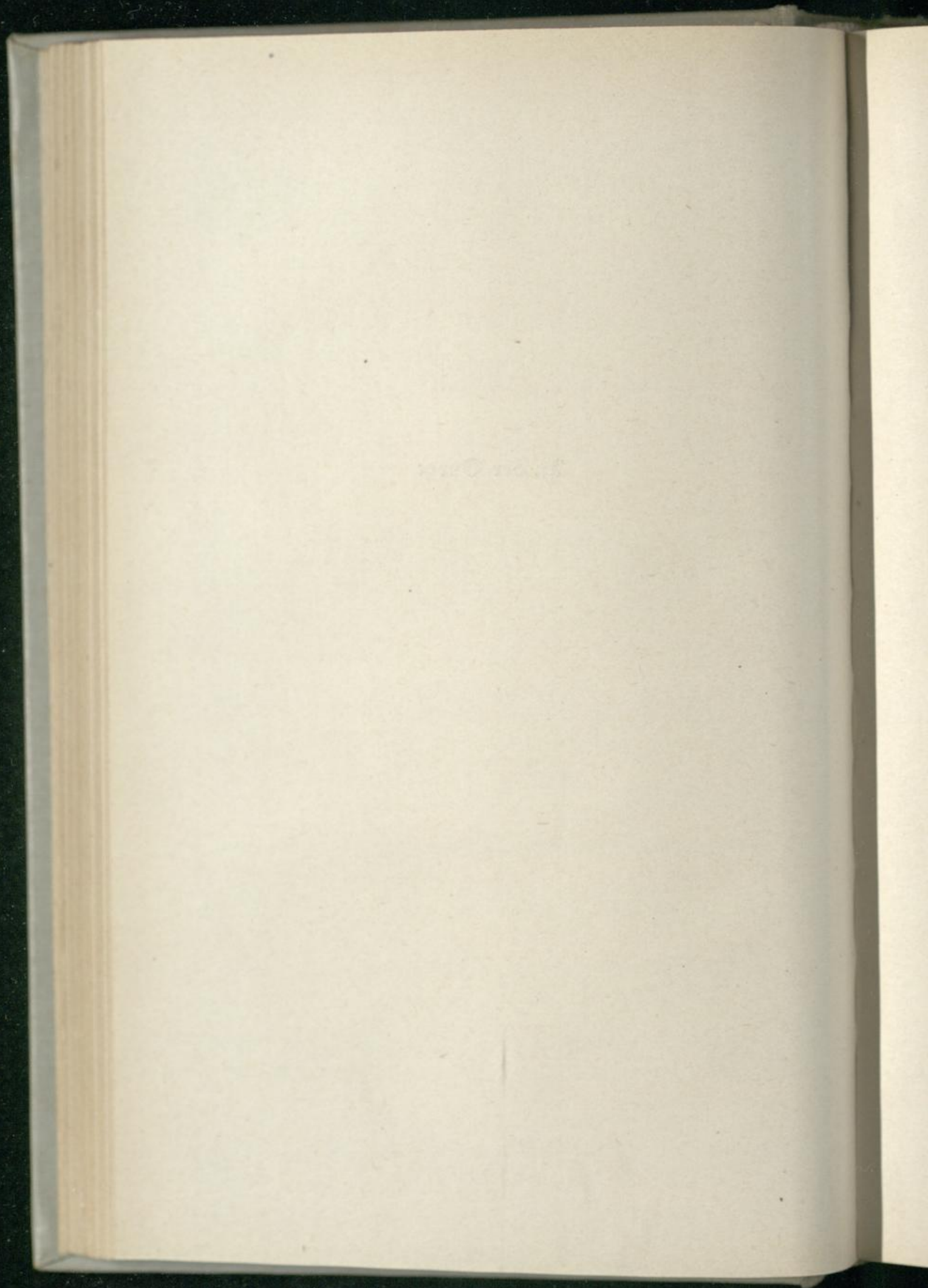
Es begann zu dunkeln, als wir zwischen Groß- und Kleinköris in ein schwieriges, aus mehreren flachen Becken bestehendes Seegebiet einfuhren, das in seiner Gesamtheit den wenig klangvollen aber bezeichnenden Namen der „Moddersee“, führt. Die Karten unterscheiden einen großen und kleinen. Das Wasser in diesen Becken stand nur etwa fußhoch über einem aus gelbgrünen Pflanzenstoffen bestehenden Untergrund, der so weich war wie ein mit Hilfe von Reagenzien eben gefällter Niederschlag. Unser Schiff durchschnitt diese reizlosen, aber für die Wissenschaft der Torf- und Moorbildungen vielleicht nicht unwichtigen Wassertümpel, die vor uns un- aufgerüttelt in smaragdner Klarheit, hinter uns in graugelber Trübe, wie ein Quirlbrei von Lehm und Humus lagen.

Es wurde still und stiller an Bord. Jene Schweigelust überkam uns, die nach einem schönen, an Bildern und Eindrücken reichen Reisetage auch den Heitergesprächigsten anzuwandeln pflegt und weder in Ermüdung, noch in Verstimmung wurzelnd, ihren Grund in dem plötzlichen Berührtwerden von dem Ausgehen alles Glückes, von der Endlichkeit aller Dinge hat. Auch wir hatten diesen Tribut zu zahlen, stärker als bei mancher anderen Gelegenheit, da nichts da war, uns dieser Stimmung zu entreißen. Die Dörfer hörten auf; nur in einiger Entfernung lag Sputendorf. Es klang wie eine Mahnung, und wir ließen sie uns gegeben sein. Ein neues Segel bei! Der Wind setzte sich hinein, und plötzlich, wie aufatmend, fuhren wir aus einem Gewirr von Tümpeln und Schmalungen, die wir während der letzten zwei Stunden zu passieren gehabt hatten, in ein imposantes und beinahe haffartig wirkendes Wasserbecken ein. Nur in sehr unbestimmten Umrissen erkannten wir die Ufer. Nach links hin, in langer Linie, blitzten Lichter und spiegelten sich in dem dunkelen See. An Bord drängte alles zu neuer Thätigkeit. Leutnant Apitz, mit eigener Hand, feuerte den landeinwärts gerichteten Böller ab; Mudy, auf Befehl des Kapitäns, ließ eine Rakete in den Nachthimmel aufsteigen. In wenigen Minuten sahen wir unseren Zweck erreicht: Gestalten, hin und her laufend, sammelten sich an einer Stelle, die ein Landungsplatz, eine Anlegebrücke sein mochte. Stimmen klangen herüber. Gleich darauf fiel der Anker.

Im Angesicht von Teupitz, dunkel und rätselvoll, lag die „Sphinx“.



An der Spree





## Schloß Köpenick

„Wo liegt Schloß Köpenick?“

An der Spree,  
Wasser und Wald in Fern und Näh',  
Die Müggelberge, der Müggelsee.

Schloß Köpenick ist eines der vielen hohenzollerschen Schlösser, die sich unter den mannigfachsten deutschen und französischen Namen im Spree- und Havellande vorfinden, und von deren Nochvorhandensein die wenigsten unter uns eine Kenntnis haben. Wir entsinnen uns in der Regel von diesem und jenem Schloß in diesem oder jenem Geschichtsbuch gelesen zu haben und knüpfen die Vorstellung oft auch die Hoffnung daran, daß dasselbe mit all seinen ihm Leben leihenden Personen zugleich vom Schauplatz abgetreten sei. In der That, die Bemühungen unserer Phantasie, wenn wir von königlichen Schlössern sprechen oder sprechen hören, gehen gemeinhin nicht viel über die Bilder von Sanssouci, Rheinsberg und Charlottenburg hinaus, und einem glücklichen Zufalle bleibt es vorbehalten, uns durch den Augenschein zu belehren, daß auch Schwedt und Küstrin, und Buxtehude und Dranienburg noch ihre wirklichen Schlösser haben. Zu diesen seitab gelegenen und verschollenen Existenzen gehört auch Schloß Köpenick, in betreff dessen wir ein altes, ein mittleres und ein neues unterscheiden.

Das alte Schloß Köpenick stand schon, als die Deutschen unter Albrecht dem Bären ins Land kamen. Jasko oder Jasso, der letzte Wendenfürst, an dessen Bekehrung die schöne Schildhornsage anknüpft, residierte daselbst. Nach seiner Unterwerfung wurde seine Residenz, eine Wendenseite, zur markgräflichen Burg, aber weder Bild noch Beschreibung sind auf uns gekommen, aus denen wir ersehen könnten, wie Schloß Köpenick zur Zeit der Askanier oder Bayern oder ersten Hohenzollern war. Es muß uns genügen, daß wir von seiner Existenz wissen. Auch seine Geschichte verschwimmt in blassen, charakterlosen Zügen, und alles, was mit bestimmterem Gepräge an uns herantritt, ist das eine, daß es in diesem alten Schlosse zu Köpenick war, wo der von Otterstedt an die Türe seines kurfürstlichen Herren schrieb:

Jochimken, Jochimken höde Dy,  
 Wo wi di frigen do hängen wi Dy.

Das alte Schloß stand bis 1550. Kurfürst Joachim II., ein leidenschaftlicher Jäger, dessen Weidmannslust ihn oft in die dichten Forsten um Köpenick herum führte, ließ den alten Bau niederreißen und ein Jagdschloß an Stelle desselben aufführen.

Dies Jagdschloß Joachims II. oder das mittlere Schloß Köpenick stand wenig über hundert Jahr, aber seine Geschichte spricht schon in deutlicheren Zügen, und die Meriansche Topographie hat uns ein Bild desselben (etwa aus dem Jahre 1640) aufbewahrt. Nach diesem Bilde war es ein regelmäßiges Viereck, das zur einen Hälfte aus zwei rechtwinklig aufeinander stoßenden Flügeln, zur andern Hälfte aus zwei niedrigen, eben jenes Viereck herstellenden Mauern bestand, der ganze Bau von fünf Türmen überragt, vier an den Außenecken, der fünfte innerhalb des Schloßhofs in dem von den beiden Flügeln gebildeten rechten Winkel.

Joachim II. weilte gern im Schloß Köpenick. Sein Hof- und Jagdgesinde war dann um ihn her, auch die Söhne wohl, die ihm Anna Sydow, „die schöne Gieserin“, geboren hatte. In früheren Jahren hatte diese selbst bei den jedesmal stattfindenden Lustbarkeiten nicht gefehlt, bis ein an und für sich geringfügiger Vorfall einen tiefen Eindruck auf des Kurfürsten Herz machte. Die Bauern sahen Anna Sydow samt ihren Kindern neben dem Kurfürsten stehen und fragten sich untereinander: „Ist das unsres gnädigsten Herrn unrechte Frau? Sind das die unrichten Kinder? Wie darf er's tun und wir nicht?“ Der Kurfürst hörte alles und flüsterte der Gieserin zu: „Du solltest beiseite gehn.“ Seitdem mied sie die öffentlichen Feste.

In diesem Jagdschlosse zu Köpenick starb Joachim II. am 3. Januar 1571. Eine Wolfsjagd sollte abgehalten werden, trotz der bitteren Kälte, die herrschte, und der fünfundsechzigjährige Joachim freute sich noch einmal des edlen Weidwerks, dran zeitlebens sein Herz gehangen hatte. Gegen Abend kehrte er aus den Müggelsee-forsten nach Schloß Köpenick zurück und versammelte seine Räte und Diener um sich her. Distelmeyer, der Kanzler, Mathias von Salbern, Albrecht von Thümen, der Generalsuperintendent Musculus, alle waren zugegen. Man setzte sich zu Tisch und speiste in

christlicher Fröhlichkeit. Der Diskurs ging bald von geistlichen Dingen, und der Page wurde beauftragt, Dr. Lutheri Predigt über die Weissagung des alten Simeon vorzulesen. Nach der Vorlesung wurde viel von Christi Tod und Auferstehung gesprochen, von seiner großen Liebe und seinen bitteren Leiden; dabei zeichnete der Kurfürst ein Kreuzifix auf den Tisch, betrachtete es andächtiglich und ging dann zu Bett. Als er einige Stunden geruht, überfiel ihn eine Pressung auf der Brust mit einer starken Ohnmacht. Der Kanzler und die Räte wurden geweckt, aber das Uebel wuchs rasch, und nach einigen Minuten verschied der Kurfürst mit den Worten: „Das ist gewißlich wahr<sup>1</sup>.“

Wir hören danach von dem Joachimischen Jagdschloß erst 1631 wieder, als König Gustav Adolf sein Hauptquartier darin nahm und an den schwankenden Kurfürsten George Wilhelm die Aufforderung schickte, ihm die Festungen Küstrin und Spandau ohne weiteres einzuräumen. Dieser Brief führte zu jener bekannten Zusammenkunft im Gehölz bei Köpenick, die von dem entschlossenen, keine Halbheit dulgenden Gustav Adolf mit den Worten abgebrochen wurde: „Ich rate Eurer kurfürstlichen Durchlaucht Ihre Partei zu ergreifen, denn ich muß Ihnen sagen, die meinige ist schon ergriffen.“

Neun Jahre später machte der Regierungsantritt des „Großen Kurfürsten“ dem Elend des Landes ein Ende, aber Schloß Köpenick

<sup>1</sup> Nicht im Schlosse zu Köpenick, aber freilich nur eine halbe Meile davon entfernt, in unmittelbarer Nähe des reizend gelegenen Dörfchens Grünau starb am 18. Juli 1608 der Enkel Joachims II., Kurfürst Joachim Friedrich, derselbe, dem die Marken die Gründung des Joachimstalschen Gymnasiums verdanken. Er kam von Storkow und war auf dem Wege nach Berlin, als ihn der Tod im Wagen überraschte. An der Stelle, wo er mutmaßlich gestorben ist, hat man jetzt ein einfaches, aber eigentümliches Denkmal errichtet. Es ist ein Steinbau, eine Art offener Grabkapelle, deren auf vier Pfeilern ruhendes Dach sich über einem Grabstein wölbt. Zu Häupten dieses Steins, in der einen Schmalwand der Kapelle (die beiden Breitseiten sind offen und haben nur ein Gitter) befindet sich ein gußeisernes Kreuz, das einen Kuchhut und darunter die wenigen Worte trägt: „Hier starb den 18. Juli 1608 Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg.“ Der Anblick des Denkmals, namentlich um die Sommerzeit, wenn man durch den offenen Rundbogen hindurch die jungen Eichen grünen sieht, die das Kapellchen umstehen, ist überaus reizend und malerisch.

sank an Ansehn und Bedeutung. Eine neue Zeit und ein neuer Geschmack waren gekommen; die Zeit des französischen Einflusses begann, und die alten Jagdschlösser mit gotischen Türmen und Giebeln, mit schmalen Treppen und niedrigen Zimmern, konnten sich neben der Pracht und Stattlichkeit der Renaissance nicht länger behaupten. 1658 ward ein alchimistisches Laboratorium, eine Goldmacherswerkstatt in denselben Zimmern eingerichtet, drin Kurfürst Joachim einst den selbsterlegten Hirsch auf reichbesetzter Tafel gehabt hatte, und endlich 1677 fiel das alte Jagdschloß gänzlich, um einem Neubau, dem dritten also, Platz zu machen.

Diesem dritten, noch existierenden Schloß Köpenick, einer Schöpfung Rütgers von Langensfeld, der es um die angegebene Zeit für den Kurprinzen Friedrich erbaute, gilt nunmehr unser Besuch.

Wir benützen den Omnibus, der zwischen Berlin und Köpenick fährt, haben ein sauberes, sorglich gepflegtes Gehölz zu beiden Seiten und rollen an einem klaren Herbsttage die Chaussee entlang, an Plätzen voll historischer Erinnerung vorüber. Zunächst an jener Waldwiese, wo einige Heißsporne vom schwer beleidigten märkischen Adel den jugendlichen Joachim aufzuheben gedachten, danach aber um jene Begegnungsstelle herum, wo Gustav Adolf und Kurfürst George Wilhelm nach kurzer Unterredung so wenig befriedigt voneinander schieden. In raschem Trabe geht es dahin, die Pferde werfen die Köpfe und zeigen ein Behagen, als freuten sie sich mit uns der Herbstesfrische. Die Eichen und Birken, die eingesprengt im Lannicht stehn, lassen die Landschaft in allen Farben schillern, und der herbe Duft des Eichenlaubes dringt bis zu uns in den Wagen hinein. Jetzt aber trifft uns ein Luftzug mit jener feuchten Kühle, die dem Reisenden ein Wasser ankündigt, und im nächsten Augenblicke haben wir ein breites Strombett vor uns, an dessen jenseitigem Ufer, aus hohen Pappeln hervor, ein graugelber Schloßbau ragt. Aber die Brücke hin rollt der Wagen und hält jetzt auf einem unregelmäßigen, ziemlich geräumigen Plage, der zwischen dem Schloß und der Stadt Köpenick liegt. Wir steigen aus, werfen nach links hin einen Blick in eine leis gebogene Straße, deren beschnittene Lindenbäume dem Ganzen ein freundliches Ansehn leihn, und schreiten über den Schloßgraben dem Schloßhofs zu, den von zwei Seiten her die Bäume des Parks überragen.

Das gegenwärtige Schloß Köpenick hat drei Stockwerke, seine Fassaden sind einfach und schmucklos, und nur einzelne Teile zeigen sich mit Reliefs und Statuen geschmückt. Um das um mehrere Fuß zurücktretende Dach ist eine stattliche Balustrade gezogen<sup>2</sup>.

Und dieser Stattlichkeit begegnen wir überall, am meisten freilich in der inneren Einrichtung, in der Anlage der Zimmer, Treppen und Korridore, die den Eindruck machen, als habe der Baumeister nichts so ängstlich vermeiden wollen als die Gedrücktheit der Turm- und Erkerstuben, die sonst hier heimisch waren. Nirgends ein Geizen mit dem Raum, aber auch nirgends ein Geizen mit dem, was erheitert und schmückt. Wohin wir blicken, eine Fülle reizendster Details, die vielleicht wie Überladung wirken würden, wenn nicht die Dimensionen ein Sichvordrängen des einzelnen verhinderten. All diese Karyatiden und Pfeiler und Säulen mit reichgegliedertem Kapitell treten dienend in den Hintergrund zurück, und die schweren Stuckornamente verlieren anscheinend ihre Schwere. Zu diesen Stuckornamenten gesellten sich auch noch allerlei Plafondbilder, die durch die Säle des Schlosses hin abwechselnd den Jagdzug der Diana, ihren Zorn über Aktäon und ihre Liebe zum Endymion darstellten; aber nur wenige dieser Gemälde sind bis auf unsere Zeit gekommen, und diese wenigen verbergen sich hinter einer sorglich aufgetragenen Bekleidung von Mörtel und Gips. Sie warten auf die Stunde, wo das alte Schloß, das seit siebenzig Jahren immer nur der Prosa hat dienen müssen, die poetischen Tage königlicher Pracht wieder erblicken wird, um dann auch ihrerseits aus ihrer Hülle hervorstreten und den neuen Glanz in altem Glanze begrüßen zu können. Dies gilt namentlich von dem im ersten Stockwerk gelegenen „Königsaal“, der eine Fülle der schönsten Bilder und Plafondornamente hinter einer Überkleidung verbergen soll.

Wir haben in dem Bestehen Schloß Köpenicks drei Perioden unterschieden und in Erinnerung an die wechselnden Bauten, die hier

<sup>2</sup> Im Schlosse heißt es, daß der mit Bohlen gedeckte, zwischen Dach und Balustrade hinlaufende Gang im vorigen Jahrhundert als Regalbahn gedient habe. Trifft dies zu, so darf man kühnlich behaupten, daß wenigstens in den Marken an keiner schöneren Stelle jemals Regal gespielt worden ist. Der einen Kreis von fast vier Meilen umfassende Blick ist entzückend: Wald und Wasser, soweit das Auge reicht, und mitten im Bilde die Müggelsberge.

standen, von einem alten, einem mittleren und einem neuen Schloß Köpenick gesprochen. Aber auch dies neue Schloß Köpenick teilt sein zweihundertjähriges Leben wieder in verschiedene Stadien, unter denen wir mit Umgehung gleichgültigerer Jahrzehnte vier Hauptepochen unterscheiden.

Diese vier Hauptepochen des neuen Schloß Köpenicks sind die folgenden: Erstens die Zeit des Kurprinzen Friedrich von 1682 bis 1688; zweitens die Zeit Friedrich Wilhelms I., insonderheit das Jahr 1730; drittens die Zeit Henriette Marias, gebornen Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, von 1749 bis 1782, und viertens die Zeit des Grafen von Schmettau von 1804 bis 1806. An eine Besprechung dieser vier Hauptepochen wird sich schließlich noch eine kurze Darstellung der Schicksale zu knüpfen haben, die Schloß Köpenick seitdem erfuhr.

#### Die Zeit des Kurprinzen Friedrich von 1682 bis 1688

In welchem Jahre Kurprinz Friedrich seinen Einzug in Schloß Köpenick hielt, ist nicht genau mehr festzustellen, wahrscheinlich um 1680. Der Schloßbau wurde zwar vor 1681 nicht beendet, ja das Sandsteinportal, durch das wir in den Schloßhof eintraten, trägt sogar erst die Jahreszahl 1682, es ist indes eher wahrscheinlich als nicht, daß Kurprinz Friedrich die Vollendung des ganzen Baus nicht erst abwartete und sich bereits zwei Jahre früher mit dem begnügte, was fertig war. Die Verhältnisse zwangen ihn fast dazu. Seiner alten Feindschaft mit seiner Stiefmutter, der holsteinischen Dorothea, war im Jahre 1679 bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der hessischen Prinzessin zwar eine Versöhnungsszene gefolgt, aber diese Versöhnung hatte die Abneigung der Mutter und das Mißtrauen des Sohnes um nichts gebessert. Plöbliche Erkrankungen, auch Todesfälle, regten den alten Verdacht wieder an, und nachdem Kurprinz Friedrich selbst, und zwar bei Gelegenheit eines Festmahls, das ihm die Stiefmutter gab, von einem heftigen Kolikanfall heimgejucht worden war, steigerten sich seine Befürchtungen bis zu solchem Grade, daß er seinen Vater um die Erlaubnis bat, sich nach Schloß Köpenick zurückziehen zu dürfen. Nicht in Freuden zog er in die schönen Räume ein, die zum Teil noch ihrer Vollendung entgegen sahen. Das Schloß war ihm mehr ein rettendes Asyl als eine

Stätte heittrer Flitterwochen, und in Bangen und Einsamkeit vergingen ihm die Tage selbstgewählter Verbannung. Sein schwacher Körper verbot ihm die Freuden der Jagd, und die Deckengemälde (die Jagdzüge Dianas), die um ihn her entstanden, erinnerten ihn nur an das, was ihm gebrach. Gleichförmig öde spannen sich die Wochen ab, und was diese Gleichförmigkeit von Zeit zu Zeit unterbrach, waren meist frostige Feste, die dem Tode zu Ehren gefeiert wurden. Am 7. Juli 1683 starb des Kurprinzen Gemahlin, und immer dunkler und schwerer hing es über Schloß Köpenick.

Da endlich kam Sonnenschein. Das Trauerjahr war um, der Flor fiel, Hochzeit gab es wieder, und Sophie Charlotte, „die philosophische Königin“ hielt ihren Einzug in die Marken. Zwanzig Jahre lang stand von jenem Tag an die helle Sonne dieser Frau über dem dunklen Tannenlande und gab ihm eine Heiterkeit, die es bis dahin nicht gekannt hatte. Aber ihr lachendes Auge, das über so vielem leuchtete, leuchtete nicht über Schloß Köpenick. Waren ihr die Zimmer zu hoch, die Bäume zu dunkel, die Traditionen zu trist — gleichviel, sie vermied die Stätte, darin die hessische Prinzessin, des Kurprinzen erste Gemahlin, ihre Tage hinweg geängstigt hatte, und die sonnenbeschienenen Abhänge des Dorfes Lüchow entsprachen mehr ihrem heitern Sinn. Schloß Köpenick verödete, wurde stiller und verlassener als es je gewesen, und Schloß Charlottenburg mit funkelnader Kuppel und goldnen Figuren wuchs statt seiner empor.

#### Die Zeit Friedrich Wilhelms I.

Schloß Köpenick war tot, bis es der soldatische Sohn Sophie Charlottens zu neuem Leben erweckte. Die Jagdpassion kam wieder zu Ehren, und Tage brachen wieder an, wie sie Kurfürst Joachim nicht wilder und weidmännischer gekannt hatte. Jene Dianenbilder an Plafonds und Simsen, die dreißig Jahre lang ein Hohn gewesen waren, sie kamen jetzt zum ersten Male, seit Rütger von Langensfeld die Säle und Korridore mit ihnen geschmückt hatte, zu ihrer Bedeutung und ihrem Recht. Jagd tobte wieder um Schloß Köpenick her, und Fangeisen und Hörner waren wieder in ihm zu Haus.

Diese Jagden zeichneten sich durch Gefahren aus, die mehr aufzusuchen als zu vermeiden für guten Ton galt. Züge von Ritterlichkeit machten sich geltend, die an den Hof Franz I. erinnert haben

würden, wenn nicht an Stelle galanten Minnedienstes jene kurbrandenburgische Derbheit vorgeherrscht hätte, der zu allen Zeiten ein Kraftwort weit über ein Liebesgedicht oder ein Wortspiel ging. Bei diesen Jagden, wie Schloß Köpenick sie damals häufig sah, wurde fast jedesmal der eine oder andere schwer verwundet, wenn nicht getötet. In ein viereckiges Gehege von 600 bis 700 Schritten, das von Leinen eingeschlossen war, ließ man oft zwei oder dreihundert wilde Schweine von jedem Alter und jeder Größe ein. Hier erwarteten sie die Jäger, je zwei und zwei, um die wild hereinbrechenden auflaufen zu lassen. Verfehlten sie das Tier, oder zerbrach das Fangeisen, so wurden sie oft über den Haufen gestoßen und von dem verwundeten Wildschwein übel zugerichtet. Zuweilen nötigte der König auch wohl seine Jäger und Pagen, die größten Keiler bei den Ohren zu fassen und mit Gefahr ihres Lebens so lange festzuhalten, bis er selbst herbei kam, um sie abzufangen. Wer sich zu solchem Dienste weigerte, galt für feige. Der König selbst ward auf einer dieser Jagdpartien, in unmittelbarer Nähe von Köpenick, stark verwundet und würde sein Leben eingebüßt haben, wenn ihm nicht einer seiner Jäger rechtzeitig beigeprungen wäre. Blutend schaffte man ihn nach Köpenick. Es war am 15. Januar 1729.

Das nächste Jahr brachte gewichtigere Tage, Tage, die den Namen Schloß Köpenicks mit einer der interessantesten Episoden unserer Geschichte für immer verwoben haben. Am 28. Oktober 1730 trat hier das Kriegsgericht zusammen, das über den Leutnant Katte vom Regiment Gensdarmes, sowie über den „desertierten Obristleutnant Friß“ Urteil sprechen sollte. Diese höchst denkwürdige Sitzung fand in dem sogenannten Wappensaale statt. Unter den vielen Sälen des Schlosses ist er nicht nur der historisch interessanteste, sondern auch dadurch vor allen andern bemerkenswert, daß er in seiner Einrichtung und Ausschmückung weder bedeutend gelitten hat, noch auch hinter einer Gips- und Mörtelverkleidung seine Vorzüge verborgen hält. Dieser Wappensaal (wegen einer in ihm aufgestellten Orgel auch der „Orgelsaal“ geheißen) ist zwei Treppen hoch gelegen und blickt mit seinen Fenstern auf die Spree hinaus. Im Verhältnis zu seiner Tiefe hängt die Decke zu niedrig und würde bei ihrer reichen Ornamentik noch viel mehr den Eindruck davon machen, wenn nicht die hellen Farbentöne, weiß und lila, die durch den ganzen Saal hin vorherrschen, eine gewisse Luftigkeit



wiederherstellten. Die völlig weiß gehaltene Decke wird von etwa zwanzig Karyatiden gestützt, die alle vier Seiten des Saales umstehen und auf ihrer Brust die Wappenschilder der verschiedenen preussischen Gebietsteile jener Epoche tragen. Eine bestimmte Reihenfolge nach den Provinzen ist bei Aufstellung derselben nicht beobachtet worden, und Kassuben und Wenden, Jägerndorf und Minden, Ravensberg und Gützkow, dazu Ruppin, Camin, Mark, Krossen, Barth, Pommern, Kleve usw. folgen bunt aufeinander. An den beiden Längswänden befinden sich auch ein paar große Kamine, reich verziert mit allerhand Emblemen und Wappenfiguren, alles weißer Stuck, wie der ganze Rest der Ausschmückung überhaupt. Das Ganze, weniger schön als von entschieden historischem Gepräge, macht es einem glaublich, daß hier an langer Tafel das Kriegsgericht saß, das über Tod und Leben eines Prinzen und seiner Mitschuldigen aburteilen sollte.

Der Tag, an dem die Kriegsgerichtssitzung im „Wappensaale zu Köpenick“ stattfand, war, wie bereits erwähnt, der 28. Oktober 1730. In dem Kapitel „Küsttrin“ (Band II, Oderland) hab' ich ausführlich darüber berichtet. Hier nur noch einmal das: die das Kriegsgericht bildenden sechzehn Offiziere lehnten einen Rechtspruch über den Kronprinzen einfach ab und verurteilten den Leutnant von Katte zu lebenslänglichem Festungsarrest. Der König stieß dies Urteil um. Manche Punkte hinsichtlich dieser Vorgänge waren bis in die neueste Zeit hinein nicht völlig aufgeklärt, das aber hat immer festgestanden, daß jene denkwürdige Kriegsgerichtssitzung im großen Wappensaale zu Köpenick stattfand. Vielleicht wär es angebracht, wenn nicht ein historisches Bild, so doch wenigstens eine Gedenktafel aufzurichten, die die Erinnerung an jenen Tag an ebendieser Stelle lebendig hält.

#### Die Zeit Henriette Maries von 1749 bis 1782

Henriette Marie geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt hatte sich mit vierzehn Jahren bereits an den Herzog von Württemberg-Teck vermählt und war mit neunundzwanzig Jahren Witwe geworden. Als solche lebte sie zunächst in Berlin und erschien während der letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I. bei allen Hoffesten. Auch noch unter dem großen Könige. So gingen die Dinge bis 1749,

um welche Zeit ihr Schloß Köpenick als Witwensitz angewiesen wurde. Es hieß damals, „sie sei verbannt“, auch scheint sie von jenem Zeitpunkt ab am Berliner Hofe nicht länger erschienen zu sein. Welche Gründe den König zu dieser Verbannung veranlaßten, ist nur zu mutmaßen, nicht nachzuweisen. Es heißt, daß Friedrich II. an dem wenig korrekten Lebenswandel der Prinzessin Anstoß genommen habe, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß andere Dinge mit ins Spiel kamen und den Ausschlag gaben. Die Seitenlinie Brandenburg-Schwedt wurde vom großen Könige mit derselben Abneigung betrachtet, die schon sein Vater und namentlich sein Großvater Friedrich I. gegen dieselbe gehegt hatte und — „wie's in den Wald hinein schallt, so schallt es auch wieder heraus“. So bedeutend jene Zeit in vielen Stücken war, so war sie's doch keineswegs in allen, und Klatsch, Intrige und chronique scandaleuse hatten ein unglaublich großes Feld. Wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß Prinzessin Henriette Marie ihre Zunge weniger als wünschenswert im Zaum gehalten habe, und daß dieser Umstand mit zur unfreiwilligen Muße von Köpenick führte. Daß die Prinzessin infolge davon dreißig Jahre lang die Kunst des Schweigens geübt habe, haben wir allerdings nicht die geringste Ursach anzunehmen, es scheint vielmehr, daß man sich die Langeweile durch allerpilanteste Plaudereien nach Möglichkeit vertrieben und alle Mesquinerien eines kleinen Hofes, als bestes Mittel die Zeit hinzubringen, mit wahrer Meisterschaft kultiviert habe. Aber das damalige Leben im Köpenicker Schlosse geben einige Notizen Aufschluß, denen wir in einer Biographie des Freiherrn von Krohne, der sich Königlich Polnischer Wirklicher Geheimrat nannte, begegnen. Dieser Abenteurer, der überall im trüben zu fischen und an kleinen Höfen sein „Fortune“ zu machen suchte, kam auch an den Hof des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, des regierenden Bruders unsrer Henriette Marie, deren Hoffstaat der Markgraf aus den Revenuen seines Schwedter Markgrafentums zu unterhalten hatte. Prinzessin-Schwester brauchte mehr, als Markgraf-Bruder zu zahlen liebte, und so wurde denn Freiherr von Krohne, nachdem er ebenseine Dienste angeboten, an den Köpenicker Hof geschickt, angeblich um der Prinzessin als Kammerherr zu Diensten zu sein, in Wahrheit aber um die Ausgaben, zu denen ihre Freigebigkeit oder ihre Verschwendung führte, zu kontrollieren. Freiherr

von Krohne traf ein, debütierte mit Geschick, wußte einen Hofrat, der ihm in Schwedt als Hauptträger des Verschwendungssystems bezeichnet worden war, glücklich zu entfernen und stand bereits auf dem Punkte, sich als Erster Minister und Plenipotenziär am Hofe zu Köpenick zu etablieren, als die beiden alten Günstlinge der Prinzessin, die bis dahin auf gegnerischem Fuße gestanden und ihre Macht balanciert hatten, sich zum Untergange des Eindringlings verschworen. Kammerherr von Wangenheim und Hofprediger St. Aubin<sup>3</sup> schlossen Frieden, entlarvten den immer mächtiger werdenden Freiherrn als eine Kreatur des Schwedter Markgrafen und stürzten ihn auf der Stelle. Kammerherr von Wangenheim, von dem eigens hervorgehoben wird, daß er ein sehr starker Mann gewesen, übernahm zu größerer Sicherheit die Exekutive seiner eigenen Maßregeln und schaffte den gestürzten Nebenbuhler bis vor das Portal des Schlosses.

So lebte man damals in Schloß Köpenick. Klein und bedeutungslos vergingen die Tage, die selbst in der überkommenen Ausstattung und Einrichtung nicht das geringste geändert zu haben scheinen. Wie konnten sie auch! Der prinzeßliche Hof zu Köpenick war ein bloßes Filial des markgräflichen Hofes zu Schwedt, der doch seinerseits auch nur wieder ein Filial, eine bedeutungslose Abzweigung des Berlin-Potsdamschen Hofes war.

Das dreißigjährige Leben der Prinzessin hat keine Spur zurück-

<sup>3</sup> Hofprediger St. Aubin erhielt von der Prinzessin die kleine reizende, dicht bei Köpenick gelegene Besizung als Geschenk, die den Namen „Bellevue“ führt. Dies Bellevue ist ein Garten mitten im märkischen Sand, eine Dase in mehr als einer Beziehung. Hr. St. Aubin erbaute sich daselbst ein Herrenhaus, ein „Schlößchen“ mit Speisehalle und Gartensaal, mit Bibliothek und Empfangszimmern. Es wechselte oft die Besizer. Um 1850 besaß es Bernhard von Lepel, der hier in poetischer Zurückgezogenheit einige seiner besten Sachen dichtete, z. B. „die Zauberin Kirke“. 1852 war „Bellevue“ der Sommeraufenthalt Franz Kuglers und Paul Heyßes. Einige Jahre später ging es in den Besiz des Pastor Pabst über, der, früher Gesandtschaftsprediger in Rom, zu dem Bonmot Veranlassung gab „in Rom seien jetzt zwei Päbste“. Komfort, Kunst und Dichtung waren immer an dieser Stelle zu Haus, und niemand gewann Hausrecht hier, der nicht zuvor in Rom gewesen war. Ich selbst habe die Zimmer des Schlößchens nie anders gesehen als im Schmuck italienischer Bilder, und oft lagen mehr Pinienäpfel auf den Schränken und Kommoden des Gartensaals umher, als Tannäpfel in den Steigen des Gartens draußen.

gelassen, aber was ihrem Leben nicht gelang, das gelang ihrem Tode. Henriette Marie starb in Schloß Köpenick und ist in der Schloßkapelle daselbst begraben worden. In der jedem Besucher zugänglichen Gruft dieser Kapelle steht ein schwerer Eichensarg, der auf seinem obersten Brett ein vergilbtes seidenes Kissen und auf dem Kissen eine Krone von dünnem, verbogenem Goldblech trägt. Hebt man den Deckel vom Sarg, so erblickt man in diesem die in ihrem achtzigsten Jahre verstorbene Prinzessin als Mumie. Tüllhaube und Seidenband legen sich noch um Stirn und Kinn und das schwere gelbe Brokatkleid zeigt noch seine Falten und raschelt und knistert, als wär es gestern gemacht.

Wir schließen den Sargdeckel wieder und steigen aus der Gruft in die Kapelle zurück. Eine hohe, reich verzierte Decke wölbt sich über uns und macht den Eindruck des Freundlichen, ohne den des Feierlichen vermischen zu lassen, links vom Altar aber, in einen Fensterpfeiler eingefügt, gewahren wir eine prächtige Tafel von poliertem schwarzem Marmor, auf der wir in Goldbuchstaben folgende Worte lesen: „Die Gruft umschließt die verweslichen Ueberreste der durchlauchtigsten Fürstin und Frau, Henriette Marie, geborene Prinzessin von Preußen und Brandenburg, vermählte Erbprinzessin und Herzogin von Württemberg und Teck. Sie war geboren den 11. März 1702, vermählt den 8. December 1716 mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Württemberg, ward Wittwe den 23. November 1731, entschlief in dem Herrn den 7. Mai 1782. Dieses Denkmal setzet ihr ihre einzige Tochter Louise Friederike, Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, geborne Herzogin von Württemberg und Teck.“

#### Die Zeit des Grafen Schmettau von 1804 bis 1806

Nach dem Tode Henriette Maries wurde Schloß Köpenick völlig vernachlässigt und endlich im Jahre 1804 an den Grafen Friedrich Wilhelm Karl von Schmettau verkauft. Dieser Graf Schmettau, ein besonderer Liebling Friedrichs II., ist derselbe, der von seiten des großen Königs zum Adjutanten seines jüngsten Bruders, des Prinzen Ferdinand von Preußen, ernannt ward und in dieser intimen Stellung zu einer Fülle pikanter Anekdoten und on dit's Veranlassung gab, an denen das preußische Hofleben jener Zeit so reich war.

Zu untersuchen, wieviel Wahrheit oder überhaupt ob irgendwelche Wahrheit diesen anekdotischen Überlieferungen zugrunde liegt, liegt jenseits unserer Aufgabe; wir begnügen uns damit, das zu konstatieren, worüber Freunde und Feinde des Grafen, wenn er Feinde hatte, zu jeder Zeit einig waren: seine Gelehrsamkeit und seine weltmännische Bildung, seine militärischen Kenntnisse und seine Tapferkeit. Als der Krieg mit Frankreich mehr und mehr unvermeidlich zu werden drohte, gehörte er zu denen, denen Armee und Volk das meiste Vertrauen entgegenbrachten. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten führte er als Generalleutnant seine Division nach Thüringen und trat unter den Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig. Beide teilten wenige Tage später dasselbe Schicksal.

Bei unserem heutigen Besuch in Schloß Köpenick indes lernen wir den Grafen Schmettau weder als Kavalier und Weltmann, noch als Soldat und Heerführer kennen; sinnig, ein heitrer Philosoph, ein Freund der Wissenschaften und aller Künste des Friedens, so tritt er an uns heran. Nur zwei kurze Jahre waren ihm an dieser Stelle gegönnt, aber sie genügten ihm, um überall eine Spur seines Wirkens zurückzulassen. Wir übergehen Urnen und Inschriften, wie sie sich in den schattigen Gängen des Parkes vorfinden und treten im ersten Stock des Schlosses in ein nach Südosten hin gelegenes Eckzimmer, dessen eines Fenster auf den Park, das andere auf die wendische Spree herniederblickt. Es ist nicht leicht möglich, beim Durchstöbern alter Schlösser einem überraschenderen Anblick zu begegnen. Der ganze Raum ist zeltartig mit einem weißen und gelben Gazestoff ausgeschlagen, und zwar so, daß die Deckendrapierung den Plafond in zwei gleiche Hälften teilt. An jeder der beiden Stellen nun, wo die Gaze zu einer Art Betthimmel zusammengefaltet ist, befindet sich ein Deckengemälde allegorischen Inhalts. Auf dem ersten, mehr dem Fenster zu gelegenen, bringt Merkur der Minerva eine Pergamentrolle, auf der der Name Roszbach steht; Minerva ihrerseits hält einen Lorbeerkranz in der Rechten, bereit ihn gegen die Siegesbotschaft auszutauschen. Das zweite Bild, ungleich besser in Komposition und Farbe, stellt eine Apotheose des großen Königs dar. Auf einer Felsenburg zur Linken stehen Krieger und blicken einer Anzahl davoneilender Genien nach, die das goldumrahmte Bildnis Friedrichs in ihrer Mitte tragen und mit dieser ihrer Last dem Tempel des Ruhmes zuschweben. Zur Rechten ragt

der Tempel selber auf, auf dessen oberster Stufe die hohe Göttin steht und sich anschickt, das Bildnis des Königs mit ihrem Sternendiadem zu krönen. Von Mobilien keine Spur in diesem Raume, der seit Anno sechs überhaupt unbewohnt geblieben ist, und dessen Durcheinander von Spinnweb und Gaze, von Farbenglanz und blinden Fensterscheiben, von Ruhmesverherrlichung und Staub, eine Wirkung macht, der sich wenige Besucher werden entziehen können. Alles Mobilien, so sagt' ich, fehlt, aber ein eigentümlicher Zimmerschmuck ist dennoch diesen Mull- und Gazewänden geblieben. Die ganze hintere Hälfte des Zimmers ist mit großen Schlachtplänen dekoriert, die wohl ziemlich unzweifelhaft von der Hand des Grafen selbst herrühren. Derselbe gesellte nämlich zu seinen übrigen Gaben auch das Talent eines ausgezeichneten Topographen und Kartenzeichners, und die berühmte Generalkarte des preussischen Staats, die bis diesen Augenblick in dem Kartensaale des Kriegsministeriums aufbewahrt wird, bewahrt gleichzeitig den Namen Schmettaus in ehrendem Andenken. Die Aufschrift dieser Generalkarte, die auch schlechtweg die Schmettausche Karte heißt, lautet wie folgt: „Tableau aller durch den Königlich Preussischen Obersten Grafen von Schmettau von 1767 bis 1787 aufgenommenen und zusammengetragenen Länder.“ Dieselbe geschickte Hand, die dieses berühmte „Tableau“ zusammentrug, hat sehr wahrscheinlich auch die sieben Schlachtpläne gezeichnet, denen wir in diesem abgelegensten und ungekanntesten Zimmer des Köpenicker Schlosses begegnen. Nur die Sieges Schlachten des großen Königs haben hier Aufnahme gefunden, und die Inschriften der verschiedenen Blätter lauten wie folgt: Bataille und Belagerung von Prag; Schlacht bei Rosßbach; Bataille bei Lowositz; Schlacht bei Zorndorf; Schlacht bei Liegnitz; Schlacht bei Torgau und Schlacht bei Leuthen. Die einzelnen Tableaux sind von verschiedener Größe, namentlich die Bataille und Belagerung von Prag sehr ausgeführt und größer als die übrigen, aber alle verraten dieselbe Meisterhand und tragen sämtlich statt der üblichen Holzeinfassung einen künstlichen Lorbeerkranz als Umrahmung.

Es drängt sich dem Besucher Schloß Köpenicks die Frage auf: Was war die Bedeutung dieses Zimmers? Die Antwort ist nicht schwer. Es war die Stätte eines loyalen Kultus, ein Andachtsplatz, an den sich in Zeitläuften, die jeden anderen Stempel eher als den des großen Königs trugen, die schwärmerische Verehrung für den

Hingeshiedenen zurückzog, um einer großen Zeit zu gedenken, die nicht mehr war.

In diesem Zimmer war es auch wohl, daß Graf Schmettau die letzten Augenblicke zubrachte, bevor ihn das Jahr 1806 aus der Stille von Schloß Köpenick wieder in den Lärm des Krieges rief. Und was er an dieser Stelle gelobt hatte, das hielt er. Am Unglückstage von Auerstedt, unglücklich nicht durch seine Schuld, erstürmte er an der Spitze seiner Bataillone die Höhen von Hassenhausen, die der Feind unterm Schutz eines herbstlichen Morgennebels schon vor ihm besetzt hatte. Zweimal nahm er sie, und zweimal war er gezwungen, sie wieder aufzugeben. Als er sich zum dritten Angriff anschickte, um den entscheidenden Stoß zu tun und die mehr und mehr in Unordnung geratenden Franzosen in das Saaletal hinabzudrängen, traf ihn eine Kartätschenkugel und warf ihn tödlich verwundet vom Pferde. Vier Tage nach der Schlacht verschied er, am 18. Oktober 1806. So starb Friedrich Wilhelm Karl Graf von Schmettau, nicht an Glück aber an jeglichen Gaben des Herzens und Verstandes jenen Schmettaus gleich, die unter Eugen und Marlborough zuerst die Schlachtfelder Europas betraten und unter dem großen Könige siegreich kämpfend, den Ruhm ihrer Familie begründet hatten.

Schloß Köpenick war wieder verwaist. Die Krone kaufte den Besitz zurück, aber Zimmer und Treppen blieben öde. Das Laub an Ulmen und Ahornplatanen kam und ging, ohne daß die Gänge des Parks ein anderes Leben gesehen hätten, als die laute Heiterkeit der Köpenicker Schuljugend, die hier ein prächtiges, von Gestrüpp durchwachsenes Terrain fand für „Hirsch und Jäger“ und „Wanderer und Stadtsoldat.“

Jahrzehnte vergingen so. Da zog wieder Leben ein in Schloß Köpenick, aber welch ein Leben! Die Fenster, die nach dem Wasser hinaus lagen, wurden mit Holz bekleidet, und nur ein schmaler Streifen blieb offen, der dem Lichtstrahl von oben her einen Eingang gestattete. Geschlossene Wagen rollten über die Brücke, alles war in Dunkel und Geheimnis gehüllt; es ging „ein finstrier Geist durch dieses Haus.“ Die hohen Schwarzpappeln, die alten Wächter am Portal, standen unheimlicher da denn je zuvor, und drinnen und draußen war kein Spielen und Lachen mehr. Hunderte saßen hinter den Gitterfenstern, die doch keine Fenster mehr waren, und

nichts unterbrach die finstre Stille des Orts; wie das Licht, so schien auch der Klang von seinen Mauern ausgeschlossen. Eine trübe Zeit. Übermut hatte gefehlt, und Mangel an Mut hatte zu Gericht gefessen; waghalsige Schwärmerei, mißleitete Begeisterung büßten hart für den eitlen Irrtum einer Stunde<sup>4</sup>.

Und wieder andre Zeiten kamen. Wie einen schweren Traum schüttelte Schloß Köpenick seine jüngste Vergangenheit ab. Die Fenster blißten wieder, wenn die Morgensonne darauf fiel, und auf dem Platze, der zwischen Schloß und Schloßkapelle liegt, entstand ein Garten. Blumen blühten wieder, und eine heitere Jugend hielt ihren Einzug. Eine heitere, denn sie kam nicht, um für Eitelkeit und Übermut über Gebühr zu büßen, sie kam, um in Demut und Bescheidenheit zu lernen. Und diese Jugend weilt noch darin. Allabendlich um die Dämmerstunde, wenn die Orgel zu Gesang und Andacht ruft und Lehrer und Schüler sich im alten Wappensaale des Schlosses versammeln, ist es wohl, als ging es wieder um, und als husch es in den Korridoren auf und nieder, aber die leisen Klage- worte des Kurprinzen, der hier Schutz und Zuflucht suchte, das Kriegsgerichtsurteil, das hier gesprochen wurde, die Seufzer derer, die hier nach Licht und Freiheit rangen — alles verklingt doch als überwundene Dissonanz in dem vollen Brausen des Orgelchors, der eben jetzt das große Vertrauenslied in die Ratschlüsse Gottes anstimmt: Ein' feste Burg ist unser Gott.

<sup>4</sup> In Schloß Köpenick befanden sich damals die „Demagogen“ in Untersuchungshaft. — Jetzt ist es Seminar.



## Die Müggelsberge

Es rührt kein Blatt sich, alles schläft und  
träumt,

Nur jezuweilen knistert's in den Föhren,  
Die Nadel fällt — es ruht der Wald.

Scherenberg

Innichten des quadratmeilengroßen Wald- und Inseldreiecks, das Spree und Dahme kurz vor ihrer Vereinigung bei Schloß Köpenick bilden, steigen die „Müggelsberge“ beinah unvermittelt aus dem Flachland auf. Sie liegen da wie der Rumpf eines fabelhaften Wassertieres, das hier in sumpfiger Tiefe zurückblieb, als sich die großen Fluten der Vorzeit verliefen.

Die Müggelsberge sind alter historischer Grund und Boden und waren schon das „hohe Schloß“ dieser Lande, lange bevor die Wendenfürsten in die Spreegegenden kamen, und lange bevor sich Brenzibor an der Havel erhob. In vorславischer Zeit, in Zeiten, die noch keine Burgen kannten, waren sie die naturgebaute, wasserumgürzte Feste, die von germanischen Häuptlingen jener Epoche bewohnt wurde — der Sumpf ihr Schutz, der Wald ihr Haus.

Karl Blechen, „der Vater unsrer märkischen Landschaftsmalerei“, wie er gelegentlich genannt worden ist, hat in einem seiner bedeutendsten Bilder die Müggelsberge zu malen versucht. Und sein Versuch ist glänzend geglückt. In seinem Sinn für das Charakteristische ging er über das bloß Landschaftliche hinaus und schuf hier, in die Tradition und Sage der Müggelsberge zurückgreifend, eine historische Landschaft. Die höchste Kuppe zeigt ein Semnonenlager. Schilde und Speere sind zusammengestellt, ein Feuer flackert auf, und unter den hohen Fichtenstämmen, angeglüht von dem Dunkelrot der Flamme, lagern die germanischen Urbewohner des Landes mit einem wunderbar gelungenen Mischausdruck von Wildheit und Behagen. Wer die Müggelsberge gesehen hat, wird hierin ein richtiges und geniales Empfinden unsres Malers bewundern — er gab dieser Landschaft die Staffage, die ihr einzig gebührt. Ein Reifrock und ein Abbé in die verschnittenen Gänge eines Rokokoschlusses, eine Prozession in das Portal einer gotischen Kirche, aber ein Semnonenlager in das Waldbrevier der Müggelsberge!

Ihnen gilt jetzt unser Besuch.

Wir kommen von Schloß Köpenick, haben Stadt und Vorstadt glücklich passiert und schreiten nunmehr dem Gehölze zu, das bis über die Müggelsberge hinaus das ganze Terrain bedeckt. Es ist ein Forst und eine Heide wie andere mehr; Moos und Fichtennadeln haben dem Weg eine elastische Weiche gegeben, und nur die Baumwurzeln, die grotesk überall hervorlugen und uns wie böswillige Gnomen ein Bein zu stellen suchen, mahnen zur Vorsicht. Eine rechte Herbstesfrische weht durch den Wald. Der herbe Duft des Eichenlaubs mischt sich mit dem Harzgeruch der Tannen, und anheimelnd klingt es, wenn die Eichkätzchen von einem Baum zum andern springen und die Zweige mit leisem Knick zerbrechen. Dann und wann hören wir vom Fahrweg her den eigentümlichen Klinker- und Klankerton, an dem ein märkischer Bauernwagen auf hundert Schritt schon erkennbar ist. Die Halskette der beiden magern Braunen rasselt am Deichselhafen, die Sprossen klappern in den Leiterbäumen, die Leiterbäume wieder an den vier Wagenrungen, und gegen die Wagenrungen schrammt das Rad. Dazwischen das Hü und Ho des Kutschers und Schwammanpinken und Tabaksqualm und das Begegnungsbild ist fertig, das die märkische Heide zu bieten pflegt.

Schon mehrere solcher Fuhrwerke sind an uns vorübergekommen, und ihre Insassen haben jedesmal unsern Gruß erwidert in trägen, unverständlichen Lauten, wie einer, der aus dem Schlafe spricht. Jetzt aber verlassen wir den Fußweg, der neben der großen Fahrstraße hinlief, und biegen nach rechts hin in einen schmalern Pfad ein, der leise bergan steigend uns immer tiefer in die weiten und unmittelbar an den Fuß der Müggelsberge sich anlehnenden Waldreviere führt. Bald ist völlige Stille um uns her; wir haben in unsern Gedanken von Menschen und Menschenantlitz Abschied genommen und fahren drum erschreckt zusammen, als wir plötzlich dreier Frauengestalten ansichtig werden, die mit halbem Auge von ihrer Arbeit aufblicken und dann langsam-geschäftig fortfahren, das abgefallene Laub zusammenzuharken. Die grauen Elfen, unter denen sie auf und ab schreiten, sehen aus wie die Frauen selbst, und ein banges, gespenstisches Gefühl überkommt uns, als wäre kein Unterschied zwischen ihnen, und als rasteten die einen nur, um über kurz oder lang die andern bei ihrer Arbeit abzulösen. Wir fragen

endlich, „ob dies der Weg nach den Müggelsbergen sei“, worauf sie mit nichts andrem als mit einer gemeinschaftlichen Handbewegung antworten. Einen Augenblick stutzen wir in Erinnerung an die wohlbekannten Drei von der Schottischen Heide, deren Wink oder Zuruf immer nur in die Irre führt; aber uns schnell vergegenwärtigend, daß die Türme Berlins nur ein paar Meilen in unserem Rücken liegen, folgen wir unter Dank und scheuem Kopfnicken der uns angedeuteten Richtung. Und siehe da, noch hundert Schritt, und es lichtet sich der Wald, und vereinzelte Tannen und Eichen umzirken einen Platz, in dessen Mittelpunkt ein Teich, ein See ruht.

Dieser See heißt der „Teufelssee“. Er hat den unheimlichen Charakter aller jener stillen Wasser, die sich an Bergabhängen ablagern und ein Stück Moorland als Untergrund haben. Die leuchtend-schwarze Oberfläche ist kaum gekräuselt, und verwaschenes Sternmoos überzieht den Sumpfgürtel, der uns den Zugang zum See zu verwehren scheint. Er will ungestört sein und nichts aufnehmen als das Bild, das die dunkle Bergwand auf seinen Spiegel wirft. Der Teufelssee hat auch seine Sage von einem untergegangenen Schloß und einer Prinzessin, die während der Johannismacht aufsteigt und die gelben Teichrosen des Sees an den Saum ihres schwarzen Kleides steckt. Die Kuhjungen aus Müggelsheim, die hierherum ihre Herden durch Wald und Sumpf treiben, haben das alles mehr denn einmal gesehen und das Knistern ihres Seidenkleides gehört; wir aber, die wir die Johannismacht sträflich versäumt haben und erst um die Mitte Oktober in diese Gegenden kommen, müssen uns begnügen, den drei harkenden Frauen begegnet zu sein, die so trefflich zur Herbstlandschaft stimmten und spukhaft genug waldeinwärts zeigten.

Unmittelbar hinter dem Teufelssee erheben sich die Müggelsberge. Wir verschmähen den bequemen Weg, der sich hinaufschlängelt, und nehmen den Berg auf geradestem Wege wie im Sturm. Oft zurückgleitend, wo die abgefallenen Kiennadeln am dichtesten liegen, und im Zurückgleiten einen Birkenstrauch oder eine junge Tanne fassend, so dringen wir mutig vor, jede Stelle preisend, an der raschelndes Eichenlaub statt der glatten Nadeln zu unsern Füßen liegt. Nun aber haben wir's überwunden, das Erdreich wird feuchter, Treppeneinschnitte und Rasenbänke gönnen uns abwechselnd einen Halt und eine Raft, und endlich eine dichte Hecke durch-

brechend, die fast schon am Grat des Berges entlangläuft, haben wir das Ziel unserer Wanderschaft erreicht — die Höhe der Müggelsberge.

Diese Müggelsberge repräsentieren ein höchst eigentümliches Stück Natur, abweichend von dem, was wir sonst wohl in unserem Sand- und Flachlande zu sehen gewohnt sind. Unsere märkischen Berge (wenn man uns diese stolze Bezeichnung gestatten will) sind entweder einfache Regel oder Plateau-Abhänge. Nicht so die Müggelsberge. Diese machen den Eindruck eines Gebirgsmodells, etwa als hab es die Natur in heiterer Laune versuchen wollen, ob nicht auch eine Urgebirgsform aus märkischem Sande herzustellen sei. Alles en miniature, aber doch nichts vergessen. Ein Stock des Gebirges, ein langgestreckter Grat, Ausläufer, Schluchten, Kulme, Kuppen, alles ist nach Art einer Reliefkarte vor die Tore Berlins gelegt, um die flachländische Residenzjugend hinausführen und ihr über Gebirgsformationen einiges ad oculos\* demonstrieren zu können.

Wir haben den Grat ohngefähr in seiner Mitte erreicht, wo er mehr eine muldenartige Vertiefung als eine Erhöhung zeigt. Die Kuppen befinden sich an den vorgeschobeneren Punkten, so daß der ganze Berg einem ausgedehnten alten Schloßbau gleicht, der hohe Erker und Altane, vor allem aber ein paar abgestufte Ecktürme an seinen zwei Siebelseiten trägt. Diese West- und Ostkuppe der Müggelsberge gestatten die weiteste Aussicht ins Land hinein. Besonders die Westkuppe. Über den Rücken des Berges hin schreiten wir dieser letzteren zu.

Der Weg führt durch dichtes Gehölz, das wie ein grüner Wandschirm dasteht und nach keiner Seite hin einen Durchblick gestattet. Die Bäume selbst sind noch jung, und nur alle fünfzig Schritte begegnen wir einigen halberstorbenen Eichen, von denen es schwer zu sagen ist, was sie vor der Art des Holzschlägers gerettet haben mag, ihr hohes Alter, ihre malerische Schönheit, oder eine abergläubisch-pietätvolle Rücksicht gegen das Geschlecht der Spechte, die darin wohnen und auf den Müggelsbergkuppen in ähnlicher Weise heimisch sind, wie die Raben und Dohlen auf den Kirchtürmen alter Städte. Sie zimmern sich mit geschäftigem Schnabel ihre soliden Nester in das harte Holz und machen, vielleicht aus Geselligkeits-

\* vor Augen.

trieb, jeden einzelnen Stamm zu einer Art Familienhaus. Oft fünfzig Nester in einem Baum. Überall huscht es heraus und hinein, pickt und kreischt, und im Vorübergehen grüßen wir ein paar alte Spechte, die aus ihren Löchern hervorklugen und neugierig sind zu erfahren, ob Freund oder Feind im Anzuge sei.

So erreichen wir nach kurzem Gang unser Ziel, eine kahle, kreisrunde Plattform. In der Mitte liegen verkohlte Scheite von einem Feuer, das erst gestern gebrannt zu haben scheint; sonst alles Sand und Kiennadeln und dicht am Abhang eine einzige Distel. Die Kiefern und Fichten, die bis dahin als dichtes Gebüsch zu beiden Seiten des Weges standen, hier haben sie sich abwärts gezogen und ragen nur noch mit ihren Gipfeln über das Plateau hinweg. In einem Niesenfranze von dunklen Nadeln bewegt sich's um uns her, und nur eine einzige Kiefer, ein schlanker, hellroter Stamm, der stolz wie eine Pinie dasteht, ragt noch hoch auf, als ob es ein Flaggenstock wär, und streckt seine grüne Krone wie ein Wahrzeichen weit ins Land hinein.

Wir lehnen uns an den Stamm des schönen Baumes und blicken westlich auf die Bilder modernen Lebens und lachender Gegenwart. Aus der Sand- und Sumpfwüste früherer Jahrhunderte wurde hier längst ein Park- und Gartenland, und Dörfer und Städte wachsen heiter mit ihren roten Dächern und Giebeln aus allen Schattierungen des Grün hervor. Die Türme der Hauptstadt, die graugelben Wände des Köpenicker Schlosses, beide leuchten im Schein der untergehenden Sonne. Fabrikshornsteine begleiten den Lauf des Flusses, und hoch über den weißen Segeln der Rähne, die geräuschlos stromabwärts ziehen, steht bewegungslos die schwarze Wolke der Essen und Schlote. Leben überall, kein Fußbreit Landes, der nicht die Pflege der Menschenhand verriete.

Wir haben das heitere Bild in Aug und Seele aufgenommen und wenden uns jetzt, um nach der entgegengesetzten Seite hin in die halb im Dämmer liegende östliche Landschaft hineinzublicken. Welch Gegensatz! Die Spree zieht den Müggelsee wie einen breiten Spiegellkristall an ihrem schmalen, blauen Bande auf, und die Dahme buchtet sich immer weiter und breiter landeinwärts und schafft Inseln und Halbinseln, soweit unser Auge reicht. Auf Quadratmeilen hin nur Wasser und Wald. Nichts, was an die Hand der Kultur erinnerte. Nicht Weg, nicht Steg und keine andere Fahrstraße sicht-

bar als das verwirrende Flußnetz, das sich durch die scheinbar endlosen Forstreviere zieht. Kein Hüttenrauch steigt auf, keine Herde weidet an den Ufern entlang, und nur eine Fischmöwe schwebt satt und langsam über dem Müggelsee. Sand und Sumpf, und Wasser und Wald; es ist hier, wie es immer war, und während jetzt die Abendnebel von den Seen heraufsteigen und ihre Schleier auch um den Rand der Kuppe legen, auf der wir stehen, ist es, als stiege die alte Zeit mit aus der Tiefe herauf, und die Müggelsberge sind wieder, wie sie die künstlerische Phantasie gesehen. An den knorrigen Ästen hängen wieder Schilde, wie Mulden geformt, und lange Speere von Eschenholz stehen daneben, einzeln und in Gruppen zusammengestellt. Die verkohlten Scheite vor uns sind nicht länger mehr verkohlt, sie treiben wieder Flammen, und um die brennenden Scheite herum lagern, ihre Leiber mit Fellen leicht geschürzt, die Gestalten unsers märkischen Malers und Meisters — die Semnonen.

Wie gebannt hält uns das Bild, bis ein Geräusch uns weckt. Ein Vogel, der in dem Zweigwerk der Fichte gefessen hatte, war aufgestiegen, und sein Geschrei von Zeit zu Zeit wiederholend, flog er jetzt dem dichteren Gehölz des Berges zu. Es war ein Pirol, der nordische Wundervogel. Sein gelbes Gefieder fing die letzten Strahlen der Abendsonne auf; dann stieg er in das unter ihm liegende Dunkel der Tannen nieder.

Das Nebelbild war hin, die Aussicht wieder frei, die Scheite wieder verkohlt; von den Dörfern her aber klang die Betglocke, die den Abend einläutete.

## Der Müggelsee

Statt ist der See, stumm liegt die Flut  
So still als ob sie schlief,  
Der Abend ruht wie dunkles Blut  
Rings auf der finstern Tiefe;  
Die Vögel im Kreise nur leise  
Flüstern verstohlener Weise. Schreyler

Die Spree, sobald sie sich angesichts der Müggelsberge befindet, bildet oder durchfließt ein weites Wasserbecken: die Müggel oder den Müggelsee, der mit zu den größten und schönsten unter den märkischen Seen zählt.

Da, wo die Spree den Müggelsee betritt und ebenso da, wo sie ihn wieder verläßt — also durch die ganze Länge des Sees voneinander getrennt — erheben sich die beiden einzigen Dörfer dieser Gegenden: Rahnsdorf und Friedrichshagen; jenes ein altes Dorf, das mutmaßlich bis in die Wendenzeit zurückreicht, dies eine Kolonie aus der Zeit des großen Königs, der es sich zur Aufgabe stellte, die bis dahin unbewohnten Müggelforsten oder, was dasselbe sagen will, die große Waldinsel zwischen der deutschen und wendischen Spree zu kolonisieren.

Rahnsdorf und Friedrichshagen blicken mit ihren schmucken roten Dächern auf den See hinaus, aber es sind nicht eigentliche Seedörfer; sie liegen am Ufer der Spree, nicht am Ufer der Müggel. Am Müggelsee selber, den nichts wie Sandstreifen und ansteigende Fichtenwäldchen einfassen, erhebt sich oder erhob sich wenigstens in den sechziger Jahren, als ich den See zum ersten Male sah, ein einziges Haus: die Müggelbude. Auf einer vorspringenden Sanddüne gelegen, die sich vom Westufer aus in die Müggel hinein erstreckt, ist sie oder war sie der geeignetste Punkt, um den See und seine Ufer zu überblicken.

Ebendiese Müggelbude, nach der von Köpenick aus ein reizender Spaziergang durch den Wald führt<sup>1</sup>, ist Leuchtturm, Fischerwoh-

<sup>1</sup> Parallel mit diesem Wege, der sich durch die Heide zieht, läuft die Spree, hinter Bäumen verborgen. An einigen Stellen des Weges, und zwar in der Richtung auf den Fluß zu, hat man den Wald gelichtet und nur gerade noch Bäume genug am Ufer hin stehen lassen, um als grüner Schirm für die Spree zu dienen. Diese stehengebliebenen Bäume sind

nung und Fährhaus zugleich, aber vor allem ist sie doch Gasthaus. Sie ist es nach jenem überall hervortretenden Gesetze, welches in unwirtbaren Gegenden ein jedes einzeln stehende Haus zum Gasthause macht. Die oft angerufene und oft gewährte Hilfe führt schließlich dazu, die Hilfe zu einem Geschäft zu machen. So auch die Muggelbude. Freilich ist es ein wild-verwogenes Geschlecht, das hier anpocht, um Unterkommen oder Hilfe zu finden, und der Fährmann, der erfahren haben mag, daß uns das Unglück nicht bloß zu seltsamen Schlafkameraden führt, sondern uns auch umgekehrt ebenso seltsame Schlafkameraden bringt, hat wohlweislich Vorkehrungen getroffen, um sein eigentliches Haus vor ihnen sicherzustellen. Seine Muggelbude repräsentiert ein „Gasthaus erster Klasse“; für die Unbekannten und Schlechtlegitimierten aber hat er abwärts auf dem untersten schmalen Uferstreifen eine Art Schiffergetto aufgeführt. Hier auf einem Terrain, das sich See und Sand beständig streitig machen, erheben sich flachgewölbte Holzhütten, die sich bei näherer Besichtigung als ausrangierte Schiffskajüten erweisen. Durch die halb offenstehende Tür gewinnt man Einblick in das Innere derselben: auf vier hohen Pfosten ruht ein roh zusammengenagelter Kasten, groß genug für zwei oder drei Schläfer, und mit nichts ausgestattet als mit etwas niedergelegenem Stroh. Das ist alles, was die Gastlichkeit der „Dependance“ der Muggelbude bietet. Und doch muß es hier ein wunderbares Schlafen sein, wenn in Winternächten die glitzernden Sterne durch die halbhandbreiten Ritzen in dies Schlafgemach hineinblicken und der See, als woll' er sich warm schlagen, seine Wellen bis an die hoch aufgezimmerte Bettlade treibt. Schade nur, die Schifferknechte, die hier einen Unterschlupf suchen und finden, sind wohl die letzten, sich dieses Zaubers zu freuen.

Die Muggelbude steht hoch, ihr zu Füßen aber zieht sich ein Sandgürtel, der nach vorn hin aufs neue steil abfallend, den See in seiner ganzen Ausdehnung umzirkelt. Auf diesem Sandgürtel nehmen wir Platz, und eine knorrige Kiefer im Rücken, deren vorgebeugter ziemlich hoch, aber die Masten der Spreekähne sind doch noch höher, und so wachsen denn die Obersegel der vorüberkommenden Schiffe weit über die grünen Kronen hinaus. Was diesen Anblick doppelt schön macht, ist, daß die Kiefern am jenseitigen Ufer etwas höher stehn und nun wiederum ihrerseits einen dunklen Hintergrund für die Segel bilden. Wer im Zwielicht hier des Weges kommt, glaubt weiße Riesenvögel langsam und geräuschlos über und an den Wipfeln hinschweben zu sehn.



Schirm schon halb über dem Wasser schwebt, sitzen wir jetzt auf einer Art Moos- oder Erdbank und blicken auf die weite Wasserfläche hinaus, die leise brandend ihre Wellchen bis unter unsre Füße schiebt. Der See gleicht hier einem Haß, und sooft die Wellen zurückrinnen, blinken die weißen Muscheln, die das bewegte Wasser ans Ufer geworfen.

Es freut das Herz, so an der Müggel zu sitzen und die leise Musik von Wald und Wasser um sich her, die Stunden zu verträumen. Die Sonne sinkt, und das Bild, das beim ersten Anblick aller eigentümlichen Schönheit unerachtet eine gewisse Monotonie zeigte, gewinnt mehr und mehr Gewalt über uns und spinnt uns in den alten Müggelzauber ein. Die Kähne mit ihrer weißen Kalksteinladung, deren aufgeschichtete Blöcke das Kajütendach in ein kleines Kastell verwandeln, ziehen geräuschlos vorüber, die Dächer des gegenüberliegenden Rahnsdorf glühen noch einmal auf, und der See selber wechselt von Minute zu Minute seine Stimmung und seine Farbe. Aber mit halbem Auge nur verfolgen wir das Farbenspiel; unser Auge richtet sich immer wieder nach rechts hin, wo die Müggelberge steil aufsteigen und ihre wachsenden Schatten bis weit in den See hineinwerfen. Ein dünner Nebel zieht um den Berg, und wenn es dann und wann aufblüht, fahren wir zusammen und blicken nach der Prinzessin aus, der zweiten Prinzessin dieser Gegenden, von der es heißt, sie käm allabendlich mit vier goldfarbenen Pferden von den Müggelbergen herab, um die Durstigen im See zu tränken. Sie kommt freilich nicht, und auch der große Heuwagen bleibt aus, der von vier weißen Mäusen gezogen der Prinzessin entgegenfährt, um ihr den Weg zu sperren, aber eingewiegt in phantastisches Träumen könnte jetzt eine ganze Zauberwelt vor uns ausgeschüttet werden, wir würden ihre Wunder ohne Verwunderung entgegennehmen. Die Müggel und ihre Ufer sind Märchenland.

Noch einmal fährt ein Blutstreifen über den See; nun aber schwindet die Sonne, beinah plötzlich bricht die Dämmerung herein, und bleifarben liegt die weite Wasserfläche da. In seiner Mitte beginnt es wie ein Kreisen, wie ein Quirlen und Tanzen; sind es Nebel, die aufsteigen? Oder sind es die alten Müggelhexen, die lebendig werden, sobald das Licht aus der Welt ist?

Der Fährmann von der Müggelbude hat sich zu mir gesetzt, und ich bringe jetzt in ihn, mich über den See zu fahren, aber statt jeder

Antwort zeigt er nur auf eine grauweiße Säule, die mit wachsender Hast auf uns zukommt. Wie geängstigte Schwäne fahren die Wellen der Müggel vor ihr her, und während ich meinen Arm fester um die Fichte lege, bricht vom See her ein Windstoß in Schlucht und Wald hinein und jagt mit Geklaff und Gepfeif durch die Kronen der Bäume hin. Einen Augenblick nur, und die Ruh ist wieder da, — aber die Bäume zittern noch nach, und auf dem See, der den Anfall erst halb überwunden, jagen und haschen sich noch die Wellen.

Die Müggel ist böß. Es ist, als wohnten noch die alten Heidengötter darin, deren Bilder einst die Hand der Mönche von den Müggelbergen herab in den See warf. Die alten Mächte sind besiegt, aber nicht tot, und in der Dämmerstunde steigen sie herauf und denken, ihre Zeit sei wieder da.

## Rahnsdorf

Gestern noch auf stolzen Rossen,  
Heute durch die Brust geschossen,  
Morgen in das kühle Grab.

Rahnsdorf liegt der Müggelbude gegenüber, ziemlich nah jener malerischen Stelle, wo die Spree von Osten her in die Müggel eintritt.

Die frühesten Nachrichten über dies Dorf gibt das Landbuch vom Jahre 1375, nach welchem Rahnsdorf an Schloß Köpenick einen Schoß oder Zins für die Fischereigerechtigkeit auf dem See zu zahlen hatte. So ging es durch Jahrhunderte hin. Erst 1722 kam es durch Tausch an den damals alle Territorien an der Nordostecke der Müggel innehabenden Geheimen Oberfinanzrat von Marschall, bei dessen Nachkommen es bis 1832 verblieb. In letztgenanntem Jahr erwarb es Heinrich von Treskow auf Dahwitz, in dessen oder seiner Familie Besitz es sich auch gegenwärtig noch befindet.

Rahnsdorf hatte seiner schönen Lage halber immer eine Anziehungskraft für die Residenzler, die hier in einer zerstreuten Villenkolonie die heiße Jahreszeit, insonderheit auch die Ferienwochen ihrer Kinder zuzubringen liebten.

Im Geleite solcher Sommergäste befand sich in den letzten fünfziger Jahren auch ein hübscher, hoch aufgeschossener Blondkopf, von dem ich in nachstehendem erzählen möchte. Er war ein Wildfang, eitel und übermütig, und über den See schwimmen oder bei heraufziehendem Unwetter einen Kahn nehmen und windan rudern, all das zählte so recht eigentlich zu seinem Ferienglück. Einmal wollte man's verbieten, aber einer der zufällig anwesenden Freunde des Hauses legte sich ins Mittel und sagte: „Wozu verbieten? Glauben Sie mir, es ist gleichgültig, was wir tun. Es gibt keine Sicherheiten und eigentlich auch keine Unsicherheiten. Unser Schicksal findet uns und faßt uns zu bestimmter Zeit und an bestimmter Stelle.“

Dies sollte sich im Leben und Tod Alexander Anderffens bewähren.

## Alexander Anderssen

Fähnrich im 4. Ulanenregiment

Erschossen zu Thionville am 29. Oktober 1870

Alexander Anderssen, der Blondkopf, dessen die vorstehenden Zeilen erwähnten, ward am 19. November 1847 zu Berlin geboren. Mit dem zehnten Jahre kam er auf das Werdersche Gymnasium. Von früh auf zeigte er den Charakter, dem er bis zu seiner letzten Stunde treu blieb: Er war nervös und energisch, lebhaft und verschlossen zugleich. „Nur nichts verraten“ bildete die Devise seines Lebens, und Diskretion war die vornehmste seiner Tugenden. Gleichgültig gegen Lob, war ihm der Tadel beinah erwünscht, sicherlich dann, wenn er ihm eingebildet oder wirklich das Gefühl seiner Unschuld entgegensetzen konnte. Mit Passion nahm er Dinge auf sich, die seine Kommilitonen verschuldet hatten; kam Strafe, so desto besser. Man kann von ihm sagen, daß er von Jugend auf die Leidenschaft des Martyriums besaß. All das kleidete ihm aber, weil es nichts Angeflogenes, sondern der Ausdruck seiner Natur war. Was vollends verführte, war, daß er nie feige umkehrte oder vor den Folgen seiner Handlungsweise erschrak.

1867 verließ er Berlin, um in Heidelberg Jura zu studieren. Es waren die ersten Semester, und sie verliefen wie erste Heidelberger Semester zu verlaufen pflegen. Pedelle und Nachtwächter wußten alsbald von ihm zu erzählen, mehr noch die Schauspielerinnen, insonderheit die, denen er sich gemüßigt sah, seine Gunst zu entziehen. In einem allerschlimmsten Falle, der ihn dann schließlich auch bis an die Grenze der Relegation brachte, ging er so weit, sich auf die Brüstung des ersten Ranges zu schwingen und höhnisch in den Applaus des enthusiastischen Hauses einstimmend, mit seinen Füßen Beifall zu klatschen.

Eine weitere Unterbrechung, die seine Studien erlitten, wenn von Unterbrechung überhaupt die Rede sein konnte, waren die Duelle, die gelegentlich in etwas zeitraubender Weise vor sich gingen. So ward eins derselben, das zwischen Königsberg und Heidelberg kontrahiert worden war, halben Weges, und zwar in Berlin ausgefochten. Jeder Partner machte per Schnellzug achtzig Meilen; Rendezvous: Hasenheide. Man rieb sich den Schlaf aus den Augen und

schoß sich. Die Kugeln gingen in die Luft. Aber wenn er seinen Gegner auch nicht getroffen hatte, so traf er dafür — eine Stunde später Unter den Linden — seinen Vater, der einigermaßen überrascht war, den im Heidelberger Kolleg Vermuteten an dieser Stelle zu finden.

Ein anderes Vorkommnis dieses Studienjahres mag hier noch erzählt werden, weil es das heitere Gegenstück zu jenem Unternehmen ist, das zwei Jahre später seinem Leben ein Ende machte. Wer sich der Mühe unterziehen will, zwischen den beiden Fällen zu vergleichen, wird sie bis in die kleinsten Züge hinein gleich finden. Nur die Zeitläufte waren anders geworden. Und daran ging er zugrunde.

Der Sommer 1868 war der Pariser Ausstellungssommer. Ende Juni, an der Table d'hôte eines Heidelberger Hotels sitzend, hörte er, wie der in den Salon tretende Oberkellner mit lauter Stimme anfragte: „Ein Zwei-Tage-Billett für Paris: Wer der Herren . . .“ „Ich“, klang es von der entgegengesetzten Seite der Tafel her, und eine Viertelstunde später (es war höchste Zeit) saß unser Studiosus juris bereits im Kupee und dampfte auf Paris zu. Wie er ging und stand, hatte er die Reise angetreten. Auch ohne Geld. Die paar Gulden, die er bei sich führte, waren schon verausgabt, eh er noch in den Pariser Ostbahnhof einfuhr. Er liebte es, alles vom Moment und seinem guten Glück abhängen zu lassen. Und siehe da, in Paris ließ es ihn nicht im Stich. Einer der ersten, denen er auf dem Boulevard des Italiens begegnete, war ein Heidelberger Freund, Sohn eines reichen Industriellen, der willfährig mit seiner Reisekasse aushalf, mutmaßlich auch seine Wohnung zur Verfügung stellte. Die erborgte Geldsumme wurde gewissenhaft geteilt, und die eine Hälfte in Wäsche, Hut und Handschuhen, die andere in Cabfahrten und Soupers bei Vervy und den Frères Provencaux angelegt. Ob er die Ausstellung besuchte, ist mindestens zweifelhaft. Am zweiten Tage war er pünktlich am Bahnhof, um die Rückreise anzutreten; plötzlich aber, ganz nach Art eines kühnen Hasardeurs, von der unbezwinglichen Neigung erfaßt, sein Glück noch einmal zu versuchen, trat er an den Schalter, ließ sein Billett abstempeln und blieb. Er mochte — und nicht ganz mit Unrecht — davon ausgehen, daß nur von seiten des Kassenmannes eine exakte Prüfung des Billetts zu gewärtigen, von dem im Momente der Abfahrt aber die Kontrolle führenden Schaffner nicht allzuviel Böses zu befürch-

ten sei. Auf diesen Kalkül hin dehnte er seinen Pariser Aufenthalt um weitere drei Tage, will sagen bis zur Erschöpfung der letzten Ressourcen aus, sah auch in bezug auf Kondukteurkontrolle seine Berechnungen glänzend gerechtfertigt, und gelangte glücklich bis Straßburg. Hier erst von der französischen auf die deutsche Bahn übergehend, wurde die Sache bemerkt und die Weiterfahrt verweigert. Aber so nah am Hafen, wollt unser Freund sein Schiff nicht scheitern lassen. Er verließ den Perron, stellte sich auf die entgegengesetzte Seite der Wagenreihe, riß im Moment der Abfahrt eine Kupeetür auf und sprang hinein. So kam er nach Karlsruhe, hungrig und keinen Kreuzer in der Tasche. Gleichviel, bis hierher reichten die Heidelberger Beziehungen und — terra firma \* war wieder unter seinen Füßen.

Noch im selben Jahre (Herbst 1868) ging er behufs Absolvierung seines Militärjahres in die Heimat zurück. Er trat bei den Fürstenwalder Ulanen ein. Das kavalleristische Leben, das Reiten und Pistolenschießen, das Straffe des Dienstes und daneben die fecke, mit der Gefahr spielende Ungebundenheit der freien Stunden, das alles entsprach so recht dem Hange seiner Natur. Kein Wunder also, daß er am Schluß seines Volontärjahres erklärte, das Rechtsstudium aufgeben und die Frische des Daseins weiter genießen zu wollen. Er blieb Soldat, trat von den 3. (Fürstenwalder) zu den 4. (Schneidemühlener) Ulanen über, machte seine Avantageurzeit durch und war bei Ausbruch des siebenziger Krieges Fähnrich im letztgenannten Regiment. Anfänglich bei der Ersatzschwadron verblieben, traf er erst am 15. September in der Meßer Bemerkungslinie ein, machte Anfang Oktober eins der im Norden stattfindenden Gefechte mit, zeichnete sich durch Bravour aus und sollte am 16. Oktober vor der Front belobt und zum Offizier ernannt werden, als auf den Anruf des Regimentskommandeurs: „Fähnrich Anderssen!“ die Antwort gegeben werden mußte: „Fehlt seit gestern.“ Jener Schritt war geschehen, der nicht mehr zurückgetan werden konnte und mit dem Tode endete. Im übrigen sei dem noch zu Erzählenden vorausgeschickt, daß er auch hier wieder auf dem Punkte stand, der leichtsinnig herausbeschworenen Gefahr, voll echten Spielerglücks, zu entgehen. Eine Bagatelle entschied schließlich zu seinen Ungunsten. Hören wir wie:

\* fester Boden.

Das Regiment lag mit einigen Eskadrons in Garsch, zwischen Mez und Thionville. Hier befand sich auch Anderssen, der in dem Hause des Maires ein gutes Quartier gefunden hatte. Auch ein angenehmes, denn er stand auf bestem Fuß mit dem Wirt und allen Insassen des Hauses, besonders mit den Kindern, mit denen er, gütig und lebhaft wie er war, zu spielen und zu scherzen liebte. Am 15. Oktober fuhr Mr. Bauer (Name des Maires) mit einem leichten Ackerwagen aus seinem Gehöft auf die Dorfstraße, und unsres Fähnrichs ansichtig werdend, der rittlings auf einem Reisigbündel sitzend eben Spielzeug für die Kinder schnitzte, rief er demselben zu:

„Wollen Sie mit?“

„Wohin?“

„Thionville.“

„Gewiß!“

Ehe zwei Minuten um waren, hatte der Angerufene mit der ihm eigenen Raschheit des Entschlusses die Kleider gewechselt und fuhr nun in blauer Bluse neben seinem Quartiergeber sitzend, plaudernd und rauchend auf Thionville zu. Ohne Aufenthalt oder Schwierigkeit ging es über die Festungsbrücke fort in das Tor hinein, bis der Wagen inmitten der Stadt vor dem vielbesuchten Café Luxembourg hielt. Das Publikum desselben, so wenigstens haben später eingezogene Erkundigungen ergeben, scheint unsern Anderssen gleich von Anfang an in seiner Verkleidung erkannt, an dieser Entdeckung aber nicht den mindesten Anstoß genommen zu haben. Im Gegenteil. Mit Vorliebe wandte man sich ihm zu, eine Mitteilung, die alle diejenigen am wenigsten überraschen wird, die persönlich in der einen oder andern Eigenschaft auf dem Kriegsschauplatz anwesend waren. Denn gerade diese werden aus eigener Anschauung wissen, daß Heitres und Friedlich-Freundliches beständig in den furchtbaren Ernst des Krieges hineinwuchs und nur allzuoft in geradezu verführerischer Weise den einen oder andern Teil vergessen lassen konnte: Dort steht dein Feind. Die Vorposten beispielsweise lebten sich kameradschaftlich miteinander ein, tranken sich zu, erwiesen sich kleine Dienste, bis dann plötzlich wieder — oft launenhaft und nach dem Voraufgegangenen durchaus unmotiviert — eine Gewehrsalve dazwischenfuhr und die Situation aufs neue klarlegte. So ähnlich scheinen die Dinge an jenem 15. Oktober auch in Thionville verlaufen zu sein. Der Nachteil, der der Stadt aus einem mit scharfem

Appetit frühstückenden und mit der Dame du comtoir lebhaft plaudernden Prussien erwachsen konnte, war gering, der Vorteil aber lag auf der Hand, denn man hörte doch dies und das und sah das ewige Einerlei der Tage durch einen Zwischenfall unterbrochen, der in seinem leck-abenteuerlichen Aufstuz nur um so unterhaltender wirkte. Die Nachrichten hierüber mögen nicht in allen Stücken zuverlässig sein, aber soviel wenigstens wird mit Bestimmtheit erzählt, daß die Café-Luxembourg-Gäste unter scherzhaftem Hinweis auf seine Bluse unsrem Fähnrich zugerufen hätten: „Passen Sie auf.“ Er nahm es aber leicht und mocht es leichtnehmen, denn in der That, das Glück schien gewillt, für seinen Liebling noch einmal all und jedes zu tun. Nichts Störendes intervenierte, der Wagen fuhr wieder vor, Wirt und Einquartierung nahmen auf dem Vorderstuhl ihren alten Platz, und nach dem Café zurückgrüßend, fuhren beide die Straße hinunter auf das Mezer Tor zu, um noch vor Dunkelwerden Garsch zu erreichen. Alles ging gut; erst im letzten Moment gebar sich das Unheil. Hart am Tor, da, wo nach rechts hin die Straße in eine schmale, halb von der Stadtmauer gebildete Gasse abbiegt, stand ein Wirtshaus, aus dem der Lärm heiterer Gäste herüberklang. Einige standen an den offenen Fenstern und grüßten mit den Deckelkrügen. „Noch einen Abschiedstrunk“, rief Anderssen und legte die Hand auf die Leine. Der Maire war gutmütig genug, nachzugeben, man hielt, und im nächsten Moment waren beide mit unter den Gästen. Was hier nun geschah, ist unaufgeklärt geblieben; zehn Minuten später aber sah sich Anderssen als preussischer Spion und Mr. Bauer als sein Komplize verhaftet. Die Bierhausbevölkerung war eben eine andere als die im Café Luxembourg. Im allgemeinen wird man sagen können: Alles wohl etabliert Imperialistische trug uns im stillen Sympathien entgegen. Alles gambettistisch Republikanische stand gegen uns.

Unter dem Jubel Hunderter, die mit jedem Schritt anwuchsen, wurden die beiden Gefangenen nach dem Arresthause gebracht.

Am 24. trat ein Kriegsgericht zusammen, das über den Fall aburteilen sollte. Trotzdem diesseitig ein die „exzentrische Natur“ des Angeklagten ebenso wahrheitsgemäß wie geflissentlich hervorhebendes Schreiben an den Kommandanten von Thionville, Oberst Turnier, gerichtet worden war, sah sich das Kriegsgericht dennoch nicht veranlaßt, eine mildere Beurteilung des Falles eintreten zu lassen.



Es kommt es nicht, weder nach Lage des Gesetzes noch der Situation. Am 29. früh, am Tage nach der Kapitulation von Mex, wurde das auf „Tod durch Erschießung“ lautende Urteil vollstreckt. Das gleiche Los traf seinen Wirt Mr. Bauer. Alles, was noch zu erzählen bleibt, ergibt sich am besten aus einzelnen Schriftstücken, die vorliegen:

Zwei Briefe Anderssens an seinen Vater, und ein amtliches Schreiben des Obersten Turnier an den Kommandanten des 4. Ulanenregiments. Ich gebe diese Schriftstücke:

„Lieber Papa! Ich schreibe Dir und wünsche, daß Du zuerst diesen Brief liest, um Mama vorbereiten zu können. Das Kriegsgericht hat gesprochen. Ich bin zum Tode verurteilt. Ich kann mir Deinen Kummer denken; ich fühle es recht, mein lieber Papa. Du bist stets so gut zu mir gewesen! Ich hab' es Dir nie genügend gedankt. Es ging mir zu gut. Jetzt, wo ich in meiner Zelle sitze und diesen Brief auf den Knien schreibe, fühl' ich erst, was ich an Euch verliere. Jetzt, wo es zu spät ist, erkenn' ich, was Ihr mir gewesen seid. Es rührt mich, wenn ich daran denke, mit welcher Freude Du mir den geringsten Wunsch erfüllt hast, und wie Mama für mich gesorgt. Wer hätte das gedacht, lieber Papa, als wir uns zuletzt auf dem Bahnhof in Berlin sahen, daß wir uns nie wiedersehen würden? Das ist eine schreckliche Strafe für mich! . . . Ich bin hier allein, ohne einen Menschen, der ein Herz für mich hat; welche Sehnsucht hab' ich, Euch zu sehen. Ich hab' an den Prokurator der Republik geschrieben, daß mir das Medaillon und zwei Briefe von Euch, die ich bei mir hatte, im Gefängnis gelassen würden. Man hat sie mir geschickt . . . Die Stadt ist zerniert . . . Es ist mir rätselhaft, wie ich auf diese Tollkühnheit gekommen bin.

Der Kommissar der Republik, ein Offizier der Garde mobile, besucht mich alle Tage und hat mir versprochen, Briefe, die ich verschlossen abschicken will (d. h. ohne daß sie jemand vorher liest), für mich zu besorgen. Auch wird er die Sachen, die ich mitgebracht habe, Euch zukommen lassen. Es sind dies: Uhr, Kette mit Petschaft, Medaillon und Kompaß, eine Briestafche, Notizbuch, Zigarrentafche und mein Taschenmesser, der vielgenannte ‚Rippespeer‘. Wenn es nicht früher geht, werdet Ihr sie nach dem Kriege bekommen. Da das Geld, was ich mitgebracht habe, nicht reichen wird, so werd' ich eine Bescheinigung zurücklassen für das, was man für mich aus-

gelegt hat. Sei so gut und gib meinen kleinen Revolver an Dr. Stich. Er soll ihn als Andenken behalten, den ‚Rippespeer‘ auch. Meine andern Sachen werden Euch wohl vom Regimente zugeschickt oder später gegeben werden. Meinen letzten Brief hab' ich am 15. geschrieben und Dich gebeten, mir eine neue Uniform zu schicken. Als ich den Brief schrieb, hab' ich nicht gedacht, daß ich drei Stunden später in Thionville sein würde. Es ist merkwürdig, wie dieses Geschick so plötzlich über mich hereingebrochen ist. Wenn ich wenigstens vorher mir Zeit genommen hätte, nachzudenken und mich auf die Folgen gefaßt zu machen. Ich könnte wenigstens sagen, es sei meine Schuld. Es wär aber dann gar nicht passiert. Ich wundre mich selbst, daß ich keinen Menschen um Rat gefragt habe; man hätte mir doch entschieden abgeraten. Es ist aber auch möglich, daß ich es trotzdem getan hätte; dann würd' ich mir noch mehr Vorwürfe machen. Ich kann mir nicht klarwerden darüber. Das Ganze ist nicht weniger sonderbar, als wenn ich jetzt plötzlich bei Euch sein würde. Was man nur bei meinem Regimente davon denkt! Auf alle Fälle wär' ich noch vor das preußische Kriegsgericht gekommen. Es wär aber doch besser gewesen, ich hätte Euch wenigstens wieder-gesehen.

Ich bin verurteilt worden nach dem Artikel 207, der wörtlich lautet: *Est puni de mort tout ennemi, qui s'introduit déguisé dans une place de guerre\** etc. Man hat keine mildernde Umstände anerkannt.

Ich nehme jetzt Abschied von Euch, meine lieben Eltern. Es ist mir recht traurig zumute. Ich weiß, daß Ihr mir verzeihen werdet. Es wäre so schön, wenn wir uns wieder sähen! Wenn ich aus dieser Lage gerettet worden wäre, ich hätte mich bemüht, mich stets dankbar gegen Euch zu bezeugen. Es wird mir so schwer ums Herz, daß ich so weit von Euch auf so traurige Weise aus dem Leben scheiden muß. Dieser Brief ist wahrscheinlich der letzte, den Ihr von mir empfangt. Grüße alle Bekannte, Stich, Wilhelm, Wally und Anna. Es ist mir so schmerzlich, wenn ich Eure Bilder in dem Medaillon betrachte!

Ich danke Euch für alles Gute und alle Liebe, die Ihr mir bewiesen habt. Tröstet Euch, meine lieben Eltern. Ich habe noch zwei

\* Mit dem Tode bestraft wird jeder Feind, der sich in Verkleidung an einen Kriegsschauplatz begibt.

Briefe von Mama; ich lese sie oft; es gibt mir Trost. Nach dem Kriege werdet Ihr das Medaillon erhalten. Ich weiß noch, lieber Papa, als Du es mir gabst, sagtest Du: „Es sollte mir ein Talisman sein.“ Ich habe stets eine große Anhänglichkeit daran gehabt. Mama soll es behalten. Lebt wohl, lieber Papa und Mama, vergebt mir. Tröstet Euch. Seid begrüßt von Eurem Sohn

Alexander Anderssen.“

Kurz vor seinem Tode schrieb er noch folgendes:

„Liebe Eltern! Das Urteil wird morgen, Sonnabend, den 29., vollstreckt. Es ist jetzt die Nacht vom 28. zum 29. Ich habe vor drei Stunden einen Brief an Euch geschrieben; der Kommissar der Republik hat ihn abgeholt. Ich danke Euch nochmals für Eure große Liebe zu mir. Herrn v. S. habe ich gebeten, dafür zu sorgen, daß Ihr meine Sachen bekommt. Den kleinen Ring schenke ich Wally. Es ist der Stein aber verloren.

Nachschrift: Es ist Sonnabend, 29. Oktober, morgens 5 $\frac{1}{2}$  Uhr. Um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr ist die Exekution. Ich sage Euch noch einmal, eine Stunde vor meinem Tode, Lebewohl und bitte Euch, Euch bald zu trösten. Lebt wohl.

Euer Sohn Alexander Anderssen.“

Ich muß hier den Gang der Erzählung einen Augenblick unterbrechen. Diese Schriftstücke, in ihrer schlichten und tief-innerlichen Abfassung, berühren mich auch heute wieder, wo ich sie zum Druck gebe, als wahre Musterstücke schönen Menschentums. Gleich schön in ihrem Kampf, wie in ihrem Sieg. In dem ersten längeren Brief noch ein Ringen, der Schmerz des Sich-losreißen-müssens; in dem zweiten Brief und seiner Nachschrift die ganze Ruhe dessen, der überwunden hat. Von Heldenkomödie und Feigheitswinserei gleich fern, gönnen uns diese Zeilen einen Einblick in ein nobles und durch Todesbitterkeit geläutertes Herz.

Um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr hielt der Wagen vor dem Maison d'Arrêt. Anderssen war fertig. Eine Zigarette anzündend, ein paar andere zu sich stellend, stieg er rasch in den Fiaker hinein. Angesichts des Todes hatte er ganz jene elastische Nervosität, jene Beherrschungskraft wieder gewonnen, die ihn von Jugend auf so sehr ausgezeichnet hatte. Die Aussagen des Gefangenwärters, des Exekutionskommandos, endlich

des Kommandanten selbst, lassen darüber keinen Zweifel. In dem Wallgraben angekommen, wo die Exekution stattfinden sollte, lehnte er Niederknien und Augenverbinden ab. Aufrecht stellte er sich vor die Gewehrläufe. „Gut schießen“, wandt' er sich an die Mobilegardensektion, „hierher!“ und dabei legte er die Hand auf die Brust. Dann warf er mit der Linken die Zigarette in die Luft und rief: „Es lebe der König.“ Von neun Kugeln durchbohrt, brach er zusammen.

Oberst Turnier richtete noch am selben Tage folgendes Schreiben an den Kommandeur des 4. Ulanenregiments:

„Mein Herr Oberst! Ich habe die Ehre, Sie wissen zu lassen, daß Fähnrich Anderssen vom 4. Ulanenregiment durch ein am 24. d. M. zusammengetretenes Kriegsgericht, und zwar gestützt auf Artikel 207 unsres Code militaire, zum Tode verurteilt worden ist. Mit ihm Mr. Bauer, der den Eintritt des jungen Offiziers in diese unsre Festung Thionville begünstigt hatte. Jede Vorschrift unsrer Militärgerichtsbarkeit ist innegehalten und heute früh das Urteil vollstreckt worden.

Wie ich schon die Ehre hatte, in einem Schreiben vom 21. d. M. Ihnen zu melden, ist Fähnrich Anderssen durch den Chefarzt unsres Militärhospitals sowohl im Gefängnis wie vor dem Kriegsgericht, dazu auch in den von ihm geschriebenen Briefen auf das aufmerksamste untersucht worden. Das Resultat dieser Untersuchung hat ergeben, daß der junge Offizier von dem Tag an, wo er seinen Fehltritt beging, bis zu dem wo er dafür büßte, bei völligster und ruhigster Überlegung gewesen ist.

Fähnrich Anderssen hat im übrigen all die Zeit hindurch eine vorzügliche, ebenso passende wie würdige Haltung bewiesen und ist gestorben wie ein echter Soldat (il est mort en vrai soldat).

Ich bedaure, daß meine überaus schwierige Lage und die Macht der Umstände mir nicht gestattet haben, den Gang dieser furchtbaren Angelegenheit (de cette terrible affaire) aufzuhalten.

Empfangen Sie, mein Herr Oberst, die Versicherung meiner auszeichnendsten Gefühle.

Thionville, am 29. Oktober 70.

Turnier,

Oberst und erster Kommandant.“

Ende Februar — der Präliminarfriede war inzwischen geschlossen — wurde die Leiche ausgegraben, um nach Berlin übergeführt zu werden. Thionville hatte um diese Zeit bereits eine preussische Besatzung, vom 30. Regiment wenn ich nicht irre. Die Erinnerung an den so jung und so brav Gestorbenen war noch in aller Herzen lebendig, und als der Kondukt durch die Straßen der Stadt ging, dem Eisenbahnhofe zu, schloß sich die ganze männliche Bevölkerung dem Militärkommando an, alle Frauen und Mädchen aber standen an den offenen Fenstern und folgten teilnahmevoll dem langen Zuge. Tugend und Tapferkeit erobern jedes Herz, auch das des Feindes.

Am 10. März traf der Sarg hier ein und wurd' in der Leichenhalle des Jerusalemer Kirchhofes niedergesetzt. Am 13. erfolgte die Bestattung. Das 2. Gardeulanen-Regiment gab das Ehren- und Geleitskommando und über den niedergesetzten Sarg hin feuerten die Karabiner. Dann schloß sich das Grab. Jetzt steht es dicht in Efeu und Blumen, Zypressen rings umher, und auf dem schrägliegenden, halb überwachsenen Marmorkreuze lesen wir: „Hier ruhet in Gott unser geliebter einziger Sohn, der Portépée-Fähnrich Alexander Anderssen, geb. den 19. November 1847, vom Feinde erschossen in Thionville den 29. Oktober 1870.“

Ruh aus tapfres Herz.

## Friedrichsfelde

1

Und nahe hör' ich, wie ein rauschend Wehr,  
Die Stadt, die völkermimmelnde, ertosen.  
Braut von Messina

Segrüßet seid mir, edle Herrn,  
Segrüßt ihr, schöne Damen! Goethe

Wenn ein Sommernachmittag ausnahmsweise vor die Tore der östlichen Stadtteile, beispielsweise nach Friedrichsfelde führt, dem werden sich daselbst in Landschaft und Genre die gefälligsten und in ihrer heitern Anmut vielleicht auch unerwartetsten Bilder erschließen. Friedrichsfelde darf als das Charlottenburg des Ostends gelten, und allsonntäglich wandern Hunderte von Residenzlern hinaus, um sich „Unter den Eichen“ daselbst zu divertieren. Es sind meist Vorstadtberliner, jener Schicht entsprossen, wo die Steifheit aufhört und der Zynismus noch nicht anfängt; ein leichtlebiger Völkchen, das alles gelten läßt, nur nicht die Spielverderberei; ein wenig eitel, ein wenig kokett, aber immer munter und harmlos. Wie das lacht und glücklich ist im Schweiß seines Angesichts! Jetzt „Bäumchen, Bäumchen verwechselt euch“, jetzt Anschlag, jetzt Zeck, jetzt Ringelreihn und Gänse dieb, bis endlich unter den weitschattigen Parkbäumen sich alles lagert und auf umgestülpten Körben und Kobern die Mahlzeit nimmt.

Die Fahrt nach Friedrichsfelde, wenn man zu den „Westendern“ zählt, erfordert freilich einen Entschluß. Es ist eine Reise, und durch die ganze Steinmasse des alten und neuen Berlins hin sich mutig durchzuschlagen, um dann schließlich in einem fuchsroten Omnibus mit Hauderertraditionen die Fahrt zu Ende zu führen, ist nicht jedermanns Sache. Wer es aber an einem grauen Tage wagen will, wo die Sonne nicht sicht, und der Staub nicht wirbelt, der wird seine Mühe reichlich belohnt finden. Er wird auch überrascht sein durch das reiche Stück Geschichte, das ihm an diesem Ort entgegentritt.

Wir erzählen davon.

## Friedrichsfelde bis 1700

Friedrichsfelde war bis zum Jahre 1700 gar kein Friedrichsfelde, sondern führte statt dessen den poetischen, an Idyll und Schäferspiele mahnenden Namen Rosenfelde. Und doch griff dieser Name bis auf Zeiten zurück (erstes Vorkommen 1288), wo hierlandes an alles andere eher gedacht wurde, als an Schäferspiele. Kaum Schäfer mocht' es damals geben.

1319, im letzten Regierungsjahre des Markgrafen Waldemar, wurden die Ratmänner von Berlin und Kölln die Herren des schon damals ansehnlichen Besitzes, und beinahe drei Jahrhunderte lang trug es die alte Patrizierfamilie der Nyles von den Ratmännern zu Lehn. 1590, so scheint es, wurde das Gut dann landesherrlich, wenigstens zu größtem Teile, bis es unter dem Großen Kurfürsten in den Besitz Joachim Ernst von Grumbkows<sup>1</sup> und 1695 in den Benjamin Naules kam.

<sup>1</sup> Joachim Ernst von Grumbkow starb in der Nähe von Wesel (im Reisewagen) auf einer Reise des Hofes nach Kleve, am zweiten Weihnachtsfeiertage 1690. Der Hofpoet Besser sprach in seinem an die Witwe gerichteten Trauergedicht „von dem zwar nicht seligen, aber doch sanften Tod“ des Hingeshiedenen. Grumbkow hatte nämlich am Abend vorher zuviel getrunken. Pöllniz in seinen Memoiren sagt von ihm: „Er liebte die großen Unternehmungen und war kühn in ihrer Ausführung. Man würde seinen Charakter großartig haben nennen können, wenn ihm die Beförderung seiner Familie weniger am Herzen gelegen hätte, für die er große Schätze mit Leichtigkeit zusammenhäufte. Man fand ihn eines Tages tot in seinem Wagen, als er von einem Fest in der Nähe von Wesel zurückkehrte, wo der Wein nicht gespart worden war.“ — Wohin man seine Leiche schaffte, oder ob er in Wesel selbst beigesetzt wurde, hab' ich nicht erfahren können. In dem intendierten Erbbegräbnis der Grumbkows zu Blankensfelde, anderthalb Meilen von Berlin, steht er nicht. In der Kirche leßtgenannten Dorfes, die, wie eine lateinische Inschrift über der Kirchthür angibt, von von Grumbkow erbaut wurde, befindet sich eine schon bei Lebzeiten desselben ausgemauerte Gruft und ein großer Grabstein darüber. Die Inschrift dieses Grabsteines lautet: Erbbegräbnis des Wohlgebornen H. H. Joachim Ernst's v. Grumbkow, Sr. kurfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg höchst ansehnlichen, wirklichen Geheimen Etats- und Kriegs-Raths, Oberhof-Marschalls, General-Kriegscommissarii und Schloßhauptmann, Erbherr auf Grumbkow, Runo, Euno, Darlin, Nieder-Schönhausen, Blankensfelde und Charo.“ Hiermit schließt die Inschrift. Der freigelassene Raum zeigt, daß die Daten von Geburt und Tod hier angegeben werden sollten. Dies geschah aber nicht, weil der Bewohner ausblieb.

Benjamin Raule — ein Holländer von Geburt, Generaldirektor des Seewesens, dessen Name in „Raules Hof“, wo sich die Admiralität damals befand, bis auf den heutigen Tag fortlebt — verblieb nur wenige Jahre im Besitz von Rosenfelde. So kurz diese Zeit war, so war sie doch ausreichend, um dem herrschaftlichen Gut im wesentlichen die Ausdehnung und Anlage zu geben, die dasselbe noch heute zeigt. Bis dahin hatte Rosenfelde ein Jagdschloß gehabt, wahrscheinlich aus der Joachimischen Zeit. Dies überließ Raule seinem Schicksale, baute statt dessen ein Lusthaus, einen Sommerpavillon, an derselben Stelle, wo jetzt das Schloß steht, und ließ durch holländische Gartenkünstler den jetzigen Park<sup>2</sup> anlegen. Raule war sehr reich. Er bewirtete verschiedentlich den Kurfürsten samt seinem ganzen Hof im Rosenfelder Lustschloß, und der Poet von Canitz konnte damals singen:

Der Kurfürst, und was fürstlich heißt,  
Haben jüngst beim Raule gespeist  
Mittags zu Rosenfelde.

Aber Glück und Ehre waren von kurzer Dauer. Raule, wie so viele Personen aus der Regierungszeit Friedrichs III., wurde der Unterschlagung bezichtigt und fiel in Ungnade, während man seinen Besitz konfiszierte.

Rosenfelde war nun landesherrlich. Zwei Jahre später (1700) wechselte es den Namen und wurde Friedrichsfelde.

#### Friedrichsfelde von 1700 bis 1731

##### Markgraf Albrecht

Friedrichsfelde war nun also landesherrlich und blieb es bis zum 25. November 1717, unter welchem Datum König Friedrich Wil-

<sup>2</sup> In seinen Anfängen soll derselbe schon fünfzehn Jahre früher vorhanden gewesen sein. 1672, was hier eine Stelle finden mag, gab es nur elf Parks in der Mark Brandenburg, die nach Beispiel und Vorbild des Großen Kurfürsten und vielleicht auch auf Wunsch desselben angelegt waren. Es waren die folgenden: 1. der Sparrsche zu Prennden, 2. der Dohnasche zu Schönhausen, 3. der Otto von Schwerinsche zu Altlandsberg, 4. der Löbensche zu Schenkendorf, 5. der Raban von Cansteinsche zu Lindenberg, 6. der W. von Pöllnischsche zu Buch, 7. der Kaspar von Blumenthalsche zu Stavenow (Priegnitz), 8. der von Göhsche zu Rosenthal, 9. der von Birstellsche zu Hohenfinow, 10. der Heydekampfsche zu Rudow und 11. der Franz von Meinderssche zu Berlin, vor dem (damaligen) Stralauer Tore.



helm I. seinem Stiefonkel, dem Markgrafen Albrecht von Schwedt, das Schloßgut zum Geschenk machte.

Markgraf Albrecht der damalige Herrenmeister des Johanniterordens, scheint aber schon vorher unter Guttheißung des Königs seinen gelegentlichen Sommeraufenthalt daselbst genommen zu haben; denn die Ordensbücher sprechen von einem Kapitel, das bereits am 10. September 1717 in Friedrichsfelde abgehalten wurde.

Der Markgraf ließ sich die Verschönerung seines Besitzes angelegen sein. Schon 1719 wurde durch Böhme ein neues Schloß an Stelle des alten aufgeführt, dessen Grundmauern trotz vielfacher sonstiger Veränderungen seitdem dieselben geblieben sind. Er legte auch die sogenannte „Prinzenallee“ an, die von einer bestimmten Stelle der Friedrichsfelder Chaussee<sup>3</sup> abzweigend, auf einem näheren Wege bis unmittelbar vor das Schloß führt.

Markgraf Albrecht scheint mit Vorliebe in Friedrichsfelde residirt zu haben; vielleicht auch war es sein einziger Besitz. Nur die Hofeste und die Inspektionen riefen ihn ab. Die Kriegsepoche lag vor 1717. Während des Spanischen Erbfolgekrieges hatte er sich nicht nur ausgezeichnet sondern auch dem Könige, seinem Neffen, ein neues Infanterieregiment errichtet, das — der Markgraf war damals schon Herrenmeister — auf seinen Fahnen und Trommeln das Johanniterkreuz trug. Ob dies Regiment Markgraf Albrecht diese Abzeichen beibehielt, als es später zu Soldin und Königsberg i. d. Neum. garnisonierte, hab' ich nicht in Erfahrung bringen können.

Markgraf Albrecht starb am 21. Juni 1731 zu Friedrichsfelde. Er war seines edlen Charakters halber in der Hauptstadt sehr geliebt, und so weckte sein Hinscheiden allgemeine Teilnahme. Am 25. Juni erschien der ganze Hof im Trauerhause, von dem aus tags darauf die markgräfliche Leiche durch sechzig Mann vom Regiment Gensdarmes nach Berlin übergeführt wurde. Da die Vermögensverhältnisse des Verstorbenen nicht glänzend waren und der König

<sup>3</sup> „Diese Prinzenallee“ ist nicht mit der großen gradlinigen Allee zu verwechseln, die als Hauptverkehrsstraße von Berlin nach Friedrichsfelde führt. Diese letztere ist erheblich älter und soll als eine Pön, die dem Schlächtergewerk auferlegt wurde, von diesem gebaut und bepflanzt worden sein. Die Veranlassung ist nicht bekannt. Die Allee bestand ursprünglich aus sechs Reihen Lindenbäume. Bei Anlegung der Chaussee vor etwa 70 Jahren wurde der Mittelweg verbreitert, und die betreffenden zwei Reihen Linden fielen und wurden durch Pappeln ersetzt.

sich weigerte, die Kosten zu einem standesgemäßen Leichenbegängnisse herzugeben, so wurde der Sarg in dem alten, 1749 abgebrochenen Dom, ohne jedes Gepränge still beigesezt.

In Beckmanns Geschichte des Johanniterordens, Frankfurt a. D. 1726, findet sich als Titeltupfer ein Bild des Markgrafen. Es macht einen guten Eindruck. Er sieht stattlich, wohlwollend aus, aber nicht klug; ein des Geistigen entkleidetes Großes-Kurfürsten-Gesicht. (Der Große Kurfürst war sein Vater.)

### Friedrichsfelde von 1731 bis 1762

#### Markgraf Karl

Markgraf Albrecht hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, Markgraf Karl, sukzedierte. Er erbte Friedrichsfelde, erhielt das Regiment des Vaters, nunmehr Regiment Markgraf Karl, und wurde seitens des Johanniterordens zum Herrenmeister erwählt. Die beiden jüngeren Brüder fielen in den Kämpfen der Schlesiſchen Kriege, der eine 1741 bei Molwitz, der andere 1744 vor Prag.

Markgraf Karl lebte viel in Friedrichsfelde und begann das 1719 durch Böhme aufgeführte Schloß, namentlich in seinem Innern auszubauen und zu schmücken. Dies geschah zumeiſt 1735. Die Stuckarbeiten in den Zimmern des ersten Stocks datieren aus dieser Zeit; sie sind, insonderheit die Wandreliefs und Frieſe, von bemerkenswerter Schönheit und zeigen, wie glänzend die Schule war, die Schlüter herangebildet hatte. Auch mit Bildern begannen die Räume sich zu füllen und wurden mehr und mehr zu einer berühmten Kollektion. Diese führte den Namen: Galerie des Markgrafen Karl. Er sammelte mit Neigung und Verständnis, aber ebenſoſehr aus gutem Herzen. Daher war nicht alles ersten Ranges.

Einen Teil seiner Bilder mocht' er nicht in Friedrichsfelde, sondern im Johanniter-Ordenspalais haben, das in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms I. nur aus Rücksicht gegen diesen und gewiß ganz gegen die Wünsche des Ordens, am Wilhelmsplatz errichtet worden war. Es war, wie so viele Bauten damals, ein völliger Zwangsbau. Der Generalmajor von Truchseß hatte die Herstellung eines ansehnlichen Hauses begonnen, an dessen Vollendung ihn der Tod hinderte. Da befahl der König dem Herrenmeister Markgraf Karl, die Fertigstellung des Baus aus Ordens-

mitteln zu übernehmen. Dies geschah denn auch. König Friedrich Wilhelm I. war eben nicht gewohnt, auf Widerspruch zu stoßen.

In diesem Palais, das Markgraf Karl zeitweilig bewohnte, befand sich, wie schon angedeutet, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Teil seiner Galerie, vielleicht sogar der größere Teil. Nach seinem Tode wurde die Sammlung versteigert, und die Bilder zerstreuten sich überallhin. Einige, die sich auf den alten Sieten beziehen, sah ich in Wustrau. In Friedrichsfelde finden sich noch einige Ruderavor, die beim Verkauf lediglich aus Indifferenz oder Bequemlichkeit zurückgelassen wurden, vielleicht erstand sie auch Prinz Ferdinand, der nach dem Markgrafen Karl in Friedrichsfelde einzog. Es sind: zwei alte Köpfe, höchst vorzüglich, im Stil von Gerard Dou; außerdem ein anderer Niederländer: Christus als Knabe predigt im Tempel.

Markgraf Karl starb am 22. Juni 1762 zu Breslau. Er war wie sein Vater Markgraf Albrecht, teils um seiner Herzensgüte teils um der Pflege willen, die er der heimischen Kunst bezeigt, eine in Berlin sehr beliebte Persönlichkeit gewesen. Für viele war sein Hinscheiden ein herber Verlust. Er hinterließ keine männliche Deszendenz.

Friedrichsfelde fiel an seine Tochter, die Herzogin von Anhalt-Bernburg, deren Bevollmächtigter schon im November desselben Jahres Schloß, Park und Pertinenzien an den Prinzen Ferdinand von Preußen verkaufte.

### Friedrichsfelde von 1762 bis 1785

#### Prinz Ferdinand

Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder des großen Königs, hatte von 1744 an in Ruppin residirt, wo das Regiment, das seinen Namen führte, in Garnison lag; von 1756 bis 1763 war er mit den andern Prinzen im Kriegslager gewesen. Der Hubertsburger Friede und der Erwerb von Friedrichsfelde fielen fast zusammen, und mit einer Art von Ausschließlichkeit gehörte der Prinz von 1763 bis 1785 diesem anmutigen Lustschloß an, das nun schon zweien Herrenmeistern des Johanniterordens als Residenz gedient hatte. Er war der dritte. Von 1785 an wurde Schloß Bellevue (im Berliner Tiergarten) der Aufenthalt des Prinzen, bis 1802 nach dem Tode seines Bruders, des Prinzen Heinrich, Rheinsberg an die Stelle von Bellevue trat.

Wir haben also, von dem Siebenjährigen-Kriegs-Interregnum abgesehen, vier Epochen im Leben des Prinzen Ferdinand zu unterscheiden: Ruppin, Friedrichsfelde, Bellevue, Rheinsberg, von denen die Friedrichsfelder Epoche die wichtigste und die längste ist. Sie umfaßt zweiundzwanzig Jahre und zeigt nach dem bescheidenen Maße von Geist und Gaben, das speziell diesem Prinzen zuteil geworden war, wenigstens Leben und Farbenfrische, wenn auch nichts von Eigenart.

An dieser gebrach es durchaus. Man darf sagen, daß er in allem seinen Bruder Heinrich kopierte; der Friedrichsfelder Hof war Seitenstück und Nachahmung des Rheinsberger. Zunächst wurde die Hofhaltung im weitesten Sinne ganz nach dem dortigen Muster eingerichtet. Kavalierrhäuser, Stall- und Wachtgebäude, Tempel und Grotten wurden aufgeführt, alles wie in Rheinsberg. Wie Prinz Heinrich einige vierzig Kammerhusaren hielt, die die Rheinsberger Garnison bildeten und den Wachtdienst im Schlosse hatten, so hatte Prinz Ferdinand eine Art Invalidenkolonie in Friedrichsfelde, die ihren Zuzug aus seinem Ruppiner Regiment empfing. Diese alten Soldaten bestellten ihr Stück Garten- und Ackerland, und nur immer einige wenige von ihnen mußten abwechselnd auf Wache ziehn. Kam dann aber hoher Besuch, Prinz Heinrich oder gar der König selbst, so mußten sie sämtlich aufmarschieren, um die militärischen Verhältnisse von Friedrichsfelde in möglichst günstigem Licht erscheinen zu lassen. Das Wachtlokal ist noch da und erinnert mit seinen Holzsäulchen, die das obere Stockwerk tragen, an die früheren Wachthäuser am Halleschen Tor.

Natürlich war auch das Friedrichsfelder Leben dem Rheinsberger verwandt, nur blasser, insipider\*. Wir müssen hinzusetzen, zu seinem Glück. Es hatte wohl auch seine „Chronique“, seine Flüsterungen, seine Geheimnisse, aber es fehlte doch das eigentümliche Parfüm, das in dem stillen, abgelegenen Schloß am Grineriksee alle Dinge durchdrang. In Friedrichsfelde gab es Frauen, das sagt alles. Ihre Gegenwart bedingte nicht immer Tugend, aber doch wenigstens Natur. Und davon hatte der Friedrichsfelder Hof sein volles Maß. Die durchlauchtigste Dame, die demselben vorstand, war eine Prinzessin von Schwedt, gehörte mithin einem Frauenzirkel an,

\* abgeschmackter.

von dem man sagen konnte, daß er der Natur noch um einen Schritt näher stand, als Frauen ihr gewöhnlich zu stehen pflegen. Ihren Bildern und Büsten in alten Galerien (am besten in der Schwedter selbst) zu begegnen, ist eine wahre Herzensfreude. Welche Fülle von Leben, welche Gesundheit in Formen und Farben! Ihre Ehen waren nicht immer normal, nicht immer das, was Ehen sein sollen, aber es waren gute Frauen, und — die Männer waren glücklich.

Überraschend zu sagen, die Hauptfestlichkeiten in Friedrichsfelde waren Taufen! Namentlich um jene Zeit herum, wo die gesamte hohenzollernsche Deszendenz auf zwei Augen stand. Am 11. November 1771 wurd' im Friedrichsfelder Schloß ein Prinz geboren, bei der damaligen Sachlage durchaus ein „Ereignis“. Der Prinz erhielt die Namen Friedrich Christian Heinrich Ludwig. Der König, die Königin, Prinz Heinrich wohnten der Tauffeierlichkeit bei; von auswärtigen Mitgliedern der Familie war die verwitwete Königin von Schweden, Luise Ulrike, geladen. Im Kirchenbuche finden sich von der Hand des Pastors Lindenberg<sup>4</sup>, der die Taufe vollzog, folgende Bemerkungen eingetragen:

„Diese glückliche Entbindung war um so viel freudiger, weil der theuerste Vater seit einigen Wochen an einer sehr gefährlichen Krankheit darnieder lag, so daß man verschiedene Tage sein Ableben befürchtete; Umstände, welche bei der nahen Entbindung die geliebte Gemahlin äußerst geängstigt und elend gemacht hatten, so daß man wegen ihres Lebens besorget war . . . Es war auch, bei der äußersten Gefahr des Prinzen, von Seiner Fürstlichen Gemahlin, und zwar vor Ihrer Entbindung dem Prediger aufgetragen worden, eine Betstunde in dero Zimmer zu halten, welches denn auch in aller Stille, in Gegenwart der Prinzessin, der Prinzessin Philippine und zween Dames geschah. Es war rührend, dabei so viel Andacht und Wehmuth an so hohen Personen wahrzunehmen.“

<sup>4</sup> Dieser Pastor Lindenberg starb 1774 an den Folgen eines Schrecks, den ihm eine Spukerscheinung verursacht hatte. Als er nämlich kurz vor seinem Tode von einem Besuch im Schloß in seine Pfarre zurückwollte, sah er eine weibliche Gestalt, die vor ihm herging und auf sein Anrufen keine Antwort gab. Als sie bis dicht vor der Kirche waren, wies sie mit der Hand auf eine Stelle neben einem Eckpfeiler und verschwand dann. Der Pastor kam in äußerster Erregung in seiner Wohnung an, erzählte was er gesehen, und starb den dritten Tag danach. Er wurde neben dem Eckpfeiler an ebender Stelle begraben, auf die die Gestalt gezeigt hatte.

Aber die anderweiten Aufzeichnungen des Kirchenbuches gehen wir schneller hinfort, trotzdem dieselben an zwei Namen anknüpfen, die es in der Geschichte Preußens, in Glück und Unglück, zu hohem Ansehen gebracht haben. Am 18. November 1772 wurde Prinz Louis Ferdinand, der „Saalfelder“, am 19. September 1779 Prinz August, der Reorganisator der preußischen Artillerie, geboren.

Sechs Jahre später verließ der Ferdinandsche Hof Friedrichsfelde. Es scheint nicht, daß er trotz langen Aufenthalts daselbst in der Einrichtung des Schlosses Erhebliches zu ändern vorfand. Am 21. Juni 1785 wurden Schloß und Park an den Herzog von Kurland verkauft.

#### Friedrichsfelde von 1785 bis 1799

##### Herzogin Dorothea von Kurland

Am 21. Juni 1785 wurden Schloß und Park von Friedrichsfelde für den Herzog von Kurland gekauft; er selbst befand sich um diese Zeit noch in Italien, wohin er das Jahr zuvor eine Reise angetreten hatte. Im Herbst 1785 aber traf er in Begleitung seiner Gemahlin, der vielgefeierten Herzogin Dorothea, geb. Reichsgräfin von Medem, wieder in Berlin ein und bezog auch Friedrichsfelde. Daran reihte sich 1786 ein zweiter, 1791 und 1793 ein dritter und vierter Aufenthalt, von denen jedoch nur der letztere durch eine längere Zeit hin dauerte, fast ein Jahr. Die anderen Anwesenheiten waren bloße Besuche und zählten nur nach Wochen.

Wir betonen dies, weil man mannigfach der Ansicht begegnet, Friedrichsfelde sei während seiner „kurländischen Epoche“ abermals eine Stätte der Kunst, ein Sammelplatz schöngeistigen Lebens geworden, etwa wie zur Zeit des Markgrafen Karl. Um das zu werden, dazu fehlte jedoch 1785, 1786 und 1791 die Zeit und von 1793 bis 1794 die Stimmung.

Ein Blick in die damals geschriebenen Tagebücher und Briefe zeigt uns in der Tat genugsam, daß es sich all die Zeit über um high life\* und politisch-diplomatische Aktionen und jedenfalls viel viel weniger um Kunst und Wissenschaft gehandelt hat. Nicht, als ob der Sinn dafür gefehlt hätte. Im Gegenteil. Aber die Zeiten waren durchaus nicht dazu angetan, sich einer mußevollen Kunst-

\* gesellschaftliches Leben.

betrachtung hinzugeben. Man suchte dem heimischen Wirrsal zu entfliehen und entfloß ihm zuletzt wirklich, aber dies Wirrsal drängte nach und gestattete keine reine Freude, keinen ungestörten Genuß. Überallhin warf es seine Schatten. Einige Stellen aus dem Liebesgeschen Buche: „Dorothea, letzte Herzogin von Kurland“, dem selbst wieder jene vorerwähnten Tagebücher und Briefe zugrunde liegen, werden am besten die Beweisführung übernehmen. Wir lassen die Stellen in chronologischer Ordnung folgen.

1785. Es waren des Großen Friedrich letzte Tage. Die sanfte fürstliche Frau hatte den Beifall des Königs gewonnen; er sandte ihr wiederholentlich niedliche Körbchen mit den feinsten und seltensten Früchten gefüllt, mit den erlesensten Blumen geschmückt und jedesmal von einigen freundlichen Zeilen begleitet. Bei Gelegenheit der ersten dieser Sendungen beklagt er sich, daß seine Krankheit ihn des Vergnügens beraube, sie selbst zu bewirten; er müsse es seinem Neffen überlassen, ihren und ihres Gemahls Aufenthalt in Potsdam und Berlin so angenehm als möglich zu machen... Im Herbst fanden Truppenversammlungen statt, Paraden und kriegerische Übungen zu Ehren des Fürstenpaares... Auch von den übrigen Höfen der königlichen Familie (Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand) wurde dem Herzog und seiner Gemahlin ein Empfang zu teil, der sich zu einer herzlichen Verbindung entwickelte. Mit der Prinzessin Luise, der Tochter des Prinzen Ferdinand, knüpfte die Herzogin eine Freundschaft an, die sich in einem ununterbrochenen Briefwechsel durch das ganze Leben fortsetzte.

1786. Im Herbst, nach beinaß halbjähriger Abwesenheit, trafen der Herzog und seine Gemahlin wieder in Friedrichsfelde ein. Der große König war inzwischen gestorben. Friedrich Wilhelm II. erwies dem herzoglichen Paare eine besondere Auszeichnung, so daß allgemein die Sage ging, es seien bereits Verabredungen für die künftige Vermählung der Töchter des Herzogs mit den Prinzen des königlichen Hauses getroffen. Diese Tage waren kurz, schon im Dezember trat die Herzogin ihre Rückreise nach Kurland an.

1791. Während ihres Aufenthaltes in Warschau (wohin sie sich im April begeben) erhielt sie von der preussischen Prinzessin Friederike eine schmeichelhafte Einladung zur Vermählung ebendieser Prinzessin mit dem Herzoge von York, wie auch zu der ihrer Schwester mit dem ältesten Prinzen des Erbstatthalters in Holland,

welche beide Vermählungen im September gleichzeitig in Berlin vollzogen werden sollten. Sie nahm die Einladung an... Der Empfang von seiten der königlichen Familie war ein auszeichnender. Bei der Anordnung der Vermählungsfeierlichkeiten befahl der König, daß der Herzogin ihr Platz an der Tafel der königlichen Familie angewiesen werden solle. Der Oberkammerherr remonstrirte, „die Hausgesetze würden es nicht zulassen, die Herzogin von Kurland bei einer so feierlichen Gelegenheit an die königliche Familientafel zu ziehen und an dem Fackeltanze teilnehmen zu lassen.“ Friedrich Wilhelm antwortete: „Lassen wir es bei der ersten Anordnung; ich hoffe, es beim Könige und bei den Hausgesetzen verantworten zu können.“ Bei Gelegenheit dieser Feierlichkeiten gab auch die Erbstatthalterin ihrem lebhaften Wunsche Ausdruck, ihren zweiten Prinzen mit der ältesten Tochter der Herzogin, der Prinzessin Wilhelmine, die damals zehn Jahre alt war, dereinst vermählt zu sehen. Der König unterstützte diesen Wunsch und bot sogar seine Verwendung an, um, wenn der Herzog ohne männliche Nachkommen sterben sollte, die Erbfolge in Kurland und Semgallen für den künftigen Gemahl der Prinzessin zu vermitteln. Dieser Plan wurde geraume Zeit hindurch festgehalten. Vierzehn Tage nach Vollziehung der vorerwähnten Vermählungsfeierlichkeiten verließ die Herzogin Berlin (es ist fraglich, ob sie während dieser Besuchstage überhaupt in Friedrichsfelde war) und kehrte über Warschau nach Kurland zurück.

1793. Im April dieses Jahres trat die Herzogin ihre Reise nach Berlin an; die Dinge in Kurland hatten bereits einen solchen Charakter angenommen, daß es gut war, einen Zufluchtsort zu haben. In stiller Zurückgezogenheit lebte sie in Friedrichsfelde, wo sie den 21. August 1793 ihren Gemahl mit einer Tochter beschenkte, die den Namen Dorothea erhielt...<sup>5</sup>

In Kurland rückte inzwischen das Ende der herzoglichen Herrschaft immer näher.

Die Herzogin verblieb in Berlin und Friedrichsfelde bis in das

<sup>5</sup> Diese zu Friedrichsfelde geborene Tochter Dorothea war die nachmalige Herzogin von Sagan, vermählt mit Edmund Talleyrand von Perigord, Herzog von Talleyrand und von Dino, durch welche Vermählung sie die Nichte des berühmten Talleyrand wurde. Sie starb am 19. September 1862.



nächste Jahr hinein; dann ging sie nach Leipzig, wo sie sich noch stiller einrichtete als in Berlin, 1795 nach Sagan, an welchem Orte sie mit ihrem Gemahl zusammentraf. Kurland war inzwischen eine russische Provinz geworden; der Herzog hatte resigniert.

So etwa die Aufzeichnungen, die wir, wie vorerwähnt, zu größerem Teile dem Liedgeschen Buche, zu kleinerem Teile dem Werke Cruses „Kurland unter den Herzögen“ entnommen haben. Nirgends ist davon die Rede, daß in Friedrichsfelde ein besonderes Kunstleben sich aufgetan hätte. Ein Schweigen, das um so bemerkenswerter ist, als der alte Liedge gerade diese Seite in dem Leben der Herzogin mit besonderer Vorliebe hervorhebt und jedesmal genau verzeichnet, wenn in Königsberg mit Kant, Hamann, Hippel (in Neapel mit Hackert, in Herrnhut mit dem alten Spangenberg usw.) ein lebhafterer Verkehr angeknüpft wurde. Man darf füglich daraus den Schluß ziehen, daß das Friedrichsfelder Leben während seiner kurländischen Zeit wenig Hervorragendes auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft geboten haben muß, und daß es sich, wie wir eingangs bereits andeuteten, bei den verschiedenen Anwesenheiten in Berlin-Friedrichsfelde sehr wahrscheinlich immer nur um Prinzen und Prinzessinen, um „Gesellschaft“ und Politik, um Eheschließungen und Güterkäufe handelte. Gewiß ging ein Verkehr mit den literarischen Größen jener Zeit (Nicolai, Ramler, Engel, Mendelssohn werden eigens genannt) nebenher, aber doch eben nur nebenher<sup>6</sup>. Geistig hoch beanlagt, konnte namentlich die Herzogin auf einen Umgang, der ihrer ästhetischen Natur Bedürfnis war, nie ganz verzichten, aber es scheint nach den Zitaten, die wir gegeben, festzustehen, daß der ohnehin immer nur nach Monaten zählende Friedrichsfelder Aufenthalt von dieser Seite her nicht seinen Charakter und seine Signatur empfang.

<sup>6</sup> Unter diesen Besuchern werden natürlich auch Maler gewesen sein, und das eine oder andere Bild, ganz abgesehen von den Kunstschätzen, die man aus Italien mitbrachte, wird damals seine Stätte in Friedrichsfelde gefunden haben. Eins aus jener Zeit her ist dem Schlosse verblieben, ein Aquarellbild „Vue de Friedrichsfelde“ (Ansicht von Friedrichsfelde) mit den Widmungsworten: *Dédié à Son Altesse Serenissimo Madame la Duchesse de Curlande et de Semigalles* (Gewidmet ihrer fürstlichen Hoheit der Herzogin von Kurland und Semgallen). Das Bild ist aus dem Jahre 1787 (Schwarz fecit) und zeigt das Schloß in seiner damaligen, von der gegenwärtigen nur wenig verschiedenen Gestalt.

## Friedrichsfelde von 1800 bis 1810

## Prinzessin von Holstein-Beck

1799 kam Friedrichsfelde an den Geheimen Oberhofbuchdrucker George Jakob Decker, der es aber schon vor Ablauf eines Jahres, am 29. März 1800, an die Herzogin Katharina von Holstein-Beck wieder verkaufte. Diese bewohnte es bis zu ihrem Tode, der am 20. Dezember 1811 erfolgte.

Prinzessin Katharina von Holstein-Beck ward am 23. Februar 1750 geboren. Ihre Mutter war eine Gräfin oder Fürstin Solowin, ihr Vater aber Peter August, Herzog von Holstein-Beck, russischer Generalfeldmarschall und Gouverneur von Estland. Prinzessin Katharina vermählte sich am 8. Januar 1767 zu Reval mit dem Fürsten Iwan Variatinski, der damals russischer Oberst war. Ihre Ehe wurde geschieden, oder man lebte wenigstens getrennt. Die Kinder verblieben in Rußland, indessen begegnen wir 1802 einem Fürsten Iwan von Variatinski als Taufzeugen in Friedrichsfelde. Es scheint also, daß der älteste Sohn zur Mutter stand. Diese war fünfzig Jahr, eine kluge, heitere, noch hübsche Frau, als sie in Schloß Friedrichsfelde einzog. Es lebten bis vor kurzem noch Personen, die sie gekannt hatten. Den Mitteilungen dieser verdanke ich das Nachstehende.

Die Prinzessin von Holstein-Beck kam 1800 oder vielleicht auch erst 1801 zu uns. Was zu einer Trennung vom Fürsten Variatinski geführt hatte, war nie in Erfahrung zu bringen. Sie war aber voll so tiefer Abneigung gegen ihn, daß sie seinen Namen nicht tragen wollte und in Preußen unter Gutheißung des Königs ihren Geburtsnamen Holstein-Beck wieder angenommen hatte.

Sie lebte ganz auf großem Fuß und unterhielt intime Beziehungen zum preussischen Hofe, besonders nachdem dieser 1809 von Königsberg und Memel wieder in Berlin eingetroffen war. Leicht erklärlich. Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise waren in Petersburg gewesen und hatten angenehme Bilder und Eindrücke von dorthier heimgebracht; Kaiser Alexander stand den Herzen beider nahe, Freundschaftsgelübde waren geleistet worden; alles Heil konnte der allgemeinen Annahme nach nur von Rußland kommen. Unter diesen Verhältnissen mochten die Beziehungen zur Prinzessin einen

doppelten Wert haben; vielleicht daß sie ein Glied in der Kette damaliger politischer Verbindungen war.

Gleichviel, der Hof war mannigfach bei der Prinzessin in Friedrichsfelde zu Besuch, auch schon in der vorausgegangenen Epoche von 1801 bis 1806. Königin Luise erschien dann mit Pagen und Hofdamen, der Militäradel schloß sich an, und über hundert Equipagen hielten in langer Reihe vor dem Schlosse. Mit Fackeln ging es spät abends wieder heim.

Sie selbst (die Prinzessin), wenn sie nach Berlin fuhr, fuhr immer mit sechs; da sie aber keinen Marstall unterhielt, so wurden drei Paar der besten Bauerpferde genommen, und die Bauern selbst ritten das Leinewerth. Später, aus gleich zu erzählenden Gründen, wurde das anders. Ihr Vertrauter nämlich, ein Franzose niederen Standes, dessen Erhebung zum „Chevalier“ sie durchzusetzen gewußt hatte, machte Unterschleife, floh und wurde verfolgt. Man wurde seiner habhaft, bracht' ihn vor die Gerichte, und eine strenge Strafe war bereits verhängt, als ein Fußfall der Prinzessin, deren alte Neigung wieder wach geworden war, intervenierte. Die Strafe wurde nun niedergeschlagen, und der „Chevalier“, als wäre nichts vorgefallen, zog wieder in allen Ehren in Friedrichsfelde ein. Aber eine Sühne blieb doch zu leisten: die Prinzessin mußte versprechen, von nun ab statt mit sechs nur noch mit viere zu fahren. Das geschah denn auch, und alle Teile hatten ihren Frieden.

Das Leben in Friedrichsfelde war um diese Zeit das heiterste. Eine ernstere Pflege der Kunst fiel niemandem ein, aber man divertierte sich so oft und so viel wie möglich. Es gab Schau- und Schäferspiele theils in geschlossenen Räumen, theils im Freien. Das „Theater im Grünen“, ähnlich dem Rheinsberger, ist noch deutlich zu erkennen, trotzdem das Strauchwerk jener Jahre mittlerweile zu stattlichen Weißbuchen ausgewachsen ist. Das Ganze eine wieder freigewordene, aus Zwang und Fesseln erlöste Natur!

Die Dorfbevölkerung nahm theils zuschauend, theils aktiv an diesen Szenen teil, was auf den ersten Blick viel Anheimelndes und Befrechendes hatte. Sehr bald indessen stellte sich's heraus, daß Arbeitslust und Sitte zurückgingen, und daß dem Dorfe kein Segen daraus erwuchs, als Landschaft und Staffage für das Vergnügen vornehmer Leute gebient zu haben.

Harmloser war der alljährlich wiederkehrende „Erntekranz“. Dann

wurd' ein Jahrmarkt abgehalten, unter den Bäumen des Parks gegessen und getanzt, und an den Buden, natürlich ohne Einsatz, gewürfelt und gewonnen.

Ein kleines, sehr hübsches Mädchen aus dem Dorfe war das Patschen und der Liebling der Prinzessin, die Puppe, mit der sie spielte. War die Prinzessin bei Tafel allein, so wurd' an einem kleinen Tische daneben für das Kind gedeckt, und kam Besuch, so war „Patschen“ — wie der Kakadu oder der Bologneser — der immer beachtete Gegenstand, an den sich alle Zärtlichkeiten der Gäste richteten.

Die Prinzessin galt für sehr reich; es hieß, daß sie täglich 1500 Taler verausgabte. War dem wirklich so, so war es Variatinskisches Vermögen. Außer Friedrichsfelde besaß sie in Berlin selbst ein Haus am Pariser Platz, das jetzige französische Gesandtschaftshotel.

Sie starb, wie schon eingangs hervorgehoben, im Winter 1811 auf 1812, und ihre Leiche sollte nach Rußland, entweder auf die Variatinskischen oder die Holstein-Beckschen Güter geschafft werden. Die Friedrichsfelder waren zum Transport um so lieber bereit, als ihnen für die Fahrt bis Memel (dort wartete russisches Fuhrwerk) 400 Taler geboten wurden. Es zerschlug sich aber wieder und kam statt dessen zu einem Pakt mit jener moskau-astrachanischen Karawane, die damals alljährlich in den ersten Wintermonaten Kaviar nach Berlin zu bringen pflegte. Dies waren in der Regel fünfzig Schlitten, jeder mit einem Pferd und am Hals jedes Pferdes ein Glöckchen. Auf den vordersten dieser Schlitten wurde bei der Rückfahrt der Sarg gestellt, und die lange Karawane hinter sich ging es nun im Schritt bis an die russische Grenze — die Winterstille nur durch den Ton der Glöckchen unterbrochen.

### Friedrichsfelde von 1812 bis 1816

#### König Friedrich August von Sachsen

Nach dem Tode der Prinzessin von Holstein-Beck wurde Friedrichsfelde durch einen Bevollmächtigten der Variatinskischen Familie verwaltet. In diese Administrationszeit fällt der Aufenthalt, bzw. die Staatsgefangenschaft des Königs von Sachsen an dieser Stelle.

Wir finden darüber folgendes:

Der König von Sachsen, nach der Einnahme Leipzigs durch die Verbündeten, war deren Gefangener. Am 23. Oktober 1813 erfolgte

seine Abreise nach Berlin; am 26., morgens 4 Uhr, traf er in der preussischen Hauptstadt ein und wurde daselbst mit „vielen Ehren“ (so sagt das Tagebuch eines sächsischen Kavalliers) empfangen. Von Leipzig aus hatten hundert Kosaken mit drei Offizieren den Wagen des Königs umgeben. Außerdem begleiteten ihn Fürst Galizin und Baron Anstetten.

Der König bezog Wohnung im Berliner Schloß und verblieb daselbst bis zum Sommer 1814. Um diese Zeit aber wurd' ihm die preussische Hauptstadt unbequem, denn das „Berliner Volk“ zeigte sich wenig respektvoll; die Lage von Großbeeren und Dennewitz stimmten es zum Groll, und die altfränkische Art des sächsischen Hofes zum Spott. Weidern wollte der König entgehn. Er suchte daher nach, das dem russischen Fürsten Variatinski zugehörige Schloß Friedrichsfelde, selbstverständlich gegen eine Miets- oder Entschädigungssumme, beziehen zu dürfen.

Dies wurde gewährt.

Am 26. Juli 1814 erfolgte der Umzug, wobei ein Unteroffizier und zehn Mann preussischer Garde als Ehrenwache dienten. Diese blieben in Friedrichsfelde und wurden aus der sächsischen Hofküche beköstigt. Bis zum 24. März 1814 hatten Berliner Bürgergardisten die Wache beim Könige gehabt.

In den „Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers“ wird erzählt, der König Friedrich August habe von Friedrichsfelde aus fliehen wollen, sei aber eingeholt und zurückgebracht worden. Diese Mitteilung ist mindestens unwahrscheinlich. An Ort und Stelle wird nichts derart berichtet.

Der König, während seines Friedrichsfelder Aufenthaltes, empfing viel Besuch und Deputationen aus seinem Lande, darunter den jungen Grafen Hohenthal, den Baron von Houwald (Vater des Dichters) und eine Deputation des Freiburger Bergbaues.

Unter den Personen von Rang, die ihn dauernd umgaben, haben wir in erster Reihe Generalmajor von Waghdorf zu nennen; doch war dieser oft monatelang auf Spezialmissionen, z. B. in London, abwesend. Am 13. Oktober 1814 trat Generalleutnant Sahrer von Sahr an Waghdorfs Stelle und blieb beim Könige, bis dieser Friedrichsfelde verließ. Es war die Sahr'sche Division, die bei Großbeeren vorzugsweise tapfer gefochten hatte.

Der Aufwand, den der König in Friedrichsfelde machte, wurde

teils aus den Geldern seiner Schatulle, teils durch eine Anleihe bei dem Berliner Bankierhause Benecke bestritten.

Am 9. Februar 1815 endlich war in Wien das Protokoll unterzeichnet worden, das über das Schicksal Sachsens entschied; — am 22. Februar verließ der sächsische Hof Friedrichsfelde und begab sich, auf Einladung des Kaisers von Osterreich, „doch in seinen Landen Residenz nehmen zu wollen“, durch Schlesien über Wien nach Preßburg, wo der König den Palast des Primas bezog.

Soviel hab' ich aus Aufzeichnungen, die damals gemacht wurden, zu entnehmen vermocht. In Friedrichsfelde selbst wird noch folgendes erzählt:

Der König lebte ganz als König. Sehr viel Dienerschaft, altfränkisch gekleidet, blau und gelb, war um ihn her; die Kutscher immer in Kanonenstiefeln. Vormittags zwischen elf und zwölf ging er im Park spazieren; nachmittags wurd' auf die benachbarten Dörfer gefahren, namentlich auf solche, wo ein Park oder ein Fluß war, also nach Stralau, Lichtenberg, Biesdorf und vorzugsweise nach Schönhausen. Er war bei den Friedrichsfeldern sehr populär, weil er herablassend und wohlwollend war und, die Hauptsache nicht zu vergessen, ihnen viel zu verdienen gab. Der zahlreiche Besuch, der untergebracht werden mußte, schaffte den Bauern eine gute Einnahme; dazu die Berliner, die sonntags aus purer Neugier in Scharen herbeiströmten.

Ihren Hauptvorteil aber zogen die Bauern aus den vielen Holzfuhrn, die sie leisteten, und aus der Stallung, die sie vermieteten. Tag um Tag wurd' ein Haufen Holz im Schloß verbrannt, und der königliche Marstall befand sich, gespannweise, auf den einzelnen Bauerhöfen.

#### Friedrichsfelde seit 1816

Am 22. Februar 1815 verließ der sächsische Hof Friedrichsfelde; ein Jahr später gingen Schloß und Gut in den Besitz von Karl Sigismund von Treskow über. Eine ganz neue Zeit brach jetzt für Friedrichsfelde an: Aus dem Lustschloß, das es bis dahin gewesen war, wurd' ein Gut. Es handelte sich nicht mehr um ein dolce far niente\*, das hier ein Jahrhundert lang seine Stätte gehabt hatte,

\* süßes Nichtstun.

sondern um Arbeit, nicht mehr um Zurückgezogenheit und Stille, sondern um Heraustreten, um Verkehr und Konkurrenz. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, insonderheit unter dem gegenwärtigen Besitzer (Karl von Treskow) wuchs die Kompliziertheit der Aufgabe. Beständige Meliorationen, auch Ankäufe, steigerten den Wert, was aber vor allem das Gut auf seine jetzige Höhe hob, das war die Erkenntnis, daß mit Rücksicht einerseits auf die Bedürfnisse der Hauptstadt, andererseits auf die Betriebserleichterungen, die dieselbe gewährt, eine ganz aparte Art der Wirtschaftsführung eingeleitet werden müsse. Hier galt es nicht, Lehrbücher zu befragen und Regeln zu befolgen, sondern der beständig wechselnden Situation ein neues System immer neu anzupassen. In irgendwelche Details an dieser Stelle einzugehen, würde weit über unsere Aufgabe hinausführen, daher nur so viel, daß Milchwirtschaft und Gartenkulturen mehr und mehr die frühere Felderbestellung zurückdrängten. Der Sieg des Spargelbeets über das Roggen- und Kartoffelfeld!

So haben Eifer, Wissen, Intelligenz aus dem Sommerhause Raules einen großen und noch mehr einen wertvollen Besitz geschaffen; aus dem Zehrer ist ein Nährer geworden, aus der Drohne die Biene.

Aber diese Umwandlung hat sich vollzogen, ohne dem Friedrichsfelder Schloß, das so vieles Sterben und Geborenwerden sah, das geringste von seinem historischen Zauber zu nehmen. Dieselbe Sorglichkeit und Pflege, die draußen waltete, zeigte sich auch drinnen; auf den Feldern erneuerte sie praktisch, im Hause konservierte sie pietätvoll; nichts ist verlorengegangen von dem geschichtlichen Material, in dessen Besitz der gegenwärtige Besitzer eintrat. Das eichen-geschnitzte Treppengeländer, der Stucksaal, den Markgraf Karl baute, die Büsten und Bilder, von denen beinahe jeder der Vorbesitzer ein einzelnes, wie ein Erinnerungsstück, zurückgelassen hat, — sie befinden sich an altem Platz, und nur erweitert und hinzugefügt wurde vielfach.

Unter diesen Hinzufügungen nennen wir in erster Reihe fünf Arbeiten Schinkels, von denen drei seiner allerfrühesten Epoche, zwei mutmaßlich dem Jahre 1814 angehören. Es sind die folgenden:

Schloß Dwinö (Architekturbild in Tuschfarben ausgeführt),

Schloß Dwinsk, von der Tiefe aus gesehen,  
 Schloß Dwinsk, von der Höhe aus gesehen,  
 Ein See in Tirol, von hohen Bergen umgeben, ein Fischzug im  
 Vordergrund (Morgenbeleuchtung),  
 Ein See von hohen Gebirgen umgeben, Gondeln im Vordergrund  
 (Abendbeleuchtung)<sup>7</sup>.

Das letztgenannte Bild zählt zu Schinkels gelungensten Arbeiten. In der Mitte — wir erweitern die kurze Beschreibung, die wir eben gegeben — eine Insel mit einem weitläufigen Schloß; eine Bogenbrücke führt zu dem zunächstliegenden Felsenufer hinüber. Rechts ein ländliches Fest. Der See ist mit Barken erfüllt, denen Musikchöre folgen. Eine rote Abendbeleuchtung liegt auf dem See.

Ein stimmungsreiches Bild! Aber das Bild, das sich eben jetzt, von der Gartentüre des Schlosses eingerahmt, vor unseren Blicken aufstut, tut es ihm gleich. Eine Parkwiese voll blühender Linden, zwischen den Kronen ein Streifen blauer Himmel und an dem Himmelsstreifen ein Volk weißer Tauben, das, die letzten Sonnenstrahlen einsaugend, sich oben in den Lüften wiegt.

Die nahe Hauptstadt samt ihrem Lärm, wir empfinden sie wie hundert Meilen weit. Hier ist Friede!

<sup>7</sup> Von keinem dieser fünf Bilder, mit Ausnahme des Architekturbildes, läßt sich behaupten, daß es nachweisbar von Schinkel herrühre; doch ist es von allen in hohem Maße wahrscheinlich. Schinkel war bei Aufführung des Schlosses Dwinsk, Provinz Posen, als Bauführer tätig. Es war dies 1801. Die Vereinigung von Architekt und Landschaftsmaler, die sonst in hundert Fällen kaum einmal vorkommt, war eben bei Schinkel charakteristisch, und es ist nicht anzunehmen, daß sich damals — und noch dazu in Dwinsk — ein anderer Architekt an seiner Seite befunden habe, der dies alles auch vermocht hätte. — Was die beiden andern Bilder (Gebirgsseen, Morgen- und Abendbeleuchtung, Pendants) angeht, so stellen sie genau daselbe dar, wie die betreffenden beiden Bilder auf der Wagnerschen Galerie, die die Bezeichnung tragen: nach Schinkelschen Originalen von Ahlborn 1823 kopiert. Die Frage entsteht, sind nun diese beiden Friedrichsfelder die Originale? Wolzogen in seinem „Leben Schinkels“ schreibt: Der Besitzer des einen Bildes (Abendbeleuchtung) ist Bankier Brose, der Besitzer des andern (Morgenbeleuchtung) unbekannt. Daß eine Bild scheint also die Annahme zu rechtfertigen, das andere sie zu verbieten. Eine Entscheidung in dieser Frage, die ohne exakte technische Kenntnis nicht zu geben ist, liegt außerhalb unserer Kraft; wir geben deshalb einfach die Tatsache, daß sich zwei solche Bilder in Friedrichsfelde befinden, und überlassen andern den Beweis der Echtheit, oder — des Gegenteils.



## 2

## Ernst Gottlieb Woltersdorf

Verfolgt, verlassen und versucht,  
 Doch von dem Herrn hervorgelücht.  
 Ein Narr vor aller klugen Welt,  
 Bei dem die Weisheit Lager hält;  
 Verdrängt, verjagt, besiegt und ausgelegt,  
 Und doch ein Held, der Palmen trägt.

E. G. Woltersdorf

Prinz Louis Ferdinand, Prinz August — sie waren Friedrichsfelder Schloßkinder; aber auch die Pfarre stellte ihren Mann: am 31. Mai 1725 wurde Ernst Gottlieb Woltersdorf in ihr geboren. Auch ein Streiter, auch gefallen (wie der Saalfelder Prinz) auf dem Felde der Ehren. Ein Weltkind der eine, ein Gotteskind der andre.

Ernst Gottliebs Vater war Gabriel Lukas Woltersdorf. Aber ihn zunächst ein kurzes Wort.

## Gabriel Lukas Woltersdorf

Gabriel Lukas W., der neunzehn Jahre lang das Friedrichsfelder Pfarramt bekleidete, wurde den 10. November 1687 zu Kyritz geboren, wo sein Vater als Rektor amtierte. Gleich einem alten Edelmann konnte Gabriel Lukas Namen und Stand seiner Familie bis ins siebente Glied hinauf verfolgen. Es waren sämtlich Priegnitz-Ruppiner. Und zwar:

Anton Woltersdorf (damals noch Woltersdorp), geboren 1430.

Johann Woltersdorf, Potinken- oder Pantinenmacher, geboren 1460.

Joachim Woltersdorf, Goldschmied in Ruppin, geboren 1496.

Joachim Woltersdorf II., Tuchmacher, Schildemeister und Vorsteher der Klosterkirche zu Ruppin, geboren 1530.

Gabriel Woltersdorf I., Pastor und Inspektor zu Ruppin.

Gabriel Woltersdorf II., Pastor und Inspektor zu Zehdenick.

Gabriel Woltersdorf III., Pastor und Rektor zu Kyritz.

Unser Gabriel Lukas, des letztgenannten Sohn, studierte von 1711 an in Halle, das um jene Zeit „das Herz war, dessen Schläge man

weit und breit fühlte“. August Hermann Francke stand eben damals in der Blüte seines Wirkens, „dieser Mann der Demut und Wahrhaftigkeit, der sich rühmen durfte, daß von den 6000 Studenten, die während zweimal zehn Jahren in Halle studiert hatten, Tausende von erweckten Predigern ins deutsche Vaterland ausgegangen seien“. Unter diesen erweckten Predigern war auch Gabriel Lukas Woltersdorf. Er blieb bis zuletzt eine Leuchte für seine Kinder und seine Gemeinde.

1716 erhielt er durch einen vom Könige gutgeheißenen Nachspruch des kirchlichgesinnten Markgrafen Albrecht die Friedrichsfelder Pfarre, die bis dahin der alte Samuel Donner innegehabt hatte. Samuel Donner war schon fünfundsierzig Jahr im Amt und wollte von Adjunktur oder gar Entlassung nichts wissen. Er remonstrierte deshalb und glaubte dies um so mehr zu dürfen, als er die Friedrichsfelder Pfarre als eine Erbpfarre betrachtete. Denn schon sein Vater und Großvater waren Prediger ebendasselbst gewesen. Er wurd' aber durch den Markgrafen energisch abgewiesen. Der Entscheid lautete:

„Da sich so wol bei der Lokal-Visitation, als auch sonst mehr als zuviel erwiesen hat, wie schlecht Supplikant bis dahero seinem Amte vorgestanden, und wie wenig die ihm anvertraute Gemeinde durch ihn erbauet worden, so stehet ihm auch gar nicht an, eine dergleichen ungegründete Vorstellung gegen die von S. K. Majestät so nöthig gefundene Bestimmung zu thun. Und wie er damit gänglich abgewiesen, ihm sein Unfug auch nachdrücklich hiermit verwiesen wird, so hat er es außerdem noch einzig und allein der Königlichen Gnade zu danken, daß er wegen seiner in der ihm anvertrauten Amt- und Seelen-Sorge bezeigten strafbaren Nachlässigkeit nicht noch schärfer angesehen wird.“

Dieser Bescheid, wie sich denken läßt, ging dem armen Samuel Donner sehr zu Herzen, und er starb wenige Tage später in Berlin am Schlagfluß. In seine Stelle rückte nunmehr Gabriel Lukas Woltersdorf ein.

Das wichtigste kirchliche Vorkommnis innerhalb seiner Friedrichsfelder Amtsjahre war die Einführung des sogenannten „Simultaneums“, also der Gleichberechtigung der Reformierten in Benutzung der lutherischen Kirche.

Hiergegen scheint sich nun Gabriel Lukas in Gemeinschaft mit seinem Berliner Propste Koloff anfänglich aufgelehnt zu haben, welcher letztere nicht nur vorstellig wurde, sondern auch von „unüberwindlichen Schwierigkeiten“ sprach. Auf diese Vorstellung erhielt er einen zweifachen Bescheid, einen amtlichen und einen königlich-persönlichen. Der amtliche Bescheid lautete: „Bohlehrwürdiger, lieber, Getreuer. Ich habe Eure Vorstellung vom 8. dieses, in der Ihr meint, daß das Simultaneum in der Kirche zu Friedrichsfelde nicht könne introduzirt werden, erhalten, und ist Euch darauf in Antwort, daß Ich Euer Einwenden nur vor Possen halte. Ich halte beide Religionen einerlei zu sein und finde keinen Unterschied. Will also, daß es bei meiner Ordre verbleiben soll.“

Der Erlaß ist datirt „Wusterhausen, den 10. Sept. 1726“ und hinzugefügt war von des Königs eigener Hand: „Der Unterschied zwischen unseren beiden Evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk, denn äußerlich ist wohl ein großer Unterschied, wenn man es aber examiniret, so ist es derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl in der Gnadenwahl, als im heiligen Abendmahl. Nur auf die Kanzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andere. Gott verzeih allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben am Gericht Gottes, daß sie Schulrazen aufwiegeln, um das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaft geistliche Prediger sind, solche die sagen, daß man sich soll einer den andern dulden und nur Christi Ruhm vermehren, die werden gewiß selig. Denn es wird nicht heißen: bist du lutherisch oder bist du reformirt? sondern es wird heißen: hast du meine Gebote gehalten, oder bist du bloß ein braver Disputator gewesen? Es wird heißen: weg mit die letzten zum Teufel ins Feuer, aber die meine Gebote gehalten, kommt zu mir in mein Reich. Gott geb uns allen seine Gnade und geb allen seinen evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebote halten, und daß Gott möge zum Teufel schicken alle die, die Uneinigkeit verursachen. Friedrich Wilhelm.“

Es braucht wohl nicht erst versichert zu werden, daß diesem königlichen Erlaß die Einführung des Simultaneums auf dem Fuße folgte.

Dies war 1726. Im Jahre 1735 erhielt Gabriel Lukas B. eine Vokation nach Berlin und wurde Prediger an der St.-Georgen-Kirche daselbst, während der Prediger ebendieser St.-Georgen-

Kirche nach Friedrichsfelde hin versetzt wurde. Natürlich empfand letzterer dies als eine Degradation und führte sich deshalb mit folgenden Worten in Friedrichsfelde ein:

Gott grüß euch, ihr lieben Bauern,  
 Ich werd' hier nicht lange dauern,  
 Drum seht mich nur mit Rechten an —  
 Ich heiße Daniel Schoenemann.

Er hielt auch Wort und legte im selben Jahre noch sein Friedrichsfelder Pfarramt nieder.

#### Ernst Gottlieb Woltersorf

Ernst Gottlieb W. wurde, wie schon eingangs hervorgehoben, am 31. Mai 1725 in Friedrichsfelde geboren. Er blieb daselbst bis zur Übersiedlung seines Vaters nach Berlin, also bis zu seinem zehnten Lebensjahre, besuchte danach das graue Kloster und ging mit siebzehn Jahren zum Studium der Theologie nach Halle. „Es war dort eben noch“, so schreibt Pastor Besser, „das letzte der sieben fetten Jahre. Man konnte den Samen reiner Lehre noch ziemlich reichlich einsammeln. Die Hungerzeit des Rationalismus meldete sich eben erst durch ihre vordersten Posten.“ Besonders war es Baumgarten (Kirchengeschichte), der das Herz unseres jungen Theologen mit Liebe und Verehrung füllte; Unterricht, den er in den unteren Schulen des Franckeschen Waisenhauses erteilte, sicherte ihm den Unterhalt. Sein Christentum, nach seinem eigenen Bekenntnis, blieb indessen damals ein rein äußerliches. „Ich hatte noch keinen Geschmack an der Erlösung durchs Blut Christi; Gott kam mir aber zu Hilfe und warf mich in ein sehr tiefes Gefühl meines unergründlichen Seelenverderbens. Da saß ich an den Wassern zu Babel und weinete, wenn ich an Zion gedachte.“

1744 im Frühjahr, erst neunzehn Jahr alt, hatte er seine Studien beendet. Er trat — durch viele Arbeit körperlich erschüttert — eine Reise an, suchte christliche Prediger und Gottesmänner auf und zeigte damals eine große Neigung, zu den Herrnhutern überzutreten. Dies unterblieb jedoch. 1744 im Spätherbst wurd' er Vikar in Zerrenthin bei Prenzlau, wo er empfinden lernte, „wie schwer sich's predigt, wenn niemand hören will“. Zwei Jahre später (1746)

kam er als Hauslehrer des jungen Grafen von Promnitz nach Drechna in der Niederlausitz, wo er nunmehr mit großem Erfolge zu predigen begann. Sein Predigereifer und die ihm daraus entspringende Kraft waren so groß, daß er in verhältnismäßig kurzer Zeit die wendische Sprache lernte, um den Spreewaldwenden das Evangelium predigen zu können.

1748 erhielt er einen Ruf nach Bunzlau. Es hieß anfänglich: Er sei zu jung. Am 20. Sonntage nach Trinitatis aber predigte er über den Text: „Der Herr sprach zu mir, sage nicht, ich bin zu jung, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dir heiße“ mit solcher Gewalt, daß er die ganze Gemeinde mit sich fortriß. Bald hatte die Kirche nicht Raum genug für die, die kamen, und unter freiem Himmel, im Bunzlauer Stadtwald, mußte er nunmehr predigen. „Es schien, als ob das Feuer Christi die ganze Stadt anzünden wollte.“ Dabei blieb er voll körperlicher und geistiger Frische. 1749 verlobte er sich mit Johanna Sabina, Tochter des Pastors Zietelmann zu Flieth bei Prenzlau; im Mai trafen sich die jungen Brautleute in Berlin, wo neun Söhne (darunter bereits drei Pastoren), eine Tochter und drei Schwiegertöchter des alten Pastors Woltersdorf sich zur Hochzeitsfeier versammelt hatten. Der Vater segnete das Paar ein, das bald darauf in die Bunzlauer Pfarrwohnung einzog.

Die junge Frau brachte Glück und empfing es. Aber die Flitterwochen müssen doch anders gewesen sein, wie heutzutage Flitterwochen zu sein pflegen. Alles junge Glück der Liebe schloß eine immer wachsende geistliche und geistige Tätigkeit so wenig aus, daß im Jahre 1751 bereits zwei starke Bände „Evangelische Psalmen“ vorlagen, die Zeugnis ablegten von dem schöpferischen Drang des jungen Geistlichen. Sie waren, beinah 200 an der Zahl, mit nur wenig Ausnahmen ein Produkt der letzten drei Jahre. Aber die Art, wie dieselben entstanden, lassen wir ihn selber sprechen:

„Was den Ursprung dieser Lieder betrifft, so kann ich wohl mit Wahrheit sagen: ich habe sie von dem Herrn empfangen. Sonst würd' ich auch in meinem Gewissen keine Freiheit haben, sie drucken zu lassen . . . Gott hat mir von Natur eine Neigung zur Poesie gegeben. Schon in meiner Kindheit fing ich an Verse zu machen. Aber erst, als ich des seligen Lehr und nach einiger Zeit auch des seligen Lau Leben und letzte Stunden in die Hände bekam, ging etwas in

mir vor. Von dieser Zeit an ist der Trieb, dem Herrn Lieder zu dichten, in mir recht aufgewachet. Ja er ist von Zeit zu Zeit immer stärker worden, daß er sich auch besonders in meinem Amt, in welchem ihn die vielen überhäuftten Geschäfte sonst hätten ersticken müssen, so vermehret hat, daß ich oft selbst nicht gewußt, wie es zugegangen. Ich kann nichts anders sagen, als daß ich's für eine augenscheinliche Erhöhung meines Gebets ansehen muß.

Oft hab' ich an nichts weniger gedacht, als Verse zu machen. Aber es fiel mir plötzlich ins Gemüt, und regte sich ein Trieb, daß ich die Feder ergreifen mußte. Ein andermal hatt' ich keine Lust; aber es war, als müßt' ich wider Willen schreiben. Zuweilen war ich von vieler Arbeit ganz entkräftet, allein es wurde mir eine Materie so lebendig und floss so ungezwungen und ohne Müh in die Feder, daß es schien, ich könnte das Schreiben nicht lassen. Ja ich muß gestehen, daß mir's oft wie ein Brand im Herzen gewesen, und mehrmalen müßt' ich mich mit Gewalt zurückziehen, damit ich mich nicht übernehme oder meine Natur zu sehr schwächete. Wollt' ich zuweilen 3 Verse schreiben, so wurden gleich 12, 15 oder gar 30 daraus. Manchesmal konnte die Feder dem schnellen Zuflusse nicht einmal folgen. Oft müßt' ich's, wenn ich so hintereinander geschrieben, erst überlesen, um zu wissen, was es wär, und mich dann selbst wundern, daß das da stund, was ich fand. Und so sind diese langen Lieder der ersten Sammlung entstanden. Ich nahm mir vor, ein Lied in gewöhnlicher Größe zu schreiben, aber wenn ich hineinkam, sind oft 40, 50, 100, 200 und mehr Verse fertig geworden."

Er fährt dann fort:

„Was ich in so großer Geschwindigkeit niedergeschrieben, ich hab' es hinterher vielmal durchgelesen, einiges oft umgeschmolzen, anderes lange liegen lassen; aber das ist wahr, daß ich anderes, das so recht aus dem Herzen gequollen, nie geändert habe. Die Ursach ist, weil das am ersten und natürlichsten wieder in die Herzen hineinfließet, was ohne Zwang heraus geströmet ist . . . Fraget nur die Dichter dieser Welt, ob sich nicht Ähnliches bei ihnen findet, wenn sich ein poetisches Feuer bei ihnen reget. Und was soll nicht erst der herrliche Geist des lebendigen Gottes tun, wenn er die natürlichen Triebe zur Dichtkunst mit seinen Kräften anfeuert!

Es bleibt mir eine unumstößliche Wahrheit, daß alle vernünftigen Regeln der Dichtkunst sehr gut sind und von einem Dichter nach

seiner Gelegenheit mit großem Nutzen gebraucht werden können, daß aber dennoch das Göttliche in der Dichtkunst nicht anders als auf den Knien gelernt werden kann. Denn wenn der Geist aller Geister das Herz des Poeten nicht entflammt, so weiß ich nicht, ob ich die erhabenste Poesie überhaupt noch eine göttliche nennen kann. . . Die Heiden haben von ihren toten Götzen treulich gesungen. Aber so viele Dichter unter den Christen wissen von ihrem lebendigen Gott, von dem Gott aller Götter, ja von ihrem menschgewordenen Gott, der am Kreuz in seinem Blute für sie gestorben, nichts zu sagen. Sie holen lieber vermoderte Stücke von den verfaulten Götzen der Heiden und schmücken sie dem Gott Israels zum Hohn. . . Ein berühmter Günther will lieber der Venus zu Ehren, als zum Ruhm des Kreuzes singen; aber die Reime Hans Sachsens machen alle Werke Günthers zuschanden, weil doch so manche Seele daran selig glauben kann."

So weit er selbst. Man muß es ihm lassen, daß er seine Sache gut zu führen weiß; bescheiden und bewußt — jedes an rechter Stelle. Dabei kann einem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß er in dieser Rechenschaftsablegung alle die Punkte in den Vordergrund stellt, über die die Meinungen auseinander gehen können. Er war eben ein christlicher „Improvisator“, ja, in allen Ehren sei es gesagt, eine Art von Psychographendichter und ließ die Feder laufen. Wir kommen an anderer Stelle darauf zurück.

Alles, was wir aus ihm zitiert haben, ist einer Vorrede entnommen, die er im Jahre 1750 schrieb. Er war damals fünfundzwanzig Jahr alt, predigte seit sechs Jahren und war im Amte seit drei, hatte Frau und Kind, und konnt auf eine literarische Tätigkeit zurückblicken, die bereits damals über 200 Lieder umfaßte, mehrere davon über 200 Strophen lang. Eine Produktionskraft, die wohl kein anderer deutscher Dichter aufzuweisen hat, auch nicht die Meistersänger, an deren Dichtungsart die didaktische Weise Woltersdorfs am meisten erinnert.

Seine poetische Tätigkeit war übrigens im großen und ganzen mit 1750 abgeschlossen. Es waren ihm noch elf Lebensjahre beschieden, aber die Mühen und Sorgen des Amtes wurden doch so übermächtig, daß selbst sein lebendiger Strom versiegte. Er trat 1755 an die Spitze des nach dem Halleschen Vorbild errichteten Bunzlauer Waisenhauses und wirkte daran noch eine Zeitlang in Segen, bis

sein schwacher Körper unter der Last zusammenbrach. Sein Biograph schreibt: „Man darf sagen, er hatte sich im Dienst des Herrn verzehrt.“

Der 17. Dezember 1761 war sein letzter Tag. Die Schmerzen nahmen zu, seine Klagen ab. Als seine Frau mit einem seiner Kinder weinend am Bette stand, sagte er mit Glaubensfreudigkeit: „Wenn du keinen anderen Kummer hast, als diesen!“ Und dann lag er still. Abends aber redete er viel, jedoch so leise, daß sich nur einzelne Liebesworte verstehen ließen. Um die sechste Stunde war er tot. Er war sanft eingeschlafen.

Das Waisenhaus verlor viel, und der Jammer der eben zum Konfirmandenunterricht versammelten Kinder erfüllte das Pfarrhaus. In allen Häusern der Stadt war Wehklagen. Am 22. Dezember hielt ihm sein Herzensfreund, David Gottlieb Seidel, die Leichenpredigt und sprach „von der gegründeten Hoffnung eines Lehrers, der einen lautern Sinn beweiset, wenn er auch über Nacht beschweret ist.“

„Über Nacht“ war Woltersdorf beschweret gewesen; nun war er frei. Für seine Witwe und seine sechs Kinder sorgte der Herr, indem er Seelen erweckte, die sich ihrer Dürftigkeit annahmen. Es wurde seine Zuversicht erfüllet, die er oft aussprach, wenn er sein letztes Stück Brot mit den Armen teilte.

So starb Woltersdorf, erst sechsunddreißig Jahr alt. Er hatte ein äußerlich armes, innerlich desto reicheres Leben geführt. Wie in vielem, so war er auch in der Anspruchslosigkeit und Stille seines Lebensganges, in dem Fehlen alles dessen, was man als romantisch-frappant bezeichnen kann, den Herrnhutern verwandt. Er protestiert zwar gegen diese Gemeinschaft und sagt: „Allen Dingen, die in Leben und Lehre dem Worte Gottes zuwider sind, bin ich von Herzen feind, weshalb ich den Plan der Herrnhutischen Gemeine, wie er jetzt ist, nimmermehr werde billigen können.“ Aber trotz dieses Protestes, der gewiß aufrichtig gemeint und wohlbegründet ist, ist doch unverkennbar, daß seine Dichtung unter Zinzendorffschem Einfluß heranwuchs. Er gebraucht wie dieser die stark sinnlichen Reden von Turteltauben und Nachtigallen, von dem süßen Blut des Erlösers und von der Herrlichkeit seiner Blutrubinen. Er verteidigt auch diese Ausdrucksweise: „Die Herzen sollen durch die Sinne bewegt werden, und nur das eine ist zu fordern, daß kein schwulstiges,



unanständiges oder gar lächerliches Wesen dabei zu Tage komme.“ Im übrigen scheint er sich selber nur eine Durchschnittsbegabung zugeschrieben zu haben. „Ich habe“, so schreibt er, „nicht eine große Zierlichkeit und Pracht, sondern eine fließende und bewegliche Deutlichkeit erwählet, damit mich jedermann, auch zur Not ein Kind, verstehen möchte. Das macht zwar kein sonderliches Ansehen, ist aber desto nutzbarer. Wir sollen unserm Erlöser nicht allein die Gelehrten und Großen zuführen, sondern unter den Geringen und Einfältigen wuchert sein Evangelium am meisten. Allzu hohe Lieder nutzen niemandem, oder doch nur wenigen.“

So er selbst. Die Urteile neuerer über den Wert seiner Dichtungen weichen erheblich voneinander ab. Koch schreibt: „Woltersdorf ist ein lebendiges Zeugnis der dichtenden Kraft des heiligen Geistes in der lutherischen Kirche.“ Wogegen Hagenbach nicht nur an der Weitschweifigkeit seiner Lieder, die wegen ihrer Länge nie gesungen werden können, Anstoß nimmt, sondern auch „Fluß und Guß, mit einem Wort die rechte Rundung und Vollendung in ihnen vermißt“. Selbst R. Besser, in seinem „Leben E. G. Woltersdorfs“ kann nicht umhin auf eine gewisse Unselbständigkeit Woltersdorfs hinzuweisen und sagt in seiner anschaulichen Ausdrucksweise: „Er suchte wie eine Hopfenrebe stets gern einen tragenden Halt für seine Dichtungen.“

Wir selbst haben die besten seiner Dichtungen mit Freudigkeit und nicht ohne Erhebung gelesen. Wie schön beispielsweise sind folgende Strophen:

Wer ist der Braut des Lammes gleich?  
 Wer ist so arm? und wer so reich?  
 Wer ist so häßlich und so schön?  
 Wem kann's so wohl und übel gehn?  
 Lamm Gottes, du und deine seelge Schar  
 Sind Mensch' und Engeln wunderbar.

Verfolgt, verlassen und verflucht,  
 Doch von dem Herrn hervorgesucht;  
 Ein Narr vor aller klugen Welt,  
 Bei dem die Weisheit Lager hält;  
 Verdrängt, verjagt, besiegt und ausgefegt,  
 Und doch ein Held, der Palmen trägt.

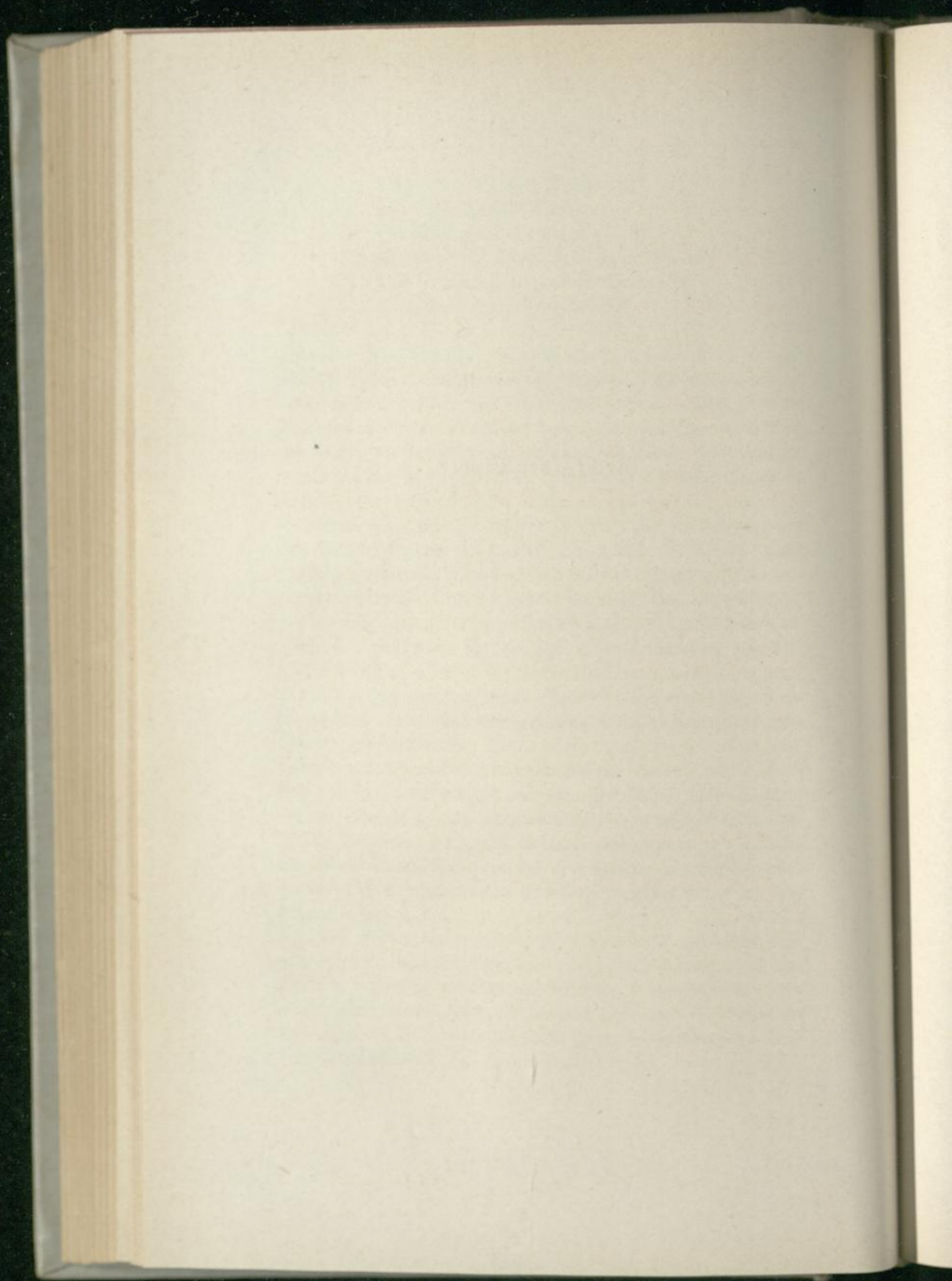
Das ist der Gottheit Wunderwerk  
 Und seines Herzens Augenmerk:  
 Ein Meisterstück aus nichts gemacht,  
 So weit hat's Christi Blut gebracht;  
 Hier forschet und betet an ihr Seraphim,  
 Bewundert uns und danket ihm.

Auch in diesen Strophen mag sich ein starkes Anlehnen an einzelne Vorbilder aus dem hallensisch-pietistischen Dichterkreise nachweisen lassen, aber der Laie wird dadurch wenig gestört werden. Seine Laienschaft kommt ihm und dem Dichter zustatten. Das Maß unseres Wissens bestimmt auch das unsrer Ansprüche. Je lebendiger jemand die großen Originale, die Kraft- und Kernlieder deutscher Nation gegenwärtig hat, desto ablehnender wird er sich gegen Lieder verhalten, die für sein geübtes Ohr eben nur ein Wiederklang sind. Wer indessen weniger bewandert darin ist, wird leichter befriedigt sein. In der weltlichen Dichtung sehen wir Ähnliches. Wer den Heine nicht kennt, erfreut sich auch an den Nachbildungen desselben, wer ihn kennt, verhält sich gegensätzlich gegen alles, was heinisiert.

Gewiß — und damit schließen wir — ist Woltersdorf nicht den großen Gestalten unter unsren Kirchenlieddichtern zuzuzählen, dazu war er zuwenig eine Kraftnatur. Im Gegenteil, etwas Krankhaftes zieht sich durch sein Leben und spiegelt sich auch in seiner dichterischen Hyperproduktion. Aber zweierlei muß ihm verbleiben, und während er immer als ein Musterbeispiel für den wunderbaren Einfluß „des geistigen Fluidums über die träge Masse“ dastehen wird, wird er andrerseits, wenigstens provinziell und lokal, eine hervorragende Bedeutung auf seinem speziellen Gebiete beanspruchen dürfen. Mark Brandenburg hat auf dem Gebiete des Kirchenliedes keinen besseren aufzuweisen, auch wohl keinen, der sich neben ihm behaupten könnte.

Schloß Friedrichsfelde steht noch, wie es 1719 und 1735 aufgeführt wurde, das alte Pfarrhaus aber, abgelöst durch einen unmittelbar neben ihm entstandenen Neubau, ist längst hinüber. Ein Garten füllt jetzt den Platz, wo das alte stand, und ein Birnbaum blüht jeden 31. Mai an derselben Stelle, wo Woltersdorf der Dichter geboren wurde.

Rechts der Spree



## Buch

Was sonst in Ehren stünde,  
Nun ist es worden Sünde,  
Was fang ich an!

Zb. Storm

Zwei Meilen nördlich von Berlin liegt das Dorf Buch, reich an Landschaftsbildern aller Art, aber noch reicher an historischen Erinnerungen. Einer unserer Lustgartenomnibusse führt den Reiselustigen über Pankow und Schönhausen bis an die Grenze von Französisch-Buchholz, etwa halber Weg; wir aber, in jenem stolzen Wandergefühl, das sich nach Strapazen sehnt, haben den Omnibus verschmäht und treffen erst mit der untergehenden Sonne vor Buch ein.

Gleich der Eintritt ins Dorf ist malerisch. Eine Feldsteinbrücke wölbt sich über ein Wässerchen, das schäumend einen Bergabhang herniederkommt; die Häuser steigen in leiser Schlangelinie bergan, und nach links hin, als woll' er das Dorf in seinen Arm nehmen, zieht sich waldbartig ein ausgedehnter Park. Anders nach rechts hin, wo sich Wiesen und Felder dehnen, deren Stille nur von Zeit zu Zeit das Rasseln eines vorüberfahrenden Eisenbahnzuges unterbricht.

Wir haben die Feldsteinbrücke passiert und die Mitte des Dorfes erreicht. Hier begegnen wir endlich einem seit einer halben Stunde herangesehten Bilde. Krippen lehnen sich an die Wand, ein Planwagen steht zur Seite, drauf ein Spitz die Wache hält, und von über der Tür des Hauses her grüßt uns das Wörtchen „Gasthaus“. Einige Stufen führen uns in den Flur und der Flur wieder in die Küche, drin ein Duzend Hände geschäftig ist, und das überkochende Wasser eben in die Herdflamme zischt. Unbestimmte Vorstellungen von einem „Hier-ist-es-gut-sein“ erfüllen unser Herz; aber alle Zimmer im Hause sind bereits vergeben (eine Hochzeit ist im Dorf), und so haben wir uns schließlich noch zu beglückwünschen, uns von der freundlichen Frau Wirtin ein Abendbrot und ein Strohlager samt ein paar Decken zugestanden zu sehn.

Und nun beurlauben wir uns, um unsern ersten Gang in den Park zu machen.

Die Zeit des Sonnenuntergangs ist die geeignetste dazu — die grauen Schleier des Abends sind es, die diesem Parke kleiden. Wo Springquellen hoch in die Luft steigen und des Lichts bedürfen, um in allen Farben zu schillern, wo Blumenvierecks in den Rasen eingewoben sind oder Statuen in den grünen Nischen stehen, da mag es geraten sein, um Morgen- oder Mittagszeit auf und ab zu schreiten. Aber ein solcher Park ist nicht der, in den wir eben eingetreten sind. Nicht Kaskaden und Fontänen sind hier zu Haus; kein Bach rieselt und plätschert über Steine hinweg, als liefen spielende Kinder durch den Garten; ein stiller und breiter Graben nur durchschneidet ihn und dehnt sich aus, als wär es ein Teich. Die Buche hängt ihr Gezweige tief in das Wasser nieder, und die Lanne streut ihre Schuppenäpfel über die Kiesgänge hin. Alles Bunte fehlt. Die Rüsternalleen, die sich wie Kirchenschiffe wölben, erscheinen nicht wie Weg und Steg in die freie Natur hinaus, sondern wie Gitter und Spaliere gegen dieselbe. Dieser Park hat zu lachen verlernt. Wenn das Sonnenlicht auf ihn fällt und ihn erheitern will, ist es wie eine Witwe, die man mit Bändern und Blumen schmückt.

Es war neun, als wir aus dem Park in das Wirtshaus zurückkehrten und uns an den gedeckten Tisch setzten, der unsrer schon wartete. Bald danach erschien auch die Magd, um unser Nachtlager herzurichten. Ein paar nach oben gefehrte Stühle gaben die Schrägung, eine Schütte Stroh ward ausgebreitet, und zwei große rote Deckbetten, deren jedes mich an eine dicke, wulstige Päonie gemahnte, vollendeten den Hoch- und Tiefbau, darin wir eine halbe Stunde später versanken.

Müdigkeit sorgte für Schlaf, und statt unsrer Träume sei hier die Geschichte Buchs und seiner vier alten Familien: der Röbbel, Pöllnitz, Biereck und Bofz erzählt.

Zunächst ein Wort über die Röbbels.

#### Die Röbbels

Die Röbbels kamen etwa gleichzeitig mit den Askaniern in die Mark und gehörten einem Geschlecht an, das sehr wahrscheinlich von der am Müritzsee gelegenen Stadt Röbbel (im Mecklenburgischen) seinen Namen führte. Schon im Landbuche von 1375 genannt, waren sie später im Norden und Nordosten von Berlin an-

sehnlich begütert und besaßen allda die samt und sonders im jetzigen Niederbarnimschen Kreise gelegenen Ortschaften: Schönfließ und Schöneiche, Birchholz und Blankenburg, Wartenberg, Hohenschönhausen und Buch.

In teilweisem Besitze dieses lēktrēn finden wir sie schon vor Beginn der hohenzollerschen Zeit, aber erst um 1541 kam das ganze Dorf Buch in ihre Hände.

Das war unter Hans von Röbel. Derselbe war kurbrandenburgischer Rat und gehörte mit zu den eifrigsten Anhängern und Beförderern der Reformation.

Ebendeselben Geistes waren seine zwei Söhne Joachim und Zacharias von Röbel, von denen der erstere, der mit einer Hedwig von Krummensee vermählte Joachim, die freundschaftlichsten Beziehungen zu Philipp Melanchthon unterhielt. Diese Beziehungen waren derart, daß der Reformator (und zwar allem Anscheine nach wiederholentlich) auf Besuch nach Buch kam und zwei Kinder Joachims v. R. über die Taufe hielt. Er machte bei dieser Gelegenheit der Kirche zu Buch ein aus den Werken Luthers bestehendes Geschenk, zehn Bände, in deren zehnten Band er einen Paulinischen Spruch aus dem Brief an die Kolosser: „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit, lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in eurem Herzen“ eigenhändig eingetragen hat. Darunter die Jahreszahl 1559. Dieses Geschenk ist bis diesen Tag das Wertstück und die Zierde des Bucher Kirchenarchivs<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Allerdings scheinen nicht alle Mitglieder der damaligen Röbelschen Familie von gleich ausgesprochener Kirchlichkeit gewesen zu sein. Einige waren Lebemänner, insonderheit Andreas von Röbel, ein am Hofe zu Kölln a. d. Spree hochangesehener Gast. Und zwar hochangesehen wegen seines „adligen Zechens“. Erst um 1577, als er zur Bekleidung eines geistlichen Ehrenamtes an den Havelberger Dom berufen wurde, schien es nötig, ihn einen Enthaltensrevers unterzeichnen zu lassen. In diesem hieß es: „... Und so will ich denn bei jeder Mahlzeit mit zwei ziemlichen Bechern Biers und Weins zufrieden sein. Sollt' ich das aber übertreten und einmal trunken befunden werden, so will ich mich in der Küche einstellen und mir vierzig Streiche weniger eins (wie dem heiligen Apostel Paulus geschehen ist), von denen so Ihre Kurf. Gnaden dazu verordnen werden, mit der Rute geben lassen.

Andreas von Röbel.“

Joachim von Röbel war aber auch ein Kriegsheld und bracht' es zu den höchsten militärischen Ehren in brandenburgischen, sächsischen und zuletzt auch in kaiserlichen Diensten. Er zeichnete sich namentlich in der blutigen Schlacht bei Sievershausen aus, in der Moritz von Sachsen fiel. Im Jahre 1572 besuchte er als kaiserlicher Feldmarschall seinen Bruder Zacharias von Röbel, der damals in der Festung Spandau kommandierte. Bei dieser Anwesenheit verschied er im siebenundfünfzigsten Jahre seines Alters und ward in der Spandauer Nikolaikirche beigesetzt. Drei Jahre später, 1575, starb auch sein Bruder. Ein beiden errichtetes Denkmal bewahrt ihre Namen in ebengenannter Kirche. Beide sind gleich gewaffnet, in Plattenrüstung mit Schwert und Morgenstern. Dazu folgende, die Kriegstaten Joachims von Röbel verherrlichenden Reime:

Der edel und viel kühne Held,  
 Joachim von Röbell, ich dir meld',  
 Von Jugend auf mit gutem Rath  
 Gar manche Schlacht besuchet hat.  
 In Holstein, Fühnen, Kopenhagen,  
 In Ungarn, Frankreich that er's wagen,  
 Der Graf von Oldenburg sein' Muth  
 Gespürt; der Sachs' ihm auch war gut:  
 Zum Wacht- und Rittmeister ihn macht;  
 Feldmarschall ihn vor Magd'burg bracht.  
 Claus<sup>2</sup> er auch half nehmen ein,  
 In Ungarn Feldmarschall sollt' sein.  
 Feldmarschall im Braunschweiger Land  
 War er, braucht ritterlich sein' Hand;  
 Da Herzog Moritz fiel der Held  
 Feldmarschall er war kühn im Feld.  
 Feldmarschall er vor Gotha kam,  
 Kurfürst August ihn mit sich nahm.

Ein Sohn dieses Feldmarschalls Joachim von R. war Ehrentreich von Röbel, der neben Stipendien und anderen zahlreichen Stiftungen auch ein „Röbelsches Erbbegräbnis“, und zwar in der Marienkirche zu Berlin errichtete. Dasselbe zeigt die vor einem Kruzi-

<sup>2</sup> Die „Klaus“ in Titol, um deren Besitz sich auf Kurfürst Moritz' Zuge nach Innsbruck ein heftiger Kampf entspann.



fix knienden lebensgroßen Figuren Ehrentreichs selbst und seiner Gemahlin Anna von Göllnitz, gestorben 1630. Jener — ein wohlbeleibter Herr mit stattlichem Bart — trägt die Ritterrüstung des siebzehnten Jahrhunderts, diese die kleidsame Frauentracht jener Zeit: ein langes Gewand mit weiten, faltigen Ärmeln und eine Flügelhaube<sup>3</sup>.

Soviel über die Möbel. Von den andern drei Familien an andrer Stelle.

Die Sonne weckt uns bei guter Zeit. Das rote Deckbett hat uns mit all seiner Schwere nicht sonderlich gedrückt, und auffspringend eilen wir ans Fenster und lassen den Sommermorgen ein. Auch das Frühstück kommt, und die Lindenbäume draußen sorgen für Duft und Klang. Ein Blick noch auf das Strohlager, den Schauplatz unseres stillen Muts, und wir treten in die Dorfgasse hinaus, um zunächst dem Schlosse drüben unsern Frühbesuch zu machen.

Das Schloß zu Buch ist ein Flügelbau von jener einfachen Art, wie das vorige Jahrhundert ihrer so viele auf unsern märkischen Rittergütern entstehen sah. Sie haben einen gemeinsamen Familienzug, und wenn sich das vor uns liegende Schloß von ähnlichen Bauten unterscheidet, so ist es durch nichts als durch eine noch größere Einfachheit. Aller Schmuck scheint geflissentlich vermieden. Keine Säulen, kein Fries, kein Fenstersims, nicht Turm, nicht Erker; ja selbst die Rampe fehlt, die sonst wohl den Eindruck der Stattlichkeit schafft oder steigert. Ein paar Arabesken schnörkeln sich um die

<sup>3</sup> Auch eines andern Möbel noch, der sich im 17. Jahrhundert auszeichnete, möcht' ich hier flüchtig und in einer Anmerkung wenigstens erwähnen dürfen. Es war dies der Oberst Dietrich von Möbel auf Hohenschönhausen, der „durch den sächsischen Kurfürsten Johann Georg III. mit Führung eines Regiments zu Fuß begnadigt, an der Spitze dieses Regiments mit vor Wien und Ofen war und unterschiedenen Kampagnen und Battalgen bewohnte.“ Des Krieges endlich müde, zog er sich um 1690 oder doch nicht viel später auf sein väterliches Gut (Hohenschönhausen) zurück und begann daselbst die kleine Steinkirche zu schmücken. Zu Helm und Schild einer mutmaßlich längst zurückliegenden Epoche hing er die Fahnen und Feldzeichen seines sächsischen Regiments und bekleidete die Wandung der Empore mit den Wappenschildern aller ihm durch Heirat verwandt gewordenen Familien: der Sparrs und Flank, der Pfuëls und Arnims und insbesondere der jetzt ausgestorbenen, aber im 17. Jahrhundert über den ganzen Barnim hin reich begüterten Krummensees.

Tür, und ein halbes Duzend Drangenbäume fassen den Kiesplatz ein. Alles schlicht, und doch hat man das bestimmte Gefühl, daß hier Reichtum und Bornehmheit ihre Stätte haben. Das Haus gleicht einem einfachen Kleid, einfach und altmodisch, aber der Park, der es einfaßt, ist wie ein reicher Mantel, der die Frage nach dem Schnitt des Kleides verstummen macht.

Und dieser Eindruck wiederholt sich im Innern. Aller bürgerliche Komfort fehlt, ebenso die kleinen Niedlichkeiten, in deren Hervorbringung die Neuzeit so verschwenderisch gewesen; aber diese Nippes fehlen nur, weil das Herz des Besitzers an andern Dingen hing, oder weil er in seinem Sinn empfand, daß das Moderne zu dem historisch Überlieferten nicht passen würde.

Wir haben unsern Umgang vollendet und treten wieder in den Park hinaus. Einer der vielen Laubengänge desselben führt uns bis an die nahegelegene Kirche.

Diese Kirche zu Buch ist ein ziemlich auffälliges Bauwerk. In einer alten Beschreibung Berlins und seiner Umgegend wird sie die „schöne Kirche“ genannt, ein Ausspruch, der wohl nur in Zeiten möglich war, in denen man aufrichtig glaubte, durch Laternen- und Butterglockentürme die gotischen Formen unsrer alten Feldsteinkirchen ersetzen oder gar noch verbessern zu können. Alles was dieser Bucher Kirche zugestanden werden darf, ist Stattlichkeit und ein gewisser malerischer Reiz. Ihre Grundform bildet ein griechisches Kreuz, aus dessen Mitte sich eine merkwürdige Mischung von gegliedertem Kuppel- und Stagenturm erhebt. Versuch' ich eine Beschreibung. Jeder kennt jene Garten- und Speisepavillons, die sich in den Parkanlagen des vorigen Jahrhunderts so vielfach vorfinden und meist aus sechs oder acht ein gewölbtes Dach tragenden korinthischen Säulen bestehn. Denke man sich nun drei solcher Pavillons in Berjüngung übereinander gestellt und den untersten Pavillon kreuzartig erweitert, so hat man im wesentlichen ein Bild der Bucher Kirche. Nur eines kommt noch hinzu: rotgetünchte Wandflächen füllen den Raum zwischen den weißen Säulen und Pfeilern aus und stellen dadurch ein gestreiftes Ganze her, das am ehesten vielleicht an die holländischen Bauten aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erinnert.

Ehe wir in die Kirche selbst eintreten, steigen wir einige Treppentufen hinab in die Gruft, die sich unter dem Ostflügel der Kirche

befindet und in mehr als einer Beziehung ein Interesse verdient. Diese Gruft oder doch wenigstens ein Teil derselben ist wahrscheinlich ein Überrest der alten Kirche, die hier stand, eine Voraussetzung, die sich darauf stützt, daß ein Sarg aus dem Jahr 1679 vorhanden ist, während die gegenwärtige Kirche nicht vor 1727 beendet war.

Die Gruft besteht aus zwei gewölbten Räumen, die durch eine offene Tür miteinander in Verbindung stehen. Der hintere Raum ist wahrscheinlich älter und empfängt so wenig Licht, daß man eine Kerze anzünden muß, um irgend etwas sehen zu können. Alles was mehr in Front liegt, ist hell und geräumig. Beide Teile haben übrigens das gemeinsam, daß die darin aufgestellten Toten zu Mumien werden. Die hintere Gruftkammer beherbergt nur einen einzigen Sarg, in dem vorderen Gewölbe dagegen befinden sich einundzwanzig Säрге, von denen vierzehn zur Linken und sieben zur Rechten stehen; dazwischen ein Gang. In den vierzehn Särgen zur Linken sind Mitglieder der Familie Biereck (darunter der Minister und seine beiden Frauen) beigesezt, die sieben Säрге zur Rechten aber umschließen Mitglieder der Familie Bof.

Wodurch die Mumifizierung erfolgt, ist noch nicht aufgeklärt. Vielleicht ist es die Trockenheit und mehr noch eine beständige leise Bewegung der Luft, was diese Erscheinung hervorruft. Die mumifizierten Körper sehen weiß aus, sind verhältnismäßig wenig eingedörft und zeigen noch eine gewisse Elastizität von Haut und Fleisch. Der hier zuletzt Beigesezte ist der Staatsminister Otto Karl Friedrich von Bof. In den Sargdeckel ist eine Metalltafel eingelegt, die einfach die Namen und Daten (geb. den 8. Juni 1755 usw.) gibt. Es ist dies derselbe Otto Karl Friedrich von Bof, der zur Zeit der Hardenberg'schen Verwaltung, insonderheit aber in den Jahren, die den Befreiungskriegen folgten, aufs entschiedenste die Prinzipien und Interessen einer konservativen Politik vertrat. Unmittelbar nach dem Tode Hardenbergs wurde Bof Präsident des Staatsrats und des Staatsministeriums. Er überarbeitete sich, erkältete sich während einer Feuersbrunst, die gerade damals in Buch ausbrach, und zog sich einen Rückfall zu, als er nach längerer Zeit wieder seinen ersten Vortrag beim Könige hielt, zu dem er nicht anders als in Schuhen und Strümpfen hatte gehen wollen. Sein Tod war die Folge davon. Er starb am 30. Januar 1823.

Der schwere eichene Sarg, der sich in dem älteren lichtlosen Ge-

wölbe befindet, steht gemeinhin offen. Der danebenliegende Deckel ist mit einer Unmenge von schwarzen Nägeln beslagen, die sich bei näherer Untersuchung zugleich als Inschrift des Sarges erweisen. Die Entzifferung ist aber so schwierig, daß ich nur für annähernde Richtigkeit bürgen kann. Die Inschrift lautet: „Der Hoch-  
Hochwohlgeborne Herr Herr Gerhard Bernhard Freiherr von Poellnitz, Erbherr auf Reschau in Preußen, auf Buch, Caro und Birkholz in der Mark, churfürstlich brandenburgischer Geheimer Kriegsrat, Generalwachtmeister und Oberstallmeister, Oberster im Dragonerregiment Moerner, residirte in Berlin, Cöln und Friedrichswerder; geboren 1617, gestorben den 2. August 1679.“ Der völlig mumifizierte Körper, der am ehesten einem mit einer elastischen Leder-  
masse überzogenen Skelette gleicht, ist völlig unbekleidet und nur mit einem graumelierten Domino zugedeckt, an dem noch Hunderte von aufgenähten Silberschuppen glitzern. Der Schädel ist groß und prächtig geformt, das Gesicht aber klein und auf seine Formen deutend. Die Stirn zeigt eine Fraktur des Schädelknochens, wie es heißt infolge eines Säbelhiebes, den der Freiherr in einer der Schlachten des Dreißigjährigen Krieges empfing. Das Nasenbein ist lädiert. Das geschah bei folgender Gelegenheit. Die Franzosen, kurze Zeit nach der Jenaer Schlacht, kamen auch nach Buch und drangen in die Kirche. Voll Übermut schleppten sie den Mumienkörper des Freiherrn aus der Gruft nach oben und begannen allerlei frivole Spiele mit ihm. Bei der Gelegenheit fiel er um und brach das Nasenbein<sup>4</sup>. In der That, es ist ein mehr denn fragliches Glück,

<sup>4</sup> In einem andern märkischen Dorfe (Kampehl, in der Grafschaft Ruppin) kam eine ähnliche Geschichte vor. Übermütige Franzosen schafften die Mumie des Herrn von Kalbuß aus der Gruft in die Kirche und begannen, in höllischer Blasphemie, ihn als Sekreuzigten auf den Altar zu stellen. Einem der Übeltäter indes mochte das Herz dabei schlagen. Als er beschäftigt war, die linke Hand festzunageln, fiel der erhobene Mumienarm zurück und gab dem untenstehenden Franzosen einen Backenstreich. Dieser fiel leblos um; Schreck und Gewissen hatten ihn getötet. Ich bin seitdem in der Kampehler Kirche gewesen und kann diese Geschichte leider nicht bestätigen. Herr von Kalbuß liegt mit gefalteten Händen da, die Finger beider Hände wie in eins zusammengewachsen. Im übrigen erzählte mir der Küster von der großen Popularität dieser Mumie; Handwerksburschen aus aller Herren Länder, die durch Kampehl zögen, ermangelten nicht, sich den Herrn von Kalbuß anzusehn, den sie alle als ein Kuriosum der Mark Brandenburg kennen.)

in dieser Form der Nachwelt erhalten zu werden, und wir begreifen völlig diejenigen Mitglieder der Bopfschen Familie, die sich ein Begrabenwerden in „ihrer Mumiengruft“ eigens verboten. Gerhard Bernhard von Pöllnitz ist übrigens nicht, wie gelegentlich geschieht, mit dem Touristen, Kammerherrn und Memoirenschreiber Karl Ludwig von Pöllnitz zu verwechseln, den Friedrich der Große durch die Worte: „ein infamer Kerl, dem man nicht trauen muß; divertissant beim Essen, hernach einsperren“, zu charakterisieren versucht hat, und dessen Memoiren gegenüber es doch wahr bleibt, „daß sie leichter zu tadeln als zu entbehren sind“. Gerhard Bernhard von Pöllnitz war der Großvater des Memoirenschreibers und, wie es sich für einen General und Oberstallmeister geziemt, mehr ausgezeichnet mit dem Degen als mit der Feder.

Ein Zweifel, den nichtsdestoweniger der Freiherr Truchseß von Waldburg gegen den Mut und die soldatische Ehre des Oberstallmeisters erhob, führte zu einem der seltsamsten Duelle, die je gefochten wurden. Die beiden Gegner trafen sich (1664) auf dem sogenannten „Ochsengrieß“, einer Wiese in der Nähe von Wien. Diese weite Reise war nötig, weil die vielen Duelle, die damals am brandenburgischen Hofe vorkamen, zu den allerschärfsten Erlassen gegen den Zweikampf geführt hatten. Das Duell sollte zu Pferde stattfinden, und die Kugeln in möglichster Nähe a tempo gewechselt werden. Der Oberstallmeister ritt an den Freiherrn Truchseß heran und fragte ihn, ob er gesagt habe, „er habe ihn (den Pöllnitz) kuzioniert und keine Satisfaktion bekommen können“. Truchseß antwortete: „Ja, das habe ich gesagt.“ Darauf wurden die Pistolen abgefeuert und in Gegenwart der Sekundanten frisch geladen. Pöllnitz fragte voll Courtoisie, „ob man die Pferde wechseln wolle“, was Truchseß ablehnte. Man ritt nun in lebhaftem Schritt aneinander heran und schoß auf nächste Distance. Die Kugel des Truchseß streifte den Oberstallmeister über den Bauch, die Kugel des letzteren aber traf den Truchseß tödlich. Er sank zur Seite und hielt sich mühsam im Sattel. Pöllnitz fragte ihn jetzt: „Müßet Ihr nunmehr nicht zugestehen, daß Ihr mir Unrecht getan und meine Ehre ohne Grund gekränkelt habt?“ Worauf Truchseß erwiderte: „Ich hab' Euch Unrecht getan und bitte, daß Ihr mir vergeben wollt.“ Man nahm den Truchseß aus dem Sattel und legte ihn auf den Rasen. Der Oberstallmeister kniete an seiner Seite nieder und sprach

dem Sterbenden aus Gottes Wort christlichen Trost zu, bis er verschied.

Wir verlassen nun die Gruft und treten in die Kirche. Sie zeigt sich geräumig, lichtvoll und von einer Einfachheit, die nach der Überladenheit der Fassaden angenehm überrascht. Es fehlt aller vergoldetezierat, aber das Eichenschnitzwerk an Kanzel und Altar ersetzt ihn mehr als genügend. In der Mitte wölbt sich die Kuppel, und nur der Bilderschmuck, den man an dieser Stelle wenigstens versucht hat, hebt die gute Totalwirkung der inneren Kirche zum Teil wieder auf. Ein Moses mit den zwei Sinaitafeln auf seinen Knien, und eine büßende Magdalena, die den Fuß auf Drachen und Totenkopf setzt, sind Leistungen, die auf eine wenig ruhmreiche Stufe vaterländischer Kunst zurückweisen.

Der Ostflügel bildet einen „hohen Chor“. Altar und Kanzel trennen ihn von dem Hauptteile der Kirche völlig ab, und nur zwei Treppen zur Rechten und Linken unterhalten die nötige Verbindung. Es scheint, daß es Absicht des Baumeisters war, hier Raum für ein Campo Santo, für eine marmorne Gedächtnishalle zu schaffen, eine Vermutung, die dadurch bestätigt wird, daß sich die bereits beschriebene Gruft gerad' unter diesem Teile der Kirche befindet. Den Intentionen des Baumeisters ist aber nur einmal entsprochen worden. Ein einziges, allerdings sehr reiches und prächtiges Grabmonument erhebt sich an dieser Stelle: das von Glume herrührende Marmordenkmal des Ministers von Biereck. Zieht man den Geschmack jener Zeit in Erwägung, der in dem Hange nach geistreicher Symbolik vielleicht etwas zu weit ging, so muß man zugestehen, daß es eine ganz vortreffliche Arbeit ist. Die Gestalten, aus denen sich das Ganze zusammensetzt, sind folgende: der Tod mit der Sichel und ein Engel mit dem Palmzweig, wozu sich dann von der andern Seite her eine weibliche Figur mit einer weitgeöffneten Leuchte gesellt, unzweifelhaft um das „Licht der Aufklärung“ anzudeuten, das wenigstens zu der Zeit, als das Denkmal angefertigt ward — etwa ein Jahrzehnt nach dem Tode von Bierecks — als unerlässliches Requisit eines preussischen Kultusministers angesehen wurde. Die Büste des Ministers krönt das Ganze; darunter sein und seiner beiden Frauen Wappen, und unter diesen wiederum eine lateinische Inschrift in Goldbuchstaben, die, wie sich denken

läßt, nur bei den Verdiensten des illustren Mannes verweilt und keinen Nachklang enthält von jener Reprimande König Friedrich Wilhelms I., die da lautete: „Geheimer Rath von Biereck soll sich meritiret machen, nicht zu viel à l'Hombre spielen, diligent und prompt in seiner Arbeit sein, nicht so langsam und faul, wie er bisher gewesen.“

Der Unterschied zwischen preußischen Kabinettsorders und Grabchriften war immer groß.

Noch eine Stelle bleibt, an die wir heranzutreten haben. Unter der Kuppel, inmitten der Kirche, bemerken wir eine Vertiefung, als seien hier die Stegel, womit der Fußboden gepflastert ist, zu einem bestimmten Zweck herausgenommen und später wieder eingemauert worden. Es wirkt, als habe die Absicht bestanden, einen Grabstein in diese Vertiefung einzulegen. Und in der That, wir stehen hier an einer Gruft. An ebendieser Stelle wurde die schöne Julie von Bofß, bekannt unter dem Namen der Gräfin Ingenheim, beigesetzt.

Eine Darstellung ihres Lebens oder doch wenigstens ihrer Beziehungen zu König Friedrich Wilhelm II. ermöglicht sich seit 1876, seit welchem Jahre die Tagebuchblätter vorliegen, die durch die Gräfin von Bofß, Oberhofmeisterin am preußischen Hof und Tante Juliens, während eines Zeitraums von beinahe siebenzig Jahren von 1745 bis 1814 niedergeschrieben wurden.

### Julie von Bofß

Julie von Bofß, Tochter des Geheimen Justizrats und ehemaligen Gesandten am kgl. dänischen Hofe Friedrich Christoph Hieronymus von Bofß, Herrn auf Buch, Carow usw., wurde den 24. Juli 1766 zu Buch geboren<sup>5</sup>.

<sup>5</sup> Nach dem Kirchenbuche zu Buch. In ebendiesem Kirchenbuche wird sie jedoch nicht Julie von Bofß, sondern Elisabeth Amalie von Bofß genannt. Diese Namen finden sich zweimal vor, bei Gelegenheit ihrer Geburt (1766) und ihres Todes (1789). Woher es kommt, daß sie trotzdem als Julie von Bofß fortlebt, ist bis zur Zeit nicht aufgeklärt. Ich würde, gestützt auf das Kirchenbuch, im Texte den Namen Amalie wiederhergestellt haben, wenn sich nicht in den Tagebuchblättern ihrer Tante, der Oberhofmeisterin, der Name Julie beständig wiederholte.

Aber ihre Jugend und Erziehung verlautet nichts und wir hören erst von ihr, als sie 1783 auf den Wunsch der alten Königin Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs des Großen, an den Schönhauser Hof ebendieser alten Königin kam.

Julie von Boff war eine Schönheit im Genre Tizians, schlank und voll zugleich, von schönen Formen und feinen Zügen, blendend, aber von einer marmorähnlichen Blässe, die noch durch ein überaus reiches rötlichblondes Haar gehoben wurde. Bei Hofe hatte sie den Beinamen Ceres, sehr wahrscheinlich um dieses üppigen goldnen Haares willen, in dessen Schmuck auch die Bilder<sup>6</sup> sie darstellen, die noch von ihr erhalten sind.

Es paßte zu dieser ihrer Erscheinung, daß sie eine Vorliebe für alles Englische und eine Abneigung gegen alles Französische hatte, was ihr denn auch seitens der französischen Memoirenschriftsteller jener Epoche, Mirabeau an der Spitze, nachgetragen wurde. Der ihr oft gemachte Vorwurf der „Anglomanie“ traf sie jedoch durchaus nicht; sie vermied es nur nach Möglichkeit, sich der damals allgemein üblichen französischen Sprache zu bedienen.

Der Prinz von Preußen, später König Friedrich Wilhelm II., zeigte sich allem Anscheine nach gleich vom ersten Augenblick an enchantiert, denn schon wenige Monate nach dem Erscheinen Juliens am Hofe begegnen wir im Tagebuch ihrer Tante den folgenden Aufzeichnungen.

1784 und 1785

„Julie gefällt dem Prinzen mehr als mir lieb ist. Er spricht viel von ihr. Ich fürchte, sie ist nicht unempfindlich für seine Bewunderung, und sie wird sich durch ein solches Gefühl nur selbst unglücklich machen.“ Einige Wochen später: „Die Prinzessin von Preußen ist eifersüchtig auf Julie.“ Endlich im Dezember 1784:

<sup>6</sup> Eins dieser Bilder befindet sich im Schloß zu Buch, ein anderes im Ingenheim'schen Schlosse zu Seeburg, im Mansfelder Seekreise. Ein drittes Bild, in Pastell ausgeführt, besaß eine vor kurzem in dem hohen Alter von über neunzig Jahren verstorbene Frau von Häfeler. Im Hause derselben hab' ich es oft gesehen. Die Gräfin trug auf demselben ein Morgenkostüm, eine Art Lüllspenzer mit vielen krausgetollten Kragen. Durch die Fülle blonden Haares zog sich ein schwarzes Samtband. Augen und Teint sehr schön. Dies Porträt rührte von Frau von Sydow, einer Freundin der Ingenheim, her.



„Ich hatte eine lange Unterredung mit dem Prinzen und hielt ihm sein Unrecht vor, Julie mit seiner Leidenschaft zu verfolgen; ich sagte ihm, daß er sie dadurch nur unglücklich machen werde, ja, ich sagte ihm meine ganze Meinung und die ganze Wahrheit mit allem Ernst. Er versprach mir, sein Benehmen zu ändern und alles zu tun was ich wollte. Er hatte später noch eine Explikation mit Julie selbst, und ich weiß, daß sie ihm Vorwürfe gemacht hat und mit Recht, daß er ihrem Ruf auf eine unverzeihliche Weise schade. Auch kam er sehr traurig und niedergeschlagen von ihr zurück. Ich sagte ihm noch einmal ernstlich, er müsse dieser Sache ein Ende machen, und er gelobte es mir.“

Eine gewisse Zeit scheint der Prinz sein Versprechen auch wirklich gehalten zu haben, aber nicht auf lange. Schon im Frühjahr 1785 ist die Oberhofmeisterin aufs neue beunruhigt und schreibt:

„Der Prinz spricht wieder mehr mit Julie; das muß aufhören. Im Grunde fürcht' ich vor allem, daß sie selbst sich innerlich nicht recht von ihm freimachen kann.“ Und einige Wochen später: „Der Prinz kommt ewig zur alten Königin nach Schönhausen, und ich weiß, das alles geschieht doch nur wegen Julie. Ich besorge, er gibt sie noch nicht ganz auf und sinnt nur darüber nach, ob es gar keine Hoffnung mehr für ihn gebe. Wenn nur nicht, trotz all seiner Versprechungen, diese Sache sich doch noch zum Unheil wendet! Man müßte Julie durchaus vom Hofe entfernen.“

1786

Das Jahr 1786 war das entscheidende. Hier sind auch die Tagebuchaufzeichnungen am zahlreichsten. Es werden wiederholentlich von seiten des Prinzen Rückzugsversprechungen gemacht, aber nur um sie gleich darauf durch die That zu widerlegen.

März 1786. Der Prinz tut mir leid; aber trotz seiner Leidenschaft für Julie macht er sich doch von der Liaison mit seiner sogenannten Freundin (der Nieß, späteren Lichtenau) nicht los. — Der Prinz ist unglaublich zerstreut; seine Neigung nimmt seine Gedanken ganz gefangen. — Der Prinz kam zum Diner nach Schönhausen und schien nichts zu sehen als Julie. — Ich habe das Gefühl, als finge die Sache da wieder an, wo sie mit Mühe zum Abschluß gekommen war.

April 1786. Der Prinz kam zu Tische, nachher machte er es möglich, mit ihr zu sprechen. Nach einigen Worten verlor sie die Fassung und brach in Tränen aus. Ich verstehe das alles nicht mehr. — Der Prinz weiß sich nicht recht zu beherrschen, er ist eifersüchtig und aufgereggt, sobald Julie einmal nicht da ist, oder sich ihr jemand nähert. — Ich habe den Prinzen an das erinnert, was er seit einiger Zeit zu vergessen scheint, und er versprach es von neuem. Er ist doch sehr gut! Gott gebe, daß es so bleibt, wenn er erst König ist.

Mai 1786. Der arme Prinz, er ist schrecklich unglücklich. Heute kam er wieder, und als er Julie sah, schien er so glücklich! — Der Prinz kommt ewig zur Königin; was soll man tun? Es wird immer schlimmer mit ihm, und Julie dauert mich furchtbar. — Mir scheint seine Leidenschaft täglich zu steigen. Er kommt jetzt oft für den ganzen Tag nach Schönhausen und hat nur das einzige im Kopf. —

Die Oberhofmeisterin, davon ausgehend, daß eine Trennung vielleicht helfen werde, setzte nunmehr einen dreimonatigen Urlaub für ihre Nichte durch, und diese verließ Berlin. Aber es führte zu nichts. Der Prinz und Julie korrespondierten, und als der Urlaub abgelaufen und Julie wieder zurück war, schrieb die Oberhofmeisterin in ihr Tagebuch: „Es ist alles beim alten.“

Diese Notiz ist vom 15. August 1786. Zwei Tage später starb Friedrich, und der Prinz von Preußen war nun König. Huldigungen, Feste, Geschäfte dringen auf ihn ein, aber seine Gefühle für Julie von Bopß bleiben dieselben. Schon eine Woche nach dem Regierungsantritt verkehrt er wieder in Schönhausen und setzt seine Bewerbungen fort.

August 1786. Der König kommt, sooft er kann, zur Königinwitwe nach Schönhausen und geht dann mit Julie im Garten spazieren. Sie ist still und zurückhaltend, was mich freut und in etwas beruhigt. — Die Prinzessinnen tun dem König einen sehr unerlaubten Gefallen, indem sie ihn immer mit Julie zusammenbringen. Sie schicken die Königin voraus und beschäftigen sie, nur damit er mit meiner Nichte gehen und mit ihr sprechen kann. Das ist ein schlechtes Spiel. — Der König hat der Prinzessin Friederike eine Zulage und ihr außerdem noch die kleine Biereck

zur Hofdame gegeben, einzig und allein um Julien eine Freude zu machen, deren Freundin sie ist.

Oktober 1786. Der König kam und wollte mit mir sprechen, aber er ist so ganz voll von dem einzigen Gedanken, daß er nichts weiter hört und sieht. Ich gestehe, daß ich jetzt alle Geduld mit ihm verliere und diesen Zustand unerlaubt und unverzeihlich finde. — Die Königin will gern in die Stadt zurück; der König will aber, sie soll noch in Schönhausen bleiben, bloß wegen seiner geliebten Spaziergänge mit Julie. Ich bin ganz ratlos und unglücklich über dies immer erneute Anknüpfen einer ganz unmöglichen Sache!

November 1786. Alles bemächtigt sich dieser unglücklichen An gelegenheit; so möchte man, um nur eins zu nennen, Julie zum Schein verheiraten. Es ist schrecklich, wie alles bemüht ist, sie zu ihrem Verderben zu drängen. Sie tut mir furchtbar leid. — Ich seh' es jetzt deutlich, sie liebt den König trotz all ihres Leugnens; sie kann nicht mehr von ihm lassen und ist, was auch geschehen mag, nicht mehr von ihm loszureißen. Es grämt mich schrecklich. — Heute kam er en surprise\* zum Essen. Er verfolgt seinen Zweck ohne Hast und Ruh. — Ich fürchte den Einfluß dieser ewigen Gespräche des Königs mit ihr, er will und will sie bestricken, und immer setzt er sich an ihren Tisch. Das mißfällt mir ganz unbeschreiblich von ihm. — Meine arme Nichte hat mir ihr Herz ausgeschüttet; ach, ich fürchte, es ist eine unaufhaltsame Sache. — Der König geht heute nach Potsdam. Er kam vorher zu uns und war unruhig, weil er Julie nicht zu sehen bekam. Er liebt sie toller und leidenschaftlicher als je.

Dezember 1786. Nach Tisch sprach der König lange mit meiner Nichte; ach, ich fürchte, es nimmt ein trauriges Ende für sie und für die Ehre der Familie. — Ich hab' es immer und immer gesagt: man hätte sie nicht bei Hofe lassen sollen. — Der König kompromittiert sich aufs höchste. Um seiner selbst willen möcht' ich, er könnt' ein Mann sein und sich besinnen. — Wie immer setzt der König sich beim Tee neben Julie; könnte dies ewige Zusammensein doch abgewendet werden. — Mit dem König in der Kirche. Die Predigt von Spalding war so schön, so ganz wie für meine Nichte gemacht. Aber es scheint, sie will nichts mehr

\* überraschend.

hören, was sie zur Pflicht zurückruft. Ich habe keinen Einfluß mehr auf sie. Die Kannenberg<sup>7</sup> läßt sie gewähren, die ihr am nächsten steht, und ich habe leider nicht das Recht und die Macht einzugreifen. — Julie scheint sehr traurig; ihr Bruder ist angekommen und hat wohl noch einen letzten Versuch gemacht, ihr ins Gewissen zu reden. — Der König scheint nur glücklich zu sein, wenn er sie sieht. Wo sie ist, sieht er niemand als sie, spricht nur mit ihr und hat nichts anderes mehr im Kopf als seine Leidenschaft. Ich sehe die Sache dem schlimmsten Ende mit Gewalt zugehen, muß dabeistehen und kann sie nicht aufhalten. — Auch die Prinzessin Friederike scheint jetzt das nahende Unglück zu ahnen und ist sehr traurig. Sie ist jetzt zwanzig Jahr alt und steht dem Vater am nächsten. Sie fühlt ganz, wie seine und unsre Ehre bedroht ist. — Der König klagte mir, meine Nichte behandle ihn schlecht; er sei fast mit ihr brouilliert; aber dennoch spricht er leider immerfort mit ihr. — Er saß allein mit ihr im Kabinett der alten Königin; sie scheint in Wahrheit nicht mehr sehr grausam zu sein; das empört mich, und Gott allein weiß, wie unglücklich und trostlos ich über diese Sache bin. — Sack predigte heute schön, aber schwermütig. Die Sache mit Julie und die Wendung, die sie nimmt, zehrt an ihm. — Heut war Hofkonzert. Der König verließ das Konzert, um zur kranken Prinzessin zu gehen, weil meine Nichte dort war. Diese Leidenschaft läßt ihn alles andere vergessen und jede Rücksicht verlieren. — Das Benehmen des Königs ist unverzeihlich. Immer verfolgt er sie mit den Augen und spricht nur mit ihr. Es wäre besser, sie verliesse auch jetzt noch den Hof. — Gott weiß, bis zu welchem Grade es mich bekümmert und grämt, den König auf dem direkten Wege zu einem so großen Unrecht zu sehn, zu einem Unrecht, das unsere Familie überdem so entehrt. — Heute kam nun endlich, was ich lange gefürchtet hatte: Meine Nichte warf sich in meine Arme, um mir zu sagen, daß ihr Schicksal entschieden sei; sie wolle dem König angehören, aus Pflicht für ihn und aus Liebe zu ihm. Ich gesteh', ich finde sie so furchtbar zu beklagen, daß ich kein Wort

<sup>7</sup> Gräfin Kannenberg war die fungierende Oberhofmeisterin, während Frau von Boff zu dieser Zeit wenigstens nur in ihrer Eigenschaft als Gemahlin des Oberhofmeisters par courtoisie (aus Höflichkeit) diesen Titel führte.

mehr habe, sie zu verdammen; sie wird bald genug namenlos unglücklich sein, denn ihr Gewissen wird sie nie mehr Ruh und Frieden finden lassen.“

So zogen sich die Dinge noch eine Weile hin. In den Tagebuchblättern immer dieselben Klagen. Eine Zeitlang spielte der König den Gleichgültigen oder war es wirklich, und ein Eifersuchtsgefühl, das dadurch in des Fräuleins Seele geweckt wurde, beschleunigte den Liebesroman. Sie zeigte sich von dieser Zeit an weniger ablehnend und drang nur noch auf Erfüllung einzelner Bedingungen. Diese Bedingungen waren: die regierende Königin gibt ihre schriftliche Einwilligung zu der Verbindung; zweitens: Antrauung zur linken Hand, und drittens: die Nieß samt ihren Kindern verläßt Berlin für immer. In die beiden ersten Punkte willigte der König sofort, aber den dritten Punkt wollt' er nicht zugestehn. Die Nieß blieb. Am 25. oder 26. Mai 1787 erfolgte die Trauung zur linken Hand und wurde wahrscheinlich durch Johann Friedrich Söllner, damals Diaconus an St. Marien, in der Charlottenburger Schloßkapelle vollzogen<sup>8</sup>.

1787

Juni 1787. Meine Nichte sagte mir heute unter Tränen, seit acht Tagen sei sie mit dem Könige heimlich getraut, bat mich aber, es zu verschweigen. Es betrübt mich tief, und ich kann mich

<sup>8</sup> In der Regel wird bei dieser Gelegenheit versichert, „diese Trauung sei seitens des Berliner Konsistoriums, und zwar unter Berufung auf die von Melancthon erlaubte Doppellehe Philipps des Großmütigen von Hessen für zulässig erklärt worden“. Die stete Wiederkehr dieser Versicherung hat den Konsistorialpräsidenten Hegel veranlaßt, unterm 27. April 1876 eine Erklärung abzugeben, in der ausgesprochen wird, „daß weder die gründlichsten Recherchen in der Registratur des königlichen Konsistoriums, im Geheimen Staatsarchiv, im Geheimen Ministerialarchiv und königlichen Hausarchiv, noch auch anderweite Forschungen und Erkundigungen irgend etwas zur Begründung obiger Ansicht (Gutheißung der Trauung durch das Konsistorium) ergeben haben.“ Es läßt sich in der That annehmen, daß Leopold von Ranke das Richtige getroffen hat, als er in seinem Werke: „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780 bis 1790“ wörtlich sagte: „In neueren Zeiten ist die Behauptung aufgetaucht, das Konsistorium habe in aller Form seine Einwilligung zu dieser Verbindung ausgesprochen; vergeblich hat man nach einem Aktenstück dieser Art gesucht; wahrscheinlich ist dabei der Kreis privater Besprechung nicht überschritten worden.“

mit dem besten Willen eines Gefühls von Abscheu und Widerwillen gegen eine Sache nicht erwehren, die so unerlaubt ist, man mag an Scheingründen dafür angeben, was man will. Ihr Gewissen wird es ihr schon genugsam sagen und wird nicht wieder ruhig werden. — Sie hat lange widerstanden, aber sie liebt den König leidenschaftlich, und nachdem sie ihm ihr Herz gegeben hatte, ließ sie sich vollends von ihm überreden. Trotz ihres schweren Fehltritts bleibt sie dennoch ein edler, der Achtung nicht unwürdiger Charakter, und ich weiß wohl, sie ist zu rechtschaffen, als daß sie nach einem solchen Fall jemals wieder glücklich sein könnte.

August 1787. Der König ist nach Schlessien abgereist, und Julie sagt mir, sie wolle morgen nach Berlin, um zu kommunizieren, dann zu ihren Verwandten auf das Land gehen, von dort aus aber um ihre Entlassung bitten und nicht wiederkommen. Sie könne es nicht länger aushalten, auf diese Art weiterzuleben. Ebendasselbe hat sie dem Könige geschrieben. — Julie reiste heut ab, was mich sehr ergriff. — Sie schreibt, daß sie sich eine Stiftsstelle kaufen wolle, und bittet um vierzehn Tage Nachurlaub. Die alte Königin weiß nicht, was sie davon denken soll. Trotz allem Vorgefallenen ahnt sie nichts. — Ich sah heute Julie in Berlin; sie hatte Antwort vom König, der sehr zufrieden damit ist, daß sie den Hof verlassen will. Aber das Ganze bleibt doch schrecklich traurig, und das arme Kind jammert mich sehr. — Ich fürchte, die Enke (Nieß-Lichtenau) wird Julie noch viel Kummer bereiten. Julie ist heute mit ihren Verwandten aufs Land abgereist. Am Hof ahnt man nicht, daß sie nicht wiederkommt.

September 1787. Ein heut eingetroffener Brief meiner armen Nichte an die Königinwitwe bittet um ihren Abschied und sagt, „sie habe eine Stelle im Stift Wolmirstädt gekauft“. Die Königin gewährte die Entlassung sogleich und nahm es sehr gut auf. Julie hat auch an die Kannenberg geschrieben. Gräfin Kannenberg las mir den Brief meiner Nichte vor, in welchem sie zu verstehen gibt, warum sie geht. Die Kannenberg ist ihre Tante und jammert nun sehr. Aber ich wiederhole nur das eine: man hätte sie retten können, wenn man es zur rechten Zeit gewollt hätte. All mein Reden damals war aber umsonst. — Meine Nichte schreibt mir aus Brandenburg, sie gehe den 9. nach Potsdam und

bäte Gott, ihr beizustehn in dem neuen Leben, das sie erwarte. Gott wolle sich ihrer annehmen; es ist ein schwerer Schritt, den sie jetzt tun muß, die Sache vor der Welt zu bravieren.

November 1787. Julie hat den Namen einer Gräfin Ingenheim bekommen.

Sie war nun Gräfin Ingenheim. Aber es war dadurch wenig für sie gewonnen, trotzdem man sie dem Könige zuliebe mit Auszeichnungen überschüttete. Bitterkeiten gingen nebenher. „Die Arme schreibt mir, sie fühle sich sehr unglücklich. Die Enke tut ihr tausend Herzleid an und hat denselben Einfluß wie früher auf den König.“

Dezember 1787. Julie ist unwohl und kann das Bett nicht verlassen, die Prinzessin Friederike und die Prinzessin von Braunschweig haben mit dem König in ihrem Zimmer an ihrem Bett gegessen. Das ist doch stark! —

## 1788

Januar 1788. Ball beim König, wo der Kronprinz Julie zum erstenmal als Gräfin Ingenheim sah, was für beide ein sehr unangenehmer Augenblick war. Die Unglückliche, welche peinliche Stellung für sie. — Alle Höfe (es gab deren, außer dem eigentlichen, wenigstens noch vier: den der alten Königin, der regierenden Königin, des Prinzen Heinrich, des Prinzen Ferdinand) sehen sie. Sie ist überall. Ich begreife das nicht.

Februar 1788. Die alte Königin hatte großes Diner und frag den König, ob sie die Ingenheim einladen solle? Natürlich sagte er ja, und so kam sie zum Diner. Ich finde es höchst unrecht von der Königin, sie einzuladen, bloß um dem Könige damit zu schmeicheln. Abends aber spielte sie doch nicht Lotto mit den Herrschaften, sondern mit dem Hofstaat im vorderen Zimmer. Bei Tafel wurde sie dem König gegenübergesetzt. — Die alte Königin lud wieder die Ingenheim ein. Ich finde, sie benimmt sich in dieser Sache so unwürdig und schwach wie nur möglich.

In den letzten Tagen des Jahres (am 21. Dezember 1788) heißt es: „Die Ingenheim bat mich sehr, ihr in der nun nahen Stunde beizustehn. Auch der König bat mich den folgenden Tag darum, und ich brachte es nicht übers Herz, nein zu sagen.“

1789

Am 2. Januar 1789 genas die Jungenheim eines Sohnes. Der König war sehr erfreut. Unterm 4. Januar heißt es im Tagebuch: „Das Kind wurde heute getauft. Der König hielt es selbst über die Taufe, und es empfing die Namen Gustav Adolf Wilhelm. Juliens Bruder (der spätere Minister), der Minister von Bischofswerder und ich waren die Paten. Der König selbst war fast den ganzen Tag bei der Kranken. Es ist wahr, er ist wirklich der beste Prinz, den man auf der ganzen Welt finden kann. Leider nur, daß er so willensschwach, so ohne Energie und zuweilen so heftig ist.“

Im Anfang ging alles gut mit der jungen Wöchnerin; aber sie schonte sich nicht genug, verließ das Bett zu früh und erkältete sich aufs heftigste. Dabei war der Einfluß der Nieß ihre beständige Sorge, trotzdem es nicht an Aufmerksamkeiten und Geschenken von seiten des Königs fehlte. So sandte er ihr ein kleines Etui mit 50 000 Talern und sein mit den schönsten Brillanten besetztes Porträt. Zum 5. Februar war eine große Cour angesagt, und Julie wollte dabei nicht fehlen. „Ich fürchte, daß sie sich schadet“, schreibt die Oberhofmeisterin am selben Tage. Am 24. Februar heißt es dann: „Julie hat Fieber und Husten“ und schon am 5. März: „Ich kann nicht sagen, wie weh es mir tut. Man fürchtet die galoppierende Schwindsucht. Der König ist außer sich.“ Am 25. starb sie. „Welch ein Tag des Unglücks! Um acht Uhr abend verschied die arme Julie. Kein Mensch ahnte die nahe Gefahr. Ich ging erst am Abend zu ihr, aber die Prinzessin Friederike, die bei ihr war, redete mir ab, „sie sei zu angegriffen“. Und so hab' ich sie nicht mehr gesehen. Ich beweine sie recht von Herzen, und alle beweinen sie mit mir. Es ist furchtbar rasch gegangen. Sie starb im Schloß, in demselben Zimmer, in dem ihr Kind geboren wurde.“

Der König war in Verzweiflung und konnte sich nicht trösten und beruhigen. Auch gebrach es nicht an allgemeiner Teilnahme, ja das Volk wollte sich's nicht ausreden lassen, daß sie durch ein Glas Limonade vergiftet worden sei; weshalb der König, als er von diesem Verdachte hörte, die Obduktion befahl. Diese bewies die Grundlosigkeit des Gerüchtes; ihre Lunge war krank, und daran war sie gestorben.

Am 1. April erfolgte die Überführung der Leiche nach Buch. Ihr



letzter Wunsch war gewesen, „nicht in der Mumiengruft der Familie beigesezt zu werden“, und so bereitete man ihr das Grab unter der Kirchenkuppel in der Nähe des Altars.

Überall in Buch begegnet man den Spuren der schönen Gräfin, aber nirgends ihrem Namen. Wie in Familien, wo das Lieblingskind starb, Eltern und Geschwister übereinkommen, den Namen desselben nie mehr auszusprechen, so auch hier. Eine Gruft ist da, aber es fehlt der Stein; aus reichem goldenem Rahmen heraus blickt ein Frauenbild, aber die Kastellanin nennt den Namen nicht, und nur das Wappen zu Füßen des Bildes gibt einen wenigstens andeutungsweisen Aufschluß.

Und nun treten wir von dem Bilde hinweg und noch einmal in den Park hinaus.

Eine feiner dunkeln Alleen führt an einen abgeschiedenen Platz, auf dem Edeltannen ein Oval bilden. Inmitten desselben erhebt sich ein Monument mit einem Reliefbild in Front: der Engel des Todes hüllt eine Sterbende in sein Gewand, und ihr Antlitz lächelt, während ein Kranz von Rosen ihrer Hand entsinkt.

„Soror optima, amica patriae\*“, so lautet die Inschrift. Aber der Name der geliebten Schwester fehlt.

\* Die beste Schwester und Freundin des Vaterlandes.

## Falkenberg

In der Kirche zu Falkenberg, anderthalb Meile von Berlin, stehen die Särge des Majors George von Humboldt und der Frau Majorin von Humboldt, verwitweten von Hollwede, geb. von Colomb, — der Eltern des Bruderpaares Wilhelm und Alexander von Humboldt.

Frau von Humboldt, geb. von Colomb, ließ im Jahre 1795, wo sie Falkenberg besaß, an Stelle des hölzernen Kirchturms daselbst einen massiven Turm aufführen und setzte fest, daß der untere Teil desselben als Leichenhalle hergerichtet werde, worin die sterblichen Überreste der Mitglieder ihrer Familie beigesetzt werden könnten. Dies geschah, und stehen nunmehr in der Turmhalle zu Falkenberg folgende vier Tote:

1. Frau Majorin von Humboldt, verwitwete von Hollwede, geb. von Colomb.
2. Hauptmann von Hollwede, Gemahl erster Ehe der gebornen von Colomb.
3. Eine Tochter aus dieser ersten Ehe. (Kindersarg.)
4. Major von Humboldt, Gemahl in zweiter Ehe.

Die drei Hauptsärge (1. 2. und 4.) haben Inschriften. Diese lauten:

Zu 1. „Marie Elisabeth Colomb; zuerst vermählte von Hollwede, nachher vermählte von Humboldt. Geboren den 8. Dezember 1741, gestorben den 4. November 1796. Es ist in einem höhren Leben für große Tugend großer Lohn.“

Zu 2. „Allhier ruhet in Gott der weiland Hochwohlgeborne Herr, Herr Friedrich Ernst von Hollwede, Baron, Erb- und Gerichtsherr auf Ringenwalde, Krummkavel und Schloß Tegel, Canonicus des St. Sebastian Stiffts zu Magdeburg, geboren den 12. März 1723.

Trat in Kriegsdienste 1743 unter das Hochlöbliche Königliche Prinz-Ferdinandsche-Infanterieregiment, wo er bis zum Capitain avanciret, nahm 1756 seine Demission und verheirathete sich anno 1760 mit der jetzt hinterlassenen Frau Wittwe Frau Marie Elisabeth, geb. Colomb, aus welcher Ehe zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter gezeuget. Starb den 26. Januar 1765, seines Alters 41 Jahr 10 Monat 14 Tage.“

Zu 4. „George von Humboldt, Königlich Preussischer Kammerherr und Major von der Cavallerie, Erb- und Gerichtsherr auf Ringenwalde, Krummkavel und Schloß Tegel. Er ward im Jahre 1720 den 27. September zu James in Pommern geboren, und nachdem er verschiedenen Feldzügen mit aller Distinction beigewohnt, wurd' er wegen seiner kränklichen Umstände genöthigt, seinen Abschied zu nehmen. Er vermählte sich hernach mit Marie Elisabeth geb. Colomb, verwittwete Freifrau von Hollwede, im Jahre 1766 den 27. October und hinterläßt aus dieser Ehe zwei Söhne, Wilhelm und Alexander. Er starb, nachdem er sein Leben durch die rühmlichsten Handlungen bezeichnet, von allen Rechtschaffenen bedauert, im Jahre 1779 den 6. Januar zu Berlin, wo er Allen unvergeßlich sein wird. Horaz, Ode 24.“

## Blumberg

Die alten Namen, die alten Herrn,  
Sind all' hinüber, sind alle fern.  
Die Läden, die Burgsdorf wurden stumm  
Aber Frühling ist wieder und jubelt ringsum.

Zu Blumberg ist mein Sitz, wo nach der  
alten Weise  
Mit dem, was Gott beschert, ich mich gesegnet  
preiße.

Eanig an Eusebius von Brand (1692)

Ein Frühlingstag führt uns nach Blumberg hinaus, einem Arnimschen Gut in der Nähe von Berlin, und nach rascher Fahrt an lachenden Dörfern vorbei biegen wir aus der staubigen Pappelallee in die windgeschützte, stille Dorfgasse ein. Es ist Mittagsstunde, der Sonnenschein liegt blendend auf den neugedeckten, roten Dächern, die Bäume stehen im ersten Grün, und neben dem hohen Schornstein des Herrenhauses, aus dessen Seitenöffnungen der weiße Rauch phantastisch emporwirbelt, erhebt sich eben ein Storchpaar in seinem Nest und unterbricht die Mittagsstille durch sein eifriges Geklapper. Es klingt, als würd' eine Sense geweht, oder als ging' eine Mühle unten im Garten.

Blumberg ist ein freundliches Dorf, fast so freundlich wie sein Name und gerade groß genug, um uns die Versicherung alter Urkunden glauben zu machen „daß Blumberg vordem ein Städtchen, ein oppidum gewesen sei“. Ein großes Dorf war es gewiß und vor allem auch wohl reich genug, um das in solchen Dingen immer scharfblickende Auge der Kirche auf sich zu ziehen. So geschah denn, was sich erwarten ließ, und nachdem sich die Nachfolger Albrecht des Bären zu Herren im Teltow und Barnim gemacht hatten, wurde Blumberg Kirchengut, und zwar Besitztum der reichen Bischöfe zu Brandenburg.

Blumberg blieb bischöflich bis zur Reformationszeit, bis zu jenen Tagen, wo Joachim II. den Kampf in seinem Herzen ausgekämpft und sein christlich Gewissen über das Versprechen gesetzt hatte, das er seinem Vater auf dem Todtbette hatte leisten müssen. Manches wurde nun anders im Lande; die Einziehung der Kirchengüter drohte von Tag zu Tag, und die klugen Herren zu Brandenburg,

die nicht Lust hatten, sich überraschen zu lassen, veräußerten rechtzeitig allerlei Besitztum, das über kurz oder lang doch zerrinnen mußte. Viele Güter wurden verkauft, darunter auch Blumberg.

Der Käufer war Hans von Krummensee. Die Krummensees waren damals eine der reichsten Familien und besaßen unter anderm die Stadt Altlandsberg, die ziemlich in der Mitte des Gesamtareales lag, das sie durch Kauf und Erbschaft im Laufe von Jahrhunderten an sich gebracht hatten. Jetzt, durch Erwerb von Blumberg, dehnten sie ihren Besitz bis an die Bernauer Feldmark und bis an die Grenze jenes andern großen Güterkomplexes aus, der — ebenfalls nordöstlich von Berlin — sich in den Händen der Familie von Röbel<sup>1</sup> befand. Aber mit dieser Erwerbung von Blumberg war plötzlich dem wachsenden Reichtume der Krummensee ein Ziel gesteckt, rasch ging es rückwärts, und der Dreißigjährige Krieg tat das Seine. Gut auf Gut ging verloren, 1701 das letzte — Schöneiche. Ihrem reichen Besitz ist seitdem das Geschlecht selbst gefolgt. Der letzte war Karl Agidius Ludwig von Krummensee, gestorben 1827 als Kanonikus zu St. Nikolai in Magdeburg.

Blumberg besaßen die Krummensee nur etwa achtzig Jahre. Eine Sandsteinplatte vor dem Altar der alten Blumberger Kirche bewahrt ihren Namen. Die Inschrift des Steines lautet in der schlichten, herzhaften Sprache jener Zeit: „Im 58sten Jahre und 3 Wochen ist meine liebe Hausfrau Katarina Moerner allhier begraben und ist mein, Hans Krummensee's allerliebste Gemahl gewest. 1596.“

1602 verkaufte Hans von Krummensee sein Gut Blumberg sowie die Güter Dahlsitz, Eiche und Helmsdorf an den kurfürstlichen Kanzler Hans von Löben, bei dessen Nachkommen Blumberg ein volles Jahrhundert blieb. Die Kirche, darin wir eben eingetreten, und an deren Wänden wir eine beträchtliche Anzahl alter Bildwerke erblicken, gibt uns die beste Gelegenheit, die zum Teil historischen Gestalten jenes Jahrhunderts in rascher Reihenfolge vorüberziehen zu lassen.

Unser erster Blick aber gehört der Kirche selbst.

<sup>1</sup> Im 17. Jahrhundert war die große Mehrzahl (17) aller im zweimeiligen Umkreis nördlich von Berlin gelegenen Güter in Händen von nur drei Familien: Röbel, Krummensee, Löben. Vgl. das Kapitel Buch.

Es ist ein alter Bau, an dem auch das Auge des Laien zwei verschiedene Zeitläufte leicht unterscheiden kann: einen älteren Teil mit Pfeilern und Kreuzgewölben aus der Brandenburger Bischofszeit und einen Anbau mit Altar und Kanzel aus der Zeit etwa des ersten Königs. Die sich vorfindenden Bilder und Denkmäler sind im Einklange damit gruppiert: alles, was älter ist als der Anbau, befindet sich auch in dem alten Teile der Kirche, was später hinzugekommen schmückt die Wände des Anbaus.

Der Anbau der Kirche. Philipp Ludwig von Canstein und seine  
„hochbetrübteste Wittwe“

Diese Bildwerke des Anbaues, teils Grabdenkmäler, teils Bilder und Reliefs, sind nicht eigentlich das, was uns nach Blumberg geführt hat; dennoch verweilen wir einen Augenblick bei denselben, wenigstens bei den hervorragendsten.

Da haben wir zunächst das Denkmal des Obersten Philipp Ludwig von Canstein, eines jüngeren Bruders Karl Hildebrandts von Canstein, jenes frommen Mitarbeiters am Werke Franckes und Speners, dessen Wirken und Name vor allem in der Cansteinschen Bibelanstalt zu Halle fortlebt. Der Oberst von Canstein ererbte Blumberg bei jungen Jahren, aber der Besitz des schönen Gutes war ihm nur kurze Zeit gegönnt. Der Spanische Erbfolgekrieg, der in Italien und den Niederlanden auch brandenburgischerseits so schwere Opfer heischte, nahm ihn hinweg. Das Denkmal aber, das ihm von seiten seiner Wittve noch im Jahre seines Todes errichtet ward, ist ganz im Geschmack jener Zeit ausgeführt und erweist sich auf seinen Kunstwert geprüft als eine mit Munifizenz hergestellte Duzendarbeit. Auf dem Steinsarkophage steht wie immer die Büste des Hingeschiedenen, und Kriegstrophäen und Wappenschilder gruppieren sich drumherum; ein Genius preßt den Lorbeerkranz auf die Allongenperücke, während die vergoldete Front des Marmorsarges in Schnörkelschrift die herkömmlich stilisierte Inschrift trägt. Diese Inschrift wiederzugeben, ist hier nötig, weil sie eine irrthümliche Angabe über den Todestag des tapferen Obersten beseitigt. Er fiel nämlich nicht bei Malplaquet, wie immer gedruckt wird, sondern ein Jahr früher bei Dudenarde. Die Inschrift lautet:

Dem Hochwohlgebornen Herrn, Herrn Philipp Ludwig Freiherrn von Canstein, Herrn der Herrschaft Canstein, Schönberg, Neukirch, Blumberg, Eiche und Helmsdorf, Seiner Königlichen Majestät in Preußen Obristen zu Ross der Gensdarmes, welcher geboren A. D. 1669 den 11. April durch Geschlecht und Tugend, durch Gottesfurcht und Tapferkeit Ehr' und Lob verdienet und erworben, und im Treffen bei Dudenarde wider die Franzosen im Lauf des glücklich erfolgten Sieges durch einen tödtlichen Schuß rühmlich und auf dem Bette der Ehren verstorben im Jahre des Heils 1708 den 11. Juli des Alters 39 Jahr und drei Monat, — hat dieses Denkmal zum Zeichen beständiger Liebe und Treue setzen lassen dessen hochbetrübtste Wittwe Ehrengard Maria Freifrau von Canstein, geborne v. d. Schulenburg, 1708.

Die „hochbetrübtste Wittwe“ indes war ein Kind ihrer Zeit, das heißt: sie verheiratete sich wieder, und zwar in kürzester Frist. Sie wurde dann abermals eine Witwe, aber nur um sich bald darauf zum dritten Male zu vermählen. Das war damals Landgebrauch in den Marken, und wir werden noch im Laufe dieses Aufsatzes die Bekanntschaft eines hervorragenden Mannes jener Epoche machen, der außer seinem Vater und Schwiegervater zwei Stiefväter und zwei Stieffchwiegerväter hatte, also sechs Väter im ganzen. Es war, als ob alles was lebte, sich einen Zustand der Ehelosigkeit nicht wohl denken konnte. Man hielt das Trauerjahr und war in aller Aufrichtigkeit ein tief betrübter Witwer oder eine „hochbetrübtste Wittwe“. Aber sobald die Trauerkleider fielen, gehörte man wieder dem Leben; das Blut, das voll zum Herzen drang, forderte sein Recht. Das sinnliche Leben überwog noch das geistige, und die Welt feinen Empfindens war noch wenig erschlossen. Aber freilich auch die Irrwege nicht, zu denen die Feinheit der Empfindung so leicht verführt.

Wie von unserem tapferen Obristen selbst, so findet sich auch von seiner betrübten Gattin ein Bildwerk im Anbau der Kirche vor, aber kein Grabdenkmal, nichts von Sensenmann und Sarkophag, sondern ihr Dporträt in ganzer Figur, frisch, blühend, voll. Es ist ein durchaus interessantes Bild, einmal als künstlerische Leistung überhaupt, ungleich mehr aber durch die ingeniose Art, wie der

Maler es verstanden hat, die drei Ehemänner der noch stattlichen Frau halb huldigend halb dekorativ zu verwenden. Wie Macbeth in der bekannten Hexenkesselszene die Könige Schottlands an sich vorüberziehen sieht, und zwar so, daß die der Zeit nach am weitesten von ihm entfernten immer kleiner und blasser werden, so hier die drei Ehemänner. Den noch lebenden hält sie als Medail-  
lonporträt mit dem Ausdruck ruhigen Besitzes fest in ihrer Rechten; der zweite, noch klar erkennbar, zieht sich bereits in den Hintergrund des Bildes zurück; unser Freund der Oberst aber, dessen ganze Schuld darin bestand, einige zwanzig Jahre vor Entstehung dieses Bildes den Heldentod gestorben zu sein, verliert sich völlig in nebelhafter Ferne und wirkt nur noch mit, um das Ensemble und die symmetrische Anordnung des Ganzen nicht zu stören. Möglich, daß solche Bilder öfter sich vorfinden, mir war es das erste der Art.

Der alte Teil der Kirche. Johann von Löben und Frau  
von Burgsdorf

Der Anbau weist noch manches andere von Bildwerken und Denkmälern auf, wir treten aber von dem Bildnis der stattlichen Frau hinweg in den alten Teil der Kirche zurück, darin wir genau an der Stelle, wo des Anbaus halber die alte Giebelwand durchbrochen ward, und zwar an ein paar Pfeilerartig stehengebliebenen Mauerresten, einigen Bildnissen aus dem Anfang und Schluß des siebzehnten Jahrhunderts begegnen, Porträts, die, wenn man den Andruck gestatten will, der eigentlichen Zeit Blumbergs angehören. Diese Bilder geleiten uns durch drei oder vier Generationen einer und derselben Familie; doch ist es weibliche Deszendenz, und so wechseln die Namen: Löben, Burgsdorf, Sanitz.

Johann von Löben. Da haben wir zunächst, halb versteckt unter einem Behang von Spinnweb, die Bildnisse Johann von Löbens und seines Ehegemahls. Er ist ein alter Herr, und die spanische Tracht von schwarzem Samt, dazu die goldne Kanzlerkette, würden keinen Zweifel über die Bornehmheit des Mannes lassen, wenn auch die Züge weniger Entschlossenheit und die großen hellen Augen weniger Leutseligkeit und Würde verrieten. Die Umschrift des Bildes lautet: „Johann von Loeben, Kurfürstlich Brandenburgischer Geheimer Rath und Kanzler hat 1602 die Güter Blumberg,



Eiche, Dalwitz und Helmsdorf erkaufte, christlich und weislich solchen vorgestanden und regieret 34 Jahr, und ist gewesen ein weiser und vortrefflicher Mann von seinem Geschlecht.“ Unmittelbar vor dem Bilde hängt das alte Banner der Familie von der Decke herab, das in goldner Schrift die Angaben des Bildes teils bestätigt, teils erweitert: „Der hochedle, gestrenge und hochbenannte Herr Johann von Löben, Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg, Joachim Friedrich, hochlöbseeligsten Gedächtnisses, vornehmer Geheimer Rath und Kanzler, Herr auf Blumberg, Dalwitz, Eiche und Falkenberg, ist allhier zu Blumberg selig im Herrn entschlafen, den 26. Juli anno 1636, seines Alters 75 Jahr.“ Über dieser Inschrift, stark nachgedunkelt aber immer noch deutlich erkennbar, zeigt sich das alte Löbenschche Wappen: ein Schachbrett mit der Prinzessin aus Mohrenland. Schon 723 war ein Löben in die üble Lage gekommen, mit einer Prinzessin aus Mohrenland auf Tod und Leben Schach spielen zu müssen. Glücklicherweise gewann er, und Schachbrett und Prinzessin kamen seitdem ins Löbenschche Wappen. Ob die edle Kunst des Schachspiels seitdem in der Familie gehegt und gepflegt wurde, mag dahingestellt bleiben, unser alter Kanzler aber war jedenfalls insoweit seines Urahnens wert, als er manchen guten Zug auf dem diplomatischen Schachbrett zu tun wußte. Dabei liebte er ehrlich Spiel, keine Finten und Hinterhalte. Der Kurfürst setzte ein unbegrenztes Vertrauen in seine Klugheit und Redlichkeit, und als die Gründung eines permanenten „Geheimen Rathes“<sup>2</sup> für nötig erachtet wurde — die nächste Veranlassung dazu gab eine längere Anwesenheit des Kurfürsten im Herzogtume Preußen — war es selbstverständlich, daß Johann von Löben als erster Rat in diesen Regentschaftskörper berufen wurde. Aus diesem damals gegründeten „Geheimen Rat“ ging später der „Staatsrat“ hervor. Johann von Löben wurde Kanzler bei jungen Jahren und stieg so hoch, wie ein Diener steigen mag im Dienst und in der Liebe seines Herrn; aber Leid und Bitterkeit des Lebens erreichten auch

<sup>2</sup> Dieser „Geheimen Rat“ bestand aus acht Mitgliedern, darunter drei Doktoren der Rechte, die, meist auch später noch, aus bürgerlichem Stande genommen wurden. Die acht Mitglieder waren; Hieronymus Graf von Schlick, Präsident; Johann von Löben, Kanzler; von Benkendorf, Bizekanzler; Christoph Friedrich von Wallenfels; Hieronymus von Dieskau; Friedrich Pruckmann; Simon Ulrich Pistorius; Johann Hübner.

ihn. Als er die höchste fürstliche Gnade kennengelernt hatte, kam Ungnade über ihn, wie der Dieb in der Nacht. Fast unmittelbar nach Joachim Friedrichs Tode (1609) schied er aus dem Staatsdienst, um „procul negotiis“ in Blumenberg und seiner Umgebung die Freuden und Leiden glänzenderer Tage zu vergessen. 1629 inmitten der Wirren des Dreißigjährigen Krieges wurd' er noch einmal auf den Schauplatz berufen, um der schwachen und haltlosen Politik George Wilhelms Halt und Richtung zu geben, aber wo keine Kraft der Ausführung war, da wogen der Rat des Weisen und das Wort des Loren gleich schwer, und nach kurzem Verweilen am kurfürstlichen Hofe zog er sich zum zweitenmal in die Stille seines Landguts zurück. Nur als Beobachter folgte er noch den Begebenheiten, und die letzten Jahre seines Lebens, im übrigen verbittert durch so manche Erfahrung, brachten ihm wenigstens das eine noch, daß es ihm vergönnt war, den Stern seines Schwiegersohns Konrads von Burgsdorf glänzend aufgehen zu sehn.

Frau von Burgsdorf. Die Bildnisse des alten Kanzlers und seines Ehegemahls blicken, dem Anbau und der Kanzel abgewandt, in das alte Kirchenschiff hinein; an der Innenseite der beiden Pfeiler aber, so daß sie sich einander ins Auge blickten, hingen bis vor kurzem zwei andre interessante Bildnisse: das der alten Frau von Burgsdorf, einer Tochter Johannis von Löben, und das ihres Enkels des Poeten Caniz. Dieses Tete-a-tete zwischen Großmutter und Enkel ist neuerdings gestört worden; die Kirchenvorstände haben das Bildnis des Poeten, ich weiß nicht aus welchem Grunde, für eine kaum nennenswerte Summe verkauft. Es ist dies um so beklagenswerter, als die Kirche jedes andere Bild eher entbehrt haben könnte als dieses eine. Denn nicht nur die Glanzzeit Blumbergs fällt in die Lage, wo Caniz hier heitre Gastfreundschaft übte, nein, das Dasein des Dorfs überhaupt würde kaum jemals über seine nächste Umgebung hinaus bekanntgeworden sein, wenn ihm nicht die Alexandriner des märkischen Poeten (Caniz) zu einem Plätzchen in der Literaturgeschichte und zu einem ähnlich guten Klange wie Wandsbek oder Gohlis oder Altengleichen verholfen hätten.

Das Bildnis der alten Frau von Burgsdorf, dem wir uns jetzt zuwenden, ist wohl erhalten und trägt folgende Inschrift: „Die Wittwete Frau Oberkammerherrin von Burgsdorf, geborne von

\* fern von den Staatsgeschäften.

Loeben, bekommt nach Absterben ihrer Frau Mutter alle Güter, so ihr Herr Vater, der Herr Kanzler von Loeben in Besitz gehabt; stehet solchen mit besondrem Ruhm und Leutseligkeit vor; aus Liebe für die Blumberg'schen und Eichischen Unterthanen legirt sie in ihrem Testament den Armen von beiden Gütern ein Capital von 500 Thalern. Sie sezet annoch bei ihrem Leben den klugen Staatsminister Freiherrn von Sanitz als ihren einzigen Enkel, zum Erben ihrer Güter ein. Erlanget von dem Höchsten die Verheißung langen Lebens und bringet solches auf 77 Jahr."

Der lebensvolle Kopf, der aus dem schlichten Holzrahmen heraus uns anblickt, ist aber nicht der Kopf einer siebenundsiebzigjährigen Greisin, sondern der Kopf einer Frau in den besten Jahren, deren Embonpoint sie siegreich schützte gegen die verräterische Furchenschrift einer beginnenden Fünzigerin, und deren lang herabhängende dunkle Locken noch den Vorsatz der Trägerin aussprechen, nicht alt sein zu wollen.

Ihr Kostüm erinnert vielfach an unsre heutige Mode. Das Kleid ist weit ausgeschnitten, aber ein reiches Kantenhemd umschließt den Nacken bis hoch herauf, und allerhand Borten und Schnüre ziehen sich dezent über den gestickten Brustlaß hin. Die Ärmel sind kurz und weit und überdecken kaum zur Hälfte den reichen Unterärmel von Brüsseler Spitzen. Der Gesichtsausdruck entspricht dem einer selbstbewußten, herrschgewohnten Frau, deren natürliche Gutmütigkeit sich gegen die Regungen des Stolzes ebenso sehr wie gegen die harten Schläge des Schicksals behauptet hat. An diesen war kein Mangel gewesen. Wenn das Leben ihres Vaters Gegensätze geboten hatte, so bot das ihre deren mehr. Sie hatte Tage seltenen Glückes gesehen, aber auch Tage tiefen Falls. Ihr Ehgemahl, eine genialische Natur, halb Held, halb Libertin, hatte sich nicht begnügt wie ihr Vater, der Kanzler, als erster Diener neben dem Thron seines Fürsten zu stehn, er war eine Zeitlang wenigstens seines Herren Herr gewesen, und daß er es unausgesetzt hatte bleiben wollen, das hatte ihn gestürzt. Was Kurfürst Friedrich Wilhelm ertragen konnte, als er, fast ein Knabe noch, ins Land kam, in ein Land, das ihm der schlaue Mut Konrad von Burgsdorfs erst schrittweis erschließen mußte, das mußte notwendig zur Verstimmung und endlich zum Bruche führen, als der jugendliche Fürst „der Große Kurfürst“ zu werden begann. Der kluge Günstling, der

so vieles sah, sah diesen Wechsel nicht, wollt ihn nicht sehen, und an diesem Irrtum oder Eigensinn ging er zugrunde. Seine Gegner hatten leichtes Spiel. Die Wüsthheit seines Lebens kam ihnen zu Hilfe, und die Verbannung vom Hofe ward ausgesprochen. Er ging nach Blumberg. Aber der Haß seiner Feinde schwieg auch jetzt noch nicht. Man bangte vor seiner Rückkehr, und hundert geschäftige Zungen erinnerten immer wieder daran, „daß der eben gestürzte Günstling achtzehn Maß Wein tagtäglich bei Tafel getrunken habe, zugleich auch ein gewaltiger Courmacher und Serenadenbringer gewesen sei“. Man wußte wohl, was man tat, daß man gerade an diese Dinge beständig erinnerte; Kurfürstin Henriette Luise war eine fromme Frau, der alles Lasterleben ein Greuel war, und nachdem Unzucht und Böllerei so lang ihr wüstes Haupt auf den Tisch gelegt hatten, wurd' eben damals die Sitte wieder erstes Gebot. Konrad von Burgsdorf starb bald, nachdem er in Ungnade gefallen war. Es heißt, daß er sinn- und trostlos geendet habe; sein ehlich Gemahl aber, deren Bild jetzt eben von der Pfeilerwand auf uns niederblickt, überlebte den Sturz ihres Mannes um fast volle dreißig Jahre. Blumberg, der Ort ihrer Kindheit, wo vordem ihr Vater und dann ihr Gatte vor der schneidend kalten Hofluft Zuflucht gesucht hatten, blieb ihr lieb, weil die Geschichte ihres Lebens mit ihm verwachsen und die Stille seiner Felder ihr mehr und mehr ein Bedürfnis geworden war. Aber freilich der Frieden des Gemüths, nach dem sie rang, blieb ihr versagt, wie er ihr schon in ihrer Jugend versagt gewesen war. Neue Kränkungen gesellten sich zu alter Bitterkeit, Kränkungen, die dadurch nicht geringer wurden, daß sie unbeabsichtigt waren. Den Kummer ihres Alters schuf ihr ihre eigene Tochter. Diese schien ganz ihres Vaters Kind zu sein, der, wie wir eben zitiert haben, „ein gewaltiger Courmacher und Serenadenbringer“ gewesen war. Dreimal verheiratete sich diese Tochter. Ihr erster Mann, ein Freiherr von Canitz, starb — das war ein Unglück; von ihrem zweiten Gemahl, einem General von der Goltz, ließ sie sich scheiden — das war erträglich; daß sie sich aber zum dritten Male nicht bloß verheiratete sondern diesen dritten Mann, den sie nie gesehen, von Paris her sich schicken ließ, das war mehr, als die Oberkammerherrin von Burgsdorf, die fünfzig Jahre lang erst als die Tochter und dann als die Gattin des vornehmsten Mannes in Kurmark Brandenburg gelebt hatte, ruhig ertragen

Konnte. Diese Heirat zehrte an ihrem Herzen und vergällte ihr das letzte Jahrzehnt ihres Lebens.

Die Ehe selbst aber, die zu dieser Verbitterung Anlaß gab, bildet einen zu charakteristischen Zug für die Sittengeschichte jener Zeit, als daß ich es mir versagen könnte, den Hergang ausführlicher zu erzählen.

Frau von der Goltz (geborene von Burgsdorf, verwitwete von Canitz) war kaum von ihrem zweiten Manne, dem General von der Goltz getrennt, als sie den Vorsatz faßte, sich zum dritten Male zu vermählen, und zwar *coûte que coûte*\* mit einem Franzosen. Bei ihrer Schwärmerei für alles Französische kam es ihr auf eine Wahl im besonderen nicht an. Sie schrieb deshalb ihrem Pariser Kommissionsär, der sich bis dahin durch seinen feinen und guten Geschmack in der Übersendung von Coiffüren und Modeartikeln bewährt hatte, ihr einen Mann zum Heiraten zu schicken, der rüstig, fein und geistvoll und selbstverständlich auch von Adel sei. Der Auftrag wurde prompt ausgeführt. Nach etwa vier Wochen traf in Berlin ein Franzose von über fünfzig Jahren ein und meldete sich bei Frau von der Goltz als derjenige, den sie gewünscht habe. Sein Name war Peter von Larrey, Baron von Brunbosc, aus einer alten Familie in der Normandie. Die Ehe kam wirklich zustande und war glücklich. Frau von Burgsdorf indes konnte die Kränkung, die ihr dieser abenteuerliche Vorgang bereitet hatte, nicht verwinden. Die Partie mit dem normannischen Baron, der vielleicht keiner war, zehrte an ihrem Leben, und sie starb, nachdem sie längst vorher mit Umgehung ihrer Tochter den Sohn dieser Tochter aus erster Ehe, den Freiherrn von Canitz, zum Erben all ihrer Güter, das schöne Blumberg mit eingeschlossen, eingesetzt hatte.

#### Freiherr von Canitz

Und diesem Freiherrn von Canitz wenden wir uns nunmehr ausführlicher zu. Sein Bildnis fehlt zwar an dem breiten Mauerpfeiler, an dem es früher hing, und Großmutter und Enkel, das Lächeln des einen und der herbe Gesichtsausdruck der andern, begegnen sich nicht länger mehr an dieser Stelle; das Totalbild des „Poeten“ aber, seinen Charakter wie seine Erscheinung, hat uns eine zeit-

\* es koste, was es wolle.

genössische Feder aufbewahrt, und mit Hilfe dieser Aufzeichnungen erneuern wir auf Momente das Bild und führen es an des Lesers Auge vorüber.

„Caniz, der Poet, war von mittlerer, wohlgewachsener Gestalt, in den späteren Jahren etwas untersezt und stark; sein Gesicht voll, offen, wohlgebildet, seine blauen Augen lebhaft, sein Ansehn männlich. Bei einer weißen Haut und freien Stirn hatte er einen freundlichen Mund, der sich nur manchmal eines spöttischen Lächelns nicht erwehren und seine angeborene Neigung zur Satire nicht ganz verbergen konnte.“

So schildert ihn sein Biograph, und dementsprechende Züge mocht auch das Bildnis zeigen, das einst hier hing. Aber an jenem Sonntage des Monats Juni 1699, als er zum letztenmal in diesen Chorstuhl uns unmittelbar zur Rechten eintrat, um andächtiglich der Rede des Geistlichen zu folgen, zuckte kein spöttisches Lächeln mehr um seinen Mund, und die „angeborene Neigung zur Satire“ hatte längst einem Besseren Platz gemacht. Er wußte, daß ein anderes Leben seiner harre, und von Todesgewißheit erfüllt, hatte er in tiefer Rührung zu Spener die Worte gesprochen: „Wenn Gott mich wieder aufrichtet, so will ich dem eitlen Wesen dieser Welt mich ganz entziehen und mich dem widmen, was das Allein-Notwendige ist.“ Caniz wußte, daß er nur noch Wochen zu leben habe (die Ärzte hatten es ihm gesagt, weil er es zu wissen verlangt hatte), und die Textesworte, die eben jetzt gelesen wurden, trafen sein Herz. „Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich; es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit.“ Diese Worte, sagt ich, trafen sein Herz; aber die Bilder des Todes, die vor ihn hintraten, erschreckten ihn nicht. Ruhig folgte er dem Gange der Predigt.

Und nun ist die Predigt vorüber, und an der Sakristeitüre dem Geistlichen freundlich und zustimmend die Hand drückend, schreitet er über die Gräber hinweg und durch das holunderüberwachsene Kirchhofstor dem Herrenhause zu. Der Junimorgen, so frisch und so warm zugleich, läßt ihn aufatmen wie in alter Luft und Fülle des Lebens, und statt in die Kühle des Hauses einzutreten, tritt er in den lachenden Park. Wir schreiten ihm leise nach. An dem Birkenwäldchen vorbei, den erhöhten Kiesweg entlang, der bald die Bindungen des Baches begleitet, bald sie kreuzt und überbrückt, hat er endlich die hochgelegene Lieblingsbank am Rande des Parks

erreicht, die von Buchenzweigen weit überschattet nach vornhin einen Blick gönnt auf Felder und wogendes Korn. Er läßt sich nieder hier und Figuren in den Sand zeichnend, ziehen die wechselnden Bilder seines Lebens an ihm vorüber.

Das sind die sonnigen Tage seiner Jugend. Die Krainischen Alpen liegen hinter ihm, eine kurze Meerfahrt ist überstanden, und um die Spitze des Lido herum biegt er ein in die Lagunenstadt. Welche Welt tut sich vor ihm auf; die Kuppeln und die Türme blinken im Sonnenlicht, und als zöge man hinaus, um festlich einen Fürsten einzuholen, so schwimmt ihm die Meereskönigin auf hundert Barken entgegen. Aber was wie Wunder und Märchen erscheint, ist nur ein glückliches Ohngefähr; die heiteren Reisegötter führen ihn in die Lagunenstadt just am Tage der Meervermählung, wo der Doge samt seinen Senatoren im Buzentaur hinausgleitet, um den Ring, das Zeugnis und die Besiegung des Bundes, in das Meer zu senken.

Die Bilder Venedigs schwinden, aber der Kahn des Traumes führt ihn weiter, jetzt zurück auf die hohe See, jetzt an dem Küstenbogen entlang, der zwischen Sorrent und Neapel sich spannt, und jetzt den Rhein hinunter und jetzt die Themse hinauf, hinauf bis an die Londonbrücke, wo die Barken den Strom sperren, und die hundert Masten der Schiffe seinen Blick bezaubern und verwirren. Die Treppe steigt er hinan, die halb ausgewaschen zum Kai hinaufführt, und das Geräusch der City nimmt ihn auf. Immer wachsenderes Gedränge umwogt ihn hier, und endlich Stand nehmend auf der Hügelkuppe von Ludgate Hill, wo eben die Quadersteine geschnitten werden, aus denen dereinst die neue Paulskirche sich aufrichten soll, sieht er jetzt von einem der hohen Steinblöcke aus die Lord-Mayors-Prozession in altertümlichem Pomp an sich vorüberziehen. Die Themseschiffer in roten Röcken eröffnen den Zug, dann schmettern Pauken und Trompeten, bis endlich aller andre Lärm in dem Jubelgeschrei des Volkes erstickt, denn schwerfällig, aus Eichenholz geschnitzt, schwankt eben die vergoldete Kutsche heran, und der erwählte Cityherrscher grüßt mit gravitätischem Kopfnicken nach rechts und links.

Bereinzelte Kuckucksrufe klingen jetzt leis und wie aus weiter Ferne her herüber und siehe da, der kranke Poet unterbricht sich in seinem Figurenzeichen und horcht auf. Aber wie die Seele gern

wieder anknüpft an das, was ihr lieb geworden, so fällt er alsbald auch in altes Sinnen und Träumen zurück.

Immer lachendere Bilder ziehen herauf. Es ist wieder ein Festzug, eine Prozession, aber diesmal auf heimischem Grund und Boden, und der Gefeierte ist er selbst. Ein Junitag ist's wie heute, nur um so viel heiterer und schöner, als die Augen damals heller in den Tag hineinsahen; denn neben ihm auf dem breiten Sitze des Wagens, auf dem er eben einfährt in die festgeschmückte, mit Laubgewinden überspannte Dorfgasse, sitzt seine heißgeliebte Braut, seit gestern sein Gemahl. Sie zählt nicht zu den leuchtenden Schönheiten, aber sie hat jenen blendenden Teint, der der Schönheit nahekommt. Ihre blühenden Wangen wurden rosiger von der Fahrt, und das rotblonde Scheitelhaar flattert halb aufgelöst im Winde. Bauern zu Pferd und mit bebändertem Hute folgen dem Zuge, Frauen im Sonntagsstaat stehn in den Türen oder am Heck und heben die Kinder in die Höh, die Störche klappern auf allen Dächern, als hätten sie mitzureden bei solchem Einzug, und die Feldlerchen begleiten von draußen her den Zug und erzählen sich hoch oben von dem Glück, das sie drunten gesehn.

Und ein volles Glück war es, das sie sahn, nicht spärlich zugemessen wie sonst wohl. Denn nicht über kurze Tage hin dehnte sich die Zeit der Flitterwochen, und Blumberg, wie es der tägliche Zeuge vollkommener Eintracht und innigsten Zusammenlebens wurde, wurd' auch ein gefeierter Sitz edler Gastfreundschaft, ein Mittelpunkt geistigen Lebens, dichterischen Schaffens, wie damals kein zweiter in Mark Brandenburg zu finden war. Johann von Besser, Eusebius von Brand waren oft und gern gesehene Gäste, und von hier aus ergingen an den vielbewährten Jugendfreund und Studiengenossen unsres Poeten, an den Kirchenrat Zapfe in Zeitz, oft wiederholte Einladungen, „das Harfenspiel aufs neu von der Wand zu nehmen und das Hoflager in Blumberg zu beziehen“. Briefe wurden mit einer gewissen Regelmäßigkeit gewechselt, und als die Schilderungen ehelichen Glücks, die Caniz regelmäßig mit einem „Nun gehe hin und tue desgleichen“ zu schließen pflegte, endlich ihren Einfluß geübt und den ehrbaren Magister und Kirchenrat auch an den Altar geführt hatten, da ging von Blumberg ein Gratulationsbrief folgenden Inhalts nach Zeitz: „Deine Heirath und die Art derselben gefällt mir sehr wohl; weil Du mir aber Dein



Sach' ohne sonderliche Umstände schlechthin berichtet hast, so will auch ich Dir in Kürze nur, aber doch immer von Herzen, Glück und Vergnügen wünschen, und daß Deine Liebste, wo nicht ein fruchtbarer Weinstock, so doch ein immergrüner Tannenbaum sei, dem es an Zapfen niemals fehlen möge."

So gingen die Tage. Ein volles Glück war es, ein Glück über Jahre hin und doch zu kurz für das beneidete Paar, das in seltnem Gleichklang zusammenstimmte. Der alte Neider Tod trat zwischen sie, mitleidslos und unerbittlich, und in Erinnerung an jene Tage schwindet ihm jetzt der heitre Traum, und trübe Bilder ziehen in seiner Seele herauf. An dem Lager einer Sterbenden kniet er. „Daß du bleiben könntest!“ klingt es bittend von seinen Lippen; sie aber schüttelt den Kopf und spricht: „Du bist so oft von mir gegangen, nun geh' ich von dir; sieh, ich schlafe schon.“ Und danach entschlief sie wirklich, ohne Zucken und ohne Schmerz.

Das einförmige Rufen des Kuckucks klang lauter und näher jetzt, und Canitz richtete sich auf, als wollt' er die Rufe zählen. Da schwieg der Kuckuck. Ein wehmütiges Lächeln umspielte seine Lippe; dann schritt er durch die Gänge des Parks in das Herrenhaus und seine Stille zurück.

Das war am letzten Junisonntage 1699. Am 11. August desselben Jahres begegnen wir ihm noch einmal. Seine Kräfte waren schwächer geworden, und das heitere Poetenherz, das einst mit tausend Wünschen an das Leben gekettet war, es hatte nur noch einen Wunsch: zu sterben, wie die teure Heimgegangene vor ihm gestorben war. Und dieser letzte Wunsch ward ihm erfüllt. Am frühen Morgen des genannten Tages stand er auf, ließ sich völlig ankleiden und trat an das Fenster, das er öffnete, um frische Luft zu schöpfen. Die Sonne ging eben auf, und mit freudigem Staunen genoß er ihrer Pracht. Als er eine Weile hineingeblickt, rief er mit erhobener Stimme: „Wie schön ist heut' der Himmel“ und sank von einem Schlagfluß getroffen tot zur Erde.

So starb „Canitz, der Poet“. Schon am Tage darauf wurd' er in der Marienkirche beigesetzt. Eine Woche später hielt ihm Spener in der Nikolaikirche die Gedächtnispredigt; den Inhalt seines Lebens aber stellen wir zu folgender Grabschrift zusammen:

„Friedrich Rudolf von Canitz, Sr. churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg wohlbestallter Geheime-Rath und Staatsmini-

ster, geb. zu Berlin (nach anderen zu Lindenberg bei Berlin) den 27. November 1654, gest. den 11. August 1699, im 45. Jahre seines Alters. Was das Leben erhöht und verschönt, das übte und pflegte er. Er liebte die Kunst und die Menschen; die Freundschaft hielt er hoch, die Treue am höchsten. Er war klug ohne Arg; ein männlicher Sinn, ein kindliches Herz. Er liebte die Welt, aber er empfand ihre Eitelkeit; Glaube und Sehnsucht wuchsen in seinem Herzen und trugen ihn aufwärts<sup>3</sup>."

Ich hab' in vorstehendem den Menschen Caniz als eine liebenswürdige, fein und innerlich angelegte Natur zu schildern versucht; es bleibt noch die Frage übrig nach seiner politischen Bedeutung und nach seinem poetischen Wert. War er ein Staatsmann? War er ein Poet? Das erstere gewiß, das zweite kaum minder.

Die Natur schien ihn für die diplomatische Laufbahn im voraus geschaffen zu haben, und die komplizierten Verwandtschaftsgrade, darin er stand (auch die Mutter seiner Frau war dreimal verheiratet gewesen), hatten von Jugend auf dahin gewirkt, diese seine natürliche Beanlagung auszubilden. Eine uns aufbewahrte Charakteristik seines Wesens zeigt am besten, wie außerordentlich er sich für seine Laufbahn eignete, darin damals ungleich mehr noch als jetzt alles an dem Erkennen und der richtigen Benutzung von Persönlichkeiten gelegen war. „Er war gesprächig, höflich, frei von Eigensinn und Widerspruchsg Geist, für jedermann gefällig und aufmerksam, Fähigkeiten und Neigungen leicht durchschauend, jedem Gegenstande wie jedem Verhältnisse sich leicht bequemen — ein vollkommener Mann von Welt. Seine Rechtschaffenheit, sein Haß gegen Lüge und Zweideutigkeit unterstützten ihn eher, als daß sie sein Auftreten gehemmt, seine Erfolge behindert hätten. Bei großer Leichtigkeit war

<sup>3</sup> Caniz und seine erste Gemahlin Doris von Arnim, deren Grabmäler ich in der obengenannten Marienkirche zu Berlin lange vergeblich suchte, sind nichtsdestoweniger in derselben wirklich beigesetzt worden, aber in dem Köbelschen Erbbegräbnis, dessen ich in dem Kapitel Buch bereits eingehender erwähnt habe. Da dies Erbbegräbnis, in dem laut Stadtrat Kleins Geschichte der Marienkirche die Toten dreier Familien: der Köbels, Cansteins und Caniz beigesetzt wurden, seit etwa vierzig Jahren zugemauert ist, so ist es nicht mehr möglich, die Särge um ihre Inschriften zu befragen. Möglich, daß dieselben, z. B. über den Geburtsort Caniz', einen bestimmten Aufschluß geben würden.

er von vorsichtiger Haltung; er wußte Ernst und Sanftmut zu vereinen, um zu überreden und zu gewinnen. Im Friedenstriften, Vermitteln und Versöhnen besaß er ein einziges Talent.“ Die Inschrift unter dem Bildnis der alten Frau von Burgsdorf hatte also völlig recht, von ihm als von dem „klugen Staatsminister von Canitz“ zu sprechen; aber er suchte, wie schon angedeutet, diese Klugheit nicht in jener Kunst der Täuschung, am wenigsten in jenem Intrigenspiel, das damals an den Höfen blühte. Er kannte dies Spiel und war ihm gewachsen, aber sein redlicher und reiner Sinn lehnte sich gegen diese Kampfesweise auf. Deshalb zog es ihn immer wieder in die Stille und Unabhängigkeit des Landlebens und in einfach natürliche Verhältnisse zurück. „Der Hof“, so schrieb er bald nach dem Tode des Großen Kurfürsten, „hat wenig Reiz für mich, und ich betrachte die Würden und Ämter, die andere so eifrig suchen, nur als ebenso viele Fesseln, die mich am Genusse meiner Freiheit hindern, der Freiheit, die über alle Schätze der Erde geht, und deren echten Wert zu würdigen, den gemeinen Seelen versagt ist.“ Er kannte diesen „echten Wert der Freiheit“ wohl, aber die Verhältnisse gestatteten ihm nicht, sich dieser Freiheit so völlig zu freuen, wie es seinen Wünschen entsprochen hätte. Es geschah, was so oft geschieht, man suchte die Dienste desjenigen, der im Gefühl seines Werts diese Dienste anzubieten verschmähte, und wie oft er auch, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die Erfahrung gemacht haben mochte, „daß andere die goldenen Äpfel auflassen, während er beim heißen Lauf sich abmühte“, so war doch Gehorsam und Nachgiebigkeit in allen jenen Fällen geboten, wo Weigerung den Vorwurf des Undanks oder doch der Gleichgültigkeit gegen die allgemeinen Interessen auf sich geladen hätte. Canitz drängte sich nicht zu Diensten, aber sooft er sie übernahm, zeigte er sich ihnen gewachsen. Leicht und gewissenhaft zugleich ging er an die Lösung empfangener Aufgaben, und die graziöse Hand, mit der er die Fragen berührte, pflegte zugleich eine glückliche Hand zu sein. Fast an allen deutschen Höfen war er eine wohlgekannnte und wohlgelittene Persönlichkeit, und Kaiser Leopold bezeugte ihm vielfach seine Gnade und sein besonderes Wohlwollen.

Canitzens letztes und vielleicht bedeutendstes diplomatisches Auftreten war im Haag, wo damals die Minen gelegt wurden, um den Rijswijker Friedensschluß, der so viele Interessen verletzte und

so viele Gefahren heraufbeschwor, wieder zu sprengen. Canitz zeichnete sich auch hier durch jene Klugheit und feine Besonnenheit aus, die, weil sie geflissentlich leise die Fäden zu schürzen oder zu entwirren sucht, gemeinhin auf den Beifall zu verzichten hat, der so leicht in all jenen Fällen sich einstellt, wo ein Diplomat so undiplomatisch wie möglich den Knoten zerhaut. Das herausfordernde Wort eines Rücksichtslosen, dessen Punktum bereits ein erster Kanonenschuß ist, wird jubelnd aufbewahrt, während die kluge Haltung dessen, der eine heranziehende Gefahr beschwört, gemeinhin unbeachtet bleibt. Alles, was sich vor aller Welt Augen zu einem bestimmten Bilde abrundet, ist immer im Vorteil über das Unplastische, das sich in vertraulichem Rat oder gar in einer bloßen Aktenstückszeile vollzieht, und jener Erich Christoph von Plotho, der zu Regensburg mit jenem berühmt gewordenen: „Was! insinuiieren?“ den kaiserlichen Notar, Dr. April, die Treppe hinunterwarf, hat ein ganzes Duzend Diplomaten in Schatten gestellt<sup>4</sup>. Überall da,

<sup>4</sup> Ich hätte hier statt des von Plothoschen auch ein anderes Beispiel zitieren können, ein Beispiel aus der Canitzschen Zeit und noch dazu ein Vorkommnis, in dem der Spezialfreund unseres Poeten, der schon an anderer Stelle genannte Johann von Besser, die Hauptrolle spielt. Besser war 1686 kurbrandenburgischer Gesandter in London, und es handelte sich nach erfolgtem Tode Karls II. für das ganze diplomatische Korps darum, dem nunmehrigen Könige Jakob II. die Glückwünsche ihrer resp. Höfe zu überreichen. Der alte venezianische Gesandte Bignola verlangte den Vortritt vor Besser; Besser aber verweigerte dies. Man einigte sich endlich dahin, daß der den Vortritt haben solle, der zuerst auf dem Platz erscheinen würde. Der alte Italiener kam früh, aber Besser kam früher; er hatte sich nämlich die Nacht über in eins der königlichen Vorzimmer einschließen lassen, und stand nun bereits da, als Bignola eintrat. Dieser war unklug genug, nach wie vor auf den Vortritt zu bestehen. Besser warnte ihn. Als der Zeremonienmeister die Tür öffnete, sprang Bignola vor, Besser aber, der von großer Körperkraft war, packte im selben Augenblicke den alten Schelm hinten am Hosensbund und schnellte ihn mit geübter Ringerkunst mehrere Schritte hinter sich. Ohne eine Miene zu verziehen, trat er darauf, völlig fest und gesammelt, an die Stufen des Thrones und hielt seine Ansprache. Alles war entzückt, der König nichts weniger als beleidigt, und der spanische Gesandte sagte ruhig zum alten Bignola: „Caro vecchio, avete fatto una grande cacata.“ („Lieber Alter, Ihr habt Euch mächtig in die Sch... gesetzt!“) Der Vorfall machte in ganz Europa Sensation und wurde wie ein neuer Sieg Brandenburgs gefeiert, nicht viel geringer, als sei eine zweite Schlacht von Fehrbellin geschlagen und gewonnen worden.

wo das Wort Friedrichs des Großen gilt: „Mach Er nur, ich stehe mit 200 000 Mann hinter Ihm!“ ist es nicht schwer, dem guten Rufe der Kraft auch den der Klugheit hinzuzufügen, und das Achselzucken, das unsere preussischen Diplomaten in vorbismarckschen Tagen oft hinnehmen mußten, hat in ganz anderen Dingen seinen Grund, als in Mangel an Einsicht und staatsmännischer Bildung.

Caniz' Verdienste als Diplomat sind unbestritten, seine Verdienste als Poet, so sagt' ich schon, sind kaum geringer. Wer auf gut Glück hin und ohne den Vorsatz liebevolleren Eingehens, den Band seiner Dichtungen aufschlägt und in einem, übrigens an Schönheiten keineswegs armen Gedichte folgende Anfangstrophe findet:

Laß, mein beklemmtes Herz, der Regung nur den Zügel,  
 Begeuß mit einer Flut von Tränen diesen Hügel,  
 Weil ihn mein treuster Freund mit seinem Blut benezt,  
 Auf dieser Stelle sank der tapfre Dohna nieder,  
 Hier war sein Kampf und Fall, hier starreten seine Glieder,  
 Als ein verfluchtes Blei die teure Stirn verlegt,  
 Das, eh' der Sonne Rad den andern Morgen brachte,  
 Ihn leider, ach zu bald zu einer Leiche machte<sup>5</sup> —

wer, sag' ich, solche und ähnliche Strophen findet, wird freilich zunächst den Kopf schütteln und seine Ungläubigkeit ausdrücken, daß es mit so zopfigen Alexandrinern irgend etwas auf sich habe. Und in gewissem Sinne mit Recht. Wir dürfen diese Dinge aber nicht mit einem Maßstabe messen, den wir dem gegenwärtigen Stande unserer Literatur entnehmen, sondern müssen uns vielmehr die Frage vorlegen: was waren diese Gedichte in und zu ihrer Zeit? Und zu ihrer Zeit waren sie sehr viel. Wenn ihnen jetzt, wie das gelegentlich geschieht, mit herablassender Miene zugestanden wird, daß sie das Verdienst der gewählten Sprache, der Reinheit und Eleganz hätten, so genügt diese Anerkennung keineswegs; denn es ist das ein Zugeständnis, das so ziemlich allen modernen Dichtern

<sup>5</sup> Der Titel des Gedichtes lautet: „Elegie; letzte Pflicht der Freundschaft, dem sel. Grafen von Dohna auf derjenigen Stelle abgestattet, wo derselbe wenig Wochen zuvor den tödlichen Schuß empfangen hatte.“ (Es geschah dies bei dem berühmten Sturm auf Ofen 1686; die Brandenburger, von den Türken die „Feuermänner“ geheißen, wurden von General von Schönning geführt.)

gemacht werden kann, während unter diesen doch nur wenige sind, die für ihre Zeit das Maß von Bedeutung beanspruchen dürfen, das Canitz für die seinige besitzt. Er war einer von denen, denen die Aufgabe zufiel, uns erst eine Sprache und innerhalb derselben ein Gesetz zu geben. Dies Geschenk, diese Hinterlassenschaft ist nicht hoch genug zu schätzen. Wir stehen auf den Schultern derer, die damals tätig waren, und wenn Canitz auch nicht in die Reihe der epochemachenden, literarischen Reformatoren jener Zeit gehört, die sich, wie namentlich Opitz, für die Gesamtentwicklung deutscher Sprache und Dichtung von nachhaltiger Bedeutung erwiesen haben, so war er doch wenigstens für unsre Mark das, was andre für weitergezogene Kreise waren. Er zeigte zuerst, daß die Mark und die Musen nicht völlige Gegensätze seien.

Aber die Verdienste Canitz' sind keineswegs nur sprachlicher Natur; seine Gedichte haben auch ihren dichterischen Wert. Es ist wahr, daß er das Dichten zum Teil wie andre angenehme Unterhaltung trieb, und er selber nennt es in seinen Briefen „die Kurzweil des Reimens“, aber wir würden ihm doch sehr unrecht tun, wenn wir nach jenen zahlreichen Reimereien, wie sie bei Festspielen, den sogenannten „Wirtschaften“ damals Mode waren, den Wert seiner Dichtung überhaupt abschätzen wollten. Gewiß, er trieb das Dichten wie Tagewerk, aber er trieb es auch, und zwar im besten Sinne, wie man ein poetisches Tagebuch führt, darin er allem zu einem dichterischen Ausdruck verhalf, was der Lauf des Tages brachte. Der Tag brachte vieles, Großes und Kleines, Absonderliches und Alltägliches, und diesen Wechsel zeigen auch seine Dichtungen, aber sie sind einig in dem einen, daß sie, ob groß ob klein, ein Erlebtes widerspiegeln; sie sind nicht Fiktion, sie sind wirklich, sie haben einen realen Inhalt; dieser Inhalt ist nicht immer poetisch, weder in sich, noch in der Art, wie er sich gibt, aber es fehlt auch überall die Gefahr, sich ins Nichts zu verflüchtigen. Der alte Bodmer sagte von diesen Gedichten: „Canitz legete nichts Fremdes in dieselben, was nicht zuvor in seinem Sinn und Herzen gewesen wäre.“ Das ist sehr richtig und der Stempel des Echten, Wahrhaftigen, An-sich-selbst-erfahrenen, auch da noch, wo es sich um bloße Reflexionen handelt, hält schadlos für den fehlenden Hochflug, auch für einen gewissen Mangel an Kraft, Originalität und Tiefe, den wir nicht in Abrede stellen wollen.

Ein einziges Gedicht rührt von ihm her, das an Sprache, Form und namentlich auch an Innerlichkeit alles weit zurückläßt, was er außerdem geschrieben hat, und nicht nur einen relativen, sondern einen vollen und unbedingten poetischen Wert beanspruchen darf. Es ist dies das Gedicht: „An Doris“, oder: „Über den Tod seiner ersten Gemahlin“, wie es in einer älteren Ausgabe genannt wird. Es gilt von diesem Gedicht etwas Ähnliches, wie Schlegel von Bürgers „Leonore“ gesagt hat: „daß es allein schon ausreichen würde, den Namen des Dichters der Nachwelt zu überliefern“. Die Zeiten ändern sich freilich, und es wird manchem jetzt pedantisch erscheinen, siebenundzwanzig Trauerstrophen, noch dazu die Arbeit von Jahren, auf den Tod einer hingeschiedenen, geliebten Frau gedichtet zu sehn. Aber das Lächeln über die altfränkische Mode ist unberechtigt. Es ist mit einem solchen Gedicht wie mit einem Bildhauer, der seine Frau verliert und ihr ein Monument errichten will. Er hat sie selbst am besten gekannt, trägt ihr Bild am treuesten im Herzen und geht freudig und gutes Mutes an die Arbeit. Die Arbeit ist mühevoll und kostet ihm Zeit, aber endlich hat er's erreicht, und niemand tritt jetzt heran und wundert sich, daß er Jahre gebraucht hat zu einer Schöpfung der Pietät und Liebe. So muß man auch eine solche „Trauerode“ auffassen, die damals gemeißelt wurde wie in Stein. Wir gestatten jetzt nur noch eine hingeworfene Skizze, einen lyrischen Ausruf als Ausdruck des Gefühls. Aber beides kann nebeneinander bestehen, jedes ist eine berechtigte Art, und es ist einfach falsch zu sagen, die alten Poeten von damals, weil sie weder in Desperation noch in Melancholie dichteten, hätten überhaupt nichts empfunden. Man lese die Dinge ohne Vorurteil, und man wird an der Wirkung auf das eigene Herz wahrnehmen, daß ein Herz in diesen zopfigen Strophen schlägt.

## Werneuchen

Wenn vor des Pfarrhofs kleinen Zellen  
Nun bald die Lindenknospen schwellen,  
Wenn Vögel in den Ahornbeden  
Die weißen Eierchen verstecken,  
Dann kommst du, unsres Glückes froh  
Im Hute von geflochtenem Stroh,  
Zu atmen hier voll Weilkenduft  
Werneuchens reine Frühlingsluft.

Schmidt von Werneuchen

Inmitten des Barnim, halben Wegs zwischen Berlin und Eberswalde, liegt das Städtchen Werneuchen. Ich sage Städtchen, um dem Lokalpatriotismus einzelner seiner Bewohner nicht zu nahe zu treten, die das Beiwort „Stadt“ für ironische Übertreibung und die Bezeichnung „Flecken“ als Mangel an Respekt ansehen möchten. Ich hüte mich weislich vor jeder Parteiergreifung und verweigere nicht minder an dem über die Herstammung des Wortes „Werneuchen“ ausgebrochenen Kampfe teilzunehmen. Alles was an Erbitterung auf dem Felde der vergleichenden Sprachforschung nur jemals zutage getreten ist, ist auch hier wieder sichtbar geworden, und die Partei „Bernau“, wiewohl mehrmals geschlagen, steht der Partei „Warnow“ immer noch voll ungebrochenen Mutes gegenüber. Werneuchen ist Kleinbernau sagen die einen und beduzieren etwa wie folgt: Kleinbernau = Bernäuchen und Bernäuchen = Werneuchen. Mitnichten, erwidern die andern; Werneuchen ist Kleinwarnow, Kleinwarnow = Warnowichen und Warnowichen = Werneuchen.

Werneuchen gehörte wie Zossen, Trebbin, Baruth u. a. m. zu jenen bevorzugten Orten, die sich ohne besonderes Verdienst in jener kurzen Epoche, die zwischen dem Sandweg und dem Schienenweg lag, und die man das Chaussee-Interregnum nennen könnte, zu einer gewissen Reputation emporarbeiteten. Und vielleicht wurde dies Grund und Ursach, daß man, als das eherne Zeitalter der Eisenbahnen wirklich anbrach, den Ruin Werneuchens für gekommen hielt und vor seiner Zukunft (denn die Bahn nahm eine andere Richtung) erzitterte. Man hatte sich daran gewöhnt, Werneuchen und Passagierstube für identisch anzusehen; nun beseitigte man diese mit einem Federstrich, und die Frage trat bang an jedes



Herz: „Was bleibt noch übrig? Was wird?“ Aber die Dinge kamen anders, als man gedacht hatte; die Furcht war wie immer schlimmer gewesen als die Sache selbst, und Werneuchen blieb im wesentlichen, was es vorher gewesen war. Die Fruchtbarkeit der Acker, und der Fleiß der Bewohner deckten alsbald das Defizit, wenn überhaupt ein solches entstand, und der freundlichen Häuschen mit Ziegeldach und grünen Jalousien wurden nicht weniger sondern mehr.

In der That, Werneuchen gewährt den Anblick eines sauberen und an Wohlhabenheit immer wachsenden Städtchens. Aber es ist doch nicht das heutige Kleinwarnow oder Kleinbernau, wohin ich den Leser zu führen gedenke, vielmehr gehen wir um siebzig Jahr in seiner Geschichte zurück und rüsten uns zu einem Besuch in dem alten Werneuchen, wie es zu Anfang dieses Jahrhunderts war.

Auch damals war es ein freundlicher Ort, aber die Chaussee, die noch gar nicht vorhanden oder doch erst im Bau begriffen war, hatte noch nicht Zeit gehabt, die Fensterladen mit dem roten Anstrich und den eingeschnittenen Herzen zu verdrängen, und die Strohdächer mit ihrem Storchennest und ihren schiefstehenden Schornsteinen überhoben den Besucher — trotz der zwei Bürgermeister, die Werneuchen damals hatte — der jetzt so heikel gewordenen Frage von „Dorf oder Stadt“. Keine Schützengilde paradierte zu jener Zeit mit Sang und Klang durch die Straßen, und wenn draußen in Wald oder Feld ein Schuß fiel, so wußte man, daß es die Büchse des Försters sei, der am Gamengrunde, hart an der Stelle, wo der Weg nach Freienwalde hin abzweigt, sein unter Tannen geborgenes Häuschen hatte.

Keine Schützengilde gab es, auch keinen Veteranenverein, aber etwas anderes, eine Kuriosität, ein Restchen Mittelalter und Femgericht, das sich aus unvordenklicher Zeit allen Einflüssen des nivellierenden achtzehnten Jahrhunderts zum Troß an diesem stillen Ort erhalten hatte. Dies Femgericht im kleinen war die sogenannte „Bröh“. Zu festgesetzten Zeiten, aber immer nur im Sommer, versammelten sich die Bürger-Bauern auf einem von alten Linden überschatteten Platze, der ziemlich in der Mitte zwischen dem Pfarrhaus und der Kirchhofsmauer gelegen war. Unter den Bäumen dieses Platzes, nach der Kirchhofsseite hin, lagen vier abgeplattete Feldsteine, die man durch aufgelegte Bretter in ebenso viele Bänke verwandelte, wenn eine „Bröh“ abgehalten werden sollte.

Was in alten Zeiten in diesen Geschwornengerichten besprochen und bestimmt ward, ob jemals ein Werneuchener Bürger-Bauer das bekannte Messer in den Baum am Kreuzweg gehohrt oder nicht, wird wohl nie mehr zur Kunde der Nachwelt gelangen, unsere Kenntnis über die Sitzungen der Werneuchener „Wröh“ datiert erst aus den unromantischen Zeiten des Allgemeinen Landrechts, wo ganz Werneuchen und natürlich auch die „Wröh“ unter die stille Superintendenz eines Magistrats und der schon vorerwähnten Doppel-Bürgermeisterei gekommen war. Die Gerichtsbarkeit der „Wröh“ war eine durchaus enge geworden und beschränkte sich darauf, in wöchentlichen oder monatlichen Sitzungen den Schadenersatz festzustellen, den das Vieh des einen Bürgers oder Bauern den Feldern oder sonstigem Besitztum des andern zugesügt hatte. Stimmenmehrheit entschied, und ohne Streit oder weiteren Appell wurden die Dinge geregelt. Die letzten dreißig Jahre haben uns in den „Schiedsgerichten“ etwas Ähnliches wiedergebracht, aber was dieser trefflichen Neuschöpfung im Vergleich zu jener alten fehlt, ist die fremd und mystisch klingende Bezeichnung, und wir begreifen vollkommen den Stolz eines Werneucheners, der von den Zeiten der „Wröh“ spricht, wie ein Lübecker von der Hansa und ihrer Ostseeherrschaft.

Im Sommer 1809 hatte Werneuchen noch seinen Lindenplatz zwischen Pfarrhaus und Kirchhof und, was mehr sagen will, auch noch die vier Feldsteine und seine „Wröh“. Wir kommen aber nicht in heißer Junischwüle von Berlin, um einer Sitzung des letzten Ausläufers der Feme voll Schweigen und Ehrerbietung beizuwohnen, — wir haben ein andres Ziel vor Augen: einen Besuch in der Pfarre.

Dorf Blumberg liegt längst hinter uns und nun auch Seefeld und Löhme, zwei Zwillingisdörfer, die von hüben und drüben ihre völlig gleichen Kirchturmspitzen im Wasser des Lohmesees spiegeln. Aber der Werneuchener Kirchturm neckt uns noch immer, und ermüdet vom langen Marsche halten wir inne, stützen uns nach hinten übergebogen auf unseren Stock und lüften mit der Linken den Hut, um uns die Stirne vom Winde kühlen zu lassen. Da plötzlich ist es, als hörten wir etwas wie Peitschenknall und Pferdeschnaufen, und zurückblickend bemerken wir einen offenen Wagen, der den

Sand des Weges aufwirbelnd in raschem Trab uns folgt. Und im nächsten Augenblicke schon ist er so nahe, daß wir seine Insassen bequemlichst zählen können. Es sind ihrer fünf. Vorne der Kutscher mit zwei blondköpfigen Jungen und dahinter auf dem eigentlichen Sitze des Wagens — der in vier Lederriemen hängt und bei jeder Bewegung hin und her schaukelt — ein wohlgenährtes Ehepaar, allem Anscheine nach zwischen dreißig und vierzig. Die Frau hält einen aufgespannten Regenschirm, den sie mit vielem Geschick à deux mains\* zu gebrauchen weiß, indem sie das rote Dach als Schutz gegen die Sonne, den Griff aber als Krückstock benutzt, um die beiden Jungen in Ordnung zu halten, die des engzugemessenen Raumes halber in beständiger Fehde sind und aller Kontrolle zum Trotz ihren still erbitterten Kampf mit den Ellenbogen fortsetzen. Zwischen der Sitzbank und dem schrägen Hinterteile des Wagenkorbs ist noch ein leerer Raum, und unsere Kenntnis ähnlicher Fuhrwerke läßt uns erraten, daß hier ein Häckselsack oder Futtersack verborgen sein müsse, der schließlich nichts dagegen haben würde, wenn wir uns entschließen, die letzte Viertelmeile des Wegs auf seinem Polster zurückzulegen. Und wirklich wir schwingen uns hinein, und unsere Tarnkappe hervorziehend, unser selbstverständliches und allerwichtigstes Reifeneccessaire, sitzen wir jetzt unbemerkt auf dem Häckselsack und werden zu glücklichen Zeugen all der kleinen Erziehungs- und Unterhaltungszenen, die sich mehr und mehr zu einer gemüthlichen Familientomödie gestalten.

Unmittelbar vor uns, auf einer für unsere Füße freigebliebenen Stelle, liegt ein Spielzeug, jenes mit Glöckchen und Schellen behängte Blechinstrument, das unter dem Namen der „Janitschar“ das Entzücken aller Kinderherzen bildet. Der Raum ist so eng, daß wir's trotz äußerster Vorsicht nicht vermeiden können, die Glöckchen gelegentlich zu berühren, und jedesmal wenn es klingelt und tingelt, drehen sich alle fünf Köpfe nach uns um, in leiser Ahnung, daß es auf dem Häckselsacke nicht ganz richtig sei. Diese Kopfwendungen, die der starken Frau jedesmal äußerst schwer werden, geben uns eine gute Gelegenheit, unsere bis dahin nur von Rücken und Seite her gesehene Reisegesellschaft auch en face kennenzulernen und uns über den Ausdruck des Behagens als eines charakteristischen Familienzuges zu vergewissern. Die beiden Jungen sind unzweifel-

\* mit beiden Händen.

haft Zwillinge; der Mutter, einer hübschen blonden Frau, rollen die Schweißtropfen wie Freudentränen von der Stirn, und ihr Ehegemahl zur Rechten zeigt uns jenes wohlbekannte, aus Würdigkeit und Sonnenbrand zusammengesetzte Gesicht, das alle ländliche Beamte zu haben pflegen, denen der Dienst in der Amts- und Gerichtsstube die Zeit zu Schnepfen- und Entenjagd nicht allzusehr verkürzt. Und so fehlt denn nichts mehr als die namentliche Vorstellung: Amtsaktuarium Bernhard aus Löhme, nebst Frau und Familie, die sich gleich nach Tisch auf den Weg gemacht haben, um dem befreundeten Pfarrhause zu Werneuchen, wo heute Geburtsstag ist, einen Besuch abzustatten.

Die beiden Brauen traben tüchtig weiter, der kleine Streit zwischen dem Ehepaar, ob „Pät Ulrich“ heute neun oder erst acht Jahre geworden sei, ist endlich selbstverständlich zugunsten der Frauenansicht entschieden, und der seit einer Viertelstunde seine Peitsche „Gewehr bei Fuß“ habende Kutscher nimmt sie jetzt wieder in die Hand, um angetan mit allen Abzeichen seiner Würde in Werneuchen einzufahren. Schon holpert und stolpert der Wagen auf dem tiefausgefahrenen Steinpflaster, der Kutscher knallt oder streicht mit bemerkenswerter Eleganz die Stechfliegen von dem Hals der Pferde, das rote Dach des Regenschirms wird eingezogen, und nur einmal noch fährt die Schirmkrücke mit einem energischen „Sitz gerade!“ in den Rücken des linken Jungen. In demselben Augenblick aber, wo der Getroffene zusammenfährt, hält auch der Wagen schon vor der Werneuchener Pfarre.

Von unserm Versteck her haben wir Zeit, das Haus zu mustern. Es ist ein Fachwerkbau mit gelbem Anstrich und kleinen Fenstern, sein einziger Schmuck: der geräumige Vorgiebel und ein paar alte Kastanienbäume, deren hohe Kronen das ganze Haus in Schutz zu nehmen scheinen. Die Haustüre steht offen und gönnt einen Blick auf den kühlen fliesengedeckten Flur; aber niemand erscheint auf ihm, um die Gäste willkommen zu heißen. Die beiden Jungen haben endlich das Terrain rekonnostriert und kommen mit einer barsüßigen alten Frau zurück, die sie hinten im Garten mit Unkrautjäten beschäftigt fanden. In ziemlich dienstlichem Tone poltert der Amtsaktuarium ein paar seiner Fragen heraus; aber bald ergibt sich's, daß die Jätelraue taub ist, und es am geratensten sein dürfte, die Gesamtkosten der Unterhaltung ihr zuzuschreiben. „Alles

ausgeflogen — alles in'n Wald — Ulekens Geburtstag.“ Diese Worte genügen völlig. Unser Amtsaktuarium ist lange genug in dem Werneuchner Pfarrhaus aus und ein gegangen, um zu wissen, wo der Pfarrer seine Lieblingsplätze hat, und der Alten zum Zeichen völligen Eingeweihtseins einen kurzen Gruß zunicke, läßt er im nächsten Augenblicke weiter traben. Als der Wagen etwas heftig anrückt, fall' ich nach hinten über und stoße so stark an den Janitzschar, daß sämtliche Glocken zu klingen anfangen. Aber alles ist bereits in solcher Aufregung, daß niemand mehr darauf achtet, welcher Mittagsspuß da hinten sein Wesen treibt.

Bis zum Samengrund ist eine halbe Stunde. Wir sind eben in den Fahrweg eingebogen, der nach Freienwalde hin abzweigt, und halten alsbald an einem Waldpfade, den wir in seinen Windungen durch das Gehölz hin deutlich verfolgen können. Quellen sickern im Moos. Elfen und anderes Laubholz mischt sich unter die Tannen, und erfrischende Kühle weht uns an.

„Oh, da singen sie schon. Wußt' ich doch, daß wir sie finden würden“ — mit diesen Worten, die fast wie Selbstgratulation klingen, eilt der Amtsaktuar von rechts her auf die linke Seite hinüber, um bei der bevorstehenden Landung seiner Ehehälfte nach Kräften behilflich zu sein. Im Vertrauen auf die Gutgeartetheit der Pferde wird statt des direkten Weges über das linke Borderrad der Umweg über den Deichseltritt gewählt; wir aber, als wir diese Vorkehrungen glücklich getroffen sehn, schwingen uns, die linke Hand auf dem Wagenforbe, mit raschem Ruck in den Fahrweg hinein und eilen der Aktuarfamilie voraus in die Waldestiefe hinein.

Da haben wir sie. Mitten auf einem Rain, den hochstämmige Tannen einschließen, scheinen die Elfen an hellem Nachmittag ihre Spiele zu treiben. Ein Duzend Kinder, groß und klein, und mit allerhand Kränzen im Haar tanzen den Ringelreihen, während inmitten ihres Kreises ein Blondkopf steht und mit seiner Weidenrute hierhin und dorthin zeigt, als wär' es ein Zauberstab. Abwärts davon, in einer Vertiefung unter den Bäumen, qualmt und knistert ein Feuer, an dessen Rande neben anderem Topfwerk eine jener weitbauchigen braunen Kannen steht, die den Namen ihrer schlesischen Vaterstadt ruhmreich über die Welt getragen haben. Dahinter aber, auf einer natürlichen Bank, sitzt Pastor loci\*,

\* der Ortspfarrer.

kenntlich durch Haltung und Sammetkapsel, und reicht seiner neben ihm stehenden jungen Frau die Hand. „Es ist gut so“, scheint seine freundliche Miene zu sagen, und die Glückliche, glücklich in seinem Besitze, neigt sich und küßt ihm die Stirn, auf einen kurzen Augenblick unbekümmert um Kannen und Kinder und um das brodelnde Wasser, das eben zischend in die Flamme fährt. Wir stehen noch im Bann dieser reizenden Szene, da knickt es dicht neben uns im Unterholz, und das rasche, laut-ängstliche Atmen einer Asthmatischen läßt keinen Zweifel darüber, wer im Anzuge sei. Wirklich, ihre Zwillinge voraus, den Ehgemahl mit dem Janitschar unmittelbar hinter sich, ist die Frau Amtsaktuar auf die Waldwiese getreten. Und vor ihrer Erscheinung ist der Zauber entflohen. Der Ringelreihen schweigt, die Werneuchner Dorfjugend hat ihr Elsentum abgestreift, und das gesamte junge Volk stürzt mit Jubelgeschrei den Ankommenden entgegen.

Wir sind nicht Zeugen der Begrüßungsszene, die nun folgt, sehen nicht, wie der reizende Blondkopf, der noch eben auf einem Elsenstumpfe stand, das bewunderte Geschenk aus den Händen seines Paten entgegennimmt, und beteiligen uns noch weniger an „Hirsch und Jäger“ oder gar an dem Wettkampfe, der abschließend zwischen den Horatiern und Kuriatiern von Werneuchen und Löhme zur Aufführung kommt. Wir gönnen den Alten am Feuer ihr Geplauder und den Kindern im Wald ihre Lust und gesellen uns ihnen erst wieder, als sie gegen Abend, unermüdet vom Singen und Springen, ihren Heimmarsch antreten. Halben Weges zwischen dem Gamengrund und Werneuchen begegnen wir ihnen und lassen den phantastischen Zug an uns vorüberziehen. Voran Klein-Ulrich, der Held des Tages. Unmittelbar hinter ihm die Zwillinge, von denen einer auf einem Kaffeetrichter bläst. Und nun der Fahnen-träger, einen Birkenbusch vor sich. Andre folgen mit zinnernen Bechern und blechernen Löffeln — alles in allem ein Bacchuszug aus jenen Regionen, wo das Besingkraut an die Stelle des Weinlaubs tritt.

Neben dem Zuge her mahlt der Löhmer Amtswagen. Unsere stattliche Freundin, die seit dem Abendgange durchs Korn, auf dem sie sich verlobte, nie mehr einen Spaziergang wagte, thront mit dem Ausdruck wachsenden Behagens auf ihrem Wagensitz, und gelegentliche Zurufe, die sich auch jetzt noch auf nicht abzureichende Distanz

der Erziehung ihrer Zwillinge widmen, geben ihr mehr Befriedigung als Verdruß. Eine kurze Strecke hinter dem Zuge folgen die Männer in lebhaftem Gespräch, und der Amtsaktuar, der die Berliner Zeitung hält, rektifiziert die rechte Flügelaufstellung bei Wagram, „ein Fehler, den er dem Erzherzog Karl nie zugetraut hätte“. Neben ihnen her aber, gleich unangefochten durch die Fehler bei Wagram, wie durch die Korrekturen des Amtsaktuars, trottet Boncoeur, aller Liebling und Vertrauter, mit einem so ehrlichen Pudelgesicht, als hab er's jedem einzelnen versprochen, für verlorene Tücher und Schuhbänder mit seiner Person aufkommen zu wollen.

Dämmerung liegt auf der Dorfstraße. Die Spielgefährten schlüpfen rechts und links in Hof und Türe, während unsere Freunde vor der Pfarre halten.

Die Sterne ziehen herauf, und es wird still in Dorf und Haus.

So sah es im Sommer 1809 in Werneuchen aus, allwo der vielgenannte „Pastor Schmidt von Werneuchen“ damals im Amte war. Ich glaubte den Mann, dem diese Darstellung gilt, nicht besser einführen zu können, als durch ein Bild, das ihn uns in Wald und Feld und im Kreise der Seinen zeigt. Eine kindliche Natur, hing sein Herz an dem Stilleben der Familie.

Bevor ich seine Charakteristik versuche, schick' ich eine Zusammenstellung des biographischen Materials voraus, das ich über den äußerlichen Gang seines Lebens erhalten konnte.

Friedrich Wilhelm August Schmidt, genannt Schmidt von Werneuchen, wurde den 23. März (nicht Mai) 1764 in dem reizend gelegenen Dorfe Fahrland<sup>1</sup> bei Potsdam geboren. Sein Vater war Pfarrer daselbst. Von den glücklichen Tagen seiner Kindheit erzählt uns eine seiner gelungensten Idyllen: „An das Dorf Fahrland“:

Ach, ich kenne dich noch, als hätt' ich dich gestern verlassen;  
Kenne das hangende Pfarrhaus noch mit verwittertem Rohrdach,  
Wo die treuste der Mütter die erste Nahrung mir schenkte.

<sup>1</sup> Vgl. „Fahrland“ und „die Fahrlander Chronik“ in Band III der „Wanderungen“. Diese Fahrlandkapitel wurden später geschrieben als das vorstehende Werneuchener und enthalten allerlei Details über die Schmidt von Werneuchenschen Eltern.

Es scheint, daß er den Vater frühzeitig verlor, denn er kam schon um 1775 auf das Schindlersche Waisenhaus nach Berlin, wo der spätere, gleichfalls als Dichter ausgezeichnete Staatsrat Friedrich August von Staegemann, eines Uckermärkischen Predigers Sohn, sein Mitschüler war. Ob er wie dieser auf dem „Grauen Kloster“ oder aber auf einer anderen Schule seine Gymnasialbildung vollendete, konnt' ich nicht ersehen. Etwa um 1785 ging er nach Halle, daselbst Theologie zu studieren. Seine Lage muß um jene Zeit eine ziemlich bedrängte gewesen sein, wie die Anfangszeilen einer poetischen Epistel an seinen Freund Christian Heinrich Schulze, Prediger in Döbritz, vermuten lassen. Diese lauten:

Du mir teuer, seit bei magrer Krume  
Und beim Wasserglas der Freundschaft Band  
Uns umschlungen an der Saale Strand usw.

Anfang der neunziger Jahre scheint er die Stellung als Prediger am Berliner Invalidenhaus erhalten zu haben. In diese Zeit fällt auch seine Verlobung mit seiner geliebten, in vielen Liedern gefeierten Henriette, mit der er dann 1795 die glücklichste Ehe schloß. 1796 erhielt er die Werneuchner Pfarre. Die Jahre vor und kurz nach seiner Verheiratung bilden auch die Epoche seines frischesten poetischen Schaffens. Die Lieder an „Henriette“ gehören selbstverständlich dieser Zeit an, aber auch seine Vorliebe für das Beschreibende zeigte sich schon damals, vor allem der ihn charakterisierende Hang für das Abmalen jener Natur, die ihm vor der Tür lag, die er stündlich um ihre Eigenart befragen konnte. Den Wunsch, seine Werneuchner Pfarre mit einer anderen zu vertauschen, scheint er nie gehabt zu haben. Sein Wesen war Genügsamkeit, Zufriedenheit mit dem Lose, das ihm gefallen. Eine Reihe von Kindern ward ihm geboren; sie waren der Sonnenschein des Hauses. Den jüngsten Knaben, Ulrich, verlor er frühzeitig; kurz vorher oder nachher starb auch die Mutter. Mit ihr begrub er die Freudigkeit seines Herzens. Eine Reihe von Liedern verrät uns, wie tief er ihren Tod beklagte. Später vermählte er sich zum zweiten Male. Seine zweite Gattin überlebte ihn und errichtete ihm das Denkmal, ein gußeisernes Kreuz, auf dem Werneuchner Kirchhof, das von einem schlichten Holzgitter eingefast folgende Inschrift trägt: „F. W. A. Schmidt,



Prediger zu Werneuchen und Freudenberg, geb. den 23. März 1764, gest. den 26. April 1838.“ Rückseite: „Ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.“ Ihm zur Seite ruhen unter überwachsenen Efeu-  
hügeln seine erste Gattin (Henriette) und sein Lieblingssohn Ulrich.

Diesen kurzen biographischen Notizen lass' ich eine Reihe mir zugegangener kleiner Mitteilungen folgen, ohne weitere Zutat von meiner Seite.

Den Pfarracker hatte er verpachtet, weil er, wie er sagte, nicht „verbauern“ wollte. Aber wenn er auch seine Ehre und seine Aufgabe darin setzte, nicht selbst ein Bauer zu werden, so liebte er doch die Landleute sehr und sprach gern und eingehend mit ihnen. Die Landwirtschaft als ein Großes und Ganzes hatte er beiseit' getan, aber sein Garten war seine beständige Freude. Er hätte ohne diese tägliche Berührung mit dem Leben der Natur nicht sein können.

Der Garten lag unmittelbar hinter dem Hause, rechts von der Kirchhofsmauer über die die Grabsteine hinwegragten, links von Nachbargärten eingefast; nach hinten zu ging der Blick ins Feld. Schneeball- und Holunderbosketts empfingen den Besucher, der aus der geräumigen Küche mit ihren blankgeschuerten Kesseln in den unmittelbar dahintergelegenen Garten eintrat. Die besondere Sehenswürdigkeit darin war ein alter Birnbaum, der noch jetzt existiert und schon damals als einer der ältesten in den brandenburgischen Marken galt; der größte Schmuck des Gartens aber waren seine vier Lauben. Drei davon, die dem Hause zunächst lagen, waren Gliederlauben, in denen je nach der Tageszeit und dem Stand der Sonne der Besuch empfangen und der Kaffee getrunken wurde, die vierte dagegen, die mehr eine hohe, kreisrunde Blühdornhecke als eine eigentliche Laube war, erhob sich auf einer kleinen Anhöhe am äußersten Ende des Gartens und führte den Namen „Sieh-dich-um“. In diese Hecke waren kleine Fensteröffnungen eingeschnitten, die nun, je nachdem man seine Wahl traf, die reizendsten Aussichten auf Kirchhof, Gärten oder blühende Felder gestatteten. Rote und weiße Rosen fasten überall die Steige ein, eine der Lauben aber, und zwar die, die sich an die Kirchhofsmauer lehnte, führte deutungsreich den Namen „Henriettens Ruh“.

In diesem Garten arbeiten war unseres Freundes Lust. Mit einer Art von Befriedigung pflegte er sich aufzurichten und seinem

Sohne zürufen: „Heut tut mir der Rücken weh vom Bücken.“ Hühner und Sperlinge vom Garten abzuhalten, war die stets gern erfüllte Pflicht der Kinder.

Der Sommer war schön, aber der schönste Monat des Jahres war doch der Dezember. „Das Weihnachtsgefühl, die hohe Vorfreude des Festes in uns zu wecken“, so schrieb mir der Sohn, „verstand er vortrefflich. Er tat es in lockender, die Einbildungskraft anregender Weise, teils durch Töne von Kinderinstrumenten, teils durch Proben von Weihnachtsgebäck, welches von bepelzter Hand durch die knapp geöffnete und im Hui wieder geschlossene Tür in die Kinderstube geworfen wurde. Ließ einmal Knecht Ruprecht gar nichts von sich hören und sehen, so baten wir singend an der hoffnungsreichen Pforte um sein Erscheinen und seine Gaben. Waren wir artig gewesen, so gewährte er; andernfalls prasselten Nußschalen oder faule Äpfel durch die Türöffnung herein.“ Den Jubel am Heiligen Abend hat er in einem seiner populärsten Gedichte selbst beschrieben:

Nußknacker steh'n mit dickem Kopf  
Bei Jud' und Schornsteinfeger;  
Hier hängt ein Schrank mit Kell' und Topf,  
Dort hegt den Hirsch der Jäger.  
Hier ruft ein Kuckuck, horch!  
Und dort spaziert ein Storch,  
Mit Äpfeln prangt der Taxusbaum  
Und blinkt von Gold und Silberschaum.  
Zu Pferde paradiert von Blei  
Ein Regiment Soldaten;  
Ein Sansfaçon sitzt frank und frei  
Gekrümmt und münzt Dukaten.  
Und alles schmaust und knarrt,  
Trompet' und Fiedel schnarrt;  
Fern stehn die Alten still erfreut  
Und denken an die alte Zeit.

Das Leben auf der Pfarre war ein ziemlich bewegtes. Mit einigen Predigern in der Umgegend war er von früher her bekannt, und diese besuchte er, wenn er auf geistige Anknüpfungspunkte rechnen konnte — sonst schwerlich. Unter den befreundeten Amts-

brüdern befand sich auch der Propst Glörfeld in dem benachbarten Bernau. Dieser würdige und allgemein hochgeachtete Geistliche hatte einen schönen Tod. Er war ein großer Gartenfreund, wie die meisten Geistlichen in jener geldarmen Zeit, und empfing dann und wann Besuche von Personen, die seinen schönen Garten sehen wollten. Einmal erschien auch eine junge, durchreisende Dame, und als er sich bücken wollte, um ihr eine Rose zu pflücken, sank er tot zwischen die Blumenbeete nieder.

Schmidts Gedichte geben über den Kreis seiner Bekanntschaft die beste Auskunft. Es lag in der Natur seiner Muse, die einen durchaus häuslichen Charakter hatte und das Leben mehr erheitern als auf seine Höhen treiben wollte, daß er Dinge, die sich in Prosa ebensogut hätten sagen lassen, in Versen abmachte. Beispielsweis Einladungen und Gratulationen. So lernen wir denn beim Lesen seiner Dichtungen auch seine Freunde und Bekannte kennen, und zwar aus Näh' und Ferne: Pastor Schulz aus Döberitz im Havelland, Amtsaktuaris Bernhard aus Löhme (unser alter Freund aus dem Gamengrund her), Prediger Dapp in Klein-Schöneberg, Rudolf Agrikola, Frau Oberst von Valentini, Maler Heusinger und andere mehr, meist Personen, die mit mehr oder minder Dringlichkeit aufgefordert werden, der Werneuchner Pfarre, „die im Grunde genommen viel hübscher sei als die Berliner Paläste“, ihren Besuch zu machen. Besonders nah stand ihm der Pastor Ahrendts in dem nur eine Meile entfernten Beyersdorf. Mit diesem hatte er zusammen studiert, beide waren in unmittelbarer Aufeinanderfolge Prediger im Berliner Invalidenhaus gewesen, beide hatten zu Ende des vorigen Jahrhunderts ihre benachbarten Landpfarren erhalten und verblieben darauf bis zu ihrem Tode, nachdem beide kurz vorher ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hatten, Schmidt 1837, Ahrendts 1838.

Unter den gelegentlich Einsprechenden waren auch einzelne Berliner Geistliche von der strengeren Richtung, wie Held und Hennefuß. Er teilte die Ansichten dieser Herren nicht und hatte dessen kein Hehl, war aber in der Art, wie er ernste Gespräche führte, von so feinen und anziehenden Formen, daß die Besuche weit öfter wiederholt wurden, als man hätte mutmaßen sollen. All dieser Zuspruch, weil er ihm geistige Nahrung und Anregung bot, erfreute ihn lebhaft, aber höchst unbequem waren ihm die affektierten Leute

aus der großen Stadt, die sich aus Neugier oder aus Sentimentalität bei ihm blicken ließen, um hinterher von den „hohen Vorzügen des Landlebens“ schwärmen zu können, und eines seiner humoristischen Gedichte, nachdem er diese Zudringlichen zuvor beschrieben, schließt denn auch mit dem Anruf an Fortuna:

Send, o Göttin, naht ein solcher Schwall,  
 Uns zum Schutze Regen her in Bächen!  
 Tümm ein Wetter auf mit Blitz und Knall,  
 Oder laß ein Wagenrad zerbrechen.

Es erinnert dies an ähnliche Niedlichkeiten Mörkes, dessen Humor freilich um vieles mächtiger war.

Unter den klassischen Dichtern war ihm neben Homer, Virgil der liebste; seine Bukolika standen ihm außerordentlich hoch und mögen sein eigenes Dichten beeinflusst haben. Als der größte Dichter aller Zeiten aber erschien ihm Shakespeare, den er mit Passion las, und dessen kühne und erhabene Bilder ihn immer wieder begeisterten.

Die Angriffe, die sein eigenes Dichten erfuhr, machten gar keinen Eindruck auf ihn, ergötzten ihn vielmehr. Es lag wohl darin, daß er eine durch und durch bescheidene Natur und niemals von dem eitlen Vermessen erfüllt war, neben den Heroen jener Zeit auch nur annähernd als ebenbürtig dastehen zu wollen. Er wollte wenig sein, aber daß er dies Wenige auch wirklich war, davon war er fest überzeugt; er hielt den Beweis davon, wenn er auf die Natur hinausblickte, gleichsam in Händen, und diese Überzeugung, die nebensher wissen mochte, daß ein kleines Blättchen vom Lorbeerkrantz ihm früher oder später notwendig zufallen müsse, nahm seinem Auftreten jede Empfindlichkeit. Das bekannte gegen ihn gerichtete Goethesche Spottgedicht:

O wie freut es mich, mein Liebchen,  
 Daß du so natürlich bist,  
 Unsre Mädchen, unsre Bübchen  
 Spielen künftig auf dem Mist,

las er seinen Kindern vor und scherzte darüber mit ihnen. Seine Hochschätzung Goethes wurde durch diesen Angriff in nichts gemin-

bert, und seine Kinder mußten um dieselbe Zeit, als jenes Spottgedicht erschienen war, Goethesche Lieder und Balladen auswendig lernen.

Bis hierher hat uns auch da noch, wo wir aus ihm zitierten, der Mensch beschäftigt; wir wenden uns nun dem Dichter zu. War er ein solcher überhaupt? Gewiß und trotz einer starken prosaischen Beimischung weit mehr, als gemeinhin geglaubt wird. Der Ton, in dem man ihn anerkannte, pflegte dem zu gleichen, in dem in Vor-Claus-Grothschen Tagen von unseren plattdeutschen Dichtern, zumal auch von unserm altmärkischen Landsmann Bornemann gesprochen wurde. In den Dichtungen des einen wie des anderen vermifste man Idealität und ließ um ebendeshalb beide nur als Dichterabarten gelten, als heitere, derbe, humoristische Erzählertalente, die zufällig in Reim statt in Prosa erzählten.

Es liegt darin, auch namentlich in dem Zusammenwerfen Schmidts von Werneuchen mit den plattdeutschen Dichtern der alten Schule, viel Wahres und Richtiges; viel Wahres, in das sich nur insoweit eine gewisse Unbilligkeit gegen unseren Werneuchener Deskriptivpoeten mit einmischte, als er anderer Klänge wie die sind, die zumeist aus ihm zitiert werden, sehr wohl fähig war. Die unbestreitbare Popularität der Zeilen:

Die Tafel ist gedeckt,

Wo nun der Schüsseln Duft die Lebensgeister weckt;

Schweinbraten, ach, nach dir, nach euch, gebackne Pflaumen,

Sehnt sich die Braut schon längst! Ihr glänzen beide Daumen —

ich sage, die Popularität dieser und ähnlicher Zeilen hat unser Dichter mit dem besseren Teil seines Ruhmes bezahlen müssen. Dieser Aufsatz soll kein literarisch-historischer sein, er würde sich sonst die Aufgabe stellen, eine gewisse Verwandtschaft Schmidts von Werneuchen mit der späteren Platenschen und namentlich Freiligrathschen Schule nachzuweisen.

Schmidt von Werneuchen handhabte Vers und Reim mit großer Leichtigkeit und zählte zu den produktivsten Lyrikern jener Epoche. Man muß freilich hinzusetzen, er tat des Guten zuviel. In dem kurz-

zen Zeitraume von sechs Jahren erschien er mit fünf Bänden „Gedichte“ vor dem Publikum, Gedichte, die sich untereinander zum Teil so ähnlich sehen, daß es schwer hält, sie in der Vorstellung voneinander zu trennen. Sie erschienen in folgender Reihenfolge: „Kalender der Musen und Grazien“, 1796; „Gedichte“, erster Band, bei Haude und Spener, 1797; „Gedichte“, zweiter Band, bei Dehmigke jun., 1798; „Romantisch-ländliche Gedichte“, bei Dehmigke jun., 1798; „Almanach der Musen und Grazien“ (Fortsetzung des „Kalenders der Musen und Grazien“), bei Dehmigke jun., 1802. Dies ist alles, was ich aus der Epoche von 1796 bis 1802 von seinen Veröffentlichungen in Händen gehabt habe; doch möchte ich fast bezweifeln, daß die gegebene Aufzählung die Gesamtheit seiner damaligen Produktion umfaßt. Die Kluft zwischen 1798 und 1802 ist zu weit. Nach dem Jahre 1802 scheint er sein Harfenspiel an die Wand gehängt zu haben; nur aus dem Jahre 1815 begegnen wir noch schließlich einem schmalen Büchelchen, das den Titel „Neueste Gedichte“ führt und in zwei Sonettenkränzen, eine Form, in der er sich auch früher schon versuchte, den Tod seiner ersten Gattin Henriette und das frühe Hinscheiden seines Lieblingssohnes Ulrich beklagt. Ich erwähnte dieser Lieder schon weiter oben.

Sehen wir von dem Jahrgange des Erscheinens ab, und betrachten wir seine Dichtung als ein Ganzes, das wir nicht äußerlich nach Namen und Datum, sondern nach seinem inneren Gehalt zu teilen und zu trennen haben, so ergeben sich drei Hauptgruppen: Sonette, Balladen und Naturbeschreibungen, letztere vom kurzen Lied an bis zum ausgeführten Idyll.

Über die erste und zweite Gruppe (Sonette und Balladen) gehen wir so schnell wie möglich hinweg. Er hatte weder von dem einen noch von dem andern auch nur eine Ahnung, und während ihm im Sonett, all seiner Reingewandtheit unerachtet, alle Grazie der Form und des Gedankens fehlte, suchte er — die schwächeren und schwächsten Sachen Bürgers zum Vorbild nehmend — das Wesen der Ballade teils im Mordhaft-Schauerlichen, teils in einem Gespensterapparate, der schon deshalb niemanden in Schrecken setzen konnte, weil er selber keinen Augenblick an das wirkliche Lebendigkeit dieser seiner Figuren glaubte. So kam es, daß er in dieser Dichtungsart beständig den bekannten einen Schritt vom Erha-

benen zum Lächerlichen tat und uns statt erschütternder Gestalten bloße Karikaturen vorführte. Um wenigstens eine Belagsstelle für dies mein Urteil zu zitieren, laß ich hier die erste Strophe der Spukballade „Graf Königsmarck und sein Verwalter“ folgen:

Graf Königsmarck hatt' irgendwo  
In Sachsen an der Saale  
Ein Gut, wohin er gern entfloh  
Der höfischen Kabale.  
Die Wirtschaft dort besorgt ein treuer  
Verständiger und frommer Meier.

Dies genüge. Dieselbe Ballade weist übrigens viel schlimmere Strophen auf. Keine Dichtungsart vielleicht kann die Verwechslung von Einfach-Natürlichem mit Hausbacken-Profaischem so wenig ertragen wie die Ballade.

Schmidt von Werneuchen war kein Sonettist und noch weniger ein Minstrel, der es verstanden hätte, bei den Festmahlen alter Häuptlinge die heroischen Sagen des Clans zu singen, aber er war ein Naturbeobachter und Naturbeschreiber trotz einem. Nicht die Geynersche Idylle war seine Stärke; bei den Niederländern schien er in die Schule gegangen zu sein, und wenn Friedrich Wilhelm I. einmal ausrufen durfte: „Ich hab' ein treuholländisch Herz“, so durfte Schmidt von Werneuchen sagen: „Ich hab' ein gutholländisch Aug'.“ Und wirklich, jetzt, wo man es liebt, die Künstler dadurch zu charakterisieren, daß man sie mit hervorragenden Erscheinungen einer verwandten Kunst vergleicht, möcht' es gestattet sein, Schmidt von Werneuchen einen märkischen Adrian von Ostade zu nennen. Beide haben in „Bauernhochzeiten“ exzelliert.

Aber diese „Bauernhochzeiten“ unsers märkischen Poeten waren doch der Gesamtheit seines Schaffens gegenüber nur die Staffage; er konnte ein Genremaler sein, wenn ihm der Sinn danach stand, vor allem indes war er ein Landschaftler, oft freilich nur ein grober Realist, der die Natur rein äußerlich abschrieb, oft aber auch ein feinsühligler Künstler, der sich auf die leisesten landschaftlichen Stimmungen, auf den Ton und alle seine Nuancen verstand. Er war nicht immer der gereimte Prosaiker, der mit Freud und Begehagen niederschreiben konnte:

Die Küchlein ziepen;  
 Nestvögel piepen  
 Im Fliedergrün,  
 Und Frauen zieh'n  
 Mit Milch in Kiepen  
 Barfüßig hin  
 Zur Städterin —

er konnte sich auch sehr wesentlich über diese Spielereien, über dies rein äußerlich Beschreibende erheben, und trotz eines leisen Anklangs an Bürgers „Pfarrerstochter zu Taubenhayn“ zähl' ich doch beispielsweise folgende Strophe zu den gelungensten Schilderungen einer herbstlichen Landschaftsstimmung:

Es fauste der Herbstwind durch Felder und Busch,  
 Der Regen die Blätter vom Schlehdorn wusch,  
 Es flohen die Schwalben von dannen,  
 Es zogen die Störche weit über das Meer,  
 Da ward es im Lande öd und leer,  
 Und die traurigen Tage begannen.

Am vorzüglichsten war er da, wo er in klassischer Einfachheit und in nie zu bekrittelnder Echtheit die märkische Natur beschrieb und den Ton schlichter Gemütlichkeit traf, ohne in Trivialität oder Sentimentalität zu verfallen. Unter seinen früheren Sachen finden sich nicht wenige, die diesen Charakter tragen, und wer sich der Arbeit unterziehen wollte, die Spreu vom Weizen zu sondern, der würd' imstande sein, dem Publikum ein Büchelschen zu bieten, das die gang und gäben Ansichten über den Dorfspoeten von Berneuchen sehr wesentlich modifizieren würde. Ich gebe nur eine solche Stelle und zwar aus dem schon früher erwähnten Gedichte: „An das Dorf Fahrland“, jenes Dorf in dem er geboren war.

Ach, ich kenne dich noch, als hätt' ich dich gestern verlassen,  
 Kenne das hangende Pfarrhaus noch mit verwittertem Rohrdach,  
 Kenne die Balken des Giebels, wo längst der Regen den Kalk schon  
 Losgewaschen, die Tür mit großen Nägeln beschlagen,  
 Kenne das Gärtchen vorn mit dem spitzen Staket, und die Laube  
 Schräg mit Latten benagelt, und rings vom Samen der dicken  
 Ulme des Nachbars umstreut, den gierig die Hühner sich pickten.



Und weiter dann:

Oh, wie warst du so schön, wenn die Fliegen der Stub' im Sep-  
tember

Starben, und rot die Ebreschen am Hause des Jägers sich färbten;  
Wenn die Reiher zur Flucht im einsam schwirrenden Seerohr,  
Ahnend den Sturm, sich versammelten, — wenn er am Gitter der  
Pfarrre

Heulend die braunen Kastanien aus plazenden Schalen zur Erde  
Warf und die schüchternen Krammetsvögel vom Felde zu Busch  
trieb;

Froher alsdann als der Sperling im Dach, dem von hinten die  
Federn

Übers Köpfschen der Sturmwind blies, unterhielt ich so gerne  
In dem roten Kamine die Glut mit knisternden Spänen.

Dies genüge. Wer den Sinn für Naturbeschreibung hat, wird in diesen wenigen Zeilen Züge von ganz ungewöhnlicher Feinheit finden (z. B. die Schilderung des Sperlings in der zweit- und drittletzten Zeile) und nicht länger Lust haben, den Schmidt von Berneuchen zu den bloßen Reimschmiedern zu werfen.

Ubrigens muß er zu seiner Zeit trotz aller Gegnerschaft auch zahlreiche Freunde und Verehrer gehabt haben; selbst die Goetheschen Spottverse, die wohl nicht geschrieben worden wären, wenn nicht der Dichter, gegen den sie sich richteten, einer gewissen Popularität genossen hätte, deuten durch ihr bloßes Vorhandensein darauf hin. Deutlicher spricht dafür die äußere Ausstattung, in der seine Gedichte damals vor das Publikum traten: beneidenswert schöner Druck und die beiden ersten Sammlungen von der Hand Chodowieckis und seiner besten Schüler illustriert. Solche kostspielige Ausstattung wagten die Verleger wohl nur, wo das Ansehen des Poeten, oder wenigstens seine lokale Popularität einen sichern Absatz in Aussicht stellte.

Diese lokale Popularität hatte er zweifellos, und wer das Wesen der Märker, insonderheit auch der Berliner, näher kennt, wird sich darüber nicht wundern. Die Märker lieben es, hinter ironischen Neckereien ihre Liebe zu verstecken, und während sie nicht müde werden über die eigene Heimat, über die „Streuandsbüchse“ und die

fahlen Plateaus, die „nichts als Gegend“ sind, die spöttischsten und übertriebensten Bemerkungen zu machen, horchen sie doch mit innerlicher Befriedigung auf, wenn jemand den Mut hat, für „Sumpf und Sand“ und für die Schönheit des märkischen Föhrenwalds in die Schranken zu treten. Und dies hat Schmidt von Werneuchen ehrlich getan. Er tat es zuerst und tat es immer wieder. Sein ganzes Dichten, Kleines und Großes, Gelungenes und Mißlungenes, einigt sich in dem einen Punkte, daß es überall die Liebe zur Heimat atmet und diese Liebe wecken will.

Und deshalb ein Hoch auf den alten Schmidt von Werneuchen!

## Malchow

### Eine Weihnachtswanderung

Staub wird zu Staub  
Und Ruhm und Name der Zeiten Raub.

Der Deutsche lügt, wenn er höflich ist.

Der Herbst färbte schon die Blätter, und die Störche mochten sich eben auf die Lehmhütten der Fellahs niedergelassen haben, als mir ein gelbes Buch zu Händen kam, das auf seinem Umschlag außer dem zum Licht emporstrebenden Adler der Firma Duncker & Humblot auch noch den Titel führte: „Paul von Fuchs, ein brandenburgisch-preussischer Staatsmann vor zweihundert Jahren. Biographischer Essay von F. v. Salpius.“ Und am Schlusse dieses Buches hieß es nicht dem Wortlaute, wohl aber dem wesentlichen Inhalte nach, wie folgt:

„Am 7. August 1704 verschied Paul von Fuchs, Geheimrat und Statsminister, auf seinem Gute Malchow bei Berlin, das er schon 1684 durch Tausch an sich gebracht, und allwo er ein „artiges Haus“ für sich und seine Familie hergerichtet hatte. Der König pflegte ihn von dem nahegelegenen Niederschönhausen aus häufiger auf diesem seinem Landsitze zu besuchen. Auch an jenem 7. August war ein solcher Besuch beabsichtigt, aber unterwegs schon erfuhren Ihre Majestät den Tod Ihres treuen Dieners. Paul von Fuchs war in seinem vierundsechzigsten Jahre verstorben. Johann Porst, damaligen Pfarrer zu Malchow — später Dompropst und Beichtvater der Königin, bekannt als Herausgeber des Porst'schen Gesangbuches — hielt eine Predigt zum Gedächtnis des Heimgegangenen, darinnen es hieß, daß er „seine dauerhaften Kräfte und beständige Gesundheit zum Heil des Landes und Wohlsein der Kirche aufgeopfert habe“. Bald darauf wurde der Sarg in der Gruft zu Malchow beigesezt und steht ebendasselbst zwischen den Särgen seiner vor ihm gestorbenen Schwiegertochter und seiner zweiten Frau „née de Friedeborn\*“. Das Fuchssche Wappen aber befand sich noch bis 1874 am herrschaftlichen Stuhl der Kirche.

Wer sich auf Urnen und Totenköpfe versteht und überhaupt nur  
\* geborenen von Friedeborn.

ein Aberchen von einem Sammler oder Altertümler in sich hat, begreift, daß diese Notiz eine gewisse Malchow-Sehnsucht in mir wecken und eine „Wanderung“ dahin zu einer bloßen Frage der Zeit machen mußte. Mit dem ersten Maienschein an grünen Saaten vorbei hofft' ich den Ausflug unternehmen und nach „manch verborgenem Schatz“ ausschauen zu können. Aber es war anders beschlossen, und aus einer Wanderung bei Finkenschlag und Apfelblüte wurd' eine Wanderung bei Nordwest und Schneegestöber: Eine Weihnachtswanderung.

Eine Wanderung nach Malchow, so kurz sie ist, gliedert sich nichtsdestoweniger in drei streng geschiedene Teile: Omnibusfahrt bis auf den Alexanderplatz, Pferdebahn bis Weißensee, und per pedes apostolorum\* bis nach Malchow selbst. Und so vollzog es sich auch. Auf dem Alexanderplatz regierten bereits die fliegenden Söhles mit dem „Schäfschen“ und dem „Schaufelmann“, dessen Birnen sich noch gerade so gelb und rot gesprenkelt zeigten wie vor fünfzig Jahren in den Tagen meiner eigenen Kindheit; in dem Pferdebahnwagen aber, in den ich einstieg, war es als wäre der Weihnachtsmann mit oder vor mir eingestiegen und gedenke seinen Einzug in Weißensee zu halten. Alle Plätze voller Kinder mit ihren Schulmappen auf dem Rücken, und hinten und vorn im Wagen, und vor allem obenauf, ganze Büsche von Weihnachtsbäumen. Das war das Vergnügen an der Fahrt, viel vergnüglicher als die Vergnügungslöke, die mit ihren grasgrünen Staketenzäunen halbverschneit am Wege lagen.

Endlich hielten wir am Ende des Dorfes, und der Umspannungsmoment war nun für mich da: Schusters Kappen mußte aus dem Stall. Er war's auch zufrieden, und willig und guter Dinge zog ich „fürbaß“, unangefochten von der Öde der Landschaft. Aus den Schneemassen, die die Felder zu beiden Seiten deckten, wuchsen nur ein paar vertrocknete Grashalme auf und zitterten im Winde, während die Chausseepappeln wie nach oben gekehrte Riesenbesen standen. Aber so trist und öde die Landschaft war, so voller Leben war die große Straße, darauf ich ging, denn in langer Reihe folgten sich die Gespanne, die von den benachbarten Seen her hochaufgetürmte Eismassen zur Stadt fuhren.

\* zu Fuß wie die Apostel.

„Nach Malchow?“ fragt' ich, um mich des Weges zu verge-  
wiffern.

„Joa; 't nächste Döörp.“

Und in der That, nicht lange, so wurd' auch der kurze Laternen-  
turm zwischen den Pappelweiden sichtbar, und unter einem Schlag-  
baume fort, der hier noch aus den Tagen der Hebestellen her sein  
Dasein fristete, hielt ich meinen Einzug.

„Wo wohnt der Lehrer?“

Ein junges Frauenzimmer, an das ich die Frage gerichtet hatte,  
trat mit einer für märkische Verhältnisse bemerkenswerten Rasch-  
heit von der Hauschwelle her auf den Damm und sagte: „Da, das  
rote Haus.“

„Gegenüber der Kirche?“

„Ja.“

Und damit schloß unser Gespräch. Ich dankte für gütigen Be-  
scheid und schritt auf das rote Haus zu, freudig gehoben in meinem  
Gemüt und wie Ibykus „des Gottes voll“. Nicht gerade von Lie-  
dern aber doch von Hoffnungen und Bildern. Ich sah schon die  
verfallene Grufttreppe samt den drei Särgen vor mir und las dem  
alten Minister seine mit ins Grab genommenen Geheimnisse von  
der Stirn herunter. Entdeckungen schossen auf wie die Knospen nach  
einem Frühlingsregen.

Und so stand ich vor maison rouge\*.

„Kann ich den Herrn Kantor sprechen?“

Ich griff absichtlich nach dieser höheren Titulatur.

Ein Hinundherlaufen entstand infolge meiner Frage, zuletzt aber  
erschien ein kleiner Herr mit intelligenten Augen und milzfarbenem  
Leint, um nach meinem Begehr zu fragen.

„Es handelt sich für mich“ hob ich, den Hut ziehend, mit aller  
mir zuständigen Artigkeit an, „um den Staatsminister von Fuchs.  
In der Gruft Ihrer Kirche...“

„Ist zugeschüttet.“

Ich war einen Augenblick defontenanciert, mehr noch durch den  
Ton als durch den Inhalt dieser zwei Donnerworte. Wer aber weiß,  
daß das Menschenherz nicht gerne von Lieblingsvorstellungen läßt  
und nach dem Hinschwinden von Dingen und Ereignissen sich schließ-  
lich auch mit Betrachtung ihres bloßen Schauplatzes zufrieden gibt,

\* dem roten Haus.

der wird es begreiflich finden, daß ich nicht ohne weiteres das Feld zu räumen Lust hatte. Konnt' ich nicht die Gruft haben, so wollt' ich wenigstens die Gruftstelle haben, und so rekolligiert' ich mich und sagte: „Wie schade. Dann bitt' ich Sie, mir wenigstens die Kirche zeigen zu wollen.“

„Ich kann nur wiederholen“, klang es jetzt unter immer sichtbarer werdenden Zeichen von Ungeduld, „daß die Gruft zugeschüttet ist. In der Kirche selbst befindet sich nichts. Ein Besuch würde mithin ohne Resultat für Sie verlaufen. Auch hab' ich Schule.“

„Sie mißverstehen mich. Es liegt mir fern, Sie persönlich inkommodieren zu wollen. Aber ich komme bei Wind und Wetter von Berlin und bitte Sie deshalb, mir durch irgend jemand die Kirchentür aufschließen zu lassen.“

„Durch wen?“

„Vielleicht durch ein Kind oder eine Magd.“

„Hab' ich nicht.“

Und nach dieser Schlußbemerkung zog er sich intelligenter und milzfarbener als vorher in seine Schulstube zurück.

Mein erstes war ein heißes Dankgefühl dafür, zu keiner Zeit, am wenigsten aber in der jetzigen, auf der Malchower Schulbank gesessen zu haben; mein zweites: Haß und Rache. Die ganze Reihe der Schulmeister durchgehend, deren Bekanntschaft ich in Leben oder Dichtung je gemacht hatte, konnt' ich doch keinen finden, der mir — mit alleiniger Ausnahme des *maitre d'école* \* in den „Geheimnissen von Paris“ — gleich verabscheuungswürdig erschienen wäre. Ja, meine Neigung zu generalisieren und vom Einzelfall aufs Ganze zu gehen, ließ mich augenblicks wieder die Frage stellen, ob ein solches, aus bloßem verschrobenem Dünkel hervorgegangenes Benehmen unter andern Völkern überhaupt möglich sei? „Nein“, sagt' ich mir, „unter den Romanen gewiß nicht.“ Aber inmitten all meiner Verwünschungen mußte ich doch plötzlich der Auslassungen eines alle Wechselfälle des Lebens unter die statistisch-philosophische Lupe nehmenden Freundes gedenken, der mir einmal gesagt hatte: „Sehen Sie, Freund, auch in den Zufällen und Unglücksfällen waltet ein Gesetz. So verfolgt' ich beispielsweise die Theaterbrände. Alle fünfzehn Jahre brennt ein großes Theater ab. Nicht öfter, aber auch nicht weniger oft.“ Und nun entsann ich mich des wenigstens für

\* Schulmeister.

mich kaum minder interessanten und kaum minder wichtigen Punktes, gerade fünfzehn Jahre lang immer nur an freundliche Schulhäuser angeklopft zu haben. Was war es denn also groß? Der Ausnahmefall war in sein geheimnisvolles Recht getreten; das Gesetz vollzog sich. Die fünfzehn Jahre waren um, und mein „Theaterbrand“ war da. Das gab mir die gute Laune wieder, und ich beschloß, „in Sachen der Gruft“ einfach an die höhere Instanz des Pfarrhauses zu appellieren.

Wenige Schritte führten mich auf den Hof desselben. Ein kleiner braunhaariger, übrigens ebenfalls intelligent aussehender Spitz, der um meine Stiefelschäfte herumbiß, ließ mich anfänglich in erzitterndem Herzen eine Wiederholung der Schulhauszene fürchten, aber kaum daß ich an dem kleinen, seiner dienstlichen Pflicht etwas zu streng obliegenden Wachtposten vorüber war, als mich auch schon das selten täuschende Gefühl durchdrang, in einen guten und sichern Hafen eingelaufen zu sein. Der Pfarrflur, des nahen Festes halber, war in eine große Plättkammer umgewandelt worden, in der eben die Bügeleisen über breite Gardinenflächen geschäftig hin und her gingen und den Raum mit einem warmen Brausen füllten. Alles wirtschaftlich und wohlthuend, vor allem auch die Temperatur. Ich fragte nach dem Pfarrer und schickte meine Karte hinein. Sehr bald kam Antwort, daß er beim Konfirmandenunterricht sei, mich aber bitten lasse, derweilen in sein Zimmer einzutreten. Und hier war ich denn nun und wartete.

Unter Umständen nichts angenehmer als solche Warteviiertelstunden, in denen man die Geschichte des Hauses oder den Charakter seiner Bewohner von den Wänden liest. Denn nichts spricht deutlicher als Zimmereinrichtungen, und selbst die nichts sagenden und modisch-indifferenten machen keine Ausnahme. Sie weisen dann eben auf nichts sagende und modisch-indifferente Leute hin. In der Studierstube zu Malchow aber war nichts indifferent, und die Grec-Borte der Gardinen, der gotisch geschnitzte Schlüsselkasten mit Bild und Spruch, dazu der über dem Sofa thronende Thorwaldsensche Christus inmitten der abgestuften Schar seiner Jünger, alles stimmte zu den hohen Bücherregalen, auf denen die theologischen und die Fritz Reuterschen Schriften in aller Friedlichkeit beisammenstanden. Und dazu die Kreuzzeitung auf dem Tisch, und ein Luftton, in welchem die Morgenzigarre nachdämmerte. Das

märkische Pfarrhaus in seiner anspruchslosen und doch zugleich von Kunst und Schönheit leise berührten Behaglichkeit hatte nie lebendiger zu mir gesprochen.

Und so sollt' ich's bestätigt finden. Eine halbe Stunde später, und der freundliche Pfarrer und seine noch freundlichere Frau saßen mit mir um den Kaffeetisch, und wieder noch ein Weilchen und jener bekannte Begegnungspunkt war gefunden, wo plötzlich von sieben Seiten her alle Wege zusammenlaufen und man nur noch verwundert ist, sich nicht vorher schon getroffen und die Hände geschüttelt zu haben. Und dazu die tiefere Lebensbetrachtung: „Wie klein ist doch die Welt.“

Ich glaube fast, ich war es selbst, der sich bis zu diesem Saße verstieg, und wer weiß, welche weiteren Stufen der Erkenntnis und Weisheit ich noch erklimmen hätte, wenn nicht der Pfarrer ebenjezt auf die hinter den kahlen Kirschbäumen niedergehende Sonne gedeutet und mich dadurch an den Kirchgang und die v. Fuchssche Familiengruft erinnert hätte. So verabschiedeten wir uns denn bei der Frau Pfarrerin und schlugen einen Nichtweg ein, der uns erst über Gartenbeete, dann über verschneite Gräber fort bis an einen Seiteneingang der Kirche führte. Und nun öffnete sich die Tür, und der Zugwind trieb über unsre Köpfe weg einen breiten Schneestreifen in die Kirche hinein. Ein fahles Rot stand noch in den Scheiben, gerade hell genug, um uns alles rundum erkennen zu lassen. Die Wände zeigten sich frisch getüncht, Orgel und Altar blank, und die Pfeiler mit vielen Bibelsprüchen bedeckt, aber das erste Gefühl, das ich angesichts dieser Herrlichkeit hatte, war doch das einer gewissen Beschämung und einer halben Ausöhnung mit dem maître d'école drüben. „Ihr Besuch würde resultatlos verlaufen“, waren seine gebildeten Worte gewesen, und er schien recht behalten zu sollen.

Es mochte sich etwas von Enttäuschung in meinem Gesichte spiegeln, weshalb der Prediger, als wir den Mittelgang halb hinauf waren, in freundlichstem Tone zu mir sagte: „Hier war die Gruft.“

Ich meinerseits hielt es für angezeigt, dieser Freundlichkeit durch eine gleiche zu begegnen und erwiderte: „Ja, hier muß es gewesen sein. Man kann noch deutlich die neuen Fliesen von den alten unterscheiden.“ Eigentlich aber war es nicht der Fall.

„Und“, fuhr der Prediger fort, „hier war auch das Fuchssche Wappen.“ Und dabei wies er mit dem Zeigefinger auf einen Punkt



in der Luft, etwa vier Fuß hoch über der Brüstung eines niedrigen Chorstuhls. Es hatte durchaus etwas Gespenstisch-visionäres, wie wenn Macbeth den Dolch sieht, und das bestimmt ausgesprochene „hier“ ließ mich auf eine Sekunde ganz ernsthaft nach der Erscheinung suchen. Aber es blieb alles unsichtbar, und ich fröstelte nur noch die Frage heraus: „Dies ist also alles?“

„Ich fürchte, ja. Wenn Sie sich nicht vielleicht für einen Spruch interessieren, den des alten Johann Porsts Nachfolger an die Sakristeitür geschrieben hat.“

„Oh, ich interessiere mich sehr für Sprüche . . .“ Und so las ich denn:

Prinz Markgraff Ludewig  
Stiff't hier zu Gottes Ehren  
Kirch'fenster, Sakristei  
Nebst zweien neuen Chören.  
Gott sei sein Schild, sein Lohn,  
Sein Schutz, sein Eigenthum,  
Er laß es feste stehn  
Zu seinem ewgen Ruhm.

Das Feuer, das aus diesem Spruch auflohte, schien mir unzureichend die Kirchentemperatur zu verbessern, und so schlug ich einen raschen Rückzug an die Herdplätze menschlicher Wohnungen vor. Der Pfarrer schien von demselben Verlangen erfüllt, und ehe fünf Minuten um waren, waren wir wieder daheim und stampften auf der Strohmatten seines Flurs den Schnee von unseren Füßen.

Drinnen brannte jetzt Licht, aus der Nebenküche klangen Kinderstimmen, und vom Flur her hörten wir das Klappern der Plätteisen, wenn neue Bolzen eingeschüttet wurden. An Wand und Decke hin aber huschten die Schatten der draußen an unserem Fenster Vorbeipassierenden. Der Thorwaldsische Christus über dem Sofa schien in dem Widerspiel von Licht und Schatten zu wachsen, und während die Gestalten seiner Jünger mehr und mehr zurücktraten, war es als stünd' er freundlich segnend uns zu Häupten, der gute Hirt einer allerkleinsten Gemeinde. Die Kreuzzeitung war inzwischen sorgfältig zusammengefaltet worden, und statt ihrer lag das Malchower Kirchenbuch auf dem Tisch. Es waren Blätter von 1698

bis 1704, die wir nun überflogen, um vielleicht an der Hand des alten Porst, damaligen Predigers zu Malchow, einen Blick in die von Fuchssche Herrschaft jener Epoche tun zu können. Aus allem ging hervor, daß es der alte Gesangbuchmann mit Predigt und Seelsorge sehr ernst genommen haben mußte, was aber die Fuchsi-ana betraf, so schien uns leider auch diese Quelle versagen zu wollen. Ich beschloß deshalb, auch vor dem Letzten nicht zurückzuschrecken und die Taufregister auf Namen und Titel hin gewissenhaft durchzulesen. Und siehe da, der Mosesstab, der den Quell aus dem Stein weckt, war auf der Stelle gefunden. Es tröpfelte zwar nur, aber die Kühle frischen Wassers labte doch meine Zunge. Sieben Jahre lang hatte Johannes Porst an ebendieser Stelle fungiert und in jedem dieser sieben Jahre siebenmal getauft — auch darin also vollzog sich ein Gesetz. Und als ich nun mit allen neunundvierzig Tausen glücklich durch war, kantt' ich Malchow in seinem damaligen Besitz- und Personalbestande so genau, wie wenn ich ein Katasterbeamter unter König Friedrich I. oder wohl gar der Dorfschulmeister von Anno 1704 gewesen wäre. Denn die Malchower, kluge Leute schon damals, hatten sich in den seltensten Fällen bei der Auswahl ihrer Paten auf sich und ihresgleichen beschränkt, sondern waren immer bestrebt gewesen, in den christlichen Schuß des Herrenhauses, am liebsten und häufigsten in den des Beamten- und Dienstpersonals zu treten. Aus der Reihe der betreffenden Personen aber mögen hier unter Anlehnung an die Taufregister folgende Namen und Titulaturen stehn: „Herr Schlichting ‚Luftgärtner‘; Monsieur Ernst, Lakai bei des Freiherrn von Fuchs Excellenz; Monsieur Abraham Luckold, Koch bei Sr. Excellenz; Monsieur Peter Schulze, Kammerdiener bei Sr. Excellenz; Mademoiselle Johanna Zollikoferin, Kammermädchen bei Madame la Baronne de Fuchs; Jungfer Anna Dorothea Philigin, Mädchen bei der Freifrau von Fuchs; Jungfer Anna Maria Löschin, Mädchen bei der Frau Baronin.“ Alle diese Personen finden sich wiederholentlich. Der eigentlich große Taufakt jener Epoche scheint aber der im Hause des Dorfkrügers gewesen zu sein. Hier begegnen wir allen möglichen „großen Namen“ aus der Zeit von 1698 bis 1704. Und zwar: „Paul Freiherr von Fuchs, Geheimer Etats- und Kriegs-rath; Baron von Hertefeld, Oberforstmeister in Cleve; Johann Paul Freiherr von Fuchs, Hof- und Ravensbergischer Appellationsgerichtsrath; Ma-

dame Louise de Fuchs, née de \* Friedeborn; Madame la Baronne de Hertefeld, née de Bozelar; Madame de Fuchs née Bozelar.“ Nehmen wir noch die sich an anderer Stelle findenden Namen der Frau von Barfus aus dem benachbarten Blankenburg, der Frau Apotheker Zornin aus Berlin und des Christoph Hammer, Leibkutschers bei Seiner Durchlaucht dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg hinzu, so wird es uns unschwer gelingen, ein Bild des Malchower Lebens aus seinen historischen sieben Jahren aufzubauen. Es waren eben Umgangs- und Gesellschaftsformen, auf die genau die Schilderung paßt, die F. v. Salpius in seiner eingangs erwähnten Paul von Fuchsschen Monographie von dem Leben der damaligen regierenden Klassen entworfen hat.

„Man kann“, so schreibt er, „von den brandenburgischen Landen jener Epoche behaupten, daß die Regierenden zu den Besitzenden gehörten, und daß die Besitzenden wiederum in der Regierung saßen. Die Mitglieder des geheimen Rates scheinen durchgängig im Wohlstande gewesen zu sein. Der Wege zu solchem gab es, abgesehen von Geburt und Heirat, verschiedene: Ausstattung mit heimgefallenen Lehngütern seitens des Kurfürsten, sogenannte Donationen; in andern Fällen bedeutender Kriegsgewinn (wie denn beispielsweise dem General von Schöning eine auf 40 000 Taler Lösegeld zu veranschlagende Anzahl gefangener Juden zufiel) und endlich Vereinigung mehrerer Ämter in einer Person. So bezog Fuchs als Oberpostdirektor eine jährliche Zulage zu seinem anderweitigen Gehalt und außerdem den zwanzigsten Teil aller in Berlin aufkommenden Postgelder. Aus ebendiesen Erträgen war es, daß er in den Besitz von Malchow gelangte.“

So F. v. Salpius. Und noch eingehender dann an anderer Stelle: „Der höhere Staatsdienst, und zwar aus den vorangeführten Gründen, war ein mehr lohnender Beruf als jetzt, und die Geheimräte vergaßen über den staatlichen Interessen nicht die ihrigen. Dazu gewährte der Fürsten- und Staatsdienst ein größeres Ansehen als heutzutage, wo der Ehrgeiz auch anderweitig sein Feld der Betätigung findet. Aber mit der Wahrnehmung des eigenen Vorteils ging doch immer zugleich auch die strengste Pflichterfüllung Hand in Hand. Sie lebten, wie der Große Kurfürst selbst, der Überzeugung, daß sie vor allem zur Erhaltung der Machtstellung des Staa-

\* geborene von.

tes das Ihrige beizutragen hätten. Neben diesem Zuge springt vor allem ihre Vielseitigkeit und Findigkeit ins Auge. Dieselbe beruhte zum Teil auf der verhältnismäßigen Einfachheit der damaligen Zustände, nicht minder aber auf ihrer persönlichen Vorbildung, Spannkraft und Beweglichkeit. Die Mitglieder des geheimen Rats hatten schon als Jünglinge auf Reisen mannigfache Kenntnisse gesammelt; im Staatsdienste tummelten sie sich bald hier bald dort, arbeiteten sich bald in dieses, bald in jenes Fach ein. Das bewahrte sie vor jeder geistigen Verkümmern, sie blieben stets frisch und erfreuten sich fast immer eines guten Humors. Hierfür sprechen ihre lebensvollen, mit anschaulichen Bildern durchwobenen amtlichen Berichte und Reden, welche den Charakter der Ursprünglichkeit, oft den der Naivität tragen. Ihren Gemeinsinn bewiesen sie nicht nur durch treue Arbeit, sondern auch als fröhliche Geber. In ihrer Heimat, in der Gemeinde ihres Wohnorts oder Gutes, verwandten sie beträchtliche Summen für gemeinnützige Zwecke. Der Feldmarschall von Sparr baute Kirchen und Türme, schenkte Glasmalereien und Glocken, Derfflinger ließ eine stattliche Dorfkirche aufführen, der ältere Schwerin tat ein gleiches. Joachim Ernst von Grumbkow gründete ein Kloster für zwölf Jungfrauen, der jüngere Jena bestimmte 60 000 Taler für ein Fräuleinstift und ein Hospital. Ähnlich verfuhr auch unser Paul von Fuchs. Er ließ in Malchow ein Predigerwitwen-, sowie ein Armen- und Waisenhaus herstellen.“

Ob diese Stiftungen noch existieren, hab' ich an Ort und Stelle nicht in Erfahrung gebracht.

Der Abend war mittlerweile hereingebrochen, und mein freundlicher Wirt begleitete mich eine gute Strecke, bis die Lichter von Weißensee hell auf meinen Weg fielen. Dann schieden wir, hoffentlich nicht für immer, und abermals anderthalb Stunden später lagen die Schneefelder und die grünen Staketenzäune, la maison rouge und der maitre d'école, das warme Pfarrhaus und die kalte Kirche, die Grec-Borten und das gespenstische Wappen derer von Fuchs — alles traumhaft hinter mir.

Ein entzückender Tag. Die Gruft hatte nichts herausgegeben, aber das Leben hatte bunt und vielgestaltig zu mir gesprochen.

Und das bedeutet das Beste.

## Kienbaum

Ih hatt' als Kind eine Tanne lieb,  
Die groß und einsam übrig blieb  
An flachem Wiesenraume.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch  
In ihren goldnen Panzerröschchen,  
Die Bienen hängen Zweig um Zweig  
Sich an der Edelheide Glöckchen;  
Die Kräuter blühen; der Heideduft  
Steigt in die blaue Sommerluft.

Zh. Storm

Am Ausgange der Liebenberger Heide, zur Linken des Flüsschens Lößknitz, das hier die Grenze zwischen dem Lande Lebus und dem Niederbarnim zieht, liegt das Dorf Kienbaum.

Seinen Namen hat es allgemeiner Annahme nach von einem Kienbaum, der ehemals inmitten des Dorfes stand und bis in die früheste Zeit deutscher Kolonisierung zurückreichte. Man ließ ihn damals bei der Ausrodung der Waldstelle stehen, und während der Baum selber immer neue Jahresringe anlegte, legten sich neue Häuser und Hütten um den ursprünglichen Ansiedlungskern herum. Jahrhundertlang hielt man ihn als Paten, der dem Dorfe den Namen gegeben, in besonderen Ehren, und kaum vierzig Jahre mögen vergangen sein, daß er umgehauen wurde. Das ganze Dorf sträubte sich dagegen, aber die selbstsüchtige Beharrlichkeit des Hofbesizers, auf dessen Grundstück die „Kiehne“ stand, blieb doch Sieger, und so fiel denn schließlich das Wahrzeichen des Dorfes. Einige von den Alten haben mir den Baum noch beschrieben und empfinden es als eine Schuld, daß er nicht mehr existiert. Es war eine alte knorrige Kiefer, eben noch aus der Zeit her, wo man die Bäume nicht schwächlichschlank heranzog, sondern es lieber hatte, sie sich knorrigoriginal entwickeln zu lassen. Der Stamm war nur wenig über mannshoch, aber von mehr als drei Ellen Umfang; dabei lag er schräg, und sein flaches, ineinander geflochtenes Gezweige schuf einen korbartigen grünen Schirm. Im Innern war er hohl, nur die Kienstellen hatten sich gehalten, und als man ihn endlich der Länge nach durchsägte, bildete jede Hälfte eine Art Trog oder Mulde.

Dorf Kienbaum hat sein Wahrzeichen verloren, aber es ist doch immer noch ein interessantes Dorf. Es bewahrt jenes anheimelnde Stück Romantik, das in Abgeschlossenheit und Ode, vor allem aber in einem gewissen Hospizcharakter begründet liegt. All diese Heidedörfer sind wie Bergungsplätze, wie Stationen in der Wildnis und jeder, den sein Weg irgendeinmal an einem nasskalten Spätherbstnachmittag über Wald und Heide geführt hat, wird diesen Zauber an sich selbst empfunden haben.

Es ist im November, der Nebel sprüht, und die Heide, so dünkt dir's, nimmt kein Ende. Ruffeln und Riefeln und dann wieder Ruffeln. Ein jedes Streifen an Baum oder Busch schüttet ein Schauerbad über dich aus, und das nasse, vergilbte Heidekraut, durch das du hindurch mußt, spottet der festesten Sohlen und macht dich frieren bis aufs Mark. Nichts begegnet dir außer einem schiefstehenden Wegweiser, der seine müden Arme schlaff zu Boden hängen läßt, oder eine Krähe, die den Kopf in das nasse Gefieder einzieht und sich trübselig matt besinnt, ob sie auffliegen soll oder nicht. So geht es stundenlang. Endlich lichtet sich's, und du trittst auf eine offene Stelle hinaus, die freilich wenig mehr als hundert Schritt mißt, und hinter der du die dunkle Riefelnwand aufs neue ansteigen siehst. Aber auf dem freien Stückchen Feld, unter Ebereschenbäumen, an denen noch die letzten roten Büschel hängen, steht doch ein Duzend Lehm- und Fachwerkhäuser, um die herum sich ein Sandweg mit tief ausgefahrenem Geleise zieht. Und das erste Haus ist eine Schmiede. Dein fröstelnd Herz sieht wie mit hundert Augen in die sprühende Glut hinein, und das durch die nebelfeuchte Luft gedämpfte Picken und Hämmern klingt märchenhaft-leise zu dir herüber. Ein Gefühl beschleicht dich, als wär' alles ein Wunderland, oder als läge die Insel der Glücklichen vor dir.

Das ist der Zauber eines „Dorfes in der Heide“.

Und solch ein Dorf ist auch Kienbaum. Grund genug, ihm einen kurzen Besuch zu machen. Was uns aber heut und noch um die Sommerzeit diesem Heidedorfe zuführt, das ist nicht die Poesie seiner stillen Häuschen, das ist einfach die Tatsache, daß Dorf Kienbaum vor hundert Jahren oder noch weiter zurück ein Kongressort war, wo die märkischen Bienenzüchter oder doch jedenfalls die Bienenzwirte von Lebus und Barnim zu Beratung ihrer Angelegenheiten zusammenkamen.

Was diesem kleinen Dörflein solche Ehre einbrachte, ist nicht mehr mit Bestimmtheit zu sagen. Wahrscheinlich wirkte verschiedenes zusammen, unter anderm auch wohl seine günstige Lage ziemlich inmitten der Provinz. Gleichviel indes was es war, alljährlich im Monat August oder September kamen hier die „Beutner und Zeidler“ zusammen, und alle Höfe, besonders aber der Schulzenhof (der durch Jahrhunderte hin ein Hauptbienenhof war) öffneten dann gastlich ihre Tore. Darüber, was auf diesem Konvent verhandelt wurde, hört man an Ort und Stelle nur wenig noch, und was man hört, widerspricht sich untereinander. „Ja, wenn die alte Kettlitz noch lebte“ heißt es im Tone halb des Bedauerns und halb der Entschuldigung. Aber die „Kettlitz“ ist bei solchen Anfragen allemal tot.

Stell' ich nachstehend zusammen, was ich mündlich erfahren oder aus Büchern ersehen konnte, so find' ich, daß der Charakter dieses Bienenkonvents im Laufe der Jahrhunderte wechselte. Während es sich in alten Zeiten allem Anscheine nach um ausschließlich geschäftliche Regulierungen handelte, war dieser Konvent unter König Friedrich Wilhelm I. eine halbwissenschaftliche Fachmännerversammlung geworden, auf der man sich Produkte zeigte, Resultate mittheilte und über Verbesserungen in der Bienenzucht nach inzwischen gemachten Erfahrungen beriet.

Dieser totale Wechsel hatte wohl darin seinen Grund, daß zu Beginn des vorigen Jahrhunderts der Honigbau ein freies, nach Wunsch der Regierung von jedem Bauer und Kossäten zu betreibendes Gewerbe geworden war, während er bis dahin als ein Spezialrecht an einem bestimmten Grund und Boden gehaftet und alle Honigbau treibenden Pächter in ein eigentümliches und oft ziemlich kompliziertes Abhängigkeitsverhältnis von dem betreffenden Grundherrn gebracht hatte.

Besprechung und Regelung dieser Zins- und Pachtverhältnisse war es sehr wahrscheinlich, was wie schon angedeutet in früheren Jahrhunderten, in denen man nur die Waldbienenzucht kannte, die märkischen Interessenten in diesem Grenzdorfe zwischen Lebus und Barnim zusammenführte. Neben dem Allgemeinen aber waren es auch wohl die besonderen und allerlokalsten Verhältnisse Kienbaums, die zur Sprache kamen, und mit diesen beschäftigen wir uns hier ausschließlich.

Kienbaum gehörte in alten Zeiten zu Kloster Zinna, später nach der Säkularisation zu Amt Rüdersdorf. Amt Rüdersdorf war also Grundherr. Dieser Grundherr nun, der in andern Dörfern allerlei Viehweide verpachtete, verpachtete dem Bienendorfe Kienbaum allerlei Bienenweide, d. h. einen Wald, auf dem die Bienen der Kienbaumschen Kleinen Leute weiden konnten. Selbstverständlich schloß sich daran auch das Recht, das Resultat dieser Weide, den Honig, auf hergebrachte Weise zu „beuten“. Diese Beutner nun stellten sich allem Anscheine nach an einem bestimmten Tage bei dem Lehnschulzen ein, der als ein Beauftragter des „Amts“ mit ihnen handelte. Sie kündigten oder erneuten ihre Pacht, äußerten ihre Beschwerden (oder nahmen solche entgegen) und bezahlten ihrerseits ihren Zins in Geld und Honig, wogegen das Amt seinerseits die Pflicht hatte, sie mit einem Hammel, einer Tonne Bier und einem Scheffel Brot zu verpflegen. Später wurde der Pachtzins ausschließlich in Geld geleistet, von welcher Zeit an wir von einer auf dem Schulzenhofe befindlichen Kasse sprechen hören. Diese glich einer kleinen oder Filial-Rentamtskasse, deren Erträge von Zeit zu Zeit an das Amt selber abgeführt wurden. Daneben aber scheint sie zugleich auch und vielleicht kaum minder eine Darlehns- und Prämienkasse gewesen zu sein. Wer den besten Honig vorzeigen konnte, der wurde prämiert, und wer die nötigen Garantien bot, der erhielt ein Darlehn, um irgend etwas Neues, von dem man sich Resultate versprach, ins Werk zu setzen.

Das ist alles, was ich aus Mund und Schrift über den Kienbaumer Bienenkonvent in Erfahrung bringen konnte. So wenig es ist, so spricht sich doch Leben, Eifer und ein gewisses Organisations-talent darin aus.

Die Bienenzucht in Kienbaum, darüber scheint kein Zweifel, war von besonderer Vorzüglichkeit, und diese Vorzüglichkeit hinwiederum war das natürliche Resultat einer vorzüglichen Bienenlokalität, d. h. einer andauernden, nie erschöpften Bienenweide. Solche Lokalitäten, wenn man die höchsten Anforderungen stellt, sind nicht eben allzuhäufig, da sich's darum handelt, den Bienen eine blühende Pflanzenwelt zu bieten, aus der sie fast sechs Monate lang unausgeseht ihren Bedarf einsammeln können. Wo der Raps blüht, da ist freilich für den Mai und Juni, und wo die Linden blühen, für den Juli gesorgt; aber erst aus dem Vorhandensein mannigfach-



ster Pflanzen und Bäume, die sich im Blühn untereinander ablösen und vom April bis in den September hinein eine immer wechselnde Bienennahrung bieten, erst aus dem Vorhandensein einer derartigen Vegetation ergibt sich das eigentliche Bienen- und Honigterrain. Ein solches Terrain nun war Kienbaum. Ein quadratmeilengroßer Forst schloß es ein, und durch ebendiesen Forst hin schlängelte sich die zu beiden Seiten von üppigen breiten Wiesenstreifen eingefasste Lößnitz<sup>1</sup>. Unmittelbar das Flüsschen entlang zogen sich Werft und Haselbüsche, die den Bienen im April schon eine bevorzugte Nahrung boten; im Mai dann begannen sommerlang die Wiesen zu blühn, bis endlich von Monat August an die weiten Heidekrautstrecken — gelegentlicher weißer Kleefelder ganz zu geschweigen — eine fast nicht auszunutzende Bezugs- und Nahrungsquelle schufen.

Und wirklich, die daraus resultierenden Erträge waren zuzeiten sehr bedeutend, und das Dorf, das fast aus lauter Seidlern und Beutnern bestand, erfreute sich trotz seiner Ackerarmut einer gewissen Wohlhabenheit. Der Schulzenhof hatte 99 Stöcke und so im Verhältnis bis zum Büdner und Tagelöhner herab. Ein Stock entsprach in guten Jahren einem Eimer Honig, und den Eimer zu zehn Quart gerechnet, hätte der Schulzenhof in guten Jahren 990 Quart Honig gewonnen.

Von dieser Höhe nun ist Kienbaum freilich längst herabgestiegen.

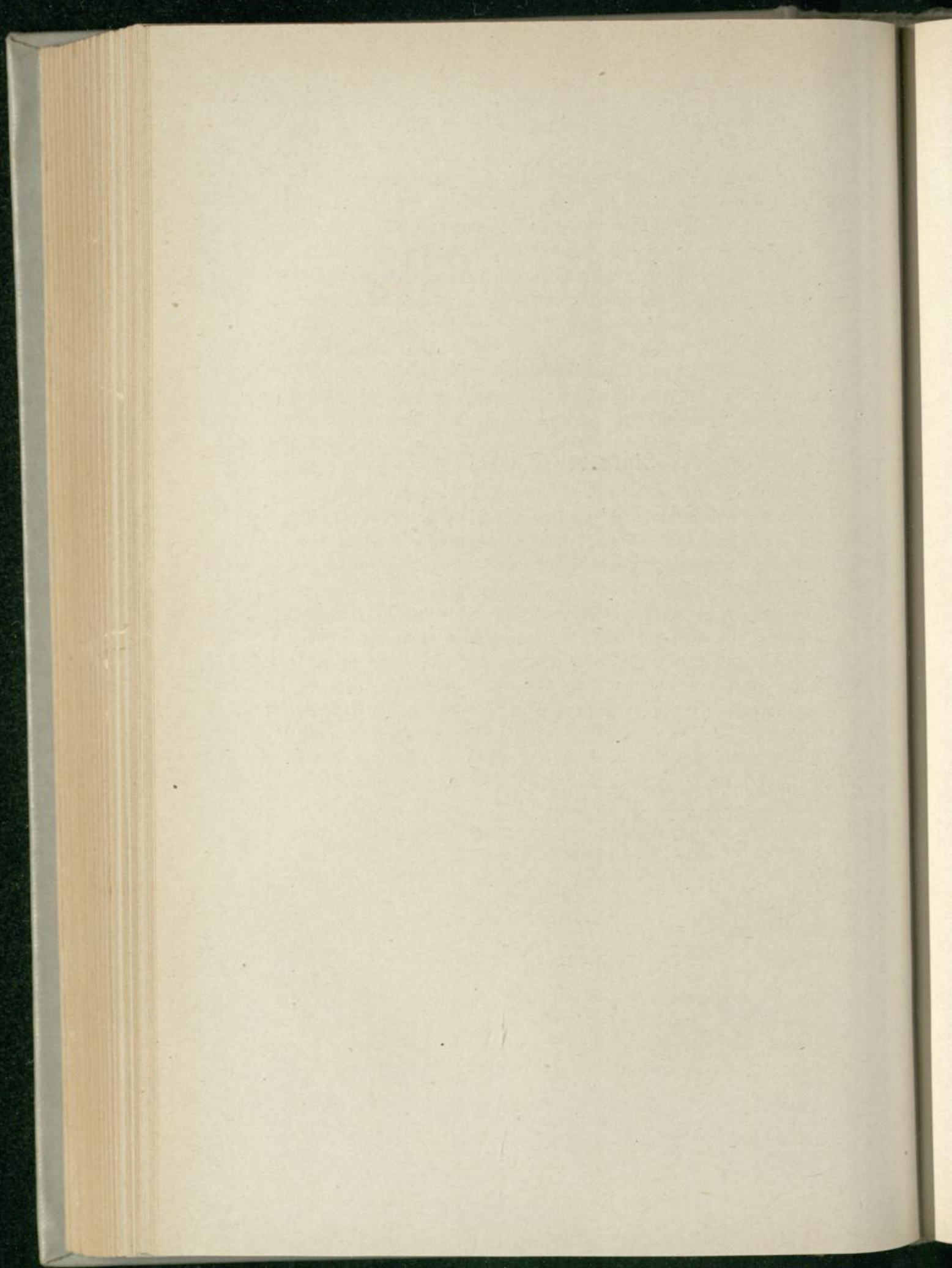
<sup>1</sup> Die Lößnitz ist eines jener vielen Wässerchen in unsrer Mark, die plötzlich aus einem Luch oder See tretend, auf eine kurze Strecke hin einen Parkstreifen durch unser Sand- und Heide-land ziehn. Keines unter all diesen Wässerchen aber ist vielleicht reizvoller und unbekannter zugleich als die Lößnitz, die aus dem Roten Luche kommend in einem der Seen zwischen „Erkner“ und den Müdersdorfer Kalkbergen verschwindet. Immer dieselben Requisiten, gewiß; und doch, wer an dieser Stelle spätnachmittags an der Grenzlinie zwischen Wald und Wiese hinfährt, dem eröffnet sich eine Reihe der anmutigsten Landschaftsbilder. Hier dringt der Wald von beiden Seiten vor und schafft eine Schmälung, dort tritt er zurück, und der schmale Wiesenstreifen wird entweder ein Feld, oder das Flüsschen selber ein Teich, auf dem im Schimmer der untergehenden Sonne die stillen Nymphäen schwimmen. Dann und wann ein rauschendes Wehr, eine Sägemühle, dazwischen Brücken, die den bequemen Wald- und Wiesenweg vom rechten aufs linke und dann wieder vom linken aufs rechte Ufer führen. Selbst die Namen werden poetisch: Altbuchhorst und Liebenberg, Klein-Wall und Gottesbrück und der Werl- und Möllnsee dazwischen. Unmittelbar dahinter aber beginnt wieder die Prosa, und schon die nächste große Wasserfläche heißt „der Dämeritz“.

Der Bienenkonvent tagt nicht mehr inmitten des Dorfs, und der Schulzenhof, der es sonst bis auf 99 Körbe brachte, begnügt sich jetzt mit 9. Der gewonnene Honig hat längst aufgehört, ein Handelsartikel zu sein, und spielt nur noch die Rolle des Surrogats. Er vertritt die Butter, die (beinah mehr noch als der Zucker) in einem armen Sand- und Heidedorfe, das seinen Viehstand schwer über eine Schafherde hinausbringt, begreiflicherweise zu den Luxusartikeln zählt.

Das alte Wahrzeichen Kienbaums ist hin, und seine Bienenherrlichkeit nicht minder, aber an die letzte erinnert noch mancherlei. Die Lokalität ist eben im wesentlichen dieselbe geblieben. Noch steht der Wald, noch blüht das Heidekraut rot über die Heide hin, und noch schlängelt sich die Lößnitz durch üppige Wiesen, deren größte und bunteste bis diesen Tag den Namen der Zeidelwiese führt. Vielleicht, daß auch dies bald anders wird. Aber wenn auch Nam' und Sache ganz hinschwinden sollte, das Dorf in der Heide, das abseits liegt und in seiner Armut niemanden auffordert, es in den großen Verkehr hineinzuziehn, es wird noch auf langhin ein Plätzchen bleiben, dessen still aufsteigender Rauch den über die Heide Wandernden anheimeln, und dessen erstes Mütterchen am Zaun ihn freudig und dankbar empfinden lassen wird:

Wie wohl tut Menschenangesicht  
Mit seiner stillen Wärme.

Links der Spree



## Eine Pfingstfahrt in den Teltow

Es reißt sich schön an einem Pfingstsonnabend in die Welt hinein, es sei wohin es sei. Die Natur lacht und die Menschen auch; die Sonne geht in Strahlen unter, die Rapsfelder blühen, und selbst die Windmühlenflügel schwenken einen grünen Maienbusch in die Luft.

Nixdorf rüstete sich zum Fest. Die Mägde, kurzärmelig und aufgeschürzt, standen auf den Höfen und wuschen und scheuerten; die kupfernen Kessel blinkten wie Gold, und ein paar Kinder, die gerade aus dem Tümpelbade kamen, liefen nackt über den Weg und wirbelten den Staub auf. Der Tümpel blieb ja für ein zweites Bad.

In Rudow schnitten die Jungen Kalmus; über Waltersdorf spannten die Linden ihren Schirm; Kiekebusch aber, als schäm' es sich seines Namens, guckte nicht mehr aus Busch und Heide sondern aus hohen Roggenfeldern hervor.

Und nun Heidereviere; dann wieder freies Feld, bis plötzlich die Höhe, darauf wir fahren, steil abfällt, und ein von Waldungen eingefasstes Kesseltal vor uns liegt, in das wir hinunterrollen. Die Postillone blasen (wir haben drei Beichaisen), einzelne Häuser schimmern hinter Bäumen und Sträuchern hervor; jetzt werden ihrer mehr, die Leute vor den Türen richten sich auf, und die Straßenjugend wirft ihre Mützen in die Luft und schreit hurra. Es ist ein Lärm, der einer Residenz zur Ehre gereichen würde, und doch ist es nur Wusterhausen, in das wir einfahren. Freilich Wusterhausen zu Pfingsten.

### Königswusterhausen

Finstreer Ort und finstere Sinn,  
Nun blühen die Rosen drüber hin.

Wir halten vor einem Gasthose, darin alles reich und großstädtisch ist, und während mir zwei Lichter auf den Tisch gesetzt werden, richt' ich unwillkürlich die Frage an mich: ist dies das=

selbe Buserhausen, von dem wir jene klassische, wenn auch wenig schmeichelhafte Beschreibung haben, die eine der besten Seiten in den Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, der Lieblingschwester Friedrichs des Großen füllt? Laß doch sehen, was die Markgräfin in ihrem berühmten Buche, dem sozusagen „ältesten Fremdenführer von Buserhausen“ erzählt. Und ich las wie folgt:

„Mit unsäglicher Mühe hatte der König an diesem Ort einen Hügel aufführen lassen, der die Aussicht so gut begrenzte, daß man das verzauberte Schloß nicht eher sah, als bis man herabgestiegen war. Dieses sogenannte Palais bestand aus einem sehr kleinen Hauptgebäude, dessen Schönheit durch einen alten Turm erhöht wurde, zu dem hinauf eine hölzerne Wendeltreppe führte. Der Turm selber war ein ehemaliger Diebswinkel, von einer Bande Räuber erbaut, denen dies Schloß früher gehört hatte. Das Gebäude war von einem Erdwall und einem Graben umgeben, dessen schwarzes und fauliges Wasser dem Styre gleich. Drei Brücken verbanden es mit dem Hof in Front des Schlosses, mit dem Garten zur Seite desselben und mit einer gegenüberliegenden Mühle. Der nach vornhin gelegene Hof war durch zwei Flügel flankiert, in denen die Herren von des Königs Gefolge wohnten. Am Eingang in den Schloßhof hielten zwei Bären Wacht, sehr böse Tiere, die auf ihren Hintertagen umherspazierten, weil man ihnen die vorderen abgeschnitten hatte. Mitten im Hofe befand sich ein kleiner Born, aus dem man mit vieler Kunst einen Springbrunnen gemacht hatte. Er war mit einem eisernen Geländer umgeben, einige Stufen führten hinauf, und dies war der Platz, den sich der König abends zum Tabakrauchen auszuwählen pflegte. Meine Schwester Charlotte (später Herzogin von Braunschweig) und ich hatten für uns und unser ganzes Gefolge nur zwei Zimmer oder vielmehr zwei Dachstübchen. Wie auch das Wetter sein mochte, wir aßen zu Mittag immer im Freien unter einem Zelte, das unter einer großen Linde aufgeschlagen war. Bei starkem Regen saßen wir bis an die Waden im Wasser, da der Platz vertieft war. Wir waren immer vierundzwanzig Personen zu Tisch, von denen dreiviertel jederzeit fasteten, denn es wurden nie mehr als sechs Schüsseln aufgetragen, und diese waren so schmal zugeschnitten, daß ein nur halbwegs hungriger Mensch sie mit vieler Bequemlichkeit allein aufzehren

konnte<sup>1</sup> . . . . In Berlin hatte ich das Fegfeuer, in Wusterhausen aber die Hölle zu erdulden.“

So die Markgräfin, die frühere Prinzessin Wilhelmine. Ich schlug das Buch zu und trat an das offene Fenster, durch das der heitere Lärm schwagender Menschen zu mir heraufdrang. Das Zimmer lag im ersten Stock, und die Kronen der abgestuften Lindenbäume ragten bis zur Fensterbrüstung auf, so daß ich meinen Kopf in ihrem Blattwerk verstecken konnte. Drüben an der andern Seite der Straße zog sich einer der Kavalierrflügel des Schlosses entlang. Er war ganz in weiß und roten Rosen geborgen und seine Oberfenster geöffnet; Licht und Musik drangen hell und einladend zu mir herüber. In schräger Richtung dahinter standen Pappeln und hohe Baumgruppen, und zwischen ihrem Laubwerk wurd' ich des alten Schloßturms ansichtig, „des Diebswinkels, von einer Räuberbande erbaut“. War es wirklich so arg mit ihm? Er stand da, mondbeschie- nen, mit der friedlichsten Miene von der Welt, eher an Idyll und goldene Zeit als an Fegfeuer und Hölle gemahnend.

Es war noch nicht spät, und der Weg nicht zwei Minuten weit. So beschloß ich, noch einen Abendbesuch zu machen und die jetzt frei- lich von holdem Dämmer umwobene Wirklichkeit des Schlosses mit der Beschreibung seiner ehemaligen Bewohnerin zu vergleichen. Ich trat in den weiten Vorhof ein. Da lagen die Flügel rechts und links, vor mir Brück' und Graben, und dahinter größtenteils ver- steckt das Schloß selbst. Die Bären fehlten, der Springbrunnen auch. Keine Stufen zeigten sich mehr, auf denen irgendwer seine

<sup>1</sup> Prinzessin Wilhelmine (die Markgräfin) erzählt an einer andern Stelle ihrer Memoiren: „Ich war all die Zeit über so leidend, daß ich ver- sichern darf, zwei Jahre lang von nichts anderem als Wasser und trocken Brot gelebt zu haben.“ Ähnliche Klagen wiederholen sich. Es ist aber aller Sparsamkeit oder meinetwegen auch alles Geizes des Königs uner- achtet, nicht sehr wahrscheinlich, daß es so knapp in Wusterhausen her- gegangen sein sollte. Der König war ein sehr starker Esser, und alle Per- sonen von gutem Appetit haben die Maxime: „Leben und leben lassen.“ Außerdem liegen glaubhafte Berichte vor, aus denen sich ganz genau er- sehen läßt, was an Königs Tisch gespeist wurde. Es gab: Suppe, gestow- tes Fleisch, Schinken, eine Gans, Fisch, dann Pastete. Dazu sehr guten Rheinwein und Ungar. In Wusterhausen kamen noch, weil es die Jah- reszeit mit sich brachte, Krammetsvögel, Leipziger Lerchen und Rebhühner hinzu, besonders auch Früchte zum Dessert, darunter die schönsten Wein- trauben. Das klingt schon einladender als die Beschreibung der Prinzessin.

Abendpfeife hätte rauchen können; nur eine weiße Pumpe stand inmitten eines Fliederbosketts und nahm sich besser aus, als Pumpen sonst wohl pflegen.

Ich näherte mich der Brücke, von der aus ich die Fundamente des Schlosses in dunklen Umrissen, die Giebel aber, auf die das Mondlicht fiel, in scharfen Linien erkennen konnte. Was zwischen Giebel und Grundmauer lag, blieb hinter Bäumen versteckt. Der „Styr“ existierte nicht mehr; halb zugeschüttet war aus dem Graben ein breiter Streifen Wiesenland geworden. Allerlei blühende Kräuter würzten die Luft, und im Rücken des Schlosses, wo die Notte fließt, hört' ich deutlich, wie das Wasser des Flüsschens über ein Wehr fiel.

Ich kehrte nun in die Straße zurück und setzte mich unter die Linden des Gasthauses. Das war keine „Hölle“, was ich gesehn, oder aber die Beleuchtung hatte Wunder getan.

Der Wirt setzte sich zu mir, und angesichts des Schlosses, dessen Turmdach uns argwöhnisch zu belauschen schien, plauderten wir von Wusterhausen.

In alten wendischen Zeiten stand hier ein Dorf namens „Wustrow“, eine hierlandes sich häufig findende Lokalbezeichnung. Als die Deutschen ins Land kamen, gründeten sie das noch existierende Deutsch-Wustrow zum Unterschiede von Wendisch-Wustrow, schließlich aber wurden beide Worte durch ein angehängtes „hausen“ germanisiert und Deutsch- und Wendisch-Wusterhausen waren fertig.

Wendisch-Wusterhausen, nur mit diesem haben wir es zu tun, wurd' eine markgräfliche Burg. Sie verteidigte — wie „Schloß Mittenwalde“, von dem wir in einem der nächsten Kapitel sprechen werden — den Notteübergang und war eine der vielen Grenzburgen zwischen der Mark und der Lausitz.

Wendisch-Wusterhausen blieb markgräfliche Burg bis gegen 1370, und es ist eher wahrscheinlich als nicht, daß der alte, von der Prinzessin als „Diebswinkel“ bezeichnete Turm bis in jene markgräfliche Zeit zurückdatiert. Etwa 1375 kamen die Schlieben in den betreffenden Besitz, eine Familie, die damals in der Umgegend reich begütert war. Sie besaßen es ein Jahrhundert lang, auch während der Quikow-Zeit, ohne daß besondere „Räubertaten“ aus dieser ihrer Besitzepoche bekanntgeworden wären. 1475 kauften es die Schenken von Landsberg, damalige Besitzer der Herrschaft Teupitz, aus deren Händen es, kleiner Mittelglieder zu geschweigen, 1683



an den Kurprinzen Friedrich, den späteren König Friedrich I. kam. Dieser aber überließ es 1698 seinem damals erst zehn Jahr alten Sohne, dem späteren König Friedrich Wilhelm I.

Friedrich Wilhelm I. nahm Wendisch-Wusterhausen von Anfang an in seine besondere Affektion und hielt bei dieser Bevorzugung aus bis zu seinem Tode. Was es jetzt ist, verdankt es ihm, dem „Soldatenkönig“; Straßen- und Parkanlagen entstanden, und mit Recht wechselte der Flecken seinen Namen und erhob sich aus einem Wendisch-Wusterhausen zu einem Königswusterhausen.

Königswusterhausen ist vielleicht mehr als irgendein anderer Ort, nur Potsdam ausgeschlossen, mit der Lebens- und Regierungsgeschichte König Friedrich Wilhelms I. verwachsen. Hier ließ er als Knabe seine „Kadetten“ und einige Jahre später seine „Leibkompanie“ exerzieren. Hier übte und stählte er seinen Körper, um sich wehr- und mannhaft zu machen, und hier, nach erfolgtem Regierungsantritte, fanden jene weidmännischen Festlichkeiten statt, die Wusterhausen recht eigentlich zum Jagdschloß par excellence erhoben.

Hier auf dem Schloßhof, den jetzt die friedliche Pumpe ziert, war es, wo jedesmal nach abgehaltener Jagd den Hunden ihr Jagdrecht wurde. Das war die Nachfeier zum eigentlichen Fest. Der zerlegte Hirsch ward wieder mit seiner Haut bedeckt, an der sich noch der Kopf samt dem Geweih befinden mußte. So lag der Hirsch auf dem Hof, während hundert und mehr Parforcehunde, die durch ein Gatter von ihrer Beute getrennt waren, laut heulten und winselten und nur durch Karbatschen in Ordnung gehalten wurden. Endlich erschien der König, der Jägerbursche zog die Haut des Hirsches fort, das Gatter öffnete sich, und die Meute fiel über ihr „Jagdrecht“ her, während die Pikörs im Kreise standen und auf ihren Hörnern bliesen.

Wenigstens zwei Monate alljährlich wohnte König Friedrich Wilhelm I. in Wusterhausen. Spätestens am 24. August traf er ein, und frühestens am 4. oder 5. November brach er auf. Die ersten acht Tage gehörten der Rebhuhnjagd, vorzüglich auf der Großmachnower Feldmark; später dann folgten die Jagden auf Rot- und Schwarzwild. Zwei Festlichkeiten im größeren Stil gab es herkömmlich während der Wusterhausener Saison: die Jahresfeier der Schlacht bei Malplaquet am 11. September und das Hubertusfest

am 3. November. Bei Malplaquet war der König, damals noch Kronprinz, zum erstenmal im Feuer gewesen; das erheischte, wie billig, ein Erinnerungsfest. Das Hubertusfest war zugleich das Abschiedsfest von Wusterhausen. Nur einmal fiel es aus, am 3. November 1730. Am 28. Oktober, sechs Tage vor dem Hubertustag, hatte das Kriegsgericht in Schloß Köpenick gefessen, das über Kronprinz Friedrich und Katte befinden sollte.

Hier in Wusterhausen spielten später die Hof- und Heiratsintrigen, und hier schwankte die Waage bis zuletzt, ob der Erbprinz von Bayreuth oder der Prinz von Wales (wie so sehr gewünscht wurde) die Braut heimführen würde; hier endlich, nachdem die Ungewitter sich verzogen und ruhigeren Tagen Platz gemacht hatten, teilte der früh alternde König, wenn Gicht und Podagra das Tagen verboten, seine Zeit zwischen Tonpfeife und Palette, zwischen Rauchen und Malen.

Der andere Morgen war Pfingstsonntag. Ich brach früh auf, um das „verzauberte Schloß“, das damals (1862) noch keine Restaurierung erfahren hatte, bei hellem Tageslichte zu sehn. Ich fragte nach dem Kastellan — tot; nach der Kastellanin — auch tot; endlich erschien ein Mann mit einem großen alten Schlüssel, der mir als der Herr „Exekutor“ vorgestellt wurde. Dies ängstigte mich ein wenig. Es war ein ziemlich mürrischer Alter, der von nichts wußte, vielleicht auch nichts wissen wollte.

Wir traten durch eine Seitentür auf den Schloßhof. Es war schon heiß, trotz der frühen Stunde; die Sonne schien blendend hell, und die Bosketts samt der weißen Pumpe waren nicht ganz mehr, was sie den Abend vorher gewesen waren.

Wir umschritten zunächst das Schloß, dann nahm ich einen guten Stand, um mir die Architektur desselben einzuprägen. Es ist gewiß ein ziemlich häßliches Gebäude, aber doch noch mehr originell als häßlich, und in seiner Apathie nicht ohne Interesse. Der ganze Bau, bis zu beträchtlicher Höhe, ist aus Feldstein aufgeführt, woraus ich den Schluß ziehe, daß der König die dem 14. oder 15. Jahrhundert angehörige Grundform des Schlosses: ein Viereck mit vorspringendem Rundturm, einfach beibehielt und nur die Gliederung und Einrichtung völlig veränderte. Der Rundturm wurde Treppenturm. Von diesem aus zog er eine Mauerlinie mitten durch das

Feldsteinviereck hindurch und teilte dadurch den Bau in zwei gleiche Hälften. Jede Hälfte erhielt ein Giebeldach, so daß wer sich dem Schlosse jetzt nähert, zwei Häuser zu sehen glaubt, die mit ihren Giebeln auf die Straße blicken. In Front beider Giebel und an beide sich lehrend, steht der Turm.

Dieser Turm ist sehr alt; König Friedrich Wilhelm I. aber hat ihm einen modernen Eingang gegeben, ein Portal in Mannshöhe, dessen Giebelfeld etwa ein Duzend in Holz geschnittene Amoretten zeigt. Einige sind wurmförmig geworden, andere haben sonstigen Schaden genommen.

Beim Eintreten erblickt man zuerst ein paar verliesartige Kellerräume, darin etwas Stroh liegt, als wären es eben verlassene Lagerstätten. Von hier aus führt eine Treppe von zehn oder zwölf Stufen ins Hochparterre, danach eine zweite höhere Treppe bis ins erste Stockwerk. Wir verweilen hier einen Augenblick. Ein schmaler Gang scheidet zwei Reihen Zimmer voneinander, deren Türen etwa in Mittelhöhe (mutmaßlich des besseren Luftzugs halber) kleine Gitterfenster haben, insofern die Zimmer aussehen wie Gefängniszellen. Es sind dies ersichtlich dieselben Räume, darin die Prinzessinnen schlafen mußten, wenn sie nicht in den kleinen Giebelstuben untergebracht wurden. Die Gitterfenster gönnen überall einen Einblick. In einem der Zimmer lagen Aktenbündel ausgebreitet, weiße, grüne, blaue, wohl 80 oder 100 an der Zahl. Mutmaßlich eine alte Registratur der Herrschaft Königswusterhausen.

Wir stiegen nun ins Hochparterre zurück. Hier befindet sich die ganze Herrlichkeit des Schlosses auf engstem Raum zusammen. Man tritt zuerst in eine mit Hirschgeweihen ausgeschmückte Jagdhalle, die wie der Flurgang oben zwischen zwei Reihen Zimmern hinläuft. Die frühere große Sehenswürdigkeit darin ist derselben verlorengegangen. Es war dies das 532 Pfund schwere Geweih eines Riesenhirsches, der 1636, also zur Regierungszeit George Wilhelms, in der Köpnicer Forst vier Meilen von Fürstenwalde erlegt worden war. Über dies Geweih ist auch in neuerer Zeit noch viel gestritten und obige Gewichtsangabe wie billig belächelt worden. Nichtsdestoweniger muß das Geweih etwas ganz Enormes gewesen sein, da Friedrich August II. von Sachsen dem Könige Friedrich Wilhelm I. eine ganze Kompanie langer Grenadiere zum

Tausch dafür anbot, ein Anerbieten, das natürlich angenommen wurde. Das Geweih existiert noch und soll sich auf dem Jagdschloß Moritzburg bei Dresden befinden.

Rechts von der Halle sind zwei Türen. An der einen, zunächst der Treppe, standen mit Kreide die Worte: „Wachtstube der Artillerie.“ Bei Manövern, Mobilmachungen usw. muß nämlich das Wusterhausener Schloß wohl oder übel mit aushelfen und erhält vorübergehend eine kleine Garnison. Auch stehen in der Tat die meisten dieser Räume, wenigstens in der Gestalt, in der ich sie noch sah, auf der Stufe von Kasernenstuben.

Das erste Zimmer hinter der mit Kreide beschriebenen Tür war ehemals das Schlafzimmer Friedrich Wilhelms I. Es befindet sich in demselben das große Waschbecken des Königs, etwas höchst Primitives, eine Art festgemauertes Waschfaß. Aus Gips gefertigt, gleicht es den Abgußsteinen, die man in unseren Küchen findet, und hat in der Tat eine Öffnung zum Abfluß des Wassers, in der ein steinerner Stöpsel steckt, halb so lang wie ein Arm und halb so dick. Beim Anblick dieses Waschfaßes glaubt man ohne weitere Zweifel, was vom Soldatenkönig berichtet wird, daß er einer der reinlichsten Menschen war und „sich wohl zwanzigmal des Tages wusch“.

Die andere Tür, ebenfalls zur Rechten der Halle, führt in den Speisesaal. Er mißt fünfzehn Schritt im Quadrat. In der Mitte desselben ist ein hölzerner Pfeiler angebracht, der vielleicht mehr schmücken als stützen soll. Ein großer Kamin, neben dessen einem Vorsprung einst eine Treppe direkt in die Küche führte, vollendet die Herrichtung. Es ist dies derselbe Saal, in dem, wie schon hervorgehoben, an jedem 11. September der Tag von Malplaquet und an jedem 3. November das Hubertusfest gefeiert ward. Es ging dann viel heittrer hier her, als man jetzt wohl beim Anblick dieser weißgetünchten Ode glauben möchte. Frauen waren ausgeschlossen. Es war ein Männerfest. Zwanzig bis dreißig Offiziers, meist alte Generale, die unter Eugen und Marlborough mitgefochten hatten, saßen dann um den Tisch herum, und Rheinwein und Ungar wurden nicht gespart. Der „starke Mann“ mußte kommen und seine Kunststücke machen; zuletzt, während die Lichter flackerten und qualmten und die Pikörs auf ihren Jagdhörnern bliesen, packte der König den alten Generalleutnant von Pannewitz, der von Malplaquet her eine breite Schmarre im Gesicht hatte, und begann mit

ihm den Tanz. Dazwischen Tabak, Brettspiel und Puppentheater, bis das Vergnügen an sich selbst erstarb.

Wir treten nun aus diesem Eßsaal wieder in die Halle zurück. Zur Linken derselben befinden sich ebenfalls zwei Zimmer, die Zimmer der Königin. Sie sind verhältnismäßig noch wohlerhalten und geben einem ein deutliches Bild von der „Elegance“ jener Tage. Beide Zimmer sind durch eine Tür von Eichenholz miteinander verbunden, wie denn auch niedrige Eichenholzpaneele die Wände bekleiden, während in den vier Ecken oben vier Lyras angebracht sind, die so geniert dreinsehen, als befänden sie sich lieber woanders. Und doch haben sie wenigstens Gesellschaft: zwei Basreliefs (in jedem Zimmer eins), die sich als Wandschmuck zwischen Kamin und Decke schieben. Das eine stellt eine „Toilette der Venus“, das andere eine „Venusfeier“ dar. Auf jenem erblicken wir nichts als die herkömmlichen Amoretten, schnäbelnde Tauben, Rosengirlanden usw., das zweite dagegen tut ein übriges, und nackte Gestalten von ganz unglaublichen Formen umtanzen eine Venusstatue, während ein Satyr von hinten her eine Bacchantin umklammert und die Widerstrebende zum Tanze zwingt. An anderem Orte würde dieser lustige Heidenspuß wenig bedeuten, hier im Schlosse zu Wusterhausen aber nimmt er sich wunderbar genug aus und paßt seltsam zu dem Waschbecken drüben mit dem dicken steinernen Stöpsel.

Das erste dieser Zimmer, das sich mit der „Toilette der Venus“ begnügt, führt durch eine Seitentür auf eine Art Rampe, die ziemlich steil nach dem Park hin abfällt. Diesen Weg machte wahrscheinlich der König, wenn er in seinem Sichtsstuhl in den Garten hinein- und wieder zurückgerollt wurde. Bekanntlich war Treppensteigen nicht seine Sache.

Wir aber treten jetzt ebenfalls ins Freie hinaus und atmen auf im Sonnenlicht und in dem Wiesendufte, den eine Luftwelle herüberträgt. Eine mächtige alte Linde, hart zu Füßen der Rampe, ladet uns ein unter ihrem Zweigwerk Platz zu nehmen, und wir sitzen nun mutmaßlich unter demselben Blätterdach, „unter dem die Damen, wenn's regnete, bis an die Waden im Wasser saßen“. Die Parkwiese liegt vor uns, Hummel und Käfer summen darüber hin, und das Mühlensfließ uns zur Rechten fällt leis über das

Wehr. Träume nehmen den Geist gefangen und führen ihn weit weit fort in südliche Lande, zu Tempeltrümmern und Götterbildern. Aber ein Satyr lauscht plötzlich daraus hervor. Es ist derselbe, der der tanzenden Bacchantin da drinnen im Nacken sitzt und siehe, die Profabilder von Schloß Wusterhausen schieben sich plötzlich wieder vor die Bilder klassischer Schönheit.

Hatte die Memoirenschreiberin doch recht? Ja und nein. Ein prächtiger Platz für einen Weidmann und eine starke Natur, aber freilich ein schlimmer Platz für ästhetischen Sinn und einen weiblichen esprit fort\*.

### Teupitz

Winde hauchen hier so leise  
Rätselstimmen tiefer Trauer.  
Lenau

Teupitz verlohnt eine Nachtreise, wiewohl diese Hauptstadt des „Schenkenländchens“ nicht das mehr ist, als was sie mir geschildert worden war.

All diese Schilderungen galten seiner Armut. „Die Poesie des Verfalls liegt über dieser Stadt“, so hieß es voll dichterischen Ausdrucks; und die pittoresken Armutsbilder, die mein Freund und Gewährsmann vor mir entrollte, wurden mir zu einem viel größeren Reiseantrieb, als die gleichzeitig wiederholten Versicherungen: „aber Teupitz ist schön“. Diesen Refrain überhört' ich oder vergaß ihn, während ich die Worte nicht wieder loswerden konnte: „das Plateau um Teupitz herum heißt ‚der Brand‘, und das Wirtshaus darauf führt den Namen ‚der tote Mann“.

Ich hörte noch allerhand anderes. Ein früherer Geistlicher in Teupitz sollte bloß deshalb unverheiratet geblieben sein, „weil die Stelle einen Hausstand nicht tragen könne“, und ein Gutsbesitzer, so hieß es weiter, habe jedem erzählt: „ein Teupitzer Bettelkind, wenn es ein Stück Brot kriegt, ißt nur die Hälfte davon; die andere Hälfte nimmt es mit nach Haus. So rar ist Brot in Teupitz“. All diese Geschichten hatten einen Eindruck auf mich gemacht. Zu gleicher Zeit erfuhr ich, König Friedrich Wilhelm IV. habe gelegentlich halb in Scherz und halb in Teilnahme gesagt: „die Teupitzer sind

\* starken Geist.

doch meine Treuesten; wären sie's nicht, so wären sie längst ausgewandert".

Dies und noch manches der Art rief eine Sehnsucht in mir wach, Teupitz zu sehen, das Ideal der Armut, von dem ich in Büchern nur fand, daß es vor hundert Jahren 258 und vor fünfzig Jahren 372 Einwohner gehabt habe, daß das Personal der Gesundheitspflege (wörtlich) „auf eine Hebamme beschränkt sei“, und daß der Ertrag seiner Äcker  $1\frac{1}{4}$  Silbergroschen pro Morgen betrage. Angebeutet hab' ich übrigens schon, und es sei hier eigens noch wiederholt, daß ich die Dinge doch anders fand, als ich nach diesen Schilderungen erwarten mußte. Wie es Familien gibt, die, trotzdem sie längst leidlich wohlhabend geworden sind, den guten und ihnen bequemen Ruf der Armut durch eine gewisse Passivität geschickt aufrechtzuerhalten wissen, so auch die Teupitzer. Solche vielbedauerten „kleinen Leute“ leben glücklich-angenehme Tage, und unbedrückt von den Mühsalen der Gastlichkeit oder der Repräsentation lächeln sie still und vergnügt in sich hinein, wenn sie dem lieben, alten Satze begegnen, daß „geben seliger sei denn nehmen“.

Um zwölf Uhr nachts geht oder ging wenigstens die Post, die die Verbindung zwischen Teupitz und Zossen und dadurch mit der Welt überhaupt unterhielt. Zossen ist der Paß für Teupitz: „Es führt kein anderer Weg nach Kufnacht hin.“

Während der ersten anderthalb Meilen haben wir noch Chaussee, deren Pappeln, soviel die Mitternacht eine Musterung gestattet, nicht anders aussehen als andern Orts, und erst bei Morgengrauen biegen wir nach links hin in die tiefen Sandgeleise der recht eigentlichen Teupitzer Gegend ein. Es ist ein ausgesprochenes Heibeland, mehr oder weniger unsern Weddingpartien verwandt, wie sie vor hundert oder auch noch vor fünfzig Jahren waren. Selbst die Namen klingen ähnlich: „Sandkrug, Spiesberg“ und „der hungrige Wolf“. Immer dieselben alten und wohlbekanntem Elemente: See und Sand und Kiefer und Kussel; aber so gleichartig die Dinge selber sind, so apart ist doch ihre Gruppierung in dieser Teupitzer Gegend. Die Kiefer, groß und klein, tritt nirgends in geschlossenen Massen auf, nicht en colonne\* steht sie da, sondern aufgelöst in Schützenlinien. Und die Dämmerung unterstützt diese Vorstellung

\* in einer Kolonne.

eines Heerlagers. Auf der Kuppe drüben stehen drei Betten und lugen aus, am Abhang lagert eine Feldwacht, und eine lange Postenkette von Kuffeln zieht sich am See hin und reicht einem andern Lagertrupp die Hand. Dazwischen Sand und Moos und dann und wann ein Ahrenfeld, dünn und kümmerlich, ein bloßer Versuch, eine Anfrage bei der Natur.

Inzwischen ist es am Horizont immer heller geworden. Das Grau wurde weiß, das Weiß isabell- und dann rosenfarben, und nun schießt es wie Feuerlilien auf. Der Sand verschwindet, Wasser- und Morgenkühle wehen uns an, und während der Sonnenball hinter einem alten Schloßturm aufsteigt, fahren wir in die noch stille Straße von Teupitz ein.

Der Wagen hält vor dem „Goldnen Stern“, an dessen Laubenvorbau der Wirt sich lehnt, seines Zeichens ein Bäcker. Ich nehm' es als eine gute Vorbedeutung, denn unter allen Gewerksmeistern steht doch der Bäcker unserm innern Menschen am nächsten. Er weist mich auch freundlich zurecht; ein Lager ist leicht gefunden und dem Müden noch leichter gebettet. Durch das Gazefenster zieht die Luft, die Akazie draußen bewegt sich hin und her, und die Tauben auf dem eingerahmten Geburtstagswunsch am Bettende werden immer größer. Und nun fliegen sie fort und — meine Träume fliegen ihnen nach.

Aber nicht auf lange. Das Picken des Nagelschmieds von der Ecke gegenüber weckt mich, und während die Frühstücksstunde kommt, und die braunen Semmeln neben die noch braunere Kanne gestellt werden, setzt sich die Sternwirtin zu mir und unterhält mich von Teupitz und dem Teupitzer See.

„Ja“, so sagt sie, „was wäre Teupitz ohne den See. Wir wären längst ein Dorf, wenn wir das Wasser nicht hätten. Freilich wir dürfen nicht mehr drin fischen, die Fischereigerechtigkeit ist verpachtet, aber das Wasser ist uns mehr als alles, was drin schwimmt. Mit gutem Winde fahren wir in sechs Stunden nach Berlin und alles, was wir kaufen und verkaufen, es kommt und geht auf dem See. Wir bringen keine Fische mehr zu Markte, denn wir haben keine mehr, aber Garten- und Feldfrüchte, Weintrauben und Obst und Holz und Torf. Das gibt so was wie Handel und Wandel, mehr als mancher denkt, und mehr als wir selber gedacht haben. Große Spreckfähne kommen und gehen jetzt täglich, das machen die



neuen Ziegeleien. Überall hier herum liegt fetter Ton unterm Sand, und wenn Sie nachts über Großkörös hinaus bis an den Mohnsee fahren, da glüht es und qualmt es rechts und links, als brennten die Dörfer. Ofen und Schornsteine wohin Sie sehen. Meiner Mutter Bruder ist auch dabei. Er wird reich, und alles geht nach Berlin. Viele hunderttausend Steine. Immer liegt ein Kahn an dem Ladeplatz, aber er kann nicht genug schaffen, so viel wie gebraucht wird. Ich weiß es ganz bestimmt, daß er reich wird, und andere werden's auch. Aber daß sie's werden können, das macht der See."

Die Sternwirtin verriet hier eine bemerkenswerte Neigung, sich über die Vermögensverhältnisse von „ihrer Mutter Bruder“ ausführlicher auszulassen, weshalb ich ohne jede Neugier nach dieser Seite hin die Frage zwischenwarf, wem denn eigentlich der See gehöre, was er Pacht trage und wer ihn gepachtet habe.

„Der See gehört zum Gut. Zum Gut gehören überhaupt 32 Seen, aber der Teupitzsee ist der größte. Der Fischgroßhändler in Berlin, der ihn vom Gut gepachtet hat, zahlt 800 Taler, und die Teupitzer Fischer, die hier fischen und die Fische zu Markte bringen, sind nicht viel mehr als die Tagelöhner und Dienstleute des reichen Händlers. Meiner Mutter Bruder . . .“

„Acht Hundert Taler“, unterbrach ich, „ist eine große Summe. Ich kenne Seen, die nur vier Taler Pacht bezahlen. Ist der Teupitzsee so reich an Fischen?“

„Ob er's ist! Die Stadt führt nicht umsonst einen Karpfen im Wappen. Unser See hat viel Fische und schöne Fische; freilich wenn der Zanderzug fehlschlägt —“

„Der Zanderzug?“

„Ja. Er ist nur einmal im Jahr und von seinem Ausfall hängt alles ab. In der Regel bringt er 600 oft 1500 Taler, mitunter freilich auch gar nichts. Dann muß das nächste Jahr den Schaden decken. Aber weil es unsicher ist, was der Zanderzug bringen wird, deshalb können unsere Fischer den See nicht pachten.“

„Wann ist der Zug?“

„Im Januar und Februar. Immer im Winter, denn die Netze werden unterm Eis gespannt und gezogen. Es ist jedesmal ein Festtag für Teupitz.“

Die Sternwirtin begann nun mit vieler Lebhaftigkeit mir die

verschiedenen Phasen des Zanderzuges zu beschreiben, dabei mehr ermutigt als gestört durch meine Fragen, die ganz ernsthaft darauf aus waren, das Verfahren nach Möglichkeit kennenzulernen. Die Handgriffe beim Spannen und Ziehen der Neze blieben mir aber unklar, und nur so viel sah ich, daß es die größte Ähnlichkeit mit einer Treibjagd und zwar mit einem Kesseltreiben haben müsse. Die Fischer, wohl vertraut mit dem See, fegen mittelst weitgespannter Neze den Zander in ihnen bekannte Kesselvertiefungen hinein, umstellen ihn hier und schöpfen ihn dann, wie man Goldfischchen aus einem Bassin schöpft, aus der fischgefüllten Tiefe heraus.

Inzwischen erfuhr ich, daß das Boot bereit läge, das mich laut Verabredung auf den See fahren sollte. Gleich vom Goldnen Stern aus, läuft ein schmaler Gang auf die Anlegestelle zu. Rechts und links standen Hof- und Gartenzäune, sämtlich in jenen seltsamen Biegungen und Wellenlinien, die bemoostes Zäunwerk im Lauf der Jahre zu zeigen pflegt. Über die Zäune hinweg wuchsen die Kronen der Bäume von hüben und drüben zusammen, was sich namentlich in Nähe des Wassers überaus malerisch ausnahm, wo zugleich der See bis zwischen das Plankenwerk vordrang und mal höher mal tiefer mit seinem gelblichen Schaum eine Grenzmarke zog.

An dieser Stelle lag auch das Boot. Ein Fischermädchen vom andern Ufer stand in der Mitte desselben, und während ihr weißes Kopftuch im Winde flatterte, stießen wir ab.

Der Teupitzsee ist fast eine Meile lang und eine Viertelmeile breit; an einigen Stellen, wo er sich buchtet, auch breiter. Sein Wasser ist hellgrün, frisch und leichtflüßig. Hügel mit Feldern und Hecken fassen ihn ein, und außer der schmalen Halbinsel, die das „Schloß“ trägt und sich bis tief in den See hinein erstreckt, schwimmen große und kleine Inseln auf der schönen Wasserfläche umher. Die kleinen Inseln sind mit Rohr bestanden, die größeren aber, auch Werder geheißenen, sind bebaut und tragen die Namen der beiden Seedörfer Egsdorf und Schwerin, denen sie zunächst gelegen sind. Also der Egsdorfer und der Schweriner Werder.

Wir fuhren von Insel zu Insel, von Ufer zu Ufer; abwechselnd mit Ruder und Segel ging es auf und ab, planlos, ziellos. Die Teupitzer Kirche, der alte Schloßturm hinter Pappeln, die roten Dächer der Stadt, das Schilf, die Hügel — alles spiegelte sich in dem klaren Wasser, aber, so schön es war, ich hatte doch ein Ge-

fühl, all dies schon einmal gesehn zu haben, nur schöner, märchenhafter, und diese Märchenbilder sucht' ich nun in Näh und Ferne. Lächelnd gestand ich mir endlich, daß ich sie nicht finden würde. Noch einmal umfuhr der Kahn die Halbinsel, auf der die Überreste des alten Teupitzschlosses gelegen sind; dann trieben wir durch den Schilfgürtel hindurch den Kahn wieder ans Land.

Die Stelle, wo wir landeten, lag in dem Winkel, den Ufer und Landzunge bilden, und das alte Teupitzschloß oder mit seinem vollen Namen „das alte Schloß der Schenken von Landsberg und Teupitz“ stieg fast unmittelbar vor uns auf. Ich schritt ihm zu.

Das alte Teupitzschloß, das in frühe Jahrhunderte zurückreicht, galt ehemals für sehr fest. Es lag an der Grenze zwischen Mark und Lausitz und scheint abwechselnd eine märkische oder sächsische Grenzfestung gewesen zu sein, je nachdem die Waffen oder die Verträge zugunsten des einen oder andern Teils entschieden hatten. Im 13. sowie in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren die Pöglkes Herren von Teupitz, um 1350 aber kam die Herrschaft Teupitz oder Tuzp, wie sie damals genannt ward, in Besitz der Schenken von Landsberg und nahm seitdem den Namen des „Schenkenländchens“ an. Dies Ländchen umfaßte vier Quadratmeilen; in seiner Mitte lag Teupitz die Stadt mit See und Burg. Die Lehnverhältnisse des „Schenkenländchens“ blieben noch geraume Zeit hindurch verwickelter und schwankender Natur, bis endlich der Einfall der Hussiten in die Mark den Ausschlag gab und die Schenken von Landsberg und Teupitz veranlaßte, sich in den Schutz des brandenburgischen Kurfürsten (Friedrich I.) zu begeben. Zwar geschah dies zunächst noch mit der Bemerkung: „unbeschadet unserer Untertänigkeitsverpflichtung gegen den Kaiser und den Herzog von Sachsen“, diese Hinzufügung indes scheint nicht allzu ernsthaft gemeint gewesen zu sein, da Schenk Heinrich von Landsberg schon wenige Jahre später erklärte, „daß, sintemalen der Kurfürst, sein gnädiger Herr, mit den Herzögen von Sachsen in Fehde stehe, auch er (Schenk Heinrich) mit seinen Helfern und Knechten ihnen, den Herzögen, den Krieg erklären müsse.“

Die Schenken von Landsberg und Teupitz blieben nah an 400 Jahr im Besitz der Herrschaft. Nachdem aber Schloß und Land infolge des Dreißigjährigen Krieges sehr vernachlässigt, die Weinberge verwildert, die Heiden verwüstet waren, ging das ganze Schenkenländ-

chen im Jahre 1718 durch Kauf an König Friedrich Wilhelm I. über. Er bezahlte dafür die geringe Summe von 54 000 Taler, kaufte verlorengegangene Güter zurück, machte das Schloß zu einem „Amt“ und stellte das gesamte Schenkenländchen als Außenwerk der Herrschaft Königswusterhausen unter die Verwaltung einer Amtskammer. Seit einer Reihe von Jahren ist Schloß Teupitz in die Hände von Privaten übergegangen. Der vorige Besitzer war Herr von Treskow, der gegenwärtige ist Herr von Pappart.

Es gibt kein Schloß Teupitz mehr, nur noch ein Amt gleichen Namens.

Zu diesem Amt, sehr malerisch an der Stelle des alten Schlosses gelegen, gehört auch selbstverständlich alles, was noch von Resten einer früheren Zeit vorhanden ist. Es ist dies mehr, als auf den ersten Blick erscheint. Alle Wirtschaftsgebäude der linken Hofseite ruhen auf alten hochaufgemauerten Fundamenten, in denen sich mächtige Kellergewölbe bis diese Stunde vorfinden, während der Eingang in den Amtshof durch einen viereckigen Turm, einen sogenannten Donjon, in mittelalterlicher Weise flankiert wird. Dieser Backsteinturm hat noch eine beträchtliche Höhe, was seinem Anblick aber einen ganz besonderen Zauber leiht, ist, daß seine Plattform zu einem völligen Garten geworden. In das Erdreich, das der Regen im Laufe der Jahrhunderte hier niedergeschlagen hat, haben teils die höheren Baumkronen ihre Keime niederfallen lassen, teils haben Wind und Staubwirbel aus dem zu Füßen gelegenen Garten die Samenkörner bis zur Höhe des Turmes emporgetragen. Ein Ebereschenbaum stand in der Mitte desselben, und zwischen den Rosensträuchern wuchs „Unserer-Lieben-Frauen-Bettstroh“ in großen gelben Büscheln über die Mauerkrone fort. Das alte Schloß, erzählen einige, habe früher auf einer völligen Insel gestanden, und erst die Anschwemmungen hätten im Lauf der Zeit aus der Insel eine Halbinsel gemacht. Es ist dies möglich, aber nicht wahrscheinlich. Man sieht nirgends eine Bodenbeschaffenheit oder überhaupt Terraineigentümlichkeiten, die darauf hindeuteten, und alles läßt vielmehr umgekehrt annehmen, daß es stets eine Halbinsel war, die freilich absichtlich, und zwar mittelst eines durch die Landenge gestochenen Grabens, zu einer Insel gemacht wurde.

Außer Turm und Fundamenten ist an dieser Schloßstelle nichts mehr vorhanden, was an die alten Schenken von Teupitz erinnerte.

Noch weniger fast bietet die Kirche, die zwischen dem Schloß und der Stadt am Nordrande der letzteren gelegen ist.

Vor fünfzig Jahren hätte die Forschung noch manches hier gefunden, jetzt aber nach stattgehabter Restaurierung ist alles hin, oder doch so gut wie alles. Die Grundform der Kirche hat zwar wenig unter diesen Neuerungen gelitten, alle Details im Innern aber, alle jene Bilder, Gedächtnistafeln und Ornamente, die vielleicht imstande gewesen wären, der ziemlich grau in grau gemalten Geschichte der Schenken von Teupitz etwas Licht und Farbe zu leihen, sie sind zerstört oder verlorengegangen. Bei Öffnung der jetzt zugeschütteten Gruft unter der Sakristei der Kirche, fand man eine bedeutende Anzahl Särge, viele mit Messingtäfelchen, auf denen neben den üblichen Namen- und Zahlenangaben auch einzelne historische Daten verzeichnet waren. Diese Täfelchen, in die Pfarre gebracht, sind später in dem Wirrwarr von Umzug und Neubau verlorengegangen. Der gegenwärtige Geistliche hat nur mit Mühe noch eine kleine Glasmalerei gerettet, die dem Anscheine nach einen von der Kanzel predigenden Mönch darstellt. Sonst ist der Kirche aus der „Schenken-Zeit“ her nichts geblieben, als ein einziger Backstein am Hintergiebel, der die eingebrannte Inschrift trägt: nobil. v. Otto Schenk v. Landsb. (nobilis vir \* Otto Schenk von Landsberg.) Wahrscheinlich war er es, unter dem eine frühere Restauration der Kirche (1566) stattfand.

Wir haben den See befahren, das Schloß und die Kirche besucht, es bleibt uns nur noch der Teesenberg, ein Hügel am Südrande der Stadt gelegen, von dem aus man das gesamte Schenkenländchen überblickt. Wir erreichen seinen höchsten Punkt und haben in weitgespanntem Bogen eine Kessellandschaft vor und unter uns. Wohin wir blicken, vom Horizonte her dieselbe Reihenfolge von Hügel, See und Heideland und in der Mitte des Bildes wir selbst und der Berg, auf dem wir stehen.

Das Panorama ist schön; schöner aber wird das Bild, wenn wir auf den Rundblick verzichten und uns damit begnügen, in die nach Osten hin sich deh nende Hälfte der Landschaft hineinzublicken. Es ist dies die Hälfte, wo Teupitz und sein See gelegen sind. Der Wind

\* der edle Herr.

weht scharf vom Wasser her, aber eine wilde Pflaumbaumhecke gibt uns Schutz, während Einschnitte wie Schießscharten uns einen Blick in Näh und Ferne gestatten. Ein Kornfeld läuft vor uns am Abhang nieder, am Fuße des Hügels zieht sich ein Feldweg hin, und dahinter breiten sich Gärten und Wiesen; hinter den Wiesen aber steigt die Stadt auf, und hinter dieser der See mit seinen Inseln und seinen Hügeln am andern Ufer. Und auch Leben hat das Bild. Wie losgelöste Schollen treiben die Inseln den See entlang (oder scheinen doch zu treiben), ein satter Fischreihher fliegt landeinwärts, und die Tücher der Mägde, die beim Heuen beschäftigt sind, flattern lustig im Winde. Vom nächsten Dorf her kommen Kinder des Wegs und verkürzen sich die Zeit mit Spiel und Neckereien. In Büscheln reißen die Jungen den roten Mohn aus dem Kornfeld, und immer, wenn sie die Mädchen zu haschen und mit den Büscheln zu treffen suchen, stäuben die roten Blätter nach allen Seiten hin durch die Luft.

So liegen und träumen wir hinter der Pflaumbaumhecke, ducken uns vor dem Wind, wenn er zu scharf bergan fährt, und lügen wieder aus, wenn er pausiert und zu neuem Angriff sich rüstet.

In diesem Augenblick aber trägt er die Klänge der Mittagsglocke laut und vernehmbar herüber und mahnt uns zur Rückkehr in die Stadt. Im Goldenen Stern erwartet uns ein gedeckter Tisch; ich eile damit und spring' ins Boot, um noch einmal über den See zu fahren. Und diesmal allein. Die kurzen Wellen tanzen um mich her, das Wasser zeigt eine leichte Trübe, der Himmel ist grau. Ein Gefühl beschleicht mich wieder, stärker noch als zuvor, als ruhe hier etwas, das sprechen wolle — ein Geheimnis, eine Geschichte. Ich ziehe die Ruder ein und horche. Die Wellen klatschen an den Kiel, und der Wind biegt das Rohr knisternd nieder. Sonst alles stumm. Die Wolken sinken immer tiefer; nun öffnen sie sich, und hinter der grauen Wand, die der niederfallende Regen nach allen Seiten hin aufrichtet, verschwindet die Landschaft, Stadt und Schloß.

So sah ich den Teupitzsee zuletzt und ich habe Sehnsucht, ihn wiederzusehn. Ist es seine Schönheit allein, oder zieht mich der Zauber, den das Schweigen hat? Jenes Schweigen, das etwas verschweigt.

## Mittenwalde

„Befiehl du deine Wege  
Und was das Herze kränkt  
Der allertreuesten Pflege  
Des, der den Himmel lenkt“ . . . .

Und kaum das Lied vernommen,  
Ist über sie gekommen  
Der Friede Gottes aus der Höh'.  
Schmidt von Lübeck

Leupitz war der äußerste Punkt unserer Pfingstfahrt; auf dem Rückwege lassen wir es uns angelegen sein, an Mittenwalde nicht ohne Ansprache vorüber zu gehn.

Im allgemeinen darf man fragen: wer reist nach Mittenwalde? Niemand. Und doch ist es ein sehenswerter Ort, der Anspruch hat auf einen Besuch in seinen Mauern. Nicht als ob es eine schöne Stadt wäre, nein; aber schön oder nicht, es ist sehenswert, weil es alt genug ist, um eine Geschichte zu haben.

Es hat sogar eine Vorgeschichte: Sagen und Traditionen von einem Alt-Mittenwalde, das in unmittelbarer Nähe der jetzigen Stadt auf der westlichen Feldmark derselben gelegen war. Und in der Tat, unter Wiesen- und Ackerland finden sich an dieser Stelle noch allerlei Steinfundamente vor, und während das Auge des Fremden über Felder und Schläge zu blicken glaubt, sprechen die Mittenwalder vom „Bogelsang“, vom „Pennigsberg“, vom „Burgwall“ usw., als ob all diese Dinge noch sichtbarlich vor ihnen stünden.

Daß hier früher, und zwar in einem enggezogenen Halbkreis um die jetzige Stadt her ein anderes Mittenwalde stand, scheint unzweifelhaft. Es finden sich beispielsweise allerlei Münzen am „Pennigsberg“, und als Ende der fünfziger Jahre Kanalbauten und Erdarbeiten am „Burgwall“ zur Ausführung kamen, stieß man auf Eichenbohlen, die wohl drei Fuß hoch mit Feldsteinen überschüttet waren. Ersichtlich ein Damm, der früher — mitten durch den Sumpf hindurch — erst nach dem Burgwall und von diesem aus nach der inmitten desselben gelegenen Burg führte.

So die Traditionen, und so das Tatsächliche, das jene Traditionen unterstützt. Aber so gewiß dadurch der Beweis geführt ist, daß auf der westlichen Feldmark ein anderer längst untergegangener Ort existierte, so wenig ist dadurch bewiesen, welcher Art der Ort war,

und in welchem Verhältnis er zu der Burg und dem Pennigsberge stand. Wie verhielt es sich damit? War die Burg ein Schutz der Stadt oder umgekehrt ein Trutz derselben? Waren Stadt und Burg wendisch oder waren sie deutsch? Befehdeten sie einen gemeinschaftlichen Feind, oder befehdeten sie sich untereinander? Alle diese Fragen drängen sich auf, ohne daß eine Lösung bisher gefunden wäre. Die Tradition scheint geneigt, einen alten Wendenort anzunehmen, der inmitten des „Burgwalls“ seine Burg und auf dem „Pennigsberg“ seine Begräbnisstätte hatte. Bevor Besseres geboten ist, ist es vielleicht am besten, dabei zu verharren. Ausgrabungen auf dem westlichen Stadtfelde würden gewiß zu wirklichen Aufschlüssen führen, aber diese Ausgrabungen werden in unbegreiflicher Weise vernachlässigt. Die Kommunen entbehren in der Regel des nötigen Interesses und unsere Vereine der nötigen Mittel.

Indessen lassen wir das vorgeschichtliche Mittenwalde und wenden wir uns lieber dem mittelalterlichen zu, das aller Verheerungen ungeachtet in einzelnen Baulichkeiten immer noch existiert. Da haben wir die Mauer mit ihren Tortürmen, da haben wir die Propsteikirche, und da haben wir vor allem auch den „Hausgrabenberg“, von dessen Höhe herab nach allgemeiner Annahme „Schloß Mittenwald“ in die Mark und die Lausitz hineinblickte. Die Lage dieses „Hausgrabenberges“ im Norden des zu verteidigenden Notteflüßchens, dazu das Fortifikatorische der an andere Hügelbefestigungen jener Zeit erinnernden Anlage, würden es wie zur Gewißheit erheben, daß das Schloß an diesem Punkt und nur an diesem gestanden haben müsse, wenn nicht der eine Umstand, daß, soviel ich weiß, keine Spur von Steinfundamenten innerhalb des Berges gefunden worden ist, das Urteil wieder schwankend machte.

Gleichviel indes was auf seiner Höhe gestanden haben mag, jetzt steht ein Häuschen auf demselben, das sich in Weinlaub versteckt, und über dessen Dach hin, als ob es doppelt geschützt werden solle, sich die Wipfel alter Birnbäume wölben. Im Spätsommer, wenn die blauen Trauben an allen Wänden hängen, und die goldgelben Birnen entweder vom Wind oder der eigenen Schwere gelöst polternd über das Dach hin rollen, muß es schön sein an dieser Stelle.

Der „Hausgrabenberg“ hat ein reizendes Haus. Aber ein baulich größeres Interesse bietet doch der alte Torturm der Stadt, dem wir



uns jetzt zuwenden. Er liegt nach Norden hin auf dem Wege nach Köpenick und Berlin und führt deshalb den Namen: das Köpenicker oder Berliner Tor. In alter Zeit, als Mittenwalde noch „fest“ war, war dieser Torbau von ziemlich zusammengesetzter Natur und bestand aus einem quer durch den Stadtgraben führenden Stein-  
damm, dessen Mauerlehnen hüben und drüben in einen Außen- und Innenturm ausliefen. Von jenem, dem Außentor, steht noch die Front, ein malerisch gotisches Überbleibsel, das in seiner Stattlichkeit und reichen Gliederung mehr noch an die berühmten Torbauten altmärkischer Städte (beispielsweise Salzwedels und Tangermündes) als an verwandte Bauten der Mittelmark erinnert. Es scheint, daß es ein geräumiges und beinah würfelförmiges Viereck war, das an jedem Eck einen Rundturm und zwischen diesen vier Rundtürmen — und zugleich über sie hinauswachsend — ebenso viele mit den zierlichsten Rosetten geschmückte Giebel trug.

Aus dem 13. Jahrhundert stammt die Mittenwalder Propstei- oder St.-Moritz-Kirche. Die Kreuzgewölbe sind später. Man sieht deutlich, wie die mächtigen alten Pfeiler in bestimmter Höhe weggebrochen und die alten Lonnengewölbe durch neue, von eleganterer Konstruktion ersetzt wurden. Um vieles moderner ist der Turm, dem übrigens mit Rücksicht auf das Jahr seiner Entstehung (1781) alles mögliche Lob gespendet werden muß. Er paßt nicht zur Kirche, nimmt sich aber nichtsdestoweniger gut genug aus. Ähnlich wie die schweren alten Steinpfeiler, die jetzt die Kreuzgewölbe tragen, unverändert dieselben geblieben sind, hat auch der Baumeister von 1781 die früheren Turmwände bis zu bestimmter Höhe hin als Unterbau fortbestehen lassen. Dadurch ist etwas ziemlich Stillloses, aber nichtsdestoweniger etwas Anziehendes und Malerisches entstanden. Die sich verjüngenden Etagen erheben sich auf dem mächtigen alten Feldsteinfundamente nach Art einer Statue auf ihrem Piedestal, und die Hagerosen und Holunderbüsche, die zu Füßen dieses aufgesetzten Turmes auf der Plattform des Unterbaues blühen, erfreuen und fesseln den Blick.

Und nun treten wir in das Innere der Kirche, die reich ist an Bildern und Grabsteinen und noch reicher an Erinnerungen. An den Wänden ziehen sich, chorstuhlartig, fünfundvierzig Kirchenstühle der alten Gewerks- und Innungsmeister hin, jeder einzelne Stuhl

an seiner Rückenlehne mit den Gewerkseemblemen geschmückt. Vor dem Altare liegen die Grabsteine von Burgemeister und Rat; der Altar selbst aber, ein Schnitzwerk aus katholischer Zeit und mit Bildern auf der Kehrseite seiner Türen, ist mutmaßlich ein Geschenk, das von Kurfürst Joachim I. der Mittenwalder Kirche gemacht wurde. Zwischen Altarwand und Altartisch, auf schmalen Raume, begegnen wir noch einem Christuskopf auf dem Schweifstuche der Heiligen Veronika; die Teilnahme jedoch, die wir diesem Bilde zuwenden, erlischt vor dem größeren Interesse, mit dem wir eines Porträts ansichtig werden, das vom Seitenschiffe her und zwischen den Pfeilern hindurch in Lebensgröße herüberblickt. Es ist nicht das Bild als solches, das uns fesselt, es ist der, den es darstellt: Neben der schmalen Sakristeitür, in schlichter Umrahmung, hängt das Bildnis Paul Gerhardts.

Paul Gerhardt war Propst zu Mittenwalde von 1651 bis 1657.

Vor etwa fünfzig Jahren wurde dieses Bildnis Paul Gerhardts nach einem in der Kirche zu Lübben befindlichen Original angefertigt und der Mittenwalder Kirche, zur Erinnerung an die Zeit seines Wirkens allhier, zum Geschenk gemacht. Es ist ein gutes Bild; die Züge verraten viel Milde, doch nichts Weichliches, und die Unterschrift, ebenfalls dem Lübbener Original entnommen, lautet wie folgt:

Paulus Gerhardus Theologus in Cribro Satanae tentatus et devotus postea, obiit Lubbenae anno 1676, aetate 70\*.

Rechts daneben befinden sich folgende Distichen:

Sculpta quidem Pauli viva est ut imago Gerhardi,  
 Cujus in ore fides, spes, amor usque fuit,  
 Hic docuit nostris Assaph redivivus in oris  
 Et cecinit laudes Christe benigne tuas:  
 Spiritus aethereis veniet tibi sedibus hospes,  
 Haec ubi saepe canes carmina sacra Deo.

Also etwa:

Ganz wie er lebte, sind hier Paul Gerhardts Züge zu schauen,  
 Drauß nur Glaube allein, Hoffnung und Liebe gestrahlt;

\* Paul Gerhardt, Theologe, vom Satan versucht und hiernach als treu befunden, starb in Lübben im Jahre 1676 im Alter von siebenzig Jahren.

Ja, er lehrte bei uns, ein wiedererstandener Assaph,  
 Und er erhob im Gesang, güt'ger Erlöser, dein Lob.  
 Hoch von den himmlischen Höh'n steigt nieder der heilige Geist uns,  
 Singen die Lieder wir oft, die er gesungen dem Herrn<sup>1</sup>.

Paul Gerhardt, wie schon hervorgehoben, war sechs Jahre lang Propst an der Mittenwalder Kirche, und es ist höchst wahrscheinlich, daß einige der schönsten Lieder, die wir diesem vollstümlichsten unsrer geistlichen Liederdichter verdanken, während seines Mittenwalder Aufenthaltes in Leid und Freud' des Hauses und des Amtes gedichtet wurden.

Begleiten wir ihn auf seinem Ein- und Ausgang.

Paul Gerhardt kam spät ins Amt. Er war bereits sechsundvierzig Jahr alt, als die Kirchenvorstände von Mittenwalde, wo der Propst Goede eben gestorben war, sich an das Ministerium der St.-Nikolai-Kirche zu Berlin wandten mit dem Ersuchen, einen geeigneten Mann für die Mittenwalder Propsteikirche in Vorschlag zu bringen. Die Kirchenbehörden von St. Nikolai waren schnell entschieden; sie kannten Paul Gerhardt, der seit einer Reihe von Jahren als Lehrer und Erzieher im Hause des Kammergerichtsadvokaten Andreas Berthold tätig war und durch Lieder und Vorträge längst die Aufmerksamkeit aller Kirchlichen auf sich gezogen hatte. Diesen empfahlen sie. Nach zwanzigjährigem Harren sah sich Paul Gerhardt am Ziele seiner innigsten Sehnsucht, und mit dem Dankeslied: „Auf den Nebel folgt die Sonn', Auf das Trauern Freud' und Wonn'“, empfing er die Vokation und trat mit dem neuen Kirchenjahr 1651 ins Amt.

Freudig begann er es und voll guten Muts, all der Gegnerschaften und Widerwärtigkeiten Herr zu werden, an denen es von Anfang an nicht ermangelte. Neid, verletztes Interesse, gekränkte

<sup>1</sup> Propst Straube (1841 †), ein Amtsnachfolger Paul Gerhardts an der Mittenwalder Kirche, hat die lateinischen Distichen in folgenden Alexandrinern wiederzugeben versucht:

Wie lebend siehst du hier Paul Gerhardts teures Bild,  
 Der ganz von Glaube, Lieb und Hoffnung war erfüllt.  
 In Tönen voller Kraft, gleich Assaphs Harfenklängen,  
 Erhob er Christi Lob in himmlischen Gesängen.  
 Sing seine Lieder oft, o Christ, in seliger Lust,  
 So dringet Gottes Geist durch sie in deine Brust.

Eigenliebe — der seit Jahren an der Mittenwalder Kirche predigende Diakonus Allborn hatte darauf gerechnet, Propst zu werden — erschwerten ihm Amt und Leben; aber wenn er dann abends an dem offenen Hinterfenster seiner Arbeitsstube saß und über die Stadtmauer hinweg in die dunkler werdenden Felder blickte, während von der Propsteikirche her der Abend eingeläutet und eine alte Volksweise vom Turm geblasen wurde, dann ward ihm das Herz weit, und den Atem Gottes lebendiger fühlend, kam ihm selber ein Lied und mit dem Liede Glück und Erhebung. Es war die Volksweise: „Innsbruck, ich muß dich lassen“, die vom Turm herab allabendlich erklang, dieselbe alte Weise, von der Sebastian Bach später zu sagen pflegte, „er gäb' all seine Werke darum hin“; und der fromme P. Gerhardt, der wohl wissen mochte, wie seine Gemeinde daran hing, trachtete jetzt danach, der schönen alten Melodie tiefere Textesworte zugrunde zu legen. So entstand das „Abendlied“:

Nun ruhen alle Wälder,  
 Vieh, Menschen, Städt' und Felder,  
 Es schläft die ganze Welt —

jenes Musterstück einfachen Ausdrucks und lyrischer Stimmung, das durch einzelne daran anknüpfende Spöttereien (z. B. die ganze Welt könne nie schlafen, weil die Antipoden Tag hätten, wenn wir zur Ruhe gingen) an Volkstümlichkeit nur noch gewonnen hat.

Glaub' und Liebe richteten ihn wohl auf, wenn die Kummernisse des Lebens ihn niederdrücken wollten, aber ein Gefühl der Einsamkeit blieb ihm, und sein Herz sehnte sich nach Genossenschaft, nach einem Heerd. Im vierten Jahre seines Amtes bewarb er sich um die Hand Maria Bertholds, der ältesten Tochter jenes frommen Hauses, in dem er so viele Jahre glücklich gewesen war, und Propst Behr von St. Nikolai, der beide seit lange gekannt und geliebt hatte, legte beider Hände ineinander. Um die Mitte Februar 1655 zog Maria Berthold in die Mittenwalder Propsteiwohnung ein.

Innige Liebe hatte das Band geschlossen, und Paul Gerhardt glaubte nun den Segen um sich zu haben, der alle bösen Geister von seiner Schwelle fernhalten würde. Neu gekräftigt in seinem Glauben und neu gestimmt zur Dankbarkeit, war es um diese Zeit wohl, daß er den hohen Freudensang anstimmte:

Warum sollt' ich mich denn grämen?  
 Hab' ich doch  
 Christum noch,  
 Wer will mir den nehmen?  
 Wer will mir den Himmel rauben,  
 Den mir schon  
 Gottes Sohn  
 Beigelegt im Glauben?

Aber es war anders bestimmt. Die Freudigkeit des Gemüts sollt' ihm nicht zufallen, er sollte sie sich erringen in immer schwerer werdenden Kämpfen. Ein Töchterlein, das ihm geboren wurde, starb bald, und die Kränkungen, die das Auftreten Allborns im Geleite hatte, zehrten immer mehr an Gesundheit und Leben seiner nur zart gearteten Frau. Nicht frohe Tage waren diese Mittenwalder Tage, selbst äußere Not gesellte sich, und als der auch jetzt noch in seinem Glauben und Hoffen unerschüttert Bleibende jenes Vertrauenslied anstimmte, das von Strophe zu Strophe die Worte wiederholt: „Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit“, da war das Herz der sonst frommen Frau bereits klein und ängstlich genug geworden, um sich mißgestimmt und bitter fast von einer Glaubenskraft abzuwenden, die weit über die Kraft ihres eigenen schwachen Herzens hinausging. Tiefe Schwermut ergriff sie. Paul Gerhardt selbst aber in jener Freudigkeit der Seele, wie sie das Borgesehl eines nahen Sieges und endlicher Erhörung leiht, schlug seine Bibel auf und las die Worte des Psalmisten: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn: er wird's wohl machen.“ Und einem Funken gleich fiel das Wort in seine Brust. Er mußte freier aufatmen, die Stube ward ihm zu eng, und auf und ab schreitend in den Gängen des alten Propsteigartens, entquollen ihm die ersten Strophen zu jenem großen Trostes- und Vertrauensliede: „Befiehl du deine Wege.“

Bewegt aber auch erhoben ging er in das Haus zurück, empfand er sich doch als Träger einer Botschaft, der kein Herz widerstehen könne. Und siehe da, an der schwermütigen Stimmung seiner Frau erprobte das Lied zum ersten Male seine wunderbare Kraft. Alles Leid floß hin in Tränen, alle Trübsal wurde Licht, und eh' noch der Raufsch gehobenster Empfindung vorüber war, war auch schon die

Hilfe da — ein Abgesandter, ein Brief, der den Mittenwalder Propst als Diakonus an die Berliner Nikolaikirche berief. Er reichte seiner Hausfrau das Schreiben und sagte ruhig: „Siehe, wie Gott forget. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.“

Paul Gerhardt verließ Mittenwalde im Juli 1657. Dem weitem Gange seines Lebens folgen wir an dieser Stelle nicht, aber die Frage drängt sich auf: Was ist der Stadt, in der einige seiner schönsten Lieder entstanden, aus der Zeit seines Lebens und Wirkens erhalten geblieben? Sind noch Plätze da, die von ihm erzählen, und welche sind es?

Die Stadt bietet nichts. Das Propsteigebäude, das noch vor einigen fünfzig Jahren bewohnt war, ist seitdem abgebrochen, und selbst der Garten, in dessen Gängen er mutmaßlich das „Befiehl du deine Wege“ dichtete, liegt wüst geworden ohne Zaun und Einfassung zwischen zwei Nachbargärten.

Die Stadt bietet nichts mehr, wohl aber die Kirche. Dicht unter seinem Bildnis, dessen ich bereits ausführlicher erwähnte, sehen wir eine Steintafel in die Wand des Seitenschiffes eingelassen, die folgende Inschrift trägt: Maria Elisabeth — Pauli Gerhardts, damaligen Propstes allhier zu Mittenwalde und Anna Maria Bertholds erstgebohrnes, herzliches Töchterlein, so zur Welt kommen d. 19. Mai Anno 1656 und wieder abgesehen d. 14. Januar Anno 1657 — hat allhier ihr Ruhebettlein und dieses Täfflein von ihren lieben Eltern. Genesis 47. V. 9. „Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens.“ Ein grüner Kranz faßt die Inschrift ein und Engelsköpfe schmücken die vier Ecken.

Neben Bildnis und Stein ist die Sakristeitür. In der Sakristei selbst finden wir das alte Mittenwalder Kirchenbuch, ein großes, nach Art der Bilderbibeln in Leder gebundenes Buch, etwa dreihundert Jahr alt. Die Registrierungen in diesem Buch aus der Zeit von 1651 bis Neujahr 1657 rühren alle von Paul Gerhardt selber her. Seine Handschrift ist fest, dabei voll Schwung und Schönheit. Seine Aufzeichnungen schließen mit dem 28. Dezember 1656.

Bild und Stein und Buch, sie mahnen an sein Wandeln und Wirken an dieser Stätte; fehlten aber auch diese Dinge, die seinen Namen oder die Züge seiner Hand tragen, die Kirche selber — im

großen und ganzen dieselbe geblieben — sie würde dastehn zu seinem ehrenden Gedächtnis, der protestantischen Welt mehr eine Paul-Gerhardts- als eine Sankt-Moritz-Kirche. Wenig Modernes hat sich seit zweihundert Jahren hinzugesellt, und wohin das Auge sich wenden mag, sein Auge hat darauf geruht.

Veränderungen sollen vorgenommen werden, mögen sie mit Pietät geschehen.

Paul Gerhardt ist unbestritten der Glanzpunkt in der Geschichte Mittenwaldes, aber es hat der historischen Erinnerungen auch noch andre.

Den 31. August 1730 traf Kronprinz Friedrich unter starker Bedeckung von Wesel aus über Treuenbrieken (wo er die Nacht vorher gewesen war) in Mittenwalde ein, um daselbst vor seiner Abführung nach Küstrin ein erstes Verhör zu bestehen. Das Truppenkommando, das ihn bis Mittenwalde geführt hatte, stand unter Befehl des Generalmajors von Buddenbrock, desselben tapferen Offiziers, der zwei Monate später dem mit der Todesstrafe drohenden König mit den Worten entgegentrat: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, solange ich noch sprechen darf.“

Kronprinz Friedrich blieb zwei Tage in Mittenwalde, vom 31. August bis 2. September. Das Verhör fand mutmaßlich am 1. statt. Er bestand es vor Generalleutnant von Grumbkow, Generalmajor von Glasenapp, Oberst von Sydow und den Geh. Räten Mylius und Gerbett und behauptete während desselben eine „kecke und beleidigende Zurückhaltung“. Als Grumbkow ihm seine Verwunderung darüber bezeugte, antwortete er: „Ich bin auf alles gefaßt, was kommen kann, und hoffe, mein Mut wird größer sein als mein Unglück.“ —

Garnison stand damals noch nicht in Mittenwalde; die Stadt war überhaupt noch klein und zählte (1730) nur 952 Einwohner. In welchem Hause der Prinz bewacht wurde, hab' ich nicht mehr

<sup>2</sup> Ähnliche Worte hatte Generalmajor von Mosel am 14. August in Wesel gesprochen. Als der König mit dem Degen auf den Kronprinzen eindrang, warf sich M. dazwischen und rief: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes.“ Aberhaupt zeigen die Vorgänge jener Zeit, daß hoher Mut an gefährlicher Stelle am besten gedeiht.

ermitteln können; das „Schloß“ existierte längst nicht mehr. Das Verhör fand mutmaßlich auf dem Rathause statt.

Das war im September 1730.

Fast siebenzig Jahre später, am Silvesterabend 1799, tritt noch einmal eine historische Figur auf die bescheidene Mittenwalder Bühne, um ihr sechs Jahre lang in Leid und Freud' anzugehören. Sechs Jahre lang, wie Paul Gerhardt. Ein Kämpfer wie dieser, nicht mit mächtigeren, aber mit derberen Waffen. Es genügt seinen Namen zu nennen: Major von Yorck, der spätere „alte Yorck“.

Unterm 6. November hatte der König an den damals in Johannisburg stehenden Major von Yorck geschrieben: „Mein lieber Major von Yorck. Da die jetzt verfügte Versetzung des Major von Altenhoven vom Regiment Fußjäger als Commandeur zum dritten Bataillon des Regiments von Zenge es notwendig macht, dem Jägerregiment (in Mittenwalde) einen ganz capablen Commandeur zu geben und Ich Mich überzeuge, daß Ihr die zu diesem wichtigen Posten erforderlichen Eigenschaften in Euch verbindet, so will ich Euch hierdurch zum Commandeur des Jägerregiments ernennen usw.“

Am Silvesterabend 1799, an der Neige des Jahrhunderts, traf Major von Yorck in seiner neuen Garnison ein und überraschte seine Herren Offiziers auf dem Silvesterball. Die erste Begegnung war gemütlich genug, der dienstliche Ernst kam nach. Das seit 1780 in Mittenwalde stehende Jägerregiment war verwahrlost; er gab ihm einen neuen Geist, und dieser Geist war es, der sich sieben Jahre später erfolgreich in jenen kleinen Kämpfen bewährte, die dem Tage von Jena folgten. Bei Altenzaun am 26. Oktober, dreiviertel Meile südlich der Sandauer Fähre, waren es die Mittenwalder Jäger, die den Elbübergang des Blücherschen Korps zu decken hatten. Sie taten es mit Ruhm und Geschick. Die Jäger kehrten nicht nach Mittenwalde zurück. Yorck selbst nur auf wenige Tage, Januar 1807<sup>3</sup>. Dann rief ihn die Not des Vaterlandes dorthin, wo damals allein noch Preußen war — nach Königsberg. Die Mittenwalder aber waren stolz auf ihren Yorck, und als nach schweren

<sup>3</sup> Droysen erzählt: „Als Yorck in das Zimmer trat, ward er von seiner Frau und seinen Kindern nicht wiedererkannt. Aber das Bögelschen im Käfig flatterte wie vor Freuden hoch auf und sank dann tot hin.“



Jahren der Erniedrigung alles Volk in Preußenland zu Gewehr und Lanze griff und „Landwehr“ wurde, da griffen die Mittenwalder zur Büchse und wurden — Jäger. Wenigstens deutet darauf die Gedächtnistafel in der Kirche hin, wo die Namen der Gefallenen fast ausnahmslos die Bezeichnung J., F.=J. und G.=J., d. h. also Jäger, Freiwilliger Jäger und Garde-Jäger tragen.

Das Haus, das Major von Yorck bewohnte, existiert noch. Es ist jetzt ein Gasthaus, in der Hauptstraße der Stadt gelegen, und führt wie billig den Namen „Hotel Yorck“. Aber der Haustür erblicken wir eine Nische, und an derselben Stelle, wo sonst wohl ein „Mohr“ oder ein „Engel“ zu stehen pflegt, steht hier eine Büste des alten Yorck. Auch in den Zimmern findet sich sein Bild. Die Lokalität ist im großen und ganzen noch dieselbe, wie sie vor siebenzig Jahren war: Hinter dem Hause der Hof und hinter dem Hof ein Garten, beide von Stall- und Wirtschaftsgebäuden umstellt, an deren Außenwänden sich allerlei Treppen und Stiegen im Zickzack entlangziehen. Im Innern des Hauses hat sich natürlich viel verändert, und nur das Zimmer, das er selbst zu bewohnen pflegte, zeigt noch ein paar der alten, übrigens höchst einfachen Stuckverzierungen. Über dem Sofa hängt der Kaulbach-Muhrsche Jeremias und von der Decke herab eine Kamphinlampe. Beides Kinder einer andern Zeit.

Wer reist nach Mittenwalde?

Tausende wallfahrten nach Gohlis, um das Haus zu sehen, darin Schiller das Lied „An die Freude“ dichtete. Mittenwalde besucht niemand, und doch war es in seinem Propsteigarten, daß ein anderes, größeres Lied an die Freude gedichtet wurde, das große deutsche Tröstelied:

„Befiehl du deine Wege.“

Klein Machnow  
oder  
Machnow auf dem Sande

Bei Warschau, bei Wien,  
Bei Fehrbellin,  
Ob Friedrich Wilhelm, ob Alter Feih,  
Ob Leuthen, Lüßen, Dennewitz,  
Ein alter märkischer Edelmann  
Ist immer dabei, ist immer voran.

**K**lein Machnow ist ein reizend gelegenes Dorf, das sich an einem vom Teltsefließ gebildeten See hinzieht. Die Häuser sind ärmlich, aber schöne Kastanienalleen, wie sie während des vorigen Jahrhunderts fast überall in den Nachbardörfern Berlins entstanden, geben dem Ganzen ein sehr malerisches Ansehn.

Das Dorf ist alter Besitz der von Hakes. Diese Familie, die drei Gemshörner (Haken) im Wappen führt, war früher wie im Havellande so auch im Teltow reich begütert, besitzt aber in letztem Kreise nach Einbuße von Genshagen und Heinersdorf nur noch Klein Machnow und das Patronat über das angrenzende Stahnsdorf. Am Nordufer des schon genannten Sees erhebt sich der Seeberg, von dessen westlichem Abhang aus man einen prächtigen Blick ins Land hat, die Türme von Potsdam am Horizont.

Bevor wir uns im Dorfe selbst und zumal in seiner alten Kirche umsehn, sei noch ein orientierendes Vorwort gestattet über die Hakes und Hackes. Hinsichtlich dieser beiden Familien herrscht nämlich, was die Rechtschreibung ihrer Namen angeht, eine große Verwirrung, die schließlich zu Verwechslungen aller Art geführt hat. Erst neuerdings scheint man sich dahin geeinigt zu haben, nicht abwechselnd und nach Laune Hake, Haake, Haacke, Hacke usw. zu schreiben, sondern im Einklange damit, daß es zwei bestimmt geschiedene Familien gibt, auch zwei bestimmt geschiedene Namen anzunehmen: die Hakes und die Hackes.

Die Hackes sind aller Wahrscheinlichkeit nach aus Franken und zwar in verhältnismäßig später Zeit in die Mark gekommen. Ihnen gehört vor allem Hans Christoph Friedrich von Hacke, genannt der „lange Hacke“, der bekannte Liebling Friedrich Wilhelms I. an. Er war Oberst und Generaladjutant des Königs und derselbe, an

den sich der bereits sterbende Monarch, als er die Stallbedienten unten im Hof auf einem groben Fehler ertappte, mit der bekannten Aufforderung wandte: „Gehen Sie doch hinunter, Hacke<sup>1</sup>, und prügeln Sie die Schurken.“

In gar keiner Beziehung zu diesen Hackes stehen die Hakes<sup>2</sup>. Sie haben seit 500 Jahren immer als einfache Edelleute in der Mark gelebt und seit dreihundert Jahren das Erbschenkenamt der Kurmark Brandenburg bekleidet. In allen Kriegen, die wir seit den Tagen des Großen Kurfürsten geführt haben, haben zahlreiche Mit-

<sup>1</sup> Über ihn, diesen Obersten v. H., ein paar biographische Notizen, wie sie mir von befreundeter Hand zugehen. „Hans Christoph von Hacke wurde 1699 zu Staßfurt geboren. Er war ein besonderer Günstling König Friedrich Wilhelms I., der ihn seiner Größe wegen 1715 bei den Grenadieren in Potsdam anstellte. So war der Anfang. Er erhob ihn dann 1728 zum Drosten von Sperenberg, 1732 zum Hofjägermeister, 1734 zum Generaladjutanten und vermählte ihn mit der Erbtöchter des Ministers von Creuß, Sophie Albertine, die ihm in Pommern große Besitzungen zubrachte, darunter namentlich Penkun und Amt Radewitz. Von Hacke blieb bis zuletzt in der Gunst und Umgebung des Königs, der ihm in seiner Sterbestunde noch Aufträge für seinen Sohn, den Kronprinzen erteilte. Der Regierungswechsel änderte wenig in seiner intimen Stellung bei Hofe. Friedrich II. erhob ihn schon im Juli 1740 in den Grafenstand; ebenso war er unter den ersten, die den neugestifteten Orden pour le mérite aus der Hand des jungen Königs empfangen. In der Schlacht bei Mollwitz (1741) wurd' er verwundet und stieg nun rasch von Stufe zu Stufe: 1743 Generalmajor, 1747 Generalleutnant, 1748 Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens, 1749 Kommandant von Berlin. Von 1750 an dirigierte er den Bau der „Spandauer Vorstadt“ und gründete den nach ihm genannten Haackschen, eigentlich Hackeschen Markt. Er starb am 17. August 1754.“ Dieser gräflich von Hackeschen Familie gehören an: Edwin Graf v. H. auf Altranst im Oberbruch, Editha Gräfin v. H. ehemals Hofdame der Königin Elisabeth, Adelaide Gräfin v. H. Palastdame J. M. der Kaiserin Augusta, Virginie Gräfin v. H. Hofdame.

<sup>2</sup> Die Hakes sind die einzige Familie, die wir seit länger als 400 Jahren ununterbrochen im Teltow sehn. Ihnen folgen die seit etwa 250 Jahren ebendasselbst angefahrenen Goertzes. Die wenigen adligen Familien (darunter die v. Knesebek und v. Haeseler) die sich außerdem noch im Teltow vorfinden, gehören diesem Landesteil erst seit kurzem an, während die alten Teltow-Familien: v. Beeren, v. d. Liepe, v. Brißke (in Briß), v. Wilmersdorf, v. Otterstedt, v. Boytin, v. Groeben, v. Flank, v. Thümen, v. Schlabrendorf teils ausgestorben, teils in andern Landesteilen sesshaft geworden sind. In keinem Teile der Mark hat der Güterbesitz so oft gewechselt als in Teltow und Barnim. Der Einfluß der Hauptstadt ist dabei unverkennbar.

glieder dieser Familie auf unsern Schlachtfeldern gekämpft und geblutet, besonders zahlreich zur Zeit der Türkenkriege und des Spanischen Erbfolgekrieges. Ein General der Infanterie und zwei Generalleutnants gingen aus ihr hervor. Von den Generalleutnants machte Ernst Ludwig von Hake, geboren 1651 zu Klein Machnow, den Spanischen Erbfolgekrieg als Oberst bei der Leibgarde mit; Levin Friedrich von Hake, geboren zu Genshagen, focht in den Schlesiſchen und im Siebenjährigen Kriege; endlich Albrecht George Ernst Karl von Hake, geboren am 8. August 1769 zu Flatow, zeichnete sich während der Befreiungskriege aus, wurde 1819 Kriegsminister und 1825 General der Infanterie. Er starb 1835 zu Castellammare. Diese drei Hakes repräsentieren, wie die drei großen Kriegsepochen unserer Geschichte, so auch drei verschiedene Zweige ihres eignen Geschlechts und zwar die Häuser: Klein Machnow, Genshagen, Flatow. Alle drei waren unverheiratet oder kinderlos und zwei von ihnen Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens.

Sie alle aber, brav und ruhmreich wie sie waren, werden mutmaßlich von einem ihrer ersten Vorfahren, von Hans von Hake, gemeinhin Hake von Stülpe genannt, überlebt werden. Dieser Hake von Stülpe war es, der auf der Golmheide zwischen Jüterbog und Trebbin den Ablaßkrämer Tegel überfiel und ihm unter der höhnischen Vorhaltung, „den Ablaßzettel für erst noch zu begehende Sünden gestern von ihm gekauft zu haben“, die ganze Barschaft abnahm und den Kasten bergab in den Schnee rollte. Dieser Kasten befindet sich bis auf den heutigen Tag in der Kirche zu Jüterbog; Hake von Stülpe selbst aber (auch Willibald Alexis hat ihm in seinem Roman der „Wärwolf“ einen Abschnitt gewidmet) wird als eine jener Figuren wie sie das Volk gern hat, in unsrer Landesgeschichte fortleben. Der gute Humor, der Übermut und der Streich, der dem ganzen Ablaßkram dadurch gespielt wurde, haben von jeher dafür gesorgt, daß man die Tat mehr auf ihre humoristische Derbheit als auf ihren sittlichen Gehalt geprüft hat.

Wir kehren nach diesen Vorbemerkungen in unser Dorf zurück und schreiten, immer den laubholzumstandenen, stillen See zu unsrer Rechten, die blühende Kastanienallee hinauf. An Bemerkenswertem finden wir das Herrenhaus, das alte Schloß, die Wassermühle und die Kirche.

Das Herrenhaus ist ein moderner Bau aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts. Nach der Gartenseite hin hat es einen halbkreisförmigen, von hohen jonischen Säulen getragenen Vorbau, der dem Ganzen etwas Stattliches leiht. Die Auffahrt auf den sehr geräumigen Hof erfolgt durch ein altes Sandsteinportal, das nach außen hin einen Medusenkopf und auf diesem eine Minerva zeigt. Die Dorfleute betrachten den Medusenkopf als das Porträt eines hartherzigen Vorbesizers, der schließlich von den Schlangen verzehrt worden sei<sup>3</sup>.

Das alte Schloß, in unmittelbarer Nähe des jetzigen Herrenhauses, ist eins der wenigen alten Schloßgebäude, die sich bis auf diesen Tag in unserer Mark erhalten haben. Es besteht aus einem schmucklosen Viereck, an dessen Nordseite sich ein sechseckiger Treppenturm lehnt. Dieser Turm überragt das Hauptgebäude nur um wenige Fuß und trägt ein Dach von eigentümlicher und schwer zu

<sup>3</sup> Nichts scheint das Volk in seinem poetischen Hange so schöpferisch zu stimmen als der Anblick von Kunstwerken, die es nicht versteht. Es ruht nicht eher, als bis es eine Deutung gefunden hat, wobei es zugleich eine Neigung und ein Geschick zeigt, schon vorhandene Sagen oder Geschichten dem gegebenen, rätselhaften Etwas anzupassen. Es gilt dies beispielsweise auch von der „Adonis-Statue mit dem Eberkopf“ im Schloßpark zu Köpenick. Die Sage, die sich daran knüpft, ist die folgende: Einem Jäger Joachims II. träumt, er werde bei der nächsten Jagd von einem Eber getötet werden. Er erzählt seinen Traum am andren Morgen und man läßt ihn im Schloß zurück. Die andren kehren mit reicher Jagdbeute heim, und der zurückgebliebene Jäger packt nun einen toten Eber, um ihn in die Küche zu ziehn, fällt aber dabei und reißt sich an einem der Hauer den Schenkel auf. Daran stirbt er andren Tags. Diese Geschichte mag sich einmal ereignet haben, irgendwo vielleicht, aber schwerlich in Köpenick, und sie würd über das alte Spreeschloß immer hinweggezogen sein, wenn nicht beim Neubau des Schlosses die Errichtung der Adonisstatue mit dem Eberkopf die Sage plötzlich fixiert und ihr Anlehnung und eine neue Heimat geboten hätte. So kommt es, daß man an den verschiedensten Orten denselben Geschichten begegnet; die meisten dieser Orte sind gleichsam nur Filial- und Mutterlagenort ist oft schwer zu bestimmen. — Der Medusenkopf am Portal alter Schlösser hat gewiß schon oft als schlangenumwundnes Porträt hartherziger Schloßherrn gelten müssen, und der alte Herr von Hake hat unzweifelhaft Kameraden in allen Ländern. Der Satz, den ich aufstellen möchte, ist der: das Volk hat eine Neigung, Allgemeines oder wenigstens An-vielen-Orten-sich-Findendes zu lokalisieren, sobald gewisse Bedingungen erfüllt, gewisse äußerliche Anhaltspunkte für diese Lokalisierung gegeben sind.

beschreibender Form; in der Mitte des eigentlichen Schloßbaus aber, und zwar in seinem Erdgeschosse befindet sich ein starker sechs- oder achteckiger Pfeiler, der das Obergeschos zu tragen scheint. Welcher Zeit dieser Pfeiler angehört, mag dahingestellt bleiben. Bei der Seltenheit derartiger baulicher Überbleibsel in unsrer Mark ist es vielleicht gerechtfertigt, die Aufmerksamkeit unserer Archäologen darauf hinzulenken. Von historischen Erinnerungen knüpft sich nichts an diesen Bau. Gemeinhin hat hierlandes die Ortsgeschichte den Ort selbst überdauert; wir wissen von der Existenz dieser oder jener Burg, von diesem oder jenem, was drin geschah, und nur die Burg selbst ist hin; in Klein Machnow ist es umgekehrt, die Burg existiert, aber die Geschichte fehlt. Dies hat zum Teil wohl seinen Grund darin, daß Klein Machnow nach dem Aussterben der Machnowschen Hakes etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Besitz einer Nebenlinie kam: der Hakes von Flatow im Havellande, wodurch die lebendige Tradition unterbrochen wurde.

Die Wassermühle. Ein schöner, massiver Bau, durch die Gebrüder von Hake im Jahre 1856 neu aufgeführt. Eine Inschriftstafel der alten Mühle hat man in die Frontwand des Neubaus wieder eingefügt. Die alte Inschrift lautet: „Anno 1695 hat Herr Ernst Ludwig von Hake, Seiner churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Friderici III Oberster bei der Garde zu Fuß, diese adlige Freymühle hinwiederumb ganz neue aus dem Grunde erbauet, weiln die alte ganz zerfallen.“ Dieser Machnowschen oder Hakeschen Wassermühle wird in alten Urkunden oft erwähnt, doch ist sie nicht mit der noch älteren Wassermühle bei Potsdam kurz vorm Einfluß der Nuthe in die Havel zu verwechseln, die eigens den Namen Hakemühle (früher Hackenmohle) führt. Sie ist viel älter als die Hakes und wird schon 993 genannt, in welchem Jahre König Otto III. seiner Tante, der Abtissin Mathilde von Quedlinburg, den Ort Potsdam schenkte.

Die alte Kirche. Gegenüber der Einfahrt mit dem Medusenkopf liegt die Kirche. Eh wir sie erreichen, passieren wir ein Steinkreuz hart an der Straße, zum Andenken eines Schlaberndorf errichtet, der hier in einem Duell mit einem von Hake auf offener Dorfstraße getötet wurde. Sporen und Degen des Gefallenen sind in der Kirche aufgehängt. Nicht immer übrigens waren die Hakes

Sieger bei solchen Vorfällen. Auf einem anderen Familiengute kam es zu einem Duell zwischen einem Hake und einem von Bornstädt. Man schloß sich in der großen Halle des Hauses, und Hake fiel. Ursach war ein Stückchen niedergetretenes Erbsenfeld. Man war damals rasch bei der Hand.

Wir sind nun an die Kirche herangetreten. Es ist ein überraschend gefälliger, beinah feinstilisierter Backsteinbau aus dem 16. Jahrhundert (vielleicht auch schon aus dem 15.) reizend zwischen Bäumen und Efeuagräbern gelegen und von einer Steinmauer eingefast. Die eine Kirchenwand trägt zwar deutlich die Inschrift: „Casparus Jacke, Maurermeister zu Potsdam 1597“, doch hat er die Kirche sehr wahrscheinlich nur restauriert. Der Unterbau, bis zum Beginn der Fenster, ist jedenfalls viel älter, und die bestimmt zutage tretende Verschiedenheit der Steine hat denn auch zu der Sage geführt, daß zwei Schwestern die Kirche gebaut und helle und dunkle Ziegel genommen hätten, um ihren Anteil unterscheiden zu können.

Unter den verschiedenen Grabsteinen und Denkmälern, die die Kirche besitzt, ist vorzugsweis einer Gedenktafel zu erwähnen, die Ernst Ludwig von Hake, obengenannter Oberster in Friedrichs III. Leibgarde zu Fuß, im Jahre 1696 zu ehrendem Gedächtnis seiner Eltern und Geschwister hat errichten lassen.

Diese Gedenktafel gibt zuvörderst die Namen seiner Eltern — Otto von Hake † 1682 und Anna Maria von Pshlin † 1682 — und demnächst die seiner 14 Geschwister: 9 Brüder und 5 Schwestern. Aus der langen Reihe von Namen und Daten mögen hier folgende stehn:

Gürge Bertram von Hake. Geb. 1641; Leutnant im K. K. hochlöblichen spanischen Regiment zu Fuß; gefallen am 20. Juni 1662 bei Erstürmung von Serimvar durch die Türken.

Otto Sigismund v. H. Geboren 1643; Kaiserlicher Kapitänleutnant im Gößschen Dragonerregiment, gefallen 1664 im Passe Regiment in Ungarn.

Heino Friedrich v. H. Geboren 1644; gestorben im Sipser Land 1667, war Leutnant im spanischen Regiment zu Fuß.

Adolph Heinrich v. H. Geboren 1652; Leutnant im Terzkhschen Regiment zu Fuß, gestorben zu Zwoll in Holland.

Christoph Ehrenreich v. H. Geboren 1656; Kapitän im brandenburgischen Leibregiment Dragoner, gefallen 1686 bei Bestürmung und Eroberung der Festung Ofen.

Die einfachen Angaben dieser Gedenktafel zeigen deutlich den Geist, der damals in der Familie lebendig war. Die Mark gehörte noch zum „Reich“, und die Kämpfe Habsburgs waren noch die Kämpfe Brandenburgs. Vier der Otto von Hakeschen Söhne dienten in österreichischen Regimentern, zwei fielen im Türkenkrieg, zwei erlagen der Krankheit. Der fünfte und jüngste war Kapitän in einem brandenburgischen Regiment, focht aber in dem vom General von Schönning kommandierten Kontingent für dieselbe Sache und fiel im Kampfe gegen den Erbfeind.

Der mehrerwähnte Ernst Ludwig von Hake scheint übrigens gleichzeitig zu ehrendem Gedächtnis seiner vor ihm heimgegangenen Brüder die Kirche zu Machnow mit zehn Fahnen ausgeschmückt zu haben, von denen jede einen Banner- oder Sinnspruch trug, dessen Anfangsbuchstaben dem Tauf- und Familiennamen des zu Feiern den entsprachen. Drei von diesen Fahnen existieren noch, die andern sieben sind zerfetzt und zeigen wenig mehr als die Stöcke. Die Sinnsprüche der noch vorhandenen drei Fahnen sind die folgenden:

Ornat Virtus Heroem\* (Otto Von Hake).

Coelum Est Vera Habitatio\*\* (Christoph Ehrenreich Von Hake).

Abimus Hinc Veluti Hospites\*\*\* (Adolph Heinrich Von Hake).

Außerdem befindet sich noch ein Denkmal des 1704 bei Höchstädt auf den Tod verwundeten und zu Nördlingen begrabenen Ehrenreich von Hake, sowie ferner ein elftes Banner in der Kirche, das Hedwig Margarethe von Hake, eine Schwester der oben angeführten kaiserlichen und kurbrandenburgischen Offiziere, zu Ehren ihres bei Fehrbellin gefallenen Bräutigams aufrichten ließ. Dies Banner führt folgende Inschrift: „Dem Herrn Ernst von Schlabrendorf, Obrist-Wachtmeister in des Obristleutnants von Grumkow Esquadron-Dragoner, gefallen 1675 bei Fehrbellin und in der Dalimischen Kirche beigesezt.“

\* Tugend schmückt den Helden. \*\* Der Himmel ist unsere wahre Wohnung. \*\*\* Wir gehen hier gleichsam als Gäste fort.



Die Forsten von Klein Machnow grenzen an den Grunewald und das Potsdamer Jagdrevier. Es war deshalb den jagdliebenden Hohenzollern von jeher daran gelegen, die Jagdgerechtigkeit auf dem Machnowschen Territorium zu haben, und die Hake besitzen denn auch aus dem Ende des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts eine ziemliche Anzahl von Verpachtungsurkunden, in denen das Verhältnis zwischen den eigentlichen Besitzern und dem fürstlichen Jagdpächter geregelt wird. In einer dieser Urkunden heißt es: „Seine Kurfürstliche Durchlaucht (Friedrich III.) wollen Ihnen, Denen von Hake und ihren Successoribus\* bei vorfallenden „Ausrichtungen“ als Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen etwas an rothem Wildbret auf ihr unterthänigstes Ansuchen ohne Entgelt reichen lassen.“ Der Wortlaut dieser Urkunde — die 150 Jahre lang unbeachtet im Familienarchiv gelegen haben mochte — ward 1848 von dem Assessor von Hake zu einer Eingabe an die Potsdamer Regierung benutzt, und zwar unter Hinweis darauf, daß der vorgesehene Fall eingetreten und ihm ein Töchterchen geboren sei. Die Regierung beeilte sich auch wirklich, dem wohlbegründeten Gesuch nachzukommen, und ein tüchtiger Hirsch wurde zur Tausch des kleinen Fräulein von Hake in die gutherrliche Küche geliefert. „Leider“, so erzählte mir Herr von Hake, „hat es bei diesem einen Hirsch sein Bewenden gehabt; noch andre Kinder sind mir seitdem geboren worden, aber infolge der Aufhebung des Jagdrechts ist mittlerweile meine alte Wildbretsurkunde zu einem toten Stück Papier geworden.“

Machnow auf dem Sande ist nur eine gute halbe Stunde vom Wann- und Schlachtensee und all jenen andern im Grunewald gelegenen Wald- und Wasserpartien entfernt, die, wenn längst gehegte Wünsche sich erfüllen (erfüllten sich seitdem), über kurz oder lang vor die Tore Berlins gerückt sein werden. Dann wenn die steil abfallende Hügelreihe, die das weite Becken des Wannsee von Osten her umfaßt, zu einem Kai für heitre, von wildem Wein umlaubte Willen geworden sein und Forst und Fluß nach allen Seiten hin durchstreift werden wird, dann wird auch das hübsche Dorf am Teltesfließ seine Besucher und seine Verehrer gefunden haben.

Mögen diese dann an der alten, efeuerversteckten Kirche und an dem Steinkreuz des gefallenen Schlabrendorf nicht vorübergehn.

\* Nachfolgern.

## Großbeeren

„Unsre Bebine sollen diesseits  
Berlin bleichen, nicht jenseits.“  
General von Bülow

Zwei Meilen südlich von Berlin liegen die berühmten Felder von Großbeeren. Wer häufiger die Eisenbahn benutzt, die daran vorüber ins Anhaltische und Sächsische führt, wird es nicht selten erlebt haben, daß Fremde, die bis dahin lesend oder plaudernd in der Ecke saßen, plötzlich sich aufrichten und mit dem Finger auf die weite Ebene deutend halb zuversichtlich halb frageweise die Worte sprechen: Ah c'est le champ de bataille de Gross-Beeren\*!

Und wie die Fremden davon wissen, so natürlich vor allem auch die Berliner, die den „Tag von Großbeeren“ an jedem 23. August in pflichtschuldiger Dankbarkeit feiern. Aber sie feiern ihn, ohne sich zu vergegenwärtigen, wie der Sieg errungen wurde. Niemand weiß mehr von den Einzelheiten oder gar von dem Gesamtgange der Schlacht zu berichten, und was von den Berlinern gilt, gilt auch von den Bewohnern des Dorfes selbst. Ich trieb mühevoll einen Tagelöhner auf, der den Schlachttag noch miterlebt und aus seinem Versteck heraus ein paar Tschakos oder Bajonettspitzen gesehen hatte. Das war alles. Aber die gleichgültigsten Details hinaus war seinem Gedächtnis nichts verblieben. Vollends verloren aber ist der oder war es wenigstens früher, der von den beiden in Nähe der Kirche stationierten Invaliden irgendwelchen Aufschluß erwartete. Sie wußten absolut nichts von jenem Schlachtfelde, das jahraus jahrein zu ihren Füßen lag, und dessen bestellte Wächter sie waren, und nichts von jenem Kirchhof, um dessen Besitz einst so heiß gestritten ward.

Und so mag sich denn im nachstehenden ein Überblick über die damalige politisch-militärische Situation und daran anschließend eine kurze Beschreibung der „Bataille“ geziemen.

\* Ach, das ist das Schlachtfeld von Großbeeren!

## Die Schlacht bei Großbeeren

am 23. August 1813

Napoleon, als der Waffenstillstand abgelaufen und Oesterreich dem Bündnisse Rußlands und Preußens beigetreten war, richtete sein Hauptaugenmerk auf Berlin. Er beschloß, sich desselben zu bemächtigen und ordnete zu diesem Zwecke die Bildung einer aus dem 4., 7. und 12. Korps bestehenden Armee an, an deren Spitze er den Marschall Dubinot stellte. „Sie werden mit einer solchen Armee“, hieß es in einer dem Marschall um die Mitte des August zugehenden Generalorder „den Feind rasch zurückdrängen, Berlin einnehmen, die Einwohner entwaffnen, die Landwehr auflösen und die Haufen schlechter Truppen zerstreuen.“ Infolge dieser Order betrat Dubinots Armee, deren Sammelplatz Luckau gewesen war, am 19. die Mark, rückte gegen Baruth, und stand am 22. abends in dreimeiliger Entfernung von Berlin: das 4. Korps Bertrand bei Jühnsdorf, das 7. Korps Reynier bei Wietstock, das 12. Korps Dubinot zwischen Trebbin und Thyrow. Dubinot nämlich, wie gleich hier hervorgehoben werden mag, hatte nicht bloß den Oberbefehl über das Ganze, sondern auch noch den Spezialbefehl über das letztgenannte 12. Korps.

Am andern Tage sollte der Vormarsch gegen Berlin fortgesetzt werden, zu dessen Schutze die vom Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) kommandierte Nordarmee zwischen Ruhlsdorf, Heinersdorf und Blankenfelde Stellung genommen hatte. Der nächste Tag mußte voraussichtlich einen ernstern, vielleicht sogar den entscheidenden Zusammenstoß bringen.

Und dieser Zusammenstoß fand auch wirklich statt. Eh ich jedoch eine Darstellung desselben gebe, versuch' ich eine Schilderung der sich gegenüberstehenden Streitkräfte.

Die Dubinotsche Armee, 70 000 Mann stark, bestand aus neun Divisionen, von denen fünf fremden Nationalitäten angehörten: Zwei waren sächsisch, eine bayerisch, eine württembergisch und eine italienisch. Aber auch die verbleibenden vier französischen Divisionen ließen an Zuverlässigkeit allerlei vermissen, da man bei der letzten Aushebung auf das ersatzpflichtige Alter keine Rücksicht genommen, vielmehr blutjunge Leute, die fast noch im Knabenalter

standen, mit herangezogen hatte. Besonders unzuverlässig war die zum 7. Korps Neynier gehörige Division Durutte, die zum größten Teil aus Refraktärs, d. h. aus solchen, die sich der Aushebung bis dahin zu entziehen gewußt hatten, aus Deserteurs und Verbrechern gebildet war. Von den Befehlshabern kamen nur Dubinot und Neynier in Betracht, aber auch hinsichtlich ihrer blieb manches zu wünschen. Dubinot machte den Oberbefehl nicht genügend geltend, ja vermied sogar die persönliche Berührung mit seinen Untergeneralen, während Neynier unlustig und erbittert über die Zurücksetzung war, die Napoleon ihn beständig erfahren ließ.

Die diesseitige Nordarmee war viel stärker und umfaßte bis gegen 100 000 Mann. Aber auch die dieser zugehörigen Truppenteile waren von gemischter Nationalität und unterstanden, was der Hauptübelstand war, einem Oberbefehlshaber, der ohne jedes Herz für die Sache nur seinem persönlichen Interesse nachhing<sup>1</sup> — ein Übelstand, der noch schwerer ins Gewicht gefallen wäre, wenn nicht der Geist der beiden preussischen Heerführer Bülow und Tauenzien, und kaum minder der in ihren Landwehren aller mangelhaften Ausbildung und Bewaffnung unerachtet anzutreffende preussische Kampfesmut, eine Balance geschaffen hätte. Jedenfalls standen wir hinter der Dubinotschen Armee nicht zurück und hatten keinen Anspruch darauf, von Napoleon als „schlechte Truppe“ und sogar als „Gesindel“ bezeichnet zu werden. Der nächste Tag sollte denn auch zeigen, daß er die Rechnung ohne den Wirt gemacht und „l'Enfanterie prussienne“ sehr unterschätzt hatte.

#### Beginn der Schlacht

Der rechte französische Flügel, das 4. Korps Bertrand, dirigierte sich am 23. in aller Frühe schon von Jühnsdorf gegen Blankenfelde, das bereits am vorausgegangenen Tage durch das diesseitige IV. Korps unter General Tauenzien besetzt worden war. Es ent-

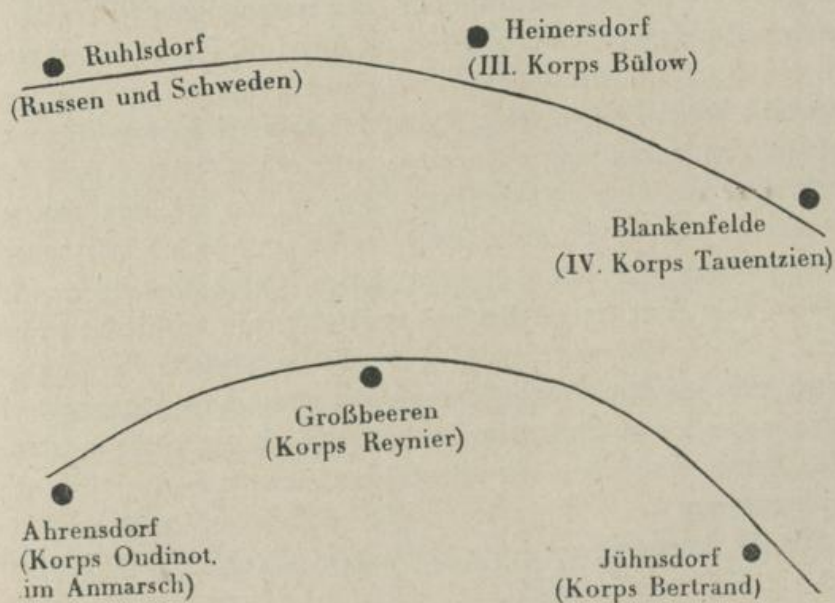
<sup>1</sup> „Bernadotte“, so schreibt ein Offizier aus dem Jahr 1813, „entwarf beständig Pläne, die durch Kühnheit in Erstaunen setzten, und gedachte beispielsweise Magdeburg und Stettin mit Sturmleitern zu ersteigen, kam aber der Entscheidungsmoment heran, so nahm er rückwärts Stellungen. Er wurd' in allem nur durch eine Rücksicht bestimmt: sich und seine schwedische Hilfstruppe keiner Niederlage auszusetzen.“

spann sich alsbald ein leichtes Gefecht, das bis gegen die Mittagsstunde fortgeführt wurde. Zu dieser Zeit wandte sich Bertrand an den links neben ihm stehenden Reynier und ließ ihn wissen, „daß er auf hartnäckigen Widerstand gestoßen sei, weshalb er Blankenfelde nur dann nehmen könne, wenn im Zentrum energischer vorgegangen und er (Bertrand) dadurch degagiert würde“. Da sich Reynier zu solchem „energischen Vorgehen“ nicht bereit erklärte, ja mit Rücksicht auf das noch weit zurück befindliche Linkeflügelkorps Dudinot auch kaum erklären konnte, so schloß das Gefecht am rechten Flügel (Blankenfelde) ein und ward auch im ganzen Laufe des Tages nicht wiederaufgenommen.

Bertrands Forderung „im Zentrum energischer vorzugehen“ war unerfüllt geblieben, aber ein Vorgehen überhaupt hatte nichtsdestoweniger stattgefunden und zur Wegnahme des durch drei diesseitige Bataillone besetzten Dorfes Großbeeren geführt.

Infolge davon war das Zentrum der vorgeschobenste Punkt der französischen Angriffslinie geworden; der rechte Flügel bei Jühnsdorf stand um eine Meile, der linke, zwischen Trebbin und Thyrow, um anderthalb Meilen zurück. An ebendiesem linken Flügel befand sich auch das Oberkommando.

Die Stellung bei Freund und Feind war um fünf Uhr die folgende:



## Die Entscheidung

Von 5 bis 7

General Reynier, als ihm gemeldet wurde, daß die preussische Vorhut auf Heinersdorf zurückgezogen sei, ließ seine Truppen auf einem Hügelzuge, der sich in Front Großbeerens von der Kirche bis zur Windmühle und von dieser wieder bis nach dem Vorwerke Neubeeren zieht, ins Bivak rücken. Er gewärtigte keines Angriffs mehr, der ihm ebensosehr der vorgerückten Stunde wie des in Strömen fallenden Regens halber unwahrscheinlich, ja beinahe unmöglich erschien, und antwortete dem sächsischen Divisionsgeneral, der ihn vor der List und Entschlossenheit der Preußen warnte: „Sie kommen nicht.“

Aber sie kamen doch.

Um dieselbe Stunde nämlich, als unsere dreibataillonsstarke Vorhut aus Großbeerens abmarschiert und zum Überfluß auch noch Order von Ruhlsdorf her eingetroffen war, „bis in die Verschanzungen vor Berlin und demnächst bis über die Spree zurückzugehen“, entschloß sich General Bülow, den ihm gegenüberstehenden Reynier anzugreifen und das verlorengegangene Großbeerens zurückzuerobern. Er rief seine Brigadegenerale zusammen, um ihnen den von ihm gefaßten Entschluß mitzuteilen. Er habe sich schon am Tage vorher von der Aktionsunlust des Oberkommandierenden überzeugen können, der seinen Mangel an Eifer mit seinem Mißtrauen in den Wert der ihm unterstellten „neuen Truppen“ zu begründen versucht habe. Diese „neuen Truppen“ aber seien, was ihnen in diesem und jenem auch fehlen möge, vom besten Geiste beseelt und bedürften nur einer entschlossenen Führung, um sich aufs neue zu bewähren, wie sie sich schon vor dem Waffenstillstand und neuerdings wieder bei Luckau bewährt hätten. Jedenfalls sei es sein Wille, nicht ohne ein vorgängiges ernstes Gefecht das Feld zu räumen. „Unsere Gebeine“, so schloß er, „sollen diesseits Berlin bleiben, nicht jenseits.“ Alle Generale stimmten ihm zu, wonach er ohne weiteres nach Ruhlsdorf hin melden ließ, „er werde mit dem III. Korps avancieren und Großbeerens innerhalb einer Stunde wiedernehmen.“

Als die Truppen von diesem Entschlusse hörten, erfüllte sie plötzlich ein Geist der Zuversicht, und wiewohl sie durch vierundzwanzig

Stunden hin nicht Holz und nicht Stroh, kaum Kommißbrot und Branntwein, und eigentlich nichts als Regen und wieder Regen gehabt hatten, verlangte doch jeder nach Kampf und brach in hellen Jubel aus, als es hieß: An die Gewehre!

Die Dispositionen zum Angriff waren schnell getroffen und lauteten:

Die Brigade Krafft, gefolgt von der Brigade Thümen, avanciert gegen die Hügelsposition zwischen Kirche und Windmühle.

Die Brigade Prinz von Hessen-Homburg avanciert gegen die Position zwischen der Windmühle und dem Vorwerk Neubeeren.

Die Brigade von Borstell endlich führt eine Seitenbewegung aus und sucht den Frontangriff auf Großbeeren aus der diesseitigen linken Flanke zu souteniren.

Es war sechs Uhr, als sich die genannten Brigaden in drei Linien von Heinersdorf her in Bewegung setzten.

Mit Erstaunen hörte Reynier die Meldung, daß das gesamte Bülow'sche Korps gegen Großbeeren heranrückte. Rasch indessen fand er sich zurecht, und bevor noch unsere Kolonnen auf halbem Wege heran waren, hatten die Truppenteile seines Korps folgende gutgewählte Stellungen inne:

Sächsische Division v. Sahr:

Grenadierbataillon v. Sperl in Großbeeren selbst;

Brigade v. Bose (mit dem Regiment v. Low in Front) zwischen Kirche und Windmühle;

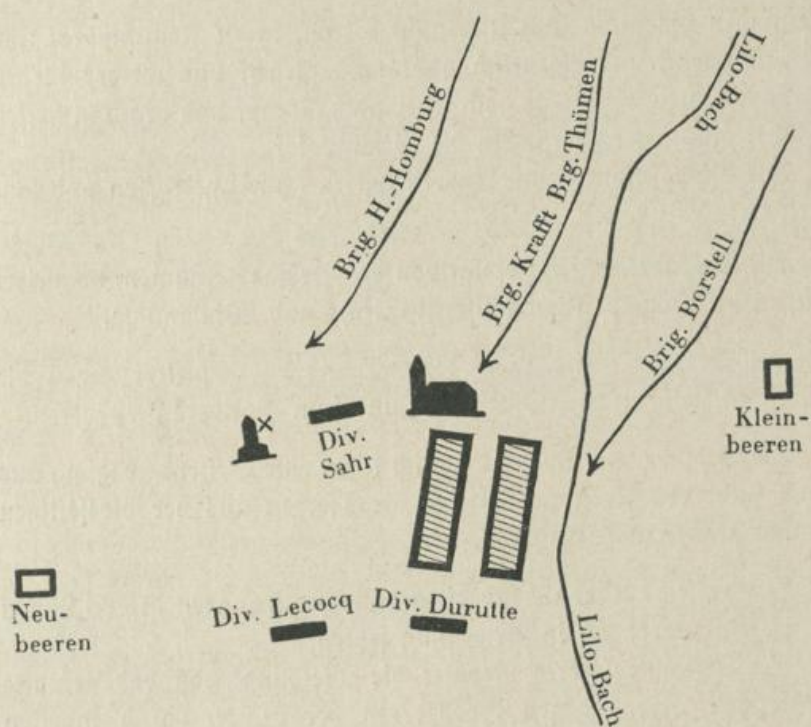
Brigade v. Nyffel zwischen Windmühle und Neubeeren.

Sächsische Division v. Lecocq:

im Rücken von Großbeeren zwischen diesem und der Genshagenschen Heide.

Französische Division Durutte:

rechts neben der Division Lecocq, also zwischen dieser Division und der nach Genshagen führenden Straße.



Sämtliche Geschütze des Reynierschen Korps, 60 an der Zahl, waren in die Front gezogen worden und erwiderten sofort das Feuer, das Oberst von Holzkendorff aus 64 preussisch-russischen Sechs- und Zwölfpfündern auf eine Distanz von 1800 Schritt eröffnet hatte. Zunächst schien das feindliche Feuer im Vorteil bleiben zu sollen: mehrere preussische Geschütze waren demontiert, und eine zerschossene Batterie mußte zurückgenommen werden; als aber um ebendiese Zeit die schwedische reitende Batterie von Cardell in die diesseitige Geschützfront einrückte, gab Oberst von Holzkendorff Befehl bis auf 1200 Schritt zu avancieren. Alle Batterien jagten vor, und im selben Augenblicke fast, wo sich die Wirkung dieses Vorgehens erkennen ließ, ließ General v. Bülow die bis dahin in Deckung zurückgehaltenen Brigaden Krafft und Thümen im Sturm: schritte gegen Dorf und Kirche vorbrechen.

Ein erbitterter Kampf entspann sich. Das 1. Bataillon Kolberg griff Großbeeren in der Front an, während rechts daneben Major v. Gagern an der Spitze des 5. Reserve-regiments auf die den Kirchhofshügel verteidigenden Sachsen eindrang und das hier stehende



Regiment v. Low zersprengte<sup>2</sup>. Neue Bataillone, die Neynier aus der hinter dem Dorfe haltenden Division Lecocq in die Front zog, stellten das Gefecht zwar wieder her, und ein Vorbrechen sächsischer Ulanen parierte sogar siegreich einen diesseitigen Reiterangriff. Aber dies war auch der letzte glückliche Moment auf gegnerischer Seite. Denn in demselben Augenblicke fast, wo sich die sächsische Kavallerie dieses Erfolges rühmen durfte, wurde die gesamte feindliche Position von zwei Seiten her umfaßt, indem die gerade jetzt den Lilobach passierende Vorhut der Borstellischen Brigade Großbeeren von Osten her, die Brigade Prinz von Hessen-Homburg aber die mehr nach Westen hin gelegene Hügelposition zwischen der Windmühle und dem Vorwerk Neubeeren erstürmte. Durch diese Bewegung von links und rechts her war die ganze in Front stehende Division Sahr abgeschnitten und hatte nur noch für ihren Rückzug zu kämpfen. Diesen bewerkstelligte sie geschickt und ging in guter Haltung, wenn auch unter erheblichen Verlusten, auf die Genshagensche Heide zurück.

Hiermit war die Wiedereroberung Großbeeren ausgeführt. Allerdings, da von den neun Divisionen der Dudinotschen Armee nur drei wirklich engagiert gewesen waren, lag es in der Möglichkeit, unsern Erfolg wieder bestritten zu sehen, und in der That wurde der Versuch dazu gemacht, als bei Dunkelwerden die Spitze des noch vollkommen intakten 12. Korps in verhältnismäßiger Nähe des Schlachtfeldes erschien. Aber auch dieser Versuch, an dem sich namentlich Kavallerie beteiligte, schlug fehl, und um 9 Uhr schwieg das Gefecht<sup>3</sup>. Unbehelligt gingen alle drei Divisionen vom Korps

<sup>2</sup> Bei diesem Kampfe ging die alte Kirche von Großbeeren in Flammen auf und wurd' erst in den zwanziger Jahren durch eine neue, nach einem Schinkelschen Plan erbaute, ersetzt. In Nähe derselben erhebt sich auch das gußeiserne Monument, das zu direkter Erinnerung an den 23. August 1813 errichtet wurde. Es trägt die Inschrift: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland.“

<sup>3</sup> Aber dies abendliche Kavalleriegefecht find' ich das Folgende: „Der Marschall Dudinot, als er mit dem 12. Korps von Trebbin her in Ahrens-dorf eingetroffen war, schickte die leichte Kavalleriedivision Fournier vor, um Neynier, von dessen Rückzug er noch keine Kenntnis hatte, zu soute-nieren. Diese Division Fournier stieß in der Dunkelheit auf das bei Neu-beeren stehende Leibhusarenregiment, das sich nunmehr seinerseits ohne weiteres auf die Vorhut ebengenannter Division stürzte. Diese, völlig überrascht und unkundig des Weges, wurde von den Husaren immer am Waldrande

Reynier auf Löwenbruch und Bietstock, die Korps Bertrand und Dubinot aber auf Saalow und Trebbin zurück.

Der erste Versuch Napoleons, sich Berlins zu bemächtigen — der zweite führte zur Schlacht bei Dennewitz — war gescheitert und hatte dem Korps Reynier, insonderheit den beiden sächsischen Divisionen einen starken Verlust bereitet. Allein diese letztgenannten verloren 28 Offiziere und 2096 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. 14 Kanonen und 52 Munitionswagen waren außerdem eingebüßt worden. Unser Verlust bezifferte sich auf nicht mehr als 1100 Mann, alle vom Bülow'schen Korps. Auf Seite der Schweden war nur ein Offizier verwundet worden.

Berlin jubelte und betätigte seinen Jubel. Elf Wagenreihen mit Brot und Tabak, mit Bier und Branntwein beladen, setzten sich nach dem Bivak von Heinersdorf hin in Bewegung. Auch von Eberswalde, Charlottenburg und Oranienburg erschienen Transporte.

Der Kronprinz von Schweden erließ anderen Tages aus dem Lager von Ruhlsdorf ein Bulletin, in welchem er mit nicht allzugroßer historischer Treue die Begebenheiten der letzten Tage bekanntmachte. Hinsichtlich des Generals von Bülow und seines Korps hieß es wörtlich: „General von Bülow erhielt Befehl, den Feind anzugreifen. Er führte diesen Befehl mit derjenigen Entschlossenheit aus, die den geschickten General bekundet. Seine Truppen marschierten mit ebenjener Ruhe, die während des Siebenjährigen Krieges die Soldaten des großen Friedrich auszeichnete.“ General von Bülow selbst enthielt sich begreiflicherweise jedes Hinweises auf die „Soldaten des großen Friedrich“, unterließ aber nicht, das Tatsächliche richtigzustellen. „Ich faßte“, so heißt es in seinem Bericht

hin, auf Großbeeren zu getrieben. Aber den Husaren folgte wieder das Gros der französischen Kavalleriedivision, und so ging es in wilder Jagd in den bunten Haufen der am Windmühlenberge stehenden Bataillone hinein. An dieser Stelle schloß sich ein diesseitiges Ulanenregiment und den Ulanen wiederum eine Husarenabteilung an, die samt und sonders die Heße mitmachten, ohne zu wissen, wem es galt und wohin es ging. Oberstleutnant v. Zastrow und Major v. Redow wurden umgeritten, und als letzterer am Boden lag, schrie nachstürmende Landwehrekavallerie: „Schlagt ihn tot.“ Er war für einen Franzosen gehalten worden, und nur die Dazwischenkunft des Majors Friccius entriß ihn der Gefahr und rettete sein Leben.“

an den König, „den Entschluß, den Feind anzugreifen und wurde dazu durch einen nachträglichen Befehl des Kronprinzen autorisiert. Unter Einschluß der mir zugetheilten russischen Batterien, sowie der Kosaken, haben die Truppen Ew. Majestät allein gefochten.“

Im übrigen war es keine große Schlacht gewesen. Einem energischen, aber wie gewöhnlich erfolglosen Artilleriekampfe war eine Dorferstürmung gefolgt, welcher es, aller Tapferkeit unerachtet, doch insoweit an allem Heldischen gebrach, als wir den Schlüssel der Position: die Kirchhofsstellung in erheblicher Überzahl angriffen. Es bleiben aber solche vor den Thoren einer Hauptstadt geschlagenen Schlachten immer ganz besonders im Gedächtnisse der Menschheit, einfach deshalb, weil die Zahl der durch solche Kämpfe zu direkter Dankbarkeit Verpflichteten um vieles größer ist als bei Provinzial- oder gar Auslandsschlachten. Und so kommt es denn auch, daß Großbeeren beispielsweise weit über das im übrigen sehr verwandte Dennewitz hinaus ein Lieblingstag in unserer Berlinisch-brandenburgischen Geschichte geblieben ist, fast so beliebt und gefeiert wie Fehrbellin.

Als ein gefälliges Spiel des Zufalls mag dabei noch hervorgehoben werden, daß es wie bei Fehrbellin so auch bei Großbeeren ein Prinz von Hessen-Homburg war, der durch einen im entscheidenden Moment geschickt ausgeführten Angriff zum Siege mitwirkte.

## Geist von Beeren

Von allen Geistern, die verneinen,  
Ist mir der Schalk am wenigsten verhasst.

Der Großbeerener Kirche schräg gegenüber, an der anderen Seite der Dorfgasse, werden wir über eine Feldsteinmauer hinweg eines sauberen und guterhaltenen Wohnhauses sichtbar, in dem zur Zeit der Großbeerener Schlacht, oder doch noch kurz vorher, der „Geist von Beeren“ hauste. Das klingt gespenstisch und darf so klingen, wenn zwischen Gespenstern und Kobolden irgendwelche Verwandtschaft ist. „Geist von Beeren“ war ein Kobold, nebenher auch Besitzer von Groß- und Kleinbeeren und der letzte aus jenem alten Geschlecht der Beeren oder Berne, das vier Jahrhunderte lang die genannten beiden Güter innehatte.

Von diesem Hans Heinrich Arnold von Beeren will ich erzählen.

Ums Jahr 1785 hatte er beim Könige die Erlaubnis nachgesucht, seinem alten Namen „von Beeren“ den Namen „Geist“ hinzuzufügen zu dürfen. Die Erlaubnis war auch erteilt worden, und seitdem hieß er der „Geist von Beeren“ oder kürzer „der tolle Geist“. Er war ein kleiner, schwächtiger, lebhafter Mann, witzig, sarkastisch, hämisch. Zwietracht anstiften, zanken, streiten und opponieren war seine Lust. Von seinen unzähligen Schnurren, Injurien und Prozessen lebt noch einzelnes in der Erinnerung des Volkes, und ich erzähle, was ich davon erfahren konnte. Die meisten dieser Geschichten setzen sich freilich bloß aus Albernheit, Übermut und Schikane zusammen, manches indes ist wirklich gut und treffend, und jedenfalls entsprach all und jedes dem nicht sehr verfeinerten Bedürfnis seiner Zeit und seiner Umgebung.

Zwei Gruppen von Personen waren es besonders, mit denen der streitlustige Geist eine unausgesetzte Fehde unterhielt: seine Gutsnachbarn und die Regierungsbeamten. Unter den ersteren hatte er sich besonders den Herrn von Hake auf Genshagen zum Gegenstand nicht endemwollender Anzüglichkeiten und Verhöhnungen auszuwählen.

Die Korrespondenz, die er mit diesem seinem Nachbarn in einem Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren geführt hat, soll ein wahrer Anekdotenschatz und für die Freunde des Hakeschen Hauses seinerzeit eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung gewesen sein. Leider ist diese Korrespondenz verbrannt. Zwei Geschichten indes aus der langen Reihe dieser gutsnachbarlichen Rankünen und Streitigkeiten existieren noch. Geist, im übrigen kein Freund der Jagd, ließ sich eine Jagd- und Schießhütte bauen, wenig Schritte von dem Punkt entfernt, wo seine eigene Feldmark mit der Genshagener Forst zusammenstieß. Die Front der Hütte ging auf feindliches Gebiet hinaus, und die Absicht lag klar zutage. Hier saß er halbe Nächte lang und schoß von seinem Territorium aus dem Herrn von Hake die Rehe tot — ein Wilddieb aus purer Malice. Als Hake Beschwerde führte und auf Abbrechen der Hütte antrug, antwortete Geist, die Hütte habe keinen offensiven Charakter; er (Geist) habe von Jugend auf immer rückwärts geschossen und müsse es ablehnen, in seinen alten Tagen nach einem neuen Prinzip auf Jagd zu gehen.

Bei anderer Gelegenheit beschwerte sich Herr von Hake, daß er bei Passierung einer Brücke, für deren Instandhaltung Geist Sorge tragen mußte, mit seinem Justitiarius Buchholz eingebrochen sei. Geist replizierte, „über die Brücke würden täglich sechsundzwanzig seiner schwersten Ochsen getrieben, und niemals habe er gehört, daß einer derselben irgendwie Schaden genommen; es sei mindestens eine auffallende Erscheinung, daß gerade Herr von Hake mit seinem Justitiarius durchgebrochen sei“. Herr von Hake hatte nicht Lust, den Streit ruhen zu lassen und ging an die Gerichte. Als Geist eine Vorladung empfing, ließ er den Brückensteg ohne weiteres abtragen und auf einen Holzwagen setzen und erschien nun damit vorm Kammergericht in Berlin, die Räte desselben allergehorsamst ersuchend, sich durch Okularinspektion von der Richtigkeit seiner Aussagen und der Haltbarkeit des Brückenstegs überzeugen zu wollen.

Einen viel lebhafteren Groll unterhielt er gegen alles, was sich „Regierung“ oder „Behörde“ nannte und mit der Miene der Autorität gegen ihn auftreten wollte. Die alte Registratur des Kammergerichts, das er in seinen Eingaben gelegentlich „hochpreisliches Jammergericht“ anzureden liebte, soll davon zu erzählen wissen. Seine Fehden mit dem Pupillenkollegium, dessen Namen

er nicht müde ward in der wunderlichsten Weise zu kürzen oder zu verunstalten, sind teils allgemeiner bekanntgeworden, teils liegen sie jenseit aller Mitteilungsmöglichkeit — wiewohl man dem humoristischen Übermut gegenüber, der sich in allen seinen Schnurren ausdrückt, eigentlich jedes Anstandsbedenken aufgeben und der derben Laune sich freuen sollte.

Neben dem Pupillenkollegium hatte niemand mehr als die Potsdamer Regierung unter seinen Sarkasmen zu leiden. Jede Schwäche, jedes Versehen fand einen unerbittlichen Kritiker in ihm. Bei Abschätzung des Gutes waren Wert und Ertragsfähigkeit desselben zu hoch oder zu niedrig taxiert worden, und die Regierung, den Streit endlich zu schlichten, schickte eine Untersuchungs- und Begutachtungskommission. Die Zeit, Mitte Dezember, war allerdings nicht allzu günstig gewählt, und Geist faßte nunmehr in seinem nächsten Schreiben an die Regierung alles, was er zu sagen hatte, in folgendem Reim zusammen:

Gerechter Gott des Himmels und der Erden,  
Was soll aus deiner heiligen Justitia werden?  
Die Erde ist bedeckt mit Eis und Schnee,  
Da untersuchen sie die Bonité!  
O weh, o weh, o weh! —

Unter den Personen, gegen die seine Spöttereien sich richteten, war unter andern auch der Reformator unserer Landwirtschaft, der berühmte Thaer. Die Prinzipien, die dieser einzuführen trachtete, hatten nicht die Zustimmung unseres Geist von Beeren, vielmehr machte letzterer seinem Unmut in einer kleinen Broschüre Luft, die den Titel führte: „Die preußische Landwirtschaft ohne Theer.“ Alles lachte. Der kleine Lückebold hatte sich aber diesmal verrechnet, und es erschien eine Gegenschrift unter dem Titel: „Die preußische Landwirtschaft ohne Geist.“ Solchem Reparti war er nicht gewachsen, und er gab die Fortsetzung des Kampfes auf.

Sein bester weil treffendster Streich, war vielleicht der folgende. Wir hatten ein Rienraupenjahr, und die Forstheiden der Mark befanden sich in einem allertraurigsten Zustande. Die Potsdamer Regierung sah sich deshalb veranlaßt, eine Verfügung zu treffen, in der sie mitteilte, wie den Raupen am besten beizukommen und

weiterer Schaden zu vermeiden sei. Die Verfügung schmeckte freilich etwas nach „grünem Tisch“ und war unpraktisch. Geist antwortete wenige Tage später: „Probatum est\*! Ich bin in den Wald gegangen, habe den Kienraupen das Reskript einer königl. Regierung vorgelesen und siehe da, die Raupen haben sich sämtlich totgelacht.“

Solche Repliken gingen alsbald von Mund zu Mund und machten ihn beim Landvolk, auch wohl bei manchem Gutsbesitzer beliebt, die um solcher Abfertigungen und Verhöhnungen willen gern vergaßen, was sonst wohl gegen den „tollen Geist“ zu sagen war. Denn der Landmann unterhält eine natürliche Feindschaft gegen den Städter, dessen überhebliches Wesen ihn verdrießt, und dessen Erlassen und Gesezen er mißtraut. „Der Städter weiß nichts vom Land“, das ist ein Satz, der sich von Vater auf Sohn vererbt.

Bis in sein hohes Mannesalter blieb Geist von Beeren unverheiratet und führte ein wüstes, sittenloses Leben. Er hielt einen völligen Harem um sich her. Von seiner „Favoritin“ hatte er einen Sohn, der des Vaters würdig war und zweimal das ganze Gehöft anzündete und in Asche legte. Geist von Beeren indes nahm keinen Anstoß daran, vielleicht weil er sein Abbild darin sah, und ging damit um, diesen Sohn zu adoptieren. Dazu gehörte jedoch die Einwilligung seines (des alten Geist) einzigen Bruders, der als General in preussischen Diensten stand und in Erscheinung und Sinnesart das volle Gegenteil unseres Helden und Kobolds war. Er kommandierte die spätern Brandenburger Kürassiere, die nach ihm damals die „von Beeren-Kürassiere“ hießen. Der General verweigerte die Zustimmung. Geist von Beeren seinerseits war natürlich nicht der Mann, dergleichen ruhig hinzunehmen, und beschloß, sich zu verheiraten, lediglich seinem Bruder zum Tort. Der Harem wurde mit großen Kosten von ihm aufgelöst, und gleich danach erfolgte seine Vermählung mit einem Fräulein von Eyssenhardt. Es währte jedoch nur kurze Zeit. Er starb 1812 und hinterließ eine einzige Tochter. Auch diese schied jung aus dem Leben. Das plötzliche Erlöschen der Familie, wie aller Unsegen überhaupt, theils vor, theils nach dem Tode des alten Geist die Zugehörigen des Hauses traf, wird mit der Familiensage vom „Allerhühnchen“ in Verbindung gebracht. Es ist dies die folgende:

\* Es ist erprobt!

Vor mehreren hundert Jahren war eine Frau von Beeren eines Kindleins glücklich genesen. In einem großen Himmelbett, dessen Gardinen halb geöffnet waren, lag die junge Frau, neben sich die Wiege mit dem Kind, und verfolgte in träumerischem Spiel die Schatten, die in dem spärlich erleuchteten Zimmer an Wand und Decke auf und ab tanzten. Plötzlich bemerkte sie, daß es unter dem Kachelofen, der auf vier schweren Holzfüßen stand, hell wurde, und als sie sich aufrichtete, sah sie deutlich, daß ein Teil der Diele wie eine kleine Kellertür aufgehoben war. Aus der Öffnung stiegen alsbald allerhand zwergenhafte Gestalten, von denen die Vordersten kleine Lichtchen trugen, während andere die Honneurs machten und die nach ihnen Kommenden willkommen hießen. Alle waren gepuht. Ehe sich die Wöchnerin von ihrem Staunen erholen konnte, ordneten sich die Kleinen zu einem Zuge und marschierten zu zwei und zwei vor das Bett der jungen Frau. Die zwei Vordersten baten um die Erlaubnis, ein Familienfest feiern zu dürfen, zu dem sie sich unter dem Ofen versammelt hätten. Frau von Beeren war eine liebenswürdige Natur, ihr guter Humor gewann die Oberhand, und sie nickte bejahend mit dem Kopf. Alsbald kehrten die Kleinen unter den Ofen zurück und begannen ihr Fest. Aus der Kelleröffnung wurden Tischchen heraufgebracht, andere deckten weiße Tücher darüber, Lichterchen wurden aufgestellt, und ehe viele Minuten um waren, saßen die Kleinen an ihren Tischchen und ließen sich's schmecken. Frau von Beeren konnte die Züge der einzelnen nicht unterscheiden, aber sie sah die lebhaften Bewegungen und erkannte deutlich, daß alle sehr heiter waren. Nach dem Essen wurde getanzt. Eine leise Musik, wie wenn Violinen im Traum gespielt würden, klang durch das ganze Zimmer. Als der Tanz vorüber war, ordneten sich alle wieder zu einem Zuge und erschienen abermals vor dem Bett der Wöchnerin und dankten für freundliche Aufnahme. Zugleich legten sie ein Angebinde nieder und baten die Mutter, des Geschenkes wohl achtzuhaben: die Familie werde blühen, solange man das Geschenk in Ehren halte, werd' aber vergehen und verderben, sobald man es mißachte. Dann kehrten sie unter den Ofen zurück, die Lichterchen erloschen, und alles war wieder dunkel und still.

Als Frau von Beeren, unsicher ob sie gewacht oder geträumt habe, nach dem Angebinde sich umsah, lag es in aller Wirklichkeit



auf der Wiege des Kindes. Es war eine kleine Bernsteinpuppe mit menschenähnlichem Kopf, etwa zwei Zoll lang und der untere Teil in einen Fischschwanz auslaufend. Dieses Püppchen, das Leute, die zu Anfang dieses Jahrhunderts lebten, noch gesehen haben wollen, führte den Namen „Allerhühnchen“ (Alträunchen) und galt als Talisman der Familie. Es vererbte sich von Vater auf Sohn und wurde ängstlich bewahrt und gehütet. Geist von Beeren indessen kümmerte sich wenig um das wunderliche Familienerbstück; war er doch kein Freund von Sagen und Geschichten, von Tand und Märchenschmuck, und was seiner Seele so ziemlich am meisten fehlte, war Pietät und der Sinn für das Geheimnisvolle.

Allerhühnchen hatte lang im Schrank gelegen, ohne daß seiner erwähnt worden wäre. Da führte das Weihnachtsfest eine lustige Gesellschaft bei Geist von Beeren zusammen, und der Zufall wollte, daß einer der Gäste vom „Allerhühnchen“ sprach. „Was ist es damit?“ hieß es von allen Seiten, und kaum daß die Frage gestellt worden war, so wurd' auch schon die Geschichte zum besten gegeben und das Allerhühnchen herbeigeholt. Geist von Beeren ließ es rundum gehen, witzelte und spöttelte und — warf es dann ins Feuer.

Von dem Augenblick an brach das Unheil herein, und jene Schläge kamen, deren ich teilweis schon erwähnte. Zweimal brach Feuer aus, Krieg und Mißwachs zerstörten die Ernten, und rasche Todesfälle rafften die Glieder der Familie fort. Der General starb plötzlich, bald darauf die beiden Söhne desselben, endlich Geist von Beeren selbst. Die junge Witwe, welche Geist hinterließ, verlobte sich zwei Jahre später mit dem Hauptmann Willmer<sup>1</sup>, einem liebenswürdigen Mann, und die Hochzeit stand nahe bevor. Da geriet Willmer in Streit mit einem Kameraden, einem Herrn von Dolfs von den Gardekürassieren, und in der Heide von Wulkow kam es zum

<sup>1</sup> Nach einer andern Lesart war ihr Verlobter ein französischer Offizier, der in der Schlacht bei Großbeeren verwundet, ins Herrenhaus geschafft und von Frau von Beeren gepflegt wurde. Diese Pflege schloß dann, wie gewöhnlich, mit einer Verlobung. Diese Version läßt sich übrigens mit der im Text erzählten in Einklang bringen. Kapitän Willmer, wie sein Name ergibt, war ein Deutscher; da aber bei Großbeeren zwei sächsische Divisionen auf französischer Seite fochten, so ist es wohl möglich, daß er als verwundeter sächsischer Offizier die Bekanntschaft der Frau von Beeren machte.

Duell. Willmer ward erschossen. Sein Grab befindet sich auf dem Kirchhofe von Großbeeren. Neben ihm ruht die Tochter des „tollen Geist“, die ebenfalls auf rätselhafte Weise starb. Sie war in Berlin im Pensionat und fuhr nach Großbeeren hinaus, um ihre Mutter zu besuchen. Als der Wagen vor dem Hause hielt, schien das Fräulein fest und ruhig zu schlafen — sie war tot. Frau von Geist verkaufte schließlich die Besizung, aber der Unsegen dauerte fort. Nichts gedieh, nichts wollte vorwärts. Der nächste Besizer verlor sein Vermögen, der ihm folgende führte ein wüstes, unstetes Leben und verscholl, der dritte hielt sich, aber Streit und Hader verbitterten ihm die Tage.

Der Unsegen blieb; aber es blieb auch ein Geistsches Element an dieser Stelle lebendig, ein halb rätselhaftes Verlangen, es ihm an Tollheiten nachzutun. Man kann hieran Studien machen über die Macht und die nachwirkende Kraft eines Originals. Alle Nachfolger des „tollen Geist“ hatten einen Zug von ihm, der letzte Besizer, ein Rittmeister Briesen, am meisten. Sein größter Verehrer aber und ebenso sein begeistertster Nachahmer in allen Dingen, die sich nachahmen ließen, war ein Herr von Beier, der Großbeeren von 1827 bis 1837 besaß. Als eines Abglanzes ehemaliger Geistscher Herrlichkeit sei seiner am Schluß dieser Skizze gedacht. Es lag ihm daran, dem Herrenhause zu Großbeeren den Ruf von etwas Apartem zu erhalten, und kaum daß er von der Existenz eines in Sossen lebenden alten Mannes gehört hatte, der zur Zeit des „tollen Geist“ eine Art Kammerdiener bei diesem gewesen, so ließ er sich's angelegen sein, denselben zu engagieren. Der alte Mann kam auch und wurd' ausgefragt, wie sein Gehalt, seine Beschäftigung und vor allem seine Kleidung gewesen sei. Kniehosen, Puderperücke, Silberborten und Schuhschnallen, alles wurde genau beschafft, wie's in alten Zeiten gewesen war, und wenn Besuch kam, präsentierte man den Diener des tollen Geist, als ob es dieser selbst gewesen wäre. Herr von Beier war verheiratet; seine Ehe zeigte sich jedoch nicht glücklich und wurde getrennt. Bald nach der Trennung verließ er Großbeeren, bestellte vorläufig einen Verwalter und ging nach Osterreich. Hier trat er als Leutnant bei den Walmodenkürassieren ein. Das Regiment garnisonierte damals in Ungarn, und Beier verliebte sich sofort in eine vornehme ungarische Dame. Da der Vater derselben die Partie nicht wünschte, so sah sich der

Liebhaber veranlaßt, die liebeskrank werdende Dame in der Rolle eines berühmten Arztes zu besuchen. Und ihr Leiden wurd' auch wirklich gehoben, aber doch so, daß des Vaters „ja“ schließlich nicht wohl ausbleiben konnte. Nun nahm von Beier seinen Abschied und führte die junge Frau im Triumph nach Großbeeren. Wenn bis dahin alles im Stil des „tollen Geist“ gewesen war, so wurde nun alles ungarisch eingerichtet, und nicht nur Pferde, Tabak und Wein, auch Diener, Koch und Kammermädchen kamen aus Ungarn. Die Dorfleute sagten, ihr Herr sei ein Türke geworden. Alles ging ungarisch und die Wirtschaft polnisch dazu. 1837 verkaufte er das Gut und ging in die Welt. Seitdem ist er verschollen.

In der Erinnerung der Dörfler hat er nur schwache Spuren zurückgelassen, aber das Bild des alten „Neck- und Feuer-teufels“, der vor ihm da war, lebt fort von Geschlecht zu Geschlecht. Auch das Volk hat künstlerische Instinkte und unterscheidet Kopie und Original. Und wenn jung und alt abends beim Biere sitzen und von alten Zeiten plaudern, verweilen sie gern bei dem kleinen Kobold, „der keine Furcht kannte“, und erzählen sich mit immer gleichem Behagen die Schnurren und Schabernackstreiche vom tollen „Geist von Beeren.“

## Berlin

in den Tagen der Schlacht von Großbeeren

Es war am 19. August 1813 — so entnehm' ich alten, durch Friedrich Lieh<sup>1</sup> veröffentlichten Aufzeichnungen — als an den Straßenecken Berlins und zugleich auch in der Boffischen und Spe-nerschen Zeitung folgende Bekanntmachung erschien:

<sup>1</sup> Friedrich Lieh, ein halbes Jahrhundert lang Berliner Publizist und Mitarbeiter an einer großen Zahl unsrer Blätter (Boffische, Fremdenblatt, Kreuzzeitung) wurde den 24. Sept. 1803 zu Königsberg i. Pr. geboren und starb am 6. Juli 1879 zu Berlin. Alles Beste, was er geschrieben, sind Theater- und Lebenserinnerungen. Mitunter gelang ihm auch ein Gelegenheitsgedicht usw. Eins derselben — bei Gelegenheit der Geburt des Prinzen Wilhelm (27. Januar 1859) gedichtet — ist so gut, daß es in glücklichem Einfall und graziosem Humor der Ausführung als Musterstück gelten kann. Ich seh' es hierher und bin der Meinung, daß der Verfasser desselben in nichts Besserem fortleben kann.

Preussischer Frühling im Januar 1859.

Noch ist es lang hin bis zum Frühlingsgrün,  
Bis zu Blütenduft und Blumenblüh'n,  
Bis zum Jubel der kleinen Waldvögelein,  
Bis zum Fluge der Schwalben im Sonnenschein.  
Und dennoch aus fernem, aus warmem Land,  
Wohin der Winter den Flücht'gen verbannt,  
Ist heimgekehrt ein verfrühter Gast,  
Ein allbekannter zu erneuter Raft.  
Er sucht sich die höchsten Giebel wohl aus  
Und baut dort sein Nest auf der Menschen Haus,  
Und wo er es tut, tönt's ihm entgegen:  
„Willkommen! Du bringst dem Hause Segen!“

Wer mag noch fragen zu dieser Stund',  
Welchen Gast wir meinen? Des Volkes Mund  
Ruft jubelnd aus: „Nun ist er da!  
Der Storch ist gekommen! Viktoria!“  
Und alle schau'n herzfreudigen Blicks  
Hinauf zur erwählten Stätte des Glücks,

„Wir eilen, die treuen Unterthanen Sr. Maj. des Königs hierdurch zu unterrichten, daß in der Nacht vom 10. zum 11. d. M. die Kriegserklärung Oesterreichs gegen Frankreich erfolgt und der Waffenstillstand ebenso kaiserlich russischer wie unsrerseits gekündigt worden ist. Die Zeit der Waffenruhe ist mithin überstanden, und der gerechteste Krieg, der jemals geführt worden, hat wieder begonnen.

Berlin, 18. August 1813.

Allerhöchstverordnetes Militair-Gouvernement für das Land  
zwischen der Elbe und Oder.  
v. L'Estocq. — Sack.“

Scharenweise standen die Berliner an den Ecken, um diese Bekanntmachung zu lesen. Enthusiastisch und mit Hurra wurde sie begrüßt, aber es muß doch auch zugestanden werden, daß es nicht an Vorsichtigen, um nicht zu sagen an Angstlichen fehlte. So wurden beispielsweise viele Frauen und Kinder, die man nach Pommern und Mecklenburg hin in Sicherheit bringen wollte, von den zurück-

Zum Königspalast, dess' höchste Spitze  
Der schwarzweiße Vogel erwählt zum Sitze.  
Der Adler daneben dehnt majestätisch  
Die Fittiche aus und spricht gravitatisch:  
„Weil du, mein beflügelter Herr Kumpan,  
Am Preußenland so was Braves getan,  
So will ich dich ehren fortan als Freund  
Und hoff', wir seh'n uns hier oft noch vereint!“  
Der Storch beugt sein langbeschnäbeltes Haupt  
Und spricht: „Wenn's gnädigst mir ist erlaubt,  
So bring' ich alljährlich, was heut' ich gebracht.“  
Da hat der preußische Adler gelacht:  
„Herr Vogelbruder, ich halt' dich beim Wort!  
Vermehre du fleißig der Preußen Hort;  
Der Storch bringt den Segen, ihn hütet der Aar,  
Und Gott schützt das Haus jezt und immerdar!“

So haben die beiden Luftsegler da oben  
Es abgesprochen — wir können's nur loben.  
Und drinnen im Haus singt ins Land hinein  
Sein erstes Lied unser Prinzelein klein. —

„Gott laß dich wachsen, du kleiner Mann,  
Bis du reichst zum Großen Frißen hinan!“

bleibenden Hausvätern zum Frankfurter und Oranienburger Thor hinausbegleitet.

Andre waren geschäftig, ihre silbernen Löffel im Garten einzugraben oder ein paar alte noch von irgendeinem Paten herstammende Schaumünzen unter der Zimmerdiele zu verstecken.

Unterdessen hatten wir seltsame Hilfe gegen den Feind erhalten. Wallensteins eben damals oft von Mattausch auf der königlichen Bühne gehörte Worte: „Wir werden mit den Schweden uns verbinden, gar wackre Leute sind's und gute Freunde“, hatten sich als Prophezeiung erwiesen. In der Nähe von Charlottenburg standen die blonden Nordlandsöhne im Lager, zu denen alle Welt hinausging und ihnen bundesfreundlich die Hand schüttelte. Nur zu ihrem Führer, dem neuen Kronprinzen von Schweden, wollte bei den Berlinern ein rechtes Vertrauen nicht Wurzel fassen, weil man sich seiner noch zu gut als Bernadotte erinnerte, der früher kein Preußenfreund gewesen war. Außer den Schweden waren auch die Russen bei der Hand, von denen wir aber meistens nur das langspießige Volk der Kosaken zu sehen bekamen.

Am 21. August gab man im königlichen Schauspielhause Kapellmeister Himmels „Fanchon“. Das Haus war voll, wie man sich denn überhaupt an allen öffentlichen Orten zusammendrängte, bloß um Neuigkeiten zu hören. Der korpulente Kapellmeister stand dirigierend an seinem Pult, und als Gern (der Vater) in der Rolle des Abbé das Lied „Auf alle Namenstag' im Jahr“ anzustimmen begann und zuletzt auch zu dem auf die verewigte Königin Luise bezüglichen Couplet kam, erscholl ein donnernder Jubel im ganzen Hause. Himmels rotes Angesicht glühte vor Erregung. „Tusch, Tusch!“ rief er dem Orchester zu, die Trompeten schmetterten, und die Divats wollten kein Ende nehmen.

Als ich das Theater verließ, begegnete ich draußen einer ähnlichen Exaltation: Truppen marschierten dem Hallischen Tore zu, von Bürgern unter fortwährendem Hurrarufe begleitet.

Am folgenden Tage wurd' uns das unmittelbare Bevorstehn einer Schlacht so gut wie zur Gewißheit: die Truppenmärsche steigerten sich, und im schwedischen Lager sah man die Vorbereitungen zum Aufbruch. Am Abend war ich, wie herkömmlich, wieder im Theater, aber ich konnte nicht recht in Stimmung kommen und noch weniger lachen, trotzdem Wurm, unser erster Komiker damals, den Nothus

Pumpernickel spielte. Jffland hatte klüglich immer nur lustige Stücke aufs Repertoire gesetzt, „um die Stimmung zu paralytisieren“.

Recht gut erinnere ich mich noch, daß ich in der Nacht, „die der Großbeerener Aktion vorherging“, nur sehr wenig und sehr schlecht geschlafen habe.

Schon in aller Morgenfrühe des 23. stand ich auf; aber ein grauer Regenwolkenhimmel war nicht geeignet, eine heitere Stimmung in mir hervorzurufen.

Um neun wurde mir's endlich „zu eng im Schloß“ und ich ging die Leipziger Straße hinunter auf den Tiergarten und die Bellevuestraße zu, wo Gubiß in einer Siebelstube des Georgeshen Kaffeegartens oder „bei Georges“, wie die Berliner kurzweg sagten, eine kleine Wohnung hatte. Glücklicherweise traf ich ihn noch zu Haus, und wir machten nunmehr einen langen, langen Spaziergang, der uns auf einem Umweg endlich bis Unter die Linden führte. In dem Hause Nr. 46, jetzt Viktoriahotel, wohnte Freund Himmel eine Treppe hoch, zwei Treppen hoch der Kammermusikus Seidler (der spätere Gatte der berühmten Sängerin) und in der dritten der dünne Labes, der Komiker vom Hoftheater. Einigermassen müde, wie wir waren, beschlossen wir bei Himmel vorzusprechen und fanden ihn denn auch mit Seidler und Labes beim Rheinwein, den der lebenslustige Kapellmeister außerordentlich liebte. Himmel war wie gewöhnlich in exaltierter Stimmung, zu der der Wein das Seinige beitrug. Auch hier bildete natürlich die bevorstehende Schlacht das Thema der Unterhaltung, und ehe wir's uns versahen, stürzte der berühmte Fanchon-Komponist ins Nebenzimmer und kehrte mit zwei Pistolen zurück. „Diese für den ersten Franzosen, der mir heut ins Zimmer tritt, und diese — für mich.“ Beide waren wahrscheinlich nicht geladen, die zweite gewiß nicht. Gleichviel indes, Gubiß versicherte mit Emphase, „wir würden siegen, ja sein Glaube daran sei so fest, daß er gleich eine kleine Festkantate niederschreiben wolle, Himmel solle sie komponieren — sie könne dann am andern Tage schon im Theater gesungen werden. Und gesagt, getan. Gubiß setzte sich sofort an den Schreibtisch, und in einer halben Stunde war die kleine Dichtung fertig. Aber freilich der, der sie komponieren sollte, war nicht mehr unter den Lebenden oder doch nicht mehr unter den Zurechnungs- und Leistungsfähigen. Er schlief in einem mit einer Tüllgardine verhängten Alkoven seinen Rausch aus und

zwang uns dadurch, aus der „Himmlichen Wohnung“, wie seine kleine *Chambre garni* damals allgemein hieß, in die triviale Wirklichkeit der Straße zurückzukehren.

Es mochte jetzt Mittag sein oder doch nicht viel mehr, und der Weg, den ich einschlug, führte mich am Schauspielhause vorüber. Angeklebte Zettel kündigten an: „Heute zum ersten Male wiederholt: Die deutsche Hausfrau, Drama in drei Akten von Herrn von Kogebue. Hierauf: Das Geheimnis, Operette in einem Akt von Solié.“ Einer der Bürobeamten stand in der Türe. „Wird denn heute gespielt?“ fragt' ich. „Ei, natürlich, der Herr Generaldirektor Jffland haben's eigens befohlen.“ Ein dumpfer Knall, dem ein zweiter und gleich darauf noch ein paar andre folgten, bezeugte, daß draußen ein blutiges Drama beginne. Vorübergehende standen wie gebannt, und der Theaterbeamte zeigte mir ein blasses Gesicht; aber doch mutmaßlich nicht blasser als das meinige war.

Von diesem Augenblick an kamen wir eigentlich nicht mehr zur Besinnung. Auf den Straßen lief alles durcheinander, und zu den Fenstern hinaus fragte man sich, wie's stünde? Viele ließen sich nicht abhalten und gingen trotz des strömenden Regens bis nach Tempelhof oder doch wenigstens bis auf den Tempelhofer Berg hinaus, um dem Aktionsfeld um eine halbe Stunde näher zu sein.

Um sieben macht' ich mich auf ins Theater. Es waren mehr Leute darin, als man hätte vermuten sollen. Nur Damen fehlten. Eigentlich hatte man sich im Parterre bloß zusammengefunden, um sich gegeneinander auszusprechen, und doch wurde jede patriotische Beziehung, die in der „Deutschen Hausfrau“ vorkam, lebhaft beklatscht. Die Bethmann, die die Hauptrolle gab, wußte die Pointen und Schlagwörter geschickt hervorzuheben. Auch den andern Mitspielenden: Beschort und Maurer und der anmutigen Demoiselle Fleck (nachmaligen Frau Professor Gubitz), vor allem aber der Demoiselle Döbbelin, welche eine böse Alte spielte, sah man es nicht an, daß Berlin einschließlich des Schauspielhauses sozusagen auf einem Pulverfasse stand. Am Schlusse des zweiten Akts eilt' ich auf eine gute halbe Stunde hinaus, um zu sehn ob man etwas Neues wisse. Der Kriegsjammer zeigte sich schon. Bauerwagen mit Verwundeten kamen langsam vom Halleschen Tore her. Man fuhr sie nach den Lazaretten; alle leichter Blessierten aber nahmen die Bürger mit Herzlichkeit in ihren Häusern auf.



Ich hielt mich wieder auf die Linden zu, denn ich war hungerig und gedachte mich in der Habelschen Weinstube zu restaurieren. In dem Lokale selbst war ein beständiges Kommen und Gehen. Am letzten Fenster links saßen einige meiner Bekannte: Herklots der Theaterdichter, der Kunstkenner Hofrat Hirt — damals einer der schönsten Männer Berlins — und der Maler Hummel, ein unzertrennliches Habelsches Trifolium\*. In der Mitte des Zimmers aber hatte man einen Husaren umringt, der einen Transport Verwundeter eingebracht und selbst einen tüchtigen Hieb über das Gesicht bekommen hatte. Von ihm erfuhren wir einiges Nähere, vor allem, daß die Franzosen sich auf Trebbin zurückzögen, und daß unser Sieg so gut wie gewiß sei.

„Noch kann das Theater nicht aus sein“, enthusiastisierte sich Herklots, „ich muß die Nachricht dorthin bringen.“ Und im selben Augenblick ergriff er seinen großen rotseidenen Regenschirm und war's auch zufrieden, daß ich ihn begleitete. Wir langten auf der Bühne kurz vor dem Schlusse des Singspiels: „Das Geheimnis“ an und teilten Unzelmann, der den Bedienten Thomas spielte, die Siegesbotschaft mit. Er ergriff sofort den dreieckigen Bedientenhut und trat auf die Bühne hinaus, obgleich seine Szene nicht an der Reihe war. Die Schauspielerin, welche die Hofrätin gab, sah ihn befremdet an, er aber extemporierte sofort im Tone seiner Rolle: „Wollte der Frau Hofrätin und den Herrschaften da unten (aufs Publikum zeigend) nur melden, daß wir heute keine französische Einquartierung mehr bekommen.“ Und nun muß ich hier zu besserem Verständnis des folgenden einschalten, daß Unzelmann eine ganz frappante Ähnlichkeit mit dem im Winter 1812 auf 1813 in Berlin kommandierenden französischen General Augereau hatte. Diese Ähnlichkeit glücklich benutzend, stülpte der gefeierte Komiker, als er die vorstehende Meldung gemacht hatte, seinen dreieckigen Hut in derselben schiefen Richtung auf den Kopf, wie ihn die französischen Generale zu tragen pflegten, und fügte, Augereau kopierend, hinzu: „Wir begeben uns rückwärts nach Trebbin!“ Dabei machte er kehrt; im Publikum aber brach ein Freudenhallo aus, daß die Kulissen ins Zittern kamen. Die Vorstellung war aus, und alles stürmte nach Hause.

Draußen war ein Leben und Gedränge wie bei hellem Tage, denn

\* Kleeblatt.

fortwährend brachte man Verwundete und Gefangene zur Stadt. Wagen aller Art, bepackt mit Lebensmitteln, Decken, Mänteln und allem, was den ermüdeten hungrigen Kriegern nur irgendwie zugute kommen konnte, rollten zum Tore hinaus, dem Schlachtfelde zu. Wir, denen Wagen und Pferde nicht zu Gebote standen, taten an den in die Stadt gebrachten Verwundeten, was in unsern Kräften stand. Von Zu-Bett-Gehen war natürlich nicht die Rede.

Gegen Morgen traf ich mit einem Offizier in der „Sonne“ oder bei Jagors (wo jetzt die Passage ist) zusammen, der im Begriff war, zu seinem Regimente zurückzukehren und sich nur noch mit einer Tasse Kaffee stärkte. Der ergänzte die bruchstückweisen Nachrichten, die wir bis dahin von der Schlacht erhalten hatten.

Auf der Straße traf ich bald danach einen mir von alter Zeit her bekannten und damals zu den populärsten Figuren Berlins gehörenden Hoffschlächtermeister, der mich einlud, auf seinem mit Wurst, Schinken und Brot beladenen Wägelchen Platz zu nehmen und mit ihm hinauszufahren. Und ich ließ mir das nicht zweimal sagen.

Aber freilich den Anblick des Schlachtfelds werd' ich all mein Lebtag nicht vergessen. Unfern der Mühle lag ein blutjunger französischer Offizier, die Brust von einer Kartätschenkugel zerschmettert. Aus der zerrissenen Uniform blickte vorne zwischen den Knöpfen ein rotes Portefeuille hervor. Wir öffneten es und fanden unter mehreren Briefen einen, der noch nicht gesiegelt aber bereits mit einer Aufschrift in französischer Sprache versehen war: „An Herrn Capuzzo, Mitglied des Kriminalgerichts zu Genua.“ Der sollte, wie aus dem Briefe hervorging, der Schwiegervater des Toten werden, und beigelegt war ein verschlossenes Briefchen an die Braut. Es schloß mit den Worten: „Ich hoffe, diesen Brief heut abend auf die Post in Berlin zu geben.“

Nun taten wir es.

Abends am 24. aber sang man im Theater die Siegeskantate, die Gubiß am Tage vorher gedichtet und Himmel, als er seinen Rausch ausgeschlafen, in eine vortreffliche Musik gesetzt hatte.

## Löwenbruch

„Wie heißt Er?“

Knesebeck.

„Was ist sein Vater gewesen?“

Leutnant in Ew. Majestät Garde.

„Ah, der Knesebeck.“

Eine Meile hinter Großbeeren, seine hochgelegenen fruchtbaren Acker an einem Stücke Bruchland entlang ziehend, liegt das Dorf Löwenbruch. Wir finden hier durch die Jahrhunderte hindurch eine Reihenfolge guter Namen: die von Thümen, von Otterstedt, von Boytin, von Alvensleben, von Gröben und v. d. Knesebeck.

Die Boytins (ein ausgestorbenes Geschlecht) haben auf dem Kirchhofe noch ein paar große Grabsteine mit allerhand Figuren und Inschriften, die freilich unter der Kruste von Moos und Flechten kaum noch zu entziffern sind. Eins dieser Gräber ist leer geblieben. Mit Schaudern erzählte mir der Küster des Dorfes, wie er eines Abends über die Grabsteine hinschreitend den einen Stein unter seinen Füßen nachgeben und sich selber in die leere Gruft versinken fühlte. Er kam indessen mit dem bloßen Schrecken davon.

Von den Alvensleben, die ihren Gutsanteil im Jahre 1749 an die Gröbens verkauften, findet sich noch dies und das. Es existiert unter anderm das jetzt wirtschaftlichen Zwecken dienende Haus, das sie bewohnten, ein schlichter Fachwerkbau, der am besten zeigt, wie gering, wenigstens nach dieser Seite hin, die Ansprüche waren, die der märkische Adel vor hundert Jahren noch erhob. Jeder wohlhabende Bauer wohnt jetzt besser. Es scheint, man legte damals Gewicht auf andres, auch auf andere Außerlichkeiten; und ein höchst interessantes Sofa, das sich in den Damenzimmern des jetzigen Herrenhauses vorfindet, übernimmt den Beweis dafür. Als vor einem Vierteljahrhundert das Alvenslebensche Fachwerkhaus ausgebeffert werden sollte, fand man auf einem der spinnwebverhangenen Böden einen alten Deckelkasten, der sich alsbald als eine Truhe zu erkennen gab. Dieser Fund erschien anfangs gleichgültig genug; nachdem man indes den Kasten ans Licht gebracht und von der Verstaubung eines Jahrhunderts gesäubert hatte, gewahrte man ein wahres Prachtstück, das es mit den allmodernsten Weißzeug-

spinden unserer Möbelmagazine kühnlich aufnehmen dürfte. Die Vorderseite des Kastens war in vier Felder geteilt, und jedes Feld bestand aus allerhand buntem, reich vergoldetem Schnitzwerk, in dessen Mitte sich ein sorglich gemaltes Wappenbild zeigte. Es waren die vier Wappen der Alvensleben, Redern, Bredow und Hake. Der gegenwärtige Besitzer Löwenbruchs wußte diesen Fund aufs glücklichste zu benutzen. Er ließ von geschickter Hand, die das Schnitzwerk der Truhe zum Muster nahm, eine Rückenlehne anfertigen, schmückte diese Lehne mit seinem eigenen Wappen und erzielte dadurch ein Sofa, das nach Erscheinung und Entstehungsgeschichte nicht leicht ein Seitenstück finden wird. Und was ist der Schluß, den ich daraus ziehe? Die Alvensleben hatten ein schlichtes Haus, aber eine reiche, adlige Truhe, und der Inhalt derselben blieb mutmaßlich hinter dem vergoldeten Schnitzwerk nicht zurück. Ihren Reichtum bekundet auch die schön geschnitzte Kanzel, die Achaz von Alvensleben der Löwenbrucher Kirche zum Geschenk machte.

Die Gröbens führen uns bis in dies Jahrhundert hinein. Die letzten dieser Familie, die Löwenbruch besaßen, waren zwei Brüder, die ohne männliche Descendenz verstarben. Der jüngere von beiden, der unter Friedrich dem Großen Rittmeister im Regiment Gensdarmes gewesen war, war der eigentliche Besitzer. Er tat viel zur Hebung des Guts, baute das jetzige Herrenhaus, starb aber früher als sein älterer Bruder, dem nun, da keine Kinder da waren, die schöne Besizung zufiel. Dieser Bruder war ein Original, geschickt, tapfer, nüchtern und phantastisch zugleich. Er war Major bei den „gelben Reitern“ gewesen, die damals in Zehdenick standen, hatte jedoch den Dienst quittiert, teils seiner schweren Blessuren, insonderheit aber seiner Studien halber, denen er sich ruhiger und ausschließlicher widmen wollte. Er studierte Kant und korrespondierte mit ihm. 1800 übernahm er Löwenbruch. Er war die absolute Bedürfnislosigkeit, eine völlig auf das Geistige gestellte Natur, und unsere Lage des Materialismus würden ihm schwerlich gefallen haben. Er trug jahraus jahrein einen Leinwandanzug (auch der alte Zieten in Wustrau war so gekleidet), den er nur ablegte, wenn er sich auf Besuch nach Berlin begab. Dies geschah alle Jahr einmal, und zwar auf vier Wochen. Er stieg dann in Krauses Kaffeehaus ab, dem jetzigen Hotel de Brandebourg, und verbrachte die ganze Zeit mit Konversation und Schachspiel. Nach dieser Berührung mit

der Welt, zu der er sich eigentlich immer nur entschloß, um sein großes Geschick im Schachspiel nicht einrosten zu lassen, begab er sich wieder in seine Einsamkeit zurück, um sich an Büchern und — Wasser aufs neue zu stählen. Er war ein Vorläufer der Hydro-  
pathie. Personen, die ihn noch gekannt haben, sagen aus, daß er sich in Wasser, *incredibile dictu\**, berauscht habe. Vielleicht nahm man gewisse Exzentricitäten für Rausch. Er hatte eine trunkene Seele. Auch eine Mischung von Donquichotterie und Eulenspiegelerei ließ sich an ihm wahrnehmen. Als er vom Ausbruch des Krieges hörte, befahl er, den Turm abzutragen, damit das Dorf von vorüberziehenden Kriegsscharen nicht bemerkt werden möge. Mit leidenschaftlichem Eifer verfolgte er die Napoleonischen Kriegs- und Siegeszüge. Als der Krieg von 1805 begann, der mit dem Tage von Austerlitz endigte, sagte er den Ausgang des Kampfes vorher, auch den herannahenden Sturz der preussischen Monarchie. Dieser eine Gedanke beschäftigte ihn Tag und Nacht und quälte ihn zuletzt bis zum Unerträglichen. Er wollte das Unwetter sich nicht entladen sehen und — erschloß sich in bloßer Vorahnung dessen, was kommen würde, nachdem er zuvor die Angelegenheiten seines Hauses mit philosophischer Ruhe geordnet hatte.

Von den Gröbens kam das Gut an die Knesebeds. Diese besitzen es noch. Der erste von ihnen, der sich hier heimisch einrichtete, war Friedrich Wilhelm Ludwig von dem Knesebeck, Halbbruder des Feldmarschalls. Von diesem Friedrich Wilhelm Ludwig von dem Knesebeck gedenk' ich zu erzählen. Sein Leben erscheint zwar als eine bloße Skizze neben dem farbenreichen Bilde seines berühmten Bruders, es bedarf indessen keines langen Suchens und Forschens, um wahrzunehmen, daß beide Brüder Zweige desselben Stammes waren. Sie wirkten in verschiedenen Kreisen: Der eine in der beschränkten Sphäre einer kleinen Stadt, der andere in dem weitgezogenen Kreise des staatlichen Lebens. Aber der Pulsschlag beider war derselbe, und wie verschieden auch ihr Leben sich gestaltete, an Mannesmut und adliger Gesinnung, an Vaterlandsliebe, Gemein Sinn und Opferfreudigkeit standen sich beide gleich. Beide — märkische Edelleute von Kopf bis zu Fuß. Nur gesellte der ältere Bruder zu dem ihnen im Charakter Gemeinsamen auch

\* es klingt unglaublich.

noch hohe Gaben des Geistes, und das schuf einen Unterschied. Der kühne Kopf, der den Gedanken gebären konnte, den unbesiegbaren Imperator durch die bloße Macht des Raumes, d. h. durch Rußland zu vernichten, stand so hoch, daß er die Nebenbuhlerschaft eines andern Geistes nicht leicht zu fürchten hatte. Die Talente waren verschieden.

Friedrich Wilhelm Ludwig von dem Knesebeck

wurde den 29. März 1775 zu Karwe geboren. Er trat als Leutnant in das zu Ruppin garnisonierende Regiment Prinz Ferdinand ein und machte als solcher die Rheinkampagne mit. Ein Duell und eine Verwundung, die er empfing, veranlaßten ihn im Jahre 1800, seinen Abschied zu nehmen. Ruppin war ihm liebgeworden, und er verblieb als Bürger in einem städtischen Kreise, darin er als Offizier eine Reihe glücklicher Jahre verlebt hatte. So kamen die Tage von Jena und Auerstedt; unsere Truppen, so viel oder so wenig ihrer noch waren, retteten sich über die Oder, und das Land lag offen und widerstandslos vor dem nachrückenden Feinde da. Am Tage Allerheiligen traf in Ruppin die Nachricht ein, daß die Franzosen im Anzuge seien. Was tun? Wer hatte den Mut und die Fähigkeit, die Stadt zu vertreten? Eine Wahl war bald getroffen, wo nur einer gewählt werden konnte. Alle Stimmen vereinigten sich auf Knesebeck; man gab ihm eine Art diktatorischer Gewalt und vertraute das Wohl der Stadt seiner Geschicklichkeit und dem Glück seiner Hand.

Der Abend dämmerte, und Pistolenschüsse verkündeten die Nähe französischer Chasseurs. Knesebeck ging ihnen entgegen. „Qui vive?“ — „Un citoyen du bourg\*“, antwortete Knesebeck und verlangte den kommandierenden Offizier zu sprechen. Dies war ein Marquis de Custine. Knesebeck eröffnete ihm, daß die Stadt offen, ohne Besatzung und arm, trotz ihrer Armut aber zu einem „douceur\*\*“ bereit sei. Das wirkte. „Ah, Monsieur sait bien comment traiter avec les soldats\*\*\*“, erwiderte der Marquis lächelnd mit befriedigtem Gesicht, und man einigte sich alsbald über 100 Louisdor. Die Franzosen zogen ein, und die Summe wurde gezahlt.

War auf diese Weise Plünderung und Gewalttat glücklich abge-

\* „Wer da?“ — „Ein Bürger dieses Ortes.“ \*\* Trinkgeld. \*\*\* Ah, der Herr versteht gut, mit Soldaten umzugehen.“

wandt, so sicherte Knesebeck's Geistesgegenwart wenige Wochen später die Stadt vor einer noch drohenden Gefahr. Das Gerücht hatte sich verbreitet, „die Franzosen seien geschlagen worden“, und siehe da, den guten Ruppinern begann der Kamm zu schwellen. Detachements französischer Truppen, darunter auch Personen von Rang, passierten gelegentlich die Stadt; warum sollte man sie ruhig und ungehindert ziehen lassen? Waren es nicht Feinde? So beschloß man denn, den „kleinen Krieg“ zu organisieren und wegzufangen, was wegzufangen sei. Die Sache war gut gemeint, aber sie hatte mehr Herz als Verstand und kaum, daß solche Pläne in den Köpfen der Menge spukten, als sich auch schon Gelegenheit bot, sie auszuführen. Bei leisem Schneegestöber kam Anfang Dezember ein Schlitten durchs Tor, dessen Insasse sich — trotz des weiten Mantels, der ihn verhüllte — leicht als ein höherer französischer Offizier erkennen ließ. Da hatte man wen im Garn! Und mit Geschrei drang ein Duzend Bürger, von allerlei Volk unterstützt, auf den Unbekannten ein, zunächst um ihn zu insultieren, vielleicht auch um ihn niederzuschlagen, wenn er Widerstand versuchen sollte. Knesebeck eilte herzu, stellte den Angreifenden das Unehle, ja das Gefährliche ihrer Handlungsweise vor und trieb den Haufen auseinander. Der Offizier aber setzte seine Reise fort. Alles schien vergessen, als etwa drei oder vier Tage später Knesebeck in den Gasthof zur Krone gerufen wurde. Ein eben von Berlin her eingetroffener französischer Gendarmrieoberst — ein Abgesandter Savarys, in dessen Händen damals die oberste Polizeileitung war — trat ihm in brüsker Weise entgegen und machte ihn verantwortlich für die Insulten, die sich die Stadt gegen einen französischen Offizier erlaubt habe. „Ich werde Sie fusillieren lassen.“ Knesebeck erwiderte kalt: „Contre la force il n'y a point de résistance\*.“ Der Oberst<sup>1</sup>, durch die Ruhe dieser Entgegnung einiger-

\* Gegen Gewalt gibt es keinen Widerstand.“

<sup>1</sup> Meine Quelle gibt an, dieser Oberst sei Savary selbst gewesen, was aber aus vielen Gründen unmöglich ist. Savary war seit 1804 Divisionsgeneral und wurde bereits 1807, also wenige Monate nach den hier geschilderten Vorgängen, zum Herzog von Rovigo ernannt. Ein so hochgestellter Offizier konnte durch Caulaincourt, der an Rang kaum über ihm stand, nicht gut persönlich zu einer Untersuchungsreise nach Ruppin veranlaßt, am allerwenigsten aber mit einem „taisez vous“ zur Ruhe verwiesen werden.

maßen defontenanciert, fuhr eben mit neuen und immer heftiger werdenden Schmähungen heraus, als eine dritte Gestalt, die bis dahin halbverborgen in der Fensternische gestanden hatte, zu den Streitenden herantrat und dem lärmenden Offizier zurief: „Taisez vous! cet homme a agi comme chevalier; il n'y a rien à lui reprocher\*.“ Knesebeck erkannte jetzt in dem Sprecher denselben französischen Offizier, den er der Volkswut entrissen hatte. Es war Napoleons Oberstallmeister, Caulaincourt, Herzog von Vicenza. Caulaincourt hatte keine Ahnung davon gehabt, daß dieselbe Stadtautorität, der er an dem Vorfalle schuld gab, und deren Verfolgung er in Berlin (bei Savary) beantragt hatte, genau derselbe Mann war, dessen rechtzeitigem Einschreiten er seine Rettung verdankte. Die Sache wurde beigelegt, auf Bestrafung der Schuldigen nicht weiter gedrungen und Knesebeck mit den verbindlichsten Worten entlassen.

Einquartierungen und Truppendurchmärsche dauerten fort. Endlich kam Frieden, aber er entsprach nirgends im Lande den daran geknüpften Hoffnungen, und die Franzosen, anstatt die Mark zu verlassen, wurden nur innerhalb derselben disloziert. Um diese Dislozierungen für die Grafschaft Ruppin einzuleiten, wurde Knesebeck im August 1807 nach Liebenwalde geschickt, wo sich damals die Division Bilatte befand. Nachdem er die nötigen Notizen über Zahl und Gattung der unterzubringenden Truppen erhalten und dem französischen General die vollständigste Auskunft über die vorzunehmende Dislokation erteilt hatte, forderte Bilatte ihn auf, die Vorbereitungen zu dem nahe bevorstehenden Napoleonstage (15. August) zu treffen. Knesebeck tat wie befohlen. Als er andern Tages meldete, daß alles angeordnet sei, lud ihn der General ein, in Liebenwalde zu bleiben und an der Feier teilzunehmen. „General“, erwiderte Knesebeck, „Sie haben zu befehlen; wenn ich bleiben muß, so werd' ich bleiben; aber kein preussischer Offizier wird sich aus freien Stücken dazu entschließen, bei solchem Feste zugegen zu sein.“ Ein prüfender Blick traf den Sprecher. Dann trat Bilatte an ihn heran und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Später, als das Generalkommando von Liebenwalde nach Ruppin hin verlegt worden war, entspann sich ein immer freundlicheres

\* „Schweigen Sie, dieser Mann hat wie ein Kavaliere gehandelt, man kann ihm nichts vorwerfen!“



Verhältnis zwischen Knessebeck und dem französischen General. Bilatte war ein Ehrenmann, ein Soldat von ritterlichem Sinn. Dasselbe galt von seinem Adjutanten, dem Hauptmann Denoyer, einem Kreolen von Martinique, der im Hause Knessebecks eine Wohnung bezog und in liebenswürdiger Weise die Beziehungen zwischen diesem und dem General zu fördern wußte. Die Mußestunden, die der Dienst gönnte, wurden verplaudert; man verweilte gern bei früheren Aktionen und fühlte sich doppelt zueinander hingezogen, als sich bei diesen Gesprächen herausstellte, daß man sich während der Rheinkampagne gegenübergestanden und auf der Mainzer Schanze Kugeln miteinander gewechselt hatte.

Mittlerweile wütete der Krieg in Spanien fort, wo im Juli 1808 die Kapitulation von Baylen eingetreten war. Knessebeck wußte davon, nicht aber Bilatte, der vielmehr umgekehrt von neuen Siegen und einem nahen Frieden träumte, mit Vorliebe von dem baldigen Abmarsch der französischen Truppen sprach und daran eine Einladung an Knessebeck knüpfte, ihn auf seinem „chateau“ in der Umgegend von Nancy zu besuchen.

Knessebeck erwiderte: „General, Sie werden uns bald verlassen, aber nicht um in die Heimat zu ziehen. Der Frieden ist ferner denn je.“

„Sie irren, Knessebeck; unsere Affären in Spanien stehen gut; der Krieg geht auf die Neige.“

„Ich bezweifle es, General. Darf ich mich offen zu Ihnen aussprechen?“

„Eh bien, parlez\*!“

„General, man hintergeht Sie. Die Bulletins Ihres Kaisers sind Täuschungen; es geht nicht gut; General Dupont hat bei Baylen kapituliert, 17 000 Franzosen sind kriegsgefangen.“

„Sind Sie dessen so sicher?“

„Ganz sicher.“

„Eh bien, nous verrons\*\*. In acht Tagen sprechen wir weiter davon.“

Die acht Tage verstrichen und brachten die einfache Bestätigung der Kapitulation. Bilatte geriet in die höchste Aufregung, ließ Knessebeck zu sich entbieten, schüttete ihm sein Herz aus über die endlosen Kriege, wiederholte aber dennoch seine Einladung. Beide

\* „Gut, sprechen Sie!“ \*\* Gut, wir werden sehen.

Männer waren bewegt. Knesebeck antwortete endlich: „Ich nehme Ihre Einladung an, General; ich werde kommen. Aber wenn wir uns wiedersehen, wird es in großer Gesellschaft sein.“

Das war 1808. Die französischen Truppen marschierten ab, aber nicht in die Heimat, vielmehr — nach Spanien.

Fünf Jahre später, als auch für Preußen der Tag der Erlösung anbrach, jubelte Knesebeck. Er hoffte, den großen Kampf mitkämpfen zu können, aber eine Kabinettsorder berief ihn als ständigen Kommissar nach Potsdam, wo ihm die Aufgabe zufiel, bei der Organisation der kurmärkischen Landwehr tätig zu sein. So blieb es ihm versagt, mit ins Feld zu rücken und an den Ehren jener großen Zeit unmittelbar teilzunehmen, bis endlich im Jahre darauf die Rückkehr Napoleons und das rasche Vorrücken der Preußen, um dem drohenden Stöße so früh wie möglich zu begegnen, ihm auch diesen Wunsch erfüllte. Er erhielt eine Kompanie im 6. kurmärkischen Landwehrregiment, marschierte mit nach Flandern und focht bei Ligny, Sombref und Wavre.

So kam er auch nach Paris. Sein erster Gang war zu Vilatte, damals Chef der Gendarmerie der Hauptstadt. „Bon jour, Général! da bin ich; erkennen Sie mich wieder?“ — „Mon Dieu, Knesebeck, c'est vous\*“, — und die alten Gegner und Freunde schüttelten sich die Hand. Knesebeck hatte sein Wort gelöst; er war gekommen, aber „in großer Gesellschaft“, wie er prophezeit hatte.

Weihnachten 1815 kehrte er heim, ererbte bald danach Löwenbruch und zog sich 1829 nach dem benachbarten Jühnsdorf zurück. Unter allen Tagen seines Lebens blieb ihm der Silvestertag 1807 der teuerste, wo die Stadt Ruppin ihm in festlicher Versammlung die Bürgerkrone überreicht hatte. Und in der Tat, mit freudigem Stolze mocht' er sich der Worte erinnern, die damals in noch frischer Dankbarkeit an ihn gerichtet worden waren:

Als in den Tagen des Grams die blöden Gemüter erstarrten,  
Und dem nahenden Sturm jegliche Seele erlag,  
Tratest du kühnlich hervor, gesetzt und weiß' und besonnen,  
Zu beschwören den Sturm, der uns Verderben gedroht.

Er hatte wohl Anspruch auf diese Huldigung. Der Kreis, in dem ihm zu wirken vergönnt war, war nur ein kleiner und begrenzter,

\* „Mein Gott, Knesebeck, Sie sind es.“

aber innerhalb desselben hatte er sich bewährt. Den größern Kreis sich zu schaffen, lag außerhalb seiner Macht, indessen wo immer er stand, stand er da — ein ganzer Mann. Er starb hochbetagt am 11. Juli 1860.

Wir sitzen im Herrenhause zu Löwenbruch.

Die Türe des Gartensaals steht offen, und Duft und Frische dringen ein. Die Sonne scheidet eben, und nur ein roter Streifen liegt noch über dem Schwarzgrün der Edeltannen. Alles ist sabbatstill, und geräuschlos zieht ein Schwarm Tauben durch die Luft. Erdbeerschalen schmücken den Tisch und lachen uns an, heiter und behaglich fließt das Gespräch. Aber auch das, was uns umgibt, führt seine Sprache. Jegliches was seit Jahrhunderten hier war und wuchs, es ist nicht tot, es lebt und schafft und wirkt ein geheimnisvolles Band zwischen dem Vergangenen und dem Gegenwärtigen. Auf dem Tische vor uns steht ein Serpentinkrug, der das Wappen der Otterstedts auf seinem Silberdeckel trägt; durch die zurückgeschlagene Samtportiere gewahren wir im Nebenzimmer die nun als Sofa dienende von Alvenslebensche Truhe; vor uns der Holunderbaum, der über die Gartenmauer ragt, mahnt uns an den alten von Gröben, der im Leinwandkittel unter diesem Blätterdache saß und phantastische Schlachten auf seinem Schachbrett schlug; und neben uns an der Wand tickt die Pendeluhr, die Kneesebeck dem Feldmarschall über seinem Arbeitstische die Stunden schlug, als der Friedenskongreß die Fürsten Europas in der heitern alten Kaiserstadt versammelt hatte. Wie viele Denkschriften, Gutachten und Entwürfe entstanden bei dem Ticktack dieser gedrunge- nen Ebenholzpendule, die so diskret und in sich zurückgezogen dasteht, als wisse sie, was einem Zeugen schickt, der ernste Dinge gehört und gesehn.

Der letzte rote Streifen über den Tannen ist hin, und das leise Singen des Kessels im Nebenzimmer kündigt uns die Teestunde. Niemand spricht mehr, aber es ist, als flüsterten die Stimmen derer, die nicht mehr sind.

## Schloß Beuthen

Kühnlich darf mein Haupt ich legen  
Jedem Untertan in Schoß. Kerner

Un der Nuthe, die die Grenze zieht zwischen dem Teltow und der Zauche, stand in alten Zeiten Schloß Beuthen und beherrschte den Flußübergang<sup>1</sup>. Rings von Wasser umflossen und aus grauem Feldstein zusammengefügt, erhob sich die Burg wie ein Felseck und blickte steil und trotzig in die Niederung hinein.

Ja, Schloß Beuthen war trotzig. Die Quizows hielten es und gedachten, es zu behaupten gegen den Nürnberger Burggrafen, der wie ein Herr ins Land kam, und den man doch nicht gelten lassen mochte. Man mocht' eben denken, „die Herren wechseln rasch in der Mark; sie finden sich ein, wie Kaiserliche Not oder Kaiserliche Laune sie schickt; es gibt aber nur einen bleibenden Herrn in der Mark, und das sind wir“. Und sie hatten so unrecht nicht.

Sie hatten nicht unrecht in der Sache; desto mehr aber verkanteten sie die Person, die's jetzt mit ihnen und der Mark versuchen wollte. Das war kein Herr wie die andern, die nur gekommen waren um wieder zu gehn; dieser kam, um zu bleiben, und nahm Platz mit dem Behagen und dem Nachdruck eines, der sich auf lange hin einzurichten gedenkt. Die Quizows hatten kein Auge dafür; sie trotzten und traten kühnlich mit ihrem Troß heraus.

Da galt es denn, diesen Troß zu brechen, und unterschiedliche Heerhaufen zogen vor die Schlösser der Quizows und Rochows. Und zwar drei vor Plaue, Friesack und Golzow. Der vierte Heerhaufen aber, der aus Bürgern von Jüterbog und Treuenbrieken und aus Lehnsleuten der Klöster Lehnin und Zinna bestand, rückte vor Schloß Beuthen. Ein kurfürstlicher Vogt, Hans von Torgau mit Namen, führte diesen Heerhaufen an und forderte die Beuthensche Besatzung auf, sich zu ergeben. Goswin von Brederlow aber, der die Burg für die Quizows hielt, antwortete guten Muts,

<sup>1</sup> Vgl. die Kapitel „Groeben und Siethen“ und „Saarmund und die Nutheburgen“.

„er wolle sich die Sache noch ein paar Jahr überlegen.“ Das war am 14. Februar 1414. Hans von Torgau meldete den Bescheid an seinen gnädigsten Herrn Kurfürsten, und die Bürger von Jüterbog und Treuenbriezen bezogen ein Lager an der Nuthe hin und warteten auf den zugesagten Bundesgenossen, von dessen Kriegsrühm die Marken damals voll waren. Und siehe da, sie warteten nicht lang. Erst am 24. Februar war Schloß Plaue gefallen, und schon am 25. erschien die „faule Grete“, von sechsunddreißig Pferden gezogen vor Burg Beuthen. Andern Morgens mit dem Frühesten schlug eine dreißig Pfund schwere Steinkugel an denselben Turm, hinter dem Goswin von Brederlow eben beim Frühstück saß, und gab der alten Burg einen solchen Ruck, daß es schwer zu sagen war, was mehr zitterte, die Mauern oder die Herzen der Besatzung. Und auch Goswin von Brederlow fing jetzt an mit sich handeln zu lassen. Es schien, er hatte Tage gemeint, nicht Jahre, und am 26. abends schon war Schloß Beuthen eine hohenzollersche Burg.

Und guthohenzollersch ist sie geblieben, so lange sie von jenem Tag an noch gestanden hat. Das meiste von ihr verschwand kurz vor der Schlacht von Großbeeren, als preussische Artillerie, welche den Übergang über die Nuthe decken sollte, die Feldsteinmauern größtenteils einriß und statt ihrer einen Erdwall aufführte. Nur die von Gräben oder Flußwindungen eingefasste Stelle, wo Burg Beuthen stand, ist noch deutlich erkennbar, ein Stück Inselnland, auf dem sich ebenso Mittelthurm und Außenwall immer noch ersichtlich markieren. Ein paar Weiden und Akazien überschatten jetzt den Rasen, der ein Stück märkischer Geschichte deckt, und einzelne Fischerneze spannen sich zwischen den Baumstämmen aus. Im übrigen ist alles hinüber, und ein Kahn ohne Bank und Steuer, der halb verborgen im Schilfe liegt, unterhält die Verbindung zwischen dem Inselchen und der Welt.

Es war im Februar 1414, daß die Quikowburgen fielen. Damals waren die Hohenzollern fremd im märkischen Land, und beinahe feindlich betraten sie dasselbe. Das ist anders geworden seitdem. Dieselben Familien, die damals am festesten widerstanden, haben sich inzwischen als die treuesten bewährt, und die alten Ritterstöße, vor denen die „faule Grete“ das letzte Wort sprechen mußte,

sind längst zu Stätten unwandelbarer Loyalität geworden. Auch Schloß Beuthen. Die Burg ist hin, aber zu Füßen derselben sind Dörfer entstanden, die den alten Namen tragen (Groß- und Kleinbeuthen), und die Goerzkes, die diese Dörfer an die dreihundert Jahre nun ihr eigen nennen, sind alles, nur keine Goswin von Brederlows mehr, die sichs erst „überlegen wollen“, wenn ein Hohenzoller Einlaß begehrt.

Und es sind nun einige zwanzig Jahre, daß ein Hohenzoller wieder mal darum ansprach und gleich danach seinen Einzug hielt in Großbeuthen.

Versuch' ich, diesen Tag zu beschreiben.

Die Augustsonne fällt auf das am Dorfausgange gelegene Herrenhaus. Der alte Torweg, der von der Straße her auf den Hof führt, ist eine Blumenpforte geworden, und auf den Steinpfeilern rechts und links wehen die preussischen Fahnen. Ebenso hat sich das an sich einfache Herrenhaus verändert und ist kaum noch das alte. Seine weißgetünchten Wände blicken nur hier und da noch aus der Umrahmung von Festons und Girlanden hervor, und die Vorbau-treppe verbirgt ihr schlichtes Geländer hinter einem Walde von hohem Schilf. Aus der weit offenstehenden Türe lugt von Zeit zu Zeit ein Mädchenkopf hervor und fragt mit jedem Blick über den Hof hin, „ob sie kommen“. Auf dem Korridor aber schreiten befrachte Herren auf und ab und vergleichen mechanisch die Taschenuhr mit der Wanduhr, dem einzigen Schlagwerk im Hause, das in unbeirrter Ruhe seinen Gang fortsetzt, während alle Herzen rascher und höher schlagen. Die Tauben sitzen den Dachfirst entlang, als warteten sie mit, und der Hahn, der sonst wohl im Schatten unter dem Vordach um diese Stunde zu meditieren pflegt, heut schüttelt er seine Federn und scheint sich in den Honneurs zu üben, sooft er auf einem Fuße steht. Jetzt aber meldet sein lauter Schrei, daß Freund oder Feind im Anzuge, die Tauben flattern auf, und die Mädchen auf dem Hausflur rufen, was jeder weiß: Sie kommen! Im Nu sprengen jetzt Vorreiter auf den Hof, der erste Wagen hält, und die Pferde schnaufen und werfen den Schaum von den Müstern; eine lange Reihe von Equipagen folgt; aber ehe sie heran sind, öffnet ein Jäger den Schlag und den Tritt hinab, der sich beim Öffnen der Wagentür wie von selber ausbreitet, steigen König und Königin.

Sie haben sich anmelden lassen in Großbeuthen, haben um Quartier gebeten für die Tage des Manövers, das die Garden auf dem Sandplateau des Teltow eben heute begonnen haben, und da sind sie nun, um ihren Einzug zu halten. Liebe empfängt sie, und Ehre geben sie. Die Schilfstreppe hinauf schreitet das hohe Paar, und nach Worten herzlicher Begrüßung treten König und Königin in die für sie bereitgehaltenen Zimmer.

Und nun eine Stunde später.

Im Freien ist das Mahl angerichtet unter ein paar mächtigen Kastanien, die das weiße Linnen des Tisches überschatten. Und was alles hat der Wunsch, ein Schönstes und Bestes zu tun, aus diesem schlichten Plage gemacht! Der Staketenzaun, dessen Holzwerk längst die Zeichen gereifter Jahre trägt, hat seine Moos- und Flechtenpatina hinter Pyramiden von Riesenmais versteckt, und was im Garten noch Duft und Farbe hatte, scheint jetzt hier versammelt zu sein. Die Treibhäuser haben ihre Blumentöpfe bis auf den letzten Mann gestellt, und selbst der Landsturm der Asten ist aufgeboten worden. Terrassenförmig stehen sie rechts und links und blicken einander über die Köpfe fort, als wären sie nicht nur erschienen, um gesehen zu werden, sondern auch um selber zu sehn.

Die trozigen Tage liegen weit zurück — König und Königin sind zu Gast in Großbeuthen. Die vollen Blätterschirme geben Schatten, und doch liegt ein Sonnenschein über der Tafel, und das Singen der Vögel klingt, als wollten sie denen draußen erzählen von dem Feste, das hier gefeiert wird. Das Auge der Königin hängt an dem reizenden Bilde, der König aber, der den Zauber mehr fühlt als sieht, strömt über von jener gemüth- und geistgebornen Heiterkeit, die so viele Herzen eroberte, selbst abgeneigtere als die Herzen derer, die hier unterm Kastaniendache versammelt sind.

Das Mahl ist vorüber, und unter den Bäumen wird es schwül; aber der offene, luftige Garten liegt ausgebreitet vor ihnen, und seine breiten Steige laden zu einem Spaziergang ein. Die Obstbaumallee hinauf, an der Akazienlaube vorüber, am Weinspalier zurück, so schreitet der König in raschem Geplauder auf und ab und unterbricht sich nur, wenn aus Näh' oder Ferne die Glocken herüberklingen, die den Abend einläuten.

Die Dämmerstunde kommt, und der Tee wird auf der Gartentreppe serviert. In der Luft ist kaum ein Zittern. Zwei das Haus schützende hohe Platanen breiten ihr Gezweig über die Gruppe hin, und ein paar Schwarzpappeln, die weitab am Ausgange des Gartens stehn, stehen jetzt wie Schatten vor dem letzten Streifen der Abendröte. Stillter wird's und nur ein Hauch, der sich eben regt, zieht über die Levkojenbeete hin und trägt ihren Duft bis zu der Gartentreppe hinauf. „Wie schön es bei Ihnen ist“, wendet sich der König an die Dame des Hauses und atmet höher und voller, als bad' er sich in der duftigen Frische des Abends.

Aber diese Frische wird allmählich zur Kühle; jung und alt beginnen zu frösteln, und der Schutz und Wärme bietende Gartensaal empfängt die hohen Gäste. „Was lesen wir?“ fragt der König. „Ehre, dem Ehre gebührt; ich dächte, wir hörten ein Kapitel heut aus der Geschichte der Goerzkes.“

Und der Vorleser verbeugt sich und rückt an den Tisch. Beschämt und gehoben zugleich sitzen die Goerzkes umher und horchen auf jedes Wort. Sie kennen alles, aber das Bekannteste selbst klingt ihnen heute neu, wo der König dem Berichte lauscht.

Von ihrem Eltervater wird gelesen, von Joachim Ernst von Goerzke, dem „alten Goerzke“ par excellence. Nichts wird vergessen: wie er als Page Marie Eleonorens in schwedische Dienste kam; wie er unter dem Schwedenkönig bei Leipzig focht; wie ihn die Kaiserlichen bei Lüzen zum Hinkesfuß und Krüppel schossen, und wie ihm das alte märkische Herz endlich wieder lebendig ward, und er zurücktrat in den kurbrandenburgischen Dienst. Und weiter dann: wie er ein großer Feldoberst wurde, der bei Rathenow und Fehrbellin dem alten Feldmarschall Wrangel, dem „Gustav Wrangel“ zeigte, daß aus dem Schüler ein Meister geworden. All das, und wie der Kurfürst ihn seinen „Paladin“ genannt, es wurde gelesen heut und noch viel mehr. Und auch wie seine letzten Tage waren. In Friedersdorf, das er gekauft und aus Trümmern und Asche wieder aufgebaut hatte, saß der Alte vor seinem Schloß und freute sich der Sonne, die herniederschien, und des Wohlstands und Segens um ihn her. Und von Zeit zu Zeit kam auch Besuch: ein alter Weißbart, gefolgt von Töchtern und Enkeln, als wär es der Winter und brächte den Frühling mit. Das war Gufower Besuch, und der alte Weißbart, der kam, war der alte Derfflinger. Un-



ter einer weitzeigigen Rotbuche setzte man sich dann, und die beiden alten Kämpen, die jederzeit Nachbarn gewesen waren, auf ihren Schlachtfeldern sonst und mit ihren Ackerfeldern jetzt, sie gedachten der alten Zeit und der alten Namen. Und auch am 30. März 1682 hielt der Gufower Wagen auf der Rampe von Friedersdorf. Aber nicht zu frohem Besuche; Glocken klangen, und Kanonen wurden gelöst, und der Achtzigjährige war nur gekommen, um den Siebzigjährigen in die Gruft zu senken. In der Friedersdorfer Kirche ruht die leibliche Hülle des „Paladin“; neben dem Altar aber steht hochaufgerichtet sein steinern Bild und schaut fromm und mutig drein, wie's einem brandenburgischen Kriegsmanne geziemt.

Der Vorleser schwieg. „Ich weiß, daß die Goerzkles noch immer die alten sind“, sagte der König. „Der Erfolg steht bei Gott, aber Mut und Treue stehen bei uns.“

Im Gartensaale wurd' es still und bald auch im Hause. Der König schlief inmitten seiner Treuen wie jener „reichste Fürst“, den die Dichter besungen; und wenn Segenswünsche Macht haben über die Träume, so war sein Traum wie der Sommer, der zieht, oder wie Gesang, der abends vom See her ans Ufer klingt.

Ein klarer Oktoberhimmel lacht, in die Platanenblätter mischt sich das erste Gelb, und die Birnbäume, die hoch über das Weinspalier wegragen, stehen in voller Frucht. Im Gartensaal aber ist es, als wäre schon Dezember, jene schönste Zeit im Jahr, wo's auf Flur und Treppe nach Tannenbaum und Wachsstock duftet, und wo die Geschenke kommen von nah und fern. Und wirklich, an der ganzen Länge des Tisches hin stehen die Großbeuthenschen Hausinsassen und blicken auf allerlei wohlverpackte Kisten, als wären es Zauberkommoden, aus deren Fächern in jedem Augenblick ein Wundervogel auffliegen könne. Mit einer Feierlichkeit, die niemand merkt, weil jeder sie teilt, werden endlich die Deckel geöffnet, und der sonst so wenig anmutige, knarrende Ton, mit dem die Nägel sich langsam aus dem Holze ziehn — er hat seinen Reiz heut in dieser erwartungsvollen Stunde. Die Seegrashülle fällt, und nun blinkt es und blitzt es hell heraus! Es sind Geschenke von Sanssouci: Gold und Porzellan, und Bilder und Gemmen, alles wertvolle Dinge, wie sie die Hand eines Königs, und sinnige Dinge, wie sie nur die Hand eines solchen Königs schenkt. Ein

jeder blickt auf die Zeichen übergroßer Huld, und während das Haupt der Familie mit bewegter Stimme die königlichen Worte liest, die diese reichen Gaben begleiten, fallen die Tränen aller-treuester Menschen zwischen die Gemmen und Edelsteine nieder, als gehörten sie dorthin.

Schloß Beuthen ist längst keine Feste mehr, die Goswin von Brederlow gegen die Hohenzollern hält. Thür und Tor stehen ihnen weit offen und die Herzen der Goerzkes dazu.

## Saalow

### Ein Kapitel vom alten Shadow

Ihr wolltet lebend nicht einander weichen,  
Im Tode hat nun jeder seine Krone;  
Verbrüderet mögt ihr euch die Hände reichen.  
Platen

Auf dem Plateau des Teltow, ziemlich halben Weges zwischen Trebbin und Zossen liegt das Dörfchen Saalow. Elsbruch, Kiefernwald und sandige Höhen fassen es ein, und die letzteren, die den grotesken Namen der „Höllberge“ führen, bilden neben einem benachbarten See, der „Sprotter Lache“, so ziemlich die ganze Poesie des Orts.

Wir kommen von Großbeeren her, haben eben das Dorf Schünnow passiert, und zwischen Wald und Bruchland unsern Weg verfolgend, erreichen wir zuletzt eine kurze Maulbeerbaum-Allee, die bis an den Eingang des Dörfchens führt, dem unsre heutige Wanderung gilt. Eben Saalow. Eine Kirche fehlt, ein Herrenhaus auch, und ein paar Duzend Häuser und Gehöfte, sauber gehalten und meist mit Ziegeln gedeckt, bilden die Dorfstraße, die sich alsbald platzartig erweitert. In der Mitte dieses Platzes dehnt sich der übliche Wassertümpel ohne den geringsten Anspruch auf die sinnige Bezeichnung „Auge der Landschaft“. Die Schwalben unterm Sims und das Storchnest auf dem Dache sorgen für die nötige Dorf-Gemütlichkeit; die Hähne krähen, der Balken am Ziehbrunnen steigt auf und ab, und über den Pfuhl hin schnattert und segelt das Entenvolk in komischer Gravität.

So ist Dorf Saalow jetzt, schlicht und einfach genug; aber doch ein Platz voll einladender Heiterkeit, verglichen mit dem, was es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war, wo der, der es zufällig passierte, nur Strohdächer sah, alte Strohdächer, die längst zu Moosdächern geworden waren. Unter einem derselben wohnte der Dorfschneider, Hans Shadow mit Namen, der trotzdem er schon in die Jahre ging und viel Anhang und Betterschaft im Dorfe hatte, doch noch immer ledigen Standes war. Als ihm aber endlich das Alleinsein nicht länger mehr gefallen wollte, gefiel ihm auch

Saalow selbst nicht mehr, und er gab es auf, um zunächst nach dem benachbarten Zossen und dann von Zossen aus nach Berlin zu ziehn. Da fand er, was er suchte, verheiratete sich gerad' in demselben Winter 63, wo der Krieg auf die Neige ging, und nahm eine kleine Wohnung in der Lindenstraße, nicht weit vom Halleschen Tore.

Sieben Jahre sind seitdem vergangen, und wir treten heut in die Werkstatt des ehemalg Saalowschen und nunmehrö Berlinischen Schneidermeisters ein. An dem Zuschneidetische, dessen weit vorspringende Holzplatte bis in die Mitte des Zimmers reicht, steht ein knochiger und breitschultriger Mann, dessen Figur eher an Hammer und Amboss als an Nadel und Schere gemahnt, und blickt auf das vor ihm ausgerollte Stück Tuch. Er hält zugleich auch ein Stück Kreide zwischen Daumen und Zeigefinger, und wie ein Baumeister, der seinen Plan entwirft und die Distanzen absteckt, tupft er bald hierhin bald dorthin auf das ausgerollte Tuchstück, mustert die weißen Lüpfselchen und zieht dann zwischen eben diesen Punkten die geraden und die geschweiften Linien, je nachdem es Schoß oder Rückenstück erfordert. Ringsum völlige Stille; der Zeisig im Bauer singt weder, noch springt er auf den Sprossen auf und ab, selbst die Fliegen gönnen sich Ruh, und nur aus dem halbdunklen Ofenwinkel hervor klingt es und schrammt es leise, wie wenn jemand geschäftig mit einem Griffel über die Schiefertafel fährt. Und dem ist auch so. Auf der niedrigen Ofenbank hockt ein sechsjähriger Blondkopf, und die beiden Beinchen wie ein schräges Pult vor sich, tupft er ganz nach Art des Vaters allerhand Lüpfselchen auf die Tafel und zieht dann zwischen den Punkten die geraden und die geschweiften Linien. Aber diese Linien und Punkte beziehen sich nicht auf Schoß und nicht auf Rückenstück, sondern auf das Gesicht des Vaters, dessen markiertes Profil er in aller Deutlichkeit vor sich hat. Den vorspringenden Stirnbuckel, die römisch geschwungene Nase, den tiefen Mundwinkel, alles hat er getroffen — und einen Augenblick haftet der freudig erregte Blick des Knaben an dem von ihm geschaffenen Bilde. Plötzlich aber klingt es „Gottfried“ vom Arbeitstische her, das Klappern eines Deckelkruges begleitet den strengen Ruf des Vaters, und im selben Moment, als fühl' er sich auf einem Unrecht ertappt, fährt die Hand des Kna-

ben rasch über Tafel und Zeichnung hin. Und nun erst springt er auf und nimmt den Krug, den ihm der Vater entgegenhält.

Das war im Sommer 1770.

Und siehe da, rasch wechseln Zeit und Ort. Statt der siebziger Jahre des vorigen, liegen die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts vor uns, und statt in die kleine Schneiderstube blicken wir in den großen Aktsaal der Berliner Akademie. Die Schüler sind bereits versammelt, und jedes einzelnen Ernst und Aufmerksamkeit ist eine gesteigerte, denn der „Alte“ ist eben eingetreten, um nach dem Rechten zu sehen. Dieser „Alte“, ein Achtziger schon, aber immer noch ein Mann aus dem Vollen, schreitet langsam von Platz zu Platz, und nur dann und wann bleibt er stehen und blickt musternd über die Schulter der Zeichnenden. „Det is jut“, sagt er dem einen und klopft ihm als Zoll der Anerkennung mit seiner mächtigen Hand auf den Kopf. „Det is nisch“, sagt er zu dem andern und geht weiter. Ein Dritter müht sich eben, den Umriß einer menschlichen Figur auf dem Papiere festzuhalten, aber die Linien sind nicht sicher gezogen, und die Proportionen sind falsch. Der Alte heißt ihn aufstehen, nimmt seinerseits Platz auf dem leer gewordenen Stuhl und sagt dann lakonisch: „Du pass' uff. Ich mach' det so.“ Dabei nimmt er des Schülers Kreidestift, tupft Punkte mit fester Hand auf das graue, grobkörnige Zeichenpapier, und während er diese Punkte mittelst sicher gezogener Linien untereinander verbindet, brummt er vor sich hin: „Det hab' ich von meinen Vater. Der war'n Schneider.“

Gottfried Schadow, der Schneidersohn, ist Gottfried Schadow der Akademiedirektor geworden, ein berühmter Mann, ein Name, der Klang hat von einem Ende Europas bis zum andern. Derselbe Gottfried, der dienstfertig aufsprang, wenn der strenge Vater mit dem Deckelkrüge klappte, derselbe Gottfried ist jetzt seinerseits ein strenger Hausherr geworden, vielleicht nicht strenger als der Vater, aber mächtiger und gefürchteter. Sein Haus ist die Akademie, darin waltet er als König und Herr, und hat seine Macht längst als einen unerschütterlichen rocher de bronze\* stabilisiert. Die Zeiten, wo er Beispiele statuieren mußte, liegen hinter ihm, und nach Art eines alt und milde gewordenen Autokraten spielt er nur noch

\* eherner Fels.

mit dem Zügel seiner Herrschaft. Aller Abzeichen seiner Würde, jedes repräsentativen Glitters hat er sich längst entkleidet; er regiert durch sich selbst kraft seiner Kraft. Ob das Sacktuch, das er aus seinem taschenreichen Rocke zieht, von Kattun ist oder von Seide; ob er riesige Filzschuhe trägt, oder kalblederne Stiefel (in die der Ballen und Zehen halber immer große Löcher geschnitten sind), ob er hochdeutsch spricht oder in einem Berliner Platt — es kümmert ihn nicht und kümmert andre nicht, denn weder er noch andre vergessen es, daß er „der alte Schadow“ ist. Herrschergewohnheit und das Bewußtsein völliger Überlegenheit haben seinem Auftreten längst jede Spur von Scheu genommen, und was er denkt und fühlt, das spricht er aus. Sein Wille ist Gesetz; seine Laune nicht minder. Eine kleine Szene mag schildern, wie er das Szepter führt.

Es ist eine Abendsitzung. Der akademische Senat hat sich versammelt: berühmte Maler und Bildhauer, keiner fehlt. Der Saal ist hell erleuchtet, und das Licht fällt auf die schönen Bleichenschen Zeichnungen, die ringsum an den Ständern und Wandschirmen befestigt sind. Am obern Ende des Ovals aber, dessen grüne Decke mit vielen hundert Goldnägeln an der Tischplatte befestigt ist, sitzt der alte Schadow, die Arme bequem auf die Seitenpolster eines Lehnstuhls gelegt, während seine Füße in hohen Pelztiefeln stecken, und ein mächtiger grüner Augenschirm uns die obere Hälfte seines Gesichtes verbirgt. Es ist heut ein wichtiger Tag: Annahme neuer Schüler, und am entgegengesetzten Saalende steht Professor Stabfuß und kontrolliert alle sich zur Aufnahme Meldenden. Wessen Zeugnisse nicht in Ordnung sind, wer zu jung ist oder zu alt, wird unerbittlich zurückgewiesen, und heitre und verblüffte Gesichter wechseln untereinander ab. Da tritt ein junges Bürschchen ein, ein echtes Berliner Kind, dessen kraus aufrechtstehendes Haar gegen alle Angstlichkeit in der Welt zu protestieren scheint. Am besten, ich stell' ihn vor: Richard Lucae, später selber ein Direktor (der Bauakademie).

Die Sicherheit seines Auftretens, auf daß nichts verschwiegen werde, hat freilich noch seine besonderen Gründe: der alte Schadow ist Hausfreund bei des blonden Krauskopfs Eltern, und kein Geburtstag ist seit fünfzehn Jahren vergangen, wo nicht die Mutter des eben Eingetretenen, eine heitre thüringische Frau, dem „Herrn Nachbar und Gevatter“ einen Quarzfladen als Geburtstagsgeschenk übermittelt hätte. Das Berliner Kind kennt natürlich die Welt; die

Macht der Konnexion ist ihm kein Geheimnis mehr, und auf Professor Stabfuß' wiederholte Frage nach Zeugnissen und allerhand andern Papieren erklärt er mit äußerster Unbefangenheit, daß er weder Zeugnisse noch andere Papiere habe. Die Ruhe, mit der diese Erklärung abgegeben wird, hat etwas Provokatorisches, und Stabfuß beginnt seinem Arger Luft zu machen. Richard Lucae repliziert ebenso, der Lärm wird immer größer, und der alte Schadow, dessen schläfrig scheinender Aufmerksamkeit in Wahrheit nichts entgangen ist, ruft endlich über den Tisch hin: „Wat is denn los?“

Statt aber eine direkte Antwort zu geben, tritt der Professor vom andern Saalende her an den Alten heran, zeigt auf das Jüngelchen, das ihm gefolgt ist, und sagt in gereiztestem Tone: „Herr Direktor, hier ist einer von den Lucaes nebenan; er will in die Gipsklasse; aber nichts ist in Ordnung.“

„So, so“, brummelt der Alte, hebt den Augenschirm halb in die Höh', mustert den jungen Aspiranten der Gipsklasse und sagt dann: „J, det is ja Richard.“

Der Angeredete verbeugt sich zustimmend.

„Höre, Richard, sage doch Muttern, der letzte Kuchen war wieder sehr jut. Aber vergiß't nich<sup>1</sup>.“

<sup>1</sup> In der Regel wurde dieser Dank brieflich abgestattet, und ein paar dieser Dankesbriefe liegen mir vor: „Berlin, 17. April 1843. Meine vortreffliche Frau Gevatterin. Ihr wahrscheinlich mit eigenen Händen gebackener Osterfladen hat mich um so unerwarteter angenehm überrascht, als ich annehmen konnte, daß Sie mich altes Exemplar vergessen hätten. Ich kann weite Wege nicht mehr mit Annehmlichkeit machen, und Besuche werden mir schwer, weil ich immer eine lästige Begleitung dabei nöthig habe; sonst käm ich, Ihnen persönlich meinen Dank zu bringen. Von dem Kuchen habe ich nichts abgegeben und so eben das letzte Stück zum zweiten Frühstück genossen. Grüßen Sie von mir alles um sich herum. Ihnen einen Rest vergnügter Feiertage wünschend, verbleibe Ihr alter Getreuer Gevatter J. G. Schadow, Direktor.“ Und zwei Jahre später: „Berlin, 29. Mai 1845. Meine Frau Nachbarin, Gevatterin und Freundin hat meiner wieder gedacht und nach alter Sitte mir um diese Jahreszeit wieder einen Quarkfladen gebacken. War diesmal vorzüglich! Auch hab' ich Anderen wenig davon abgegeben, gestern Abend das letzte davon verzehrt und bin heute mit dem gebührenden Dankgefühl erwacht. Hierbei ist mir wieder lebhaft in Erinnerung gekommen Ihre Mutter, die auch eine so angenehme Erscheinung war. Das häusliche Glück sei stets mit und bei Ihnen! Zu fernem Wohlwollen empfiehlt sich Ihnen Ihr alter ergebener Freund J. G. Schadow, Direktor.“

Die Professoren, längst an Intermezzos dieser und ähnlicher Art gewöhnt, lächeln behaglich vor sich hin, wie wenn sie sagen wollten: „Ganz im Stil des Alten“, und nur Stabfuß beißt sich auf die Lippen, denn er ahnt, daß seinem Ansehn eine neue große Niederlage bevorstehe.

„Na, Richard“, fährt der Alte fort, „du wist also in de Gipsklasse?“

„Ja, Herr Direktor.“

„Haste denn ooch Lust?“

„Ja, Herr Direktor.“

„Hast ooch schon gezeichnet?“

„Ja, Herr Direktor.“

„Na, denn zeichne mal'n Ohr; aber aus'n Kopp. Stabfuß, jeben Se mal Papier her un'n Bleistift.“

Der Angeredete gehorcht mit süßsaurem Gesicht.

„So. Na nu sezt' de dir hier an'n Disch un zeichnest.“

Unser junger Aspirant tut wie befohlen, zeichnet ein Ohr und überreicht es dem neben ihm stehenden Stabfuß. Dieser, in begreiflicher Weise höchst kritischer Laune, beginnt zu mäkeln, aber seine Geschicke vollziehen sich unabwendlich.

„Geben Se mal her“, unterbricht ihn der Alte, klappt den grünen Schirm abermals in die Höh, besührt und beguckt das Papier von allen vier Seiten und sagt dann: „Stabfuß, bedenken Se — aus'n Kopp. Det Ohr is jut. Schreiben Se'n man in.“

Und so kam Richard Lucae in die Gipsklasse.

Und so war der alte Schadow, setzen wir hinzu. Ein Zwiespalt ging durch sein Leben: Griechentum und Märkertum hielten sich das Gleichgewicht oder verbanden sich zu einem wunderbar humoristischen Gemisch. Wenn er in den Saal tapste oder das Taschentuch zog (was viel öfter geschah, als schön war), war er ganz der Sohn seines Vaters aus Dorf Saalow; wenn er den Stift in die Hand nahm, war er das Kind einer glücklicheren Zone. Mark Brandenburg und Athen erschienen abwechselnd als seine Heimat. Sein Körper und seine Seele lebten miteinander wie Venus und Vulkan. Diese Zwiespältigkeit wurde zuletzt sein Stolz, und er machte das Beste draus, was sich draus machen ließ, ein Original. Und wirklich, immer nur solche Derbheitsgestalten sind bei unserm Volke popu-



lär geworden: der alte Dessauer, Friedrich der Große, Blücher. Auch unser großer Kanzler gehört hierher. Alles Patente wird bezargwohnt, oder ist einfach lächerlich.

Das ganze Auftreten Schadows erinnerte vielfach an die Meister des 15. und 16. Jahrhunderts. Er war ein Peter Vischer ins Märkisch-Berlinische übersetzt und hielt noch aufs Handwerk, immer davon ausgehend, daß es besser sei, das Handwerk zur Kunst, als die Kunst zum Handwerk zu machen. Von Bürgersinn und Bürgertroß war ihm ein gerüttelt und geschüttelt Maß geworden, und gegenüber modernen Künstlerprätensionen hielt er's ganz mit der alten Schule, die sich mehr ums Sein als ums Scheinen kümmerte. Das Schwierige des bloßen, äußerlichen Machenkönnens betonte er gern; und in ähnlicher Weise wie Ludwig Tieck zu sagen pflegte: „Es ist immerhin eine Arbeit, einen dreibändigen Roman zu schreiben, gleichviel ob er gut oder schlecht ist“, so sagte auch Shadow, wenn Skizzen über Gebühr und auf Kosten ausgeführter Arbeiten gelobt wurden: „Papier is weech, aber Steen is hart.“

In einem gewissen Zusammenhange mit diesem Betonen des Handwerklichen in der Kunst war es auch, daß er mit Vorliebe zitierte: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert“, und sich jedesmal ärgerte, wenn einem Künstler zugemutet wurde, vom himmlischen Lichte leben zu sollen. Er forderte für den Maler und Bildhauer, wie für jeden andern Menschen, das tägliche Brot und bekannte sich sogar zu dem in der Kunst vielleicht anfechtbaren Sage, daß sich Art und Wert der Arbeit nach dem Lohn zu bestimmen habe. Sein gemünztes Wort in solchem Falle war: „Kupfern bezahlt, Kuppeln gemalt.“

Er hatte wie alle volkstümlichen Figuren unseres Landes eine Vorliebe für den Dialekt<sup>2</sup>, wiewohl er ihn ebenso leicht beiseite tun

<sup>2</sup> Von berufener Seite her ist mir hiergegen eingewandt worden, „es sei dies nicht richtig; der alte Shadow habe nicht im Dialekt gesprochen.“ Auf diesen Einwand hin hielt ich es für angezeigt, mich mit einer ganzen Anzahl der aus der Shadowzeit her noch lebenden Maler und Bildhauer in briefliche Verbindung zu setzen. Ich erhielt auf meine Briefe fünfzehn Antwortschreiben, die sich in drei Gruppen teilen: Sechs erklären rund und nett: „Er sprach Berlinisch“, zwei bestreiten es, und sieben halten einen Mittelkurs. Die letzteren werden wohl recht haben, und aus der Reihe dieser zitier' ich deshalb folgende Stellen: „Er sprach Berlinisch, wenn er sich gehen ließ, aber nicht das spezifische Berlinisch, sondern ein

und namentlich in Aufsätzen und Abhandlungen — deren höchst vortreffliche von ihm existieren — eine durchaus mustergültige Sprache führen konnte. Lakonisch war er immer, wie fast alle Leute hervorragenden Könnens. Er trieb diese Kürze des Ausdrucks gelegentlich bis zur Unverständlichkeit, und nur Eingeweihte konnten ihm in solchem Falle folgen. Ein Jugenderlebnis, von dem er gerne sprach, und das ihm so recht deutlich gezeigt hatte, mit wie wenig Worten sich durchkommen lasse, schien eine Nachwirkung auf sein ganzes Leben ausgeübt zu haben. Als er 1791 über Schweden nach Petersburg reiste, fand er an der russischen Grenzstation Kymen einen ehemaligen russischen Korporal als Posthalter vor. Schadow fror bitterlich und hatte Hunger und Durst. Er wußte kein Wort russisch, und um sich so gut wie möglich zu introduzieren, sagte er bloß: Totleben, Tschernitschew, Zarewna. Der Korporal antwortete: Belling, Zieten, Fridericus Rex. So wurde mit Hilfe des Siebenjährigen Krieges Freundschaft geschlossen. Man fand sich und schüttelte sich die Hände. Der Russe schaffte Speisen und Tee herbei und trat dann unserm Schadow sein Bett ab, das das einzige

Berlinisch, das durch das märkische Platt stark beeinflusst war. Professor C. G. P.“ — „Er sprach nicht speziell Berlinisch, aber höchst originell, ich möchte sagen Schadowsch, und streifte dabei stark das Plattdeutsche. Was ja auch ganz erklärlich. Professor A. H.“ — „Er sprach nicht eigentlich Berlinisch, aber hatte doch eine Redeweise, die stark daran erinnerte, wie z. B. ‚Na, denn haste recht‘, oder ‚Na, des is vooch nich die richtige Intention.‘ Professor A. E.“ — „Er sprach, wie Ihnen Professor H. sehr richtig geschrieben hat, vor allem Schadowsch. Außerdem aber liebte er es ganz besonders, französische Wörter und Floskeln einzuflechten: Chef d'oeuvre (Meisterwerk), Karnation, Attitude, Traktation des Marmors usw. Professor G. L.“ — „Ich entsinne mich nicht, daß er regelmäßig Berlinisch gesprochen hätte, dagegen weiß ich ganz bestimmt, daß er mir bei gewissen Anlässen im Berliner Dialekt antwortete. Mal fragt' ich ihn, wie man's wohl einzurichten habe, um beim Modellieren nach dem lebenden Akt am schnellsten und sichersten zum Ziele zu gelangen. ‚Ich fang' beim kleenen Zehen an, un das is meine Manier, un das is de beste.‘ Ein andermal fragt' ich ihn, ob man bei Statuen, die hoch gestellt würden und sich gegen die Luft abhoben, die natürlichen Proportionen ändern müsse. Er antwortete: ‚Wat richtig is, muß vooch richtig aussehen.‘ Professor A. W.“ — Und nun zum Schluß. Einer aus der Gruppe der „Entschiedenen“ schrieb mir: „Alle drei Direktoren meiner Lebenszeit sprachen prononciert Berlinisch. Die Reihenfolge würde sein: Herbig, Werner, Schadow. Herbig ‚am dollsten.‘“

in der ganzen Gegend war. Er hatte hier praktisch erfahren, daß es nur darauf ankomme, das rechte Wort zu treffen!

Voller Selbstbewußtsein, war er doch frei von jeder kleinlichen Eitelkeit. Ja, er erwies sich nach dieser Seite hin als eine echte und große Künstlernatur. Die Autobiographie, die er hinterlassen hat, zeigt uns in erhebender Weise die Beispiele davon. Nirgends ein Verkleinern anderer, nirgends ein Vordrängen des eigenen Ich, nirgends ein Verkennen oder wohl gar ein Grollen über die Fortschritte, die Zeit und Kunst um ihn her gemacht hatten. Selten mag ein Künstler mit größerer Unbefangenheit über seine Werke zu Gericht geseßen haben. „Es kann dies Denkmal Lauenziens“, so schreibt er selbst, „nicht zu den Kunstwerken gezählt werden, die als Vorbilder dienen dürfen.“ Und über die Statue Friedrichs II. in Stettin, die von vielen Seiten seinen besten Arbeiten zugezählt und über das Rauchsche Kolossalwerk gestellt worden ist, läßt er sich selber in abwehrender Weise vernehmen: „Ich zähl auch diese Arbeit nicht zu den gelungenen; die Drapierung des Mantels war ein mühseliges Unternehmen.“ Von den Reliefs am Berliner Münzgebäude sagt er in heiterer Anspruchslosigkeit: „Wer diese Arbeiten als meine besten gepriesen hat, mag es vor sich und vor der Welt verantworten.“

Solcher Aussprüche finden sich viele. Eine ungeheure Produktionskraft und eine bis ins späte Alter hinein dementsprechende Leichtigkeit des Schaffens machten ihn gleichgültig dagegen, ob das ein oder andre seiner Werke verlorenging oder nicht. Immer das Ganze vor Augen war er nicht ängstlich bei jedem einzelnen auf Ruhm und Unsterblichkeit bedacht, auch wenn das einzelne wirklichen Wert besaß. Eine kleine Anekdote mag das zeigen. Unter den vielen Statuetten, die in seinem Zimmer auf Konsolen und Simsen umherstanden, befanden sich auch die Modellfiguren zweier Grazien, die er in grüner Wachsmasse ausgeführt hatte. Es waren Arbeiten aus seiner besten Zeit, kleine Meisterwerke, die mehr als einmal die Bewunderung eintretender Künstler und Kenner erregt hatten. Durch eine Unvorsichtigkeit indes waren während des Winters 1840 beide Figuren in die Nähe des Ofens gestellt worden und hatten, weil das Wachs an der Oberfläche schmolz, eine wie mit Pickeln übersäte Haut bekommen. Ein Tausendkünstler aus der Schadowschen Bekanntschaft erbot sich, mit Hilfe von Naphtha oder

Ather, die alte normale Schönheit wiederherzustellen. „Na, na“, hatte der Alte kopfschüttelnd abgewehrt, sich aber schließlich doch bestimmen lassen. Leider sehr zur Unzeit, und in einem Zustande merkwürdiger Schlankheit kehrten nach kaum acht Tagen die Athergebadeten in das Schadowsche Haus zurück. Der Alte ging einen Augenblick musternd und schmunzelnd um seine Lieblingsgestalten herum und sagte dann ruhig zu dem erwartungsvoll Dastehenden: „Ja, de Pickeln sind weg, aber de PELLE ooch.“ Wenige hätten gleich ihm die Beherrschung gehabt, mit einer humoristischen Bemerkung von einer so wertvollen und allgemein als mustergültig angesehenen Arbeit Abschied zu nehmen.

Ein solches, von einem leichten Humor getragenes Abschiednehmen war nun freilich nicht immer seine Sache. Mußt es sein, wie in dem vorerzählten Falle, so fand er sich darin; aber freiwillig — nein. Auch hierfür ein Beispiel.

Einer seiner Schüler, der spätere Professor F., hatte sich durch Ausführung einer ihm im Interesse Schadows übertragenen Arbeit die ganz besondere Zufriedenheit des Alten erworben, so daß dieser in guter Laune sagte: „Nu höre, F., nu könntest du dir woll eijentlich sozusagen ne Gnade bei mir ausbitten. Na, sage mal, was möchtest du denn woll?“

„Ja, Herr Direktor . . .“

„Na, geniere dir nich. Sage man janz dreifte . . .“

„Ja, Herr Direktor, wenn Sie denn wirklich so viel Güte für mich haben wollen, dann möcht' ich Sie wohl um die beiden kleinen Modellfiguren bitten, die da oben stehen.“

„Um welche denn?“

„Um den alten Dessauer und den alten Zieten.“

„I süh! . . . Höre F., du bist nich dumm. Aber ich werde dir doch lieber fünfundzwanzig Daler geben.“

Und so geschah es.

Er war auch ein Repräsentant der Berliner Ironie, der trostlosesten aller Blüten, die der Geist dieser Landesteile je getrieben hat. Aber er war ein Repräsentant derselben auf seine Weise. Man hat, wenn solche Abschweifung an dieser Stelle gestattet ist, dies ironische Wesen auf den märkischen Sand, auf die Dürre des Bodens, auf den Voltairianismus König Friedrichs II. oder auch auf die eigentümliche Mischung der ursprünglichen Berliner Bevölkerung

mit französischen und jüdischen Elementen zurückführen wollen, aber, wie ich glaube, mit Unrecht. Alles das mag eine bestimmte Form geschaffen haben, nicht die Sache selbst. Die Sache selbst war Notwehr, eine natürliche Folge davon, daß einer Ansammlung bedeutender geistiger Kräfte die großen Schauplätze des öffentlichen Lebens über Gebühr verschlossen blieben. Das freie Wort ist endlich der Tod der Ironie geworden und wird es täglich mehr. Zu Schadows Zeiten aber blühte sie noch, und da es für den einzelnen immer mehr oder weniger unmöglich sein wird, sich gegen einen die Gesellschaft beherrschenden Ton abzuschließen, so adoptierte denn auch Shadow diese Sprechweise, freilich erst, nachdem er sich dieselbe nach seinen eigenen Bedürfnissen zurechtgemacht hatte. Er versetzte sie nämlich mit einem Element, von dem sie in der Regel wenig zu haben pflegt: mit humoristischer Derbheit, und erzielte dadurch ein ganz eigenartiges Endresultat.

Ein paar illustrierende Beispiele, herausgenommen aus einer großen Zahl ähnlicher Anekdoten und Überlieferungen mögen hier Platz finden. Vom Professor Stabfuß, der freilich alles andre eher war als ein Maler, pflegte der Alte lächelnd zu sagen: „Ja, der Stabfuß, der hat sich det Malen angewöhnt.“ Und einer Deputation von Bildhauern, deren Gesamtheit ihm am Abend vorher einen Fackelzug gebracht hatte, bemerkte er, ohne sich groß auf Dankesworte einzulassen: „Na, det hat euch woll viel Spaß gemacht.“ Verhaßt waren ihm alle diejenigen, die durch Unterwürfigkeit und schöne Redensarten ausgleichen wollten, was ihnen an Kraft und Können abging; und auf einschmeichlerische Gesuche wie etwa: „Der Herr Direktor könnten das ja mit Leichtigkeit tun“, pflegte er regelmäßig zu antworten: „Ja, dun könnt' ich et, aber ich du et lieber nich.“ Anmaßung und Dünkel ließ er nicht aufkommen, auch da nicht, wo ein entschiedenes Talent die Äußerungen der Eitelkeit allenfalls verzeihlich gemacht hätte. Nahm er dergleichen wahr, so entstanden Gespräche wie das folgende: Shadow: Haste det alleene gemacht? Schüler: Jawohl, Herr Direktor. Shadow: Janz alleene? Schüler (fast beleidigt): Jawohl, Herr Direktor. Shadow: Na, denn kannst du Lötter werden. — Er hatte von solchen Ausdrücken und Vergleichen eine ganze Skala zur Verfügung. Am niedrigsten stand ihm der Zinngießer.

Nicht besser ging es denen, die als „Amateurs“ in Reih und

Glied eintreten und die Kunst nebenbei erlernen wollten. Einem jungen Offizier, der talentiert war und aus „Liebhaberei“ zu malen vorhatte, antwortete er trocken: „Ne, ne, Herr Leutnant. Bleiben Sie man lieber bei Ihr Mädchen.“

Interessant war sein Verhältnis zu Rauch. Es wurde ihm nach dieser Seite hin das möglichste zugemutet, und selbst die bittersten Gegner des alten Herrn — er hatte deren zur Genüge — werden ihm das Zeugnis nicht versagen können, daß er mit einer selten anzutreffenden Charakterhoheit dem Aufgang eines Gestirns folgte, das bestimmt war, die Sonne seines eigenen Ruhmes wenigstens auf Dezennien hin mehr oder weniger zu verdunkeln. Äußerungen, die ich bereits im allgemeinen getan, hab' ich an dieser Stelle noch im besonderen zu wiederholen. Kein bitteres Wort, kein abschmeckendes Urteil kam über seine Lippe, selbst dann nicht, als die jugendlichere Kraft des Rivalen mit Ausführung jenes Friedrichsdenkmals betraut wurde, das einst sein Tag-und-Nacht-Gedanke und wie nichts andres in seinem Leben der Gegenstand seines Ehrgeizes und seiner höchsten künstlerischen Begeisterung gewesen war. Überall, wo wir dem Namen Rauchs in seiner (Schadows) Autobiographie begegnen, geschieht es in einem Tone unbedingter Huldigung. „Die Figur der Königin zu Charlottenburg war sein erstes glänzendes Werk, so glänzend, daß es merkwürdig bleibt, wie seine folgenden Werke jenes noch übertreffen konnten.“ In ähnlicher Weise klingt es stets. Zum Teil mochte das, was als neidlose Bescheidenheit erschien, ein Resultat klugen Abwartens und Schweigenkönnens sein. Er wußte, daß seine Zeit wiederkehren würde, sprachen doch inzwischen seine Werke für ihn. Wenig mehr als ein Menschenalter ist seitdem verflossen, und die Wandlung der Gemüter hat sich vollzogen, rascher als er selbst erwartet haben mochte. Die Zeit ist wieder da, wo das Grabmonument des jungen Grafen von der Mark in der Dorotheenstädtischen Kirche ruhmvoll und ebenbürtig neben jenem schönen Frauenbildnis im Mausoleum zu Charlottenburg genannt wird; und der Marmorstatuen Scharnhorsts und Bülows kann nicht Erwähnung geschehen, ohne daß gleichzeitig und mit immer wachsender Pietät auf die Standbilder Zietens und Leopolds von Dessau hingewiesen würde, die wir dem ersfinderischen Kopf und der mutigen Hand des Alten verdanken. Die Fachleute zweifeln kaum noch, vor wem sie sich als vor dem Größeren zu beugen ha-

ben: Rauch hatte die geschicktere Hand, aber Schadows Genius war bedeutender, selbständiger. Er schritt voran und brach die Bahn, auf der die Gestalt des andern groß und leuchtend und mit dem fliegenden Haar des Olympiers ihm folgte.

Es ist nicht Absicht dieser Zeilen, den Charakter Schadows nach allen Seiten hin zu zeichnen; aber ein Zug darf schließlich nicht vergessen sein, der entschieden in das Bild des Alten gehört: Seine Loyalität, sein Herz für Preußen und die Mark. Er lebte durch ein volles halbes Jahrhundert hin als ein bevorzugter Liebling des Hofes. Aber es waren nicht diese Bevorzugungen und Auszeichnungen, die seine Loyalität erst schufen, vielmehr wurd' er ein Liebling, weil er sich in schwerer Zeit als ein Mann von Herz und Hand bewährt hatte. Er gehörte zu denen, denen gegenüber das allgemein patriarchalische Verhältnis, in dem die Hohenzollern zu ihren Untertanen stehen, den intimeren Charakter einer alten Bekanntschaft annimmt und zu einem Tone führt, in dem das Element der Scheu von der einen und der Hoheit von der andern Seite her in dem des Vertrauens völlig untergeht. Es gibt vielleicht keine zweite Fürstenfamilie, die solche beinah freundschaftlichen Verhältnisse kennt, sicherlich nicht in gleicher Zahl. An den meisten Höfen fehlt das Vertrauen, bei anderen lassen Steifheit und Formenwesen das Menschliche nicht zu voller Geltung kommen. Nur die Hohenzollern kennen jene wirkliche Humanität, die wie der Zug ihres Herzens so das Glück ihres Volkes ist.

Der alte Schadow war einer von denen, die wie langbewährte Diener „mit zur Familie“ gezählt wurden, einer von denen, die das süße Gefühl nicht störten, „wir sind unter uns“. Als er Ende der dreißiger Jahre ins Schloß ging, um bei Prinz Waldemar, dem jüngeren Sohne des Prinzen Wilhelm, Unterricht zu geben, trat er gerade in das Zimmer, als sich zwei junge Prinzessinnen lachend über den türkischen Teppich rollten; die Gesichter glühten, und die Haarflechten hingen lang herab. Entsetzt sprangen sie auf, warfen sich aber sofort wieder hin und tollten lachend mit den Worten weiter: „'s ist ja der alte Schadow.“

Als die Friedensklasse des Pour le mérite gestiftet wurde, war es selbstverständlich, daß Schadow den Orden erhielt. Der König selbst begab sich in die Wohnung des Alten in der jetzigen Schadowstraße.

„Lieber Schadow, ich bring Ihnen hier den Pour le mérite.“

„Ach, Majestät, was soll ich alter Mann mit'n Orden?“

„Aber lieber Schadow...“

„Jut, jut, ich nehm ihn. Aber eine Bedingung, Majestät: Wenn ich tod bin, muß ihn mein Wilhelm kriegen.“

Der König willigte lachend ein und verzeichnete in dem Ordensstatut eigenhändig die Bemerkung, daß nach des Alten Tode der Orden auf Wilhelm Schadow, den berühmten Direktor der Düsseldorfser Akademie, überzugehen habe. Wunsch des Vaters und Verdienst des Sohnes fielen hier zusammen.

Die letzte Begegnung, die der Alte mit König Fr. W. IV. hatte, war wohl im Herbst 1848, wo der nunmehr Vierundachtzigjährige der Deputation angehörte, die von Berlin aus nach Potsdam ging, um dem Königspaare zur silbernen Hochzeit zu gratulieren. Als ihn der König sah, schob er ihm einen Stuhl hin: „Setzen Sie sich, Papa.“ Der ganze Vorgang an die bekannte Szene zwischen Friedrich dem Großen und dem alten Zieten erinnernd.

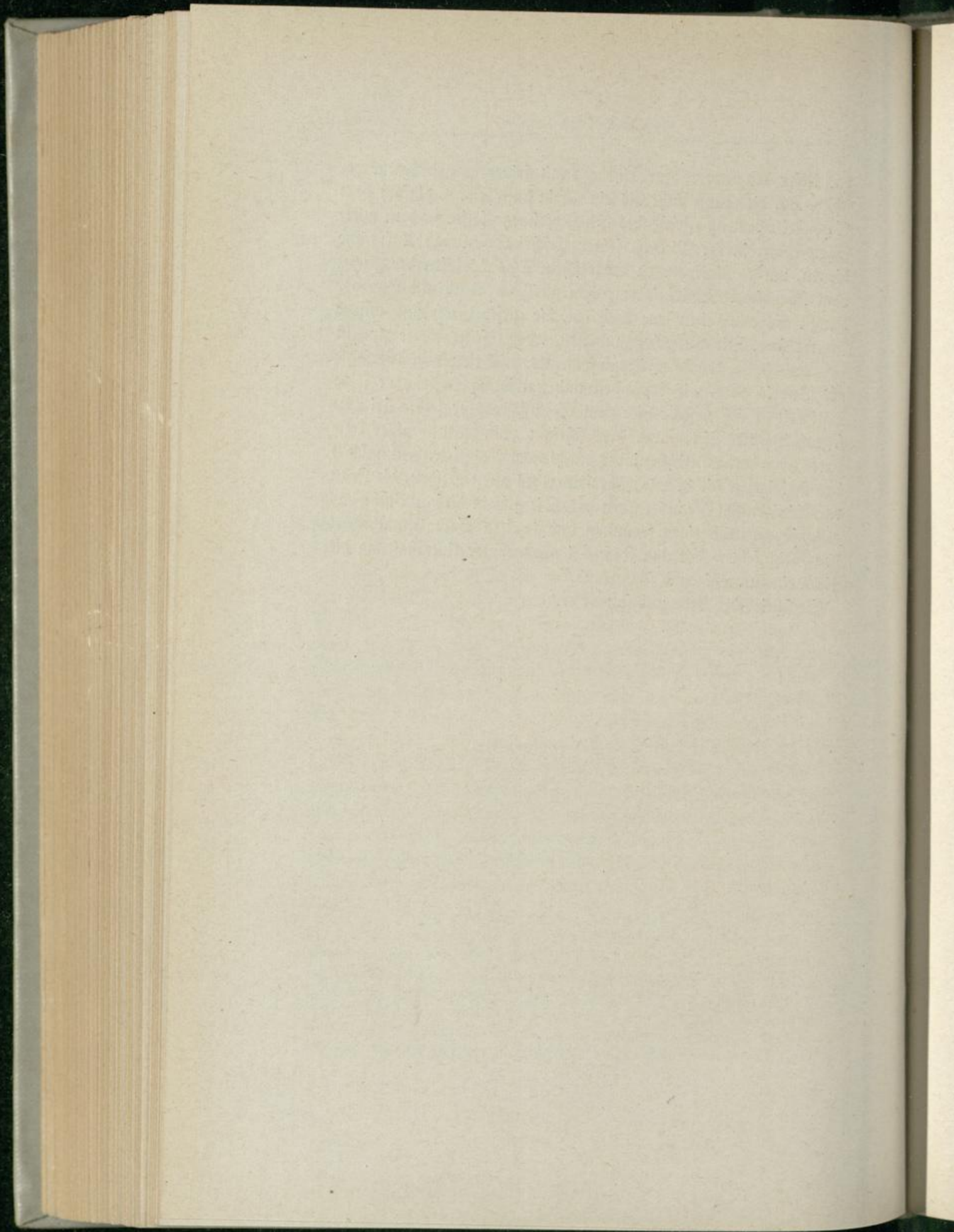
Durch das ganze Schaffen des Alten ging, wie schon angedeutet, ein vaterländischer, ein preussisch-brandenburgischer Zug<sup>3</sup>. Dinge, die sich jetzt von selbst zu verstehen scheinen, hat er das Verdienst, völlig abweichend vom Hergebrachten zuerst gewagt und durch charakteristisch siegreiche Behandlung in die moderne Kunst eingeführt zu haben. Gegen die ausschließliche oder auch nur vorzugsweise künstlerische Berechtigung des Vaterländischen, des Alten-Fritzischen-Pöppigen, scheint er freilich allezeit starke Bedenken unterhalten zu haben, viel stärkere, als man geneigt sein könnte, bei einem Manne anzunehmen, dem es vorbehalten war, eben nach dieser Seite hin epochemachend aufzutreten. Aber ebensowenig wie er den Realismus ausschließlich wollte, ebensowenig verkannte er sein Recht. Die alten, hergebrachten Formen reichten für ein immer reicher und selbständiger sich gestaltendes Leben nicht mehr aus. Er empfand

<sup>3</sup> Dies zeigte sich nicht bloß auf dem Gebiete der Historie, sondern auch auf dem der Landschaft. Er freute sich jedesmal, wenn es einem oder dem andern geglückt war, etwas Hübsches aus den Gegenden der Havel und Spree darzustellen, und eiferte dann halb scherzhaft halb ernsthaft gegen das „ewige Italien-malen“. „Ich bin nich so sehr vor Italien“, hieß es dann wohl, „un die Bäume gefallen mir nu schon jar nich. Immer diese Pinien un diese Pappeln. Un was is es denn am Ende damit? De eenen sehn aus wie uffgeklappte Regenschirme un die andern wie zugeklappte.“

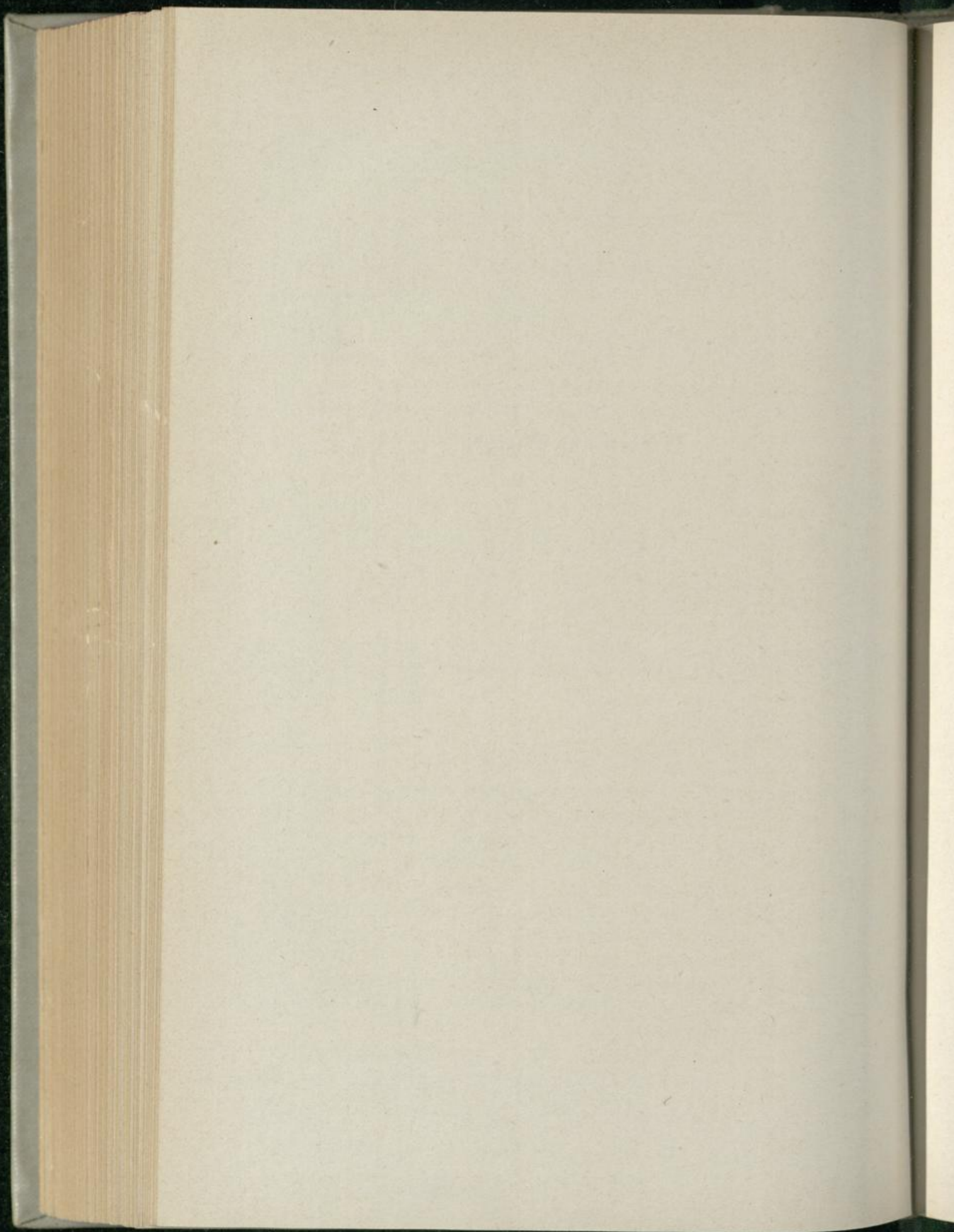


das tiefer als andere. Im Einklang mit seiner ganzen Natur erschien ihm die Kunst nicht als ein allein dastehendes, einfach dem Schönheitsideal nachstrebendes Ding, vielmehr sollte sie dem wirklichen Leben in der Vielheit seiner Erscheinungen und Ansprüche dienen, um es hinterher zu beherrschen. Das Loslösen der Kunst vom lebendigen Bedürfnis war ihm gleichbedeutend mit Tod der Kunst. So entstanden jene Arbeiten, die unser Stolz und unsere Freude sind. Die Ausführung dessen, woran seine Seele zumeist gehangen hatte, des Friedrichsmonuments, blieb ihm freilich versagt; als Beweis aber, wie bescheiden und patriotisch zugleich er seine Tätigkeit auffaßte, stehe hier zum Schluß, was er selber bei Gelegenheit seines Zietenstandbildes schrieb: „Ein zwar weniger kostbares aber deshalb nicht minder beachtenswertes Zietendenkmal als das meinige ist die Lebensbeschreibung des alten Helden, die Frau von Blumenthal herausgegeben hat. Sie gibt in diesem Buche das ausgeführte Bild eines frommen und tapfern Soldaten, schildert den Geist seiner Zeit und flößt bei angenehmer Unterhaltung die Liebe ein zu König und Vaterland.“

So schrieb der Alte, und so war er.



Gröben und Siethen



## Gröben und Siethen

Ob klein, ob groß —  
Allüberall dasselbe Los,  
Und was das Leben hält und hat,  
Hat allerorten seine Statt.

Eines der wichtigsten Defilés aus dem Wittenbergischen ins Märkische war von alter Zeit her das Rauthetal, und von alter Zeit her existierten auch feste Punkte, dieses Defilé zu verteidigen, beziehungsweise zu schließen. Unter diesen festen Punkten war das am Mittellaufe des Flüsschens gelegene Schloß Beuthen von besondrer Wichtigkeit, dasselbe Schloß Beuthen, das die Quikow-Anhänger gegen den Nürnberger Burggrafen hielten, und an dessen Unterwerfung sich der Sieg der Hohenzollerschen Sache knüpfte.

Von diesem seinerzeit vielgenannten Schloß aus nehmen wir heute dem Flußlaufe folgend unseren Ausgang und erreichen schon nach halbstündigem Marsch eine mäßige Hügelhöhe, von der aus wir zwei Seeflächen und zwei Dörfer überblicken: Gröben und Siethen. Ein märkisches Idyll. Aber auch ein Stück märkische Geschichte.

Beide Dörfer entstanden sehr wahrscheinlich zu gleicher wendischer Zeit, im übrigen jedoch erfreut sich Gröben des Vorzugs, um einige Jahre früher als Siethen, und zwar bereits im Jahre 1352 in einer „im Lager vor Gröben“ ausgestellten Urkunde Markgraf Ludwigs des Römers genannt zu werden. Es gehörte damals der über den ganzen Teltow hin ausgebreiteten und begüterten Familie Gröben, die nach der Sitte der Zeit von diesem ihrem ältesten Besitz her ihren Namen „von Gröben“ angenommen hatte. Nach 1352 aber in die Kämpfe des Deutschen Ordens mit verwickelt äußerte sich die Gröbenfamilie (von der 20 Mitglieder in der Deutsch-Ritter-Schlacht bei Tannenberg gefallen sein sollen) ihres märkischen Besitzes und innerhalb dieses Besitzes auch ihres Stammhauses Gröben. Ihre Güter lagen von dem genannten Zeitpunkt an östlich der Weichsel, und aus der märkischen Familie dieses Namens war eine preussische geworden, die bei dem Orden zu Lehn ging.

## I

Gröben und Siethen unter den alten  
Schlabrendorfs

Von 1416 bis 1786

Um 1416 gab es in Gröben und Siethen keine Gröbens mehr; an ihre Stelle waren die lausitzischen Schlabrendorfs getreten, die sich nach dem bei Luckau gelegenen Dorfe „Schlabrendorf“ nannten, gerade so wie sich die Gröbens in vorausgegangener Zeit nach dem im Teltow gelegenen Dorfe Gröben ihren Namen gegeben hatten.

Aus den ersten zwei Jahrhunderten der Anwesenheit der Schlabrendorfs in Gröben und Siethen wissen wir wenig von ihnen. Es scheint nicht, daß sie sich hervortaten, einen ausgenommen: Johann von Schlabrendorf, der in die geistliche Laufbahn eintrat und in dem Jahrzehnte, das dem Auftreten Luthers unmittelbar voranging, zum Bischof von Havelberg aufrückte. Wegen seiner Vorliebe für die Prämonstratenser behielt er die Tracht derselben bis an sein Lebensende bei. „Es wird ihm nachgerühmt“, so schreibt Lenz in seiner Stiftshistorie von Havelberg, „daß er ein rechter Geistlicher gewesen, der fleißig in der Bibel gelesen und seine horas canonicas\* selber abgewartet, auch mit seinen Canonicis\*\* einen Vers um den andern dabei gebetet habe. Daneben hab' er auch auf seiner Burg zu Wittstock als ein rechter Herr und Fürst zu leben und einen konvenablen Hofstaat mit einem zahlreichen Gefolge von Rittern und Edelknaben zu halten gewußt, ebenso Koppeln und Meuten und einen wohlbesetzten Marstall. Ingleichen auch hab' er der Armen nicht vergessen und sie mit Bier und Brot allezeit reichlich versorgt.“

So Lenz in seiner Stiftshistorie. Daß dieser Bischof aber speziell dem Hause zu Gröben entsprossen gewesen, dafür spricht mit großer Wahrscheinlichkeit ein noch jetzt in der Gröbener Kirche befindliches Glasfenster, das in seinem Oberteile die Bischofsmütze samt zwei gekreuzten Bischofsstäben, darunter aber das Schlabrendorfsche Wappen zeigt.

\* vorgeschriebene Gebetsstunden. \*\* Stiftsherren.

## Aus dem Gröbener Kirchenbuch

Auf dieses Vorerzählte beschränkt sich alles, was wir durch zwei Jahrhunderte hin einerseits von den Schlabrendorfs selbst, andererseits von den ihren Hauptbesitz bildenden Schwesterdörfern Gröben und Siethen wissen; und erst von 1604 ab, wo Pastor Johannes Thile I. ins Gröben-Siethener Pfarramt eintrat und das seit 1575 bestehende Kirchenbuch eifriger als seine Vorgänger zur Hand nahm, um Aufzeichnungen darin zu machen, erst von diesem Jahre 1604 an erfahren wir Eingehenderes aus dem Leben der beiden Dörfer.

Um ebendieser Aufzeichnungen willen, die — mit Ausnahme der Schlußepoche des Dreißigjährigen Krieges — durch alle Nachfolger Johannes Thiles I. getreulich fortgesetzt wurden, ist denn auch das Gröben-Siethener Kirchenbuch ein wahrer historischer Schatz und für die Kultur- und Sittengeschichte der Mark von um so größerem Wert, als es im ganzen genommen in unsrem Lande doch nur wenige Kirchenbücher gibt, die bis 1604 zurückgehen. Es ist ein vollkommener Mikrokosmos, dem wir in diesem alten, wurmstichigen und selbstverständlich in Schweinsleder gebundenen Bande begegnen; und alles, was das Leben und nicht bloß das Leben einer kleinen Dorfgemeinde zu bringen vermag, das bringt es auch: Krieg und Pest, und Wasser- und Feuersnot, und Mißwachs und Mißgeburten. Und daneben Unglück über Unglück, heut auf dem Gröbener und morgen auf dem Siethener See. Fischer ertrinken, Brautzüge werden vom Sturm überrascht, und in Winterdämmerung Berirrite brechen ein in die kaum überfrorenen Lunen oder erstarren in dem zusammengeweheten Schnee. Dazu Mord und Brand, und Stäupung und Enthauptung, und auf jedem dritten Blatte das alte Lied von Ehebruch und „Illegimitäten“ aller Art, an die sich dann regelmäßig und wie das Amen in der Kirche die pastoralen und meist invektivenreichsten Verurteilungen knüpfen. Aber immer im Lapidarstil.

Und nun möge das Kirchenbuch sprechen:

Aufzeichnungen des Pastors Johannes Thile I.<sup>1</sup>

In diesem Jahre 1609 ist Herr Ernst von Schlabrendorf, Erbherr auf Gröben und Siethen, aus dieser Zeitlichkeit geschieden. Er

<sup>1</sup> Johannes Thile I. kam 1604 ins Amt und stand demselben bis zu seinem 1639 erfolgten Tode vor. Ihm folgte sein Sohn Johannes

war vermählt mit Ursula von Thümen, aus welcher Ehe demselben zwei Söhne geboren wurden: Joachim von Schlabrendorf und Melchior Ernst von Schlabrendorf. An Melchior Ernst kam Gröben und an Joachim kam Siethen, so daß wir von diesem Jahre 1609 an zwei Schlabrendorffsche Linien haben: eine Gröbensche und eine Siethensche.

1620 am 18. Oktober hat der an der Nuthe wohnende Bogt Hans Blume seinen Stiefvater Hans Möller mit einer Büchse erschossen. Nachschrift aus dem Jahre 1622. Selbiger Hans Blume wurde von den Obrigkeiten zu keiner Strafe gezogen, vielmehr heimlich über die Grenze geschafft. Er ging nun in den Krieg nach Böhmen. Eh er aber nach Prag kam, ward er nach gerechter göttlicher Wiedervergeltung auch erschossen. Hat also in seinen Sünden hinterben müssen. Ach, weh der armen Seele.

1621 am 28. Oktober ist in unsrer Nachbarschaft (auf Schloß Beuthen) ein Sohn geboren worden. Dieses Kind hat, *salva venia*\*, keinen *podicem*\*\* gehabt, so daß es seiner natürlichen Funktionen unfähig gewesen ist. Wonach Meister Hans Meißner, Bader zu Trebbin, mit dem Messer den *podicem* hat öffnen müssen. Und ist durch Gottes Segen gut geworden und hat einen *podicem* gehabt. Wie wunderbar handelt Gott mit uns Menschen!"

1629 hat Ihre Churfürstliche Hoheit Dero Küchenmeister in Königsberg in Preußen aufhenken lassen.

Thile II., von dem aber alle Kirchenbuchaufzeichnungen fehlen, da die Führung seines Amtes in das letzte Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges und die daran anschließende Not- und Trauerzeit fällt, in der alles wüst lag, und an Ordnung und Buchführung nicht zu denken war. Johannes Thile II. starb 1669, und von der Hand eines seiner Nachfolger findet sich auf der entsprechenden Kirchenbuchseite die Notiz, „daß ein Sohn dieses jüngeren Johannes Thile (also des 1669 verstorbenen Johannes Thile II.) den Kriegs- und Soldatenstand erwählet, von der Pike auf gedient und 1722 als Oberst ein Infanterieregiment befehligt habe. In dieser seiner Eigenschaft sei derselbe durch Se. K. Majestät in Preußen, Friedrich Wilhelm I. in den adligen Stand erhoben und dieselbe „Dignität“ alsbald auch seinem Herrn Bruder, dem Geheim-Rath Thile verliehen worden.“ — Es sind das Angaben, die mit denen in Jedlig' Adelslexikon im wesentlichen übereinstimmen, und an die nur noch die weitere Mitteilung zu knüpfen bleibt, daß die beiden gegenwärtig in unsrer Armee stehenden Generale von Thile dieser dem Gröbener Pfarrhaus entstammten Familie zugehören.

\* mit Verlaub. \*\* Darmöffnung.



1631 starben in Gröben und Siethen 126 Menschen an der Pest.

1632. Bis zu diesem Jahre bin ich, Johannes Thile, 300mal zu Gevatter gebeten worden.

1633 wurde das 1598 gestiftete Uhrwerk repariert.

1634 den 25. März sind Wiprecht Erdmanns Tochter Ursula, Martin Schmidts Tochter Ursula und Hans Bethkes Stieftochter Ursula in einem Kahn spazierengefahren und, als der Wind kam, auf den See getrieben worden. Wobei die zwei ersten ertrunken und zu Gröben beide in ein Grab gelegt worden sind.

Nach diesem Jahre (1634) hören die Mitteilungen, wie schon angedeutet, auf ganze Jahrzehnte hin auf und werden erst in den siebziger Jahren wiederaufgenommen.

Aufzeichnungen der Pastoren Friedrich Zander, Felician Clar (auch Clarus) und Heinrich Wilhelm Boß

1673 den 5. November ist Anna Mulisch, die schon mehrere Kinder außer der Ehe gehabt, von mir getraut worden. Und dieser „Schandsack“ hat sich in einem Kranze zur Kirche führen lassen.

1674 am 18. Dezember ist Ursula Lehmann enthauptet worden, weil sie das mit ihrem Schwager erzeugte Kind ins Wasser geworfen.

1675 am 3. August ist Andreas Friße, Weinmeister hierselbst, begraben worden, der ein heftiges Gewächs gehabt hat, eines Viertels vom Scheffel groß, so ihm hinten am Halse gehangen. Ist aber doch 84 Jahr alt geworden.

1679 am 27. März sind auf unserer Feldmark zwei Soldaten begraben worden, welche den Tag vorher mit ihrer Kompanie hier einquartiert gewesen. Sie konnten keine Särcker (Särge) bekommen, weil ihnen ihre Kameraden nichts gelassen hatten als alte Lumpen, welche denn auch ihr Sterbekleid bleiben mußten.

1697. In diesem Jahr ist der Moskowitzische Czar Peter bei Sr. Churf. Durchlaucht gewesen.

1717. Hoc anno celebratum est jubilaum evangelico-Lutheranum\*. Math. 22, 5.

1726 wurde wieder eine Kindesmörderin hingerichtet.

\* In diesem Jahr wurde das evangelisch-lutherische Jubiläum gefeiert.

1727 starb Felician Clar, der vierzig Jahr in Gröben Pastor gewesen.

1729 wurde Botho Müller wegen Gotteslästerung durch den Henker ausgepeitscht und nach Spandau condemnirt.

1738 am 15. April ist Marie Elisabeth — Christoph Penselins, gewesenen Castellans zu Rheinsberg, Wittve — hier angekommen und hat einen Sohn zur Welt gebracht. Vater soll sein Georg Ludwig Schreiber, Gärtnergesell in Rheinsberg.

1738 am 21. November wurde dem Andreas Fausten ein Söhnlein geboren. Das Kind hatte an seiner Nasenspiße ein Gewächs, und von der Oberlippe war fast nichts zu sehen. Ingleichen hatte es an jedem kleinen Finger einen Zipfel. Nota bene. Der Mann hatte seine Frau mit dem Knecht beschuldigt, worauf diese gesaget: „Wenn das wahr ist, so gebe Gott ein Zeichen an dem Kinde.“ Drei Stunden nach der Geburt ist es verstorben.

1741 am 10. April hat Herr Johann Christian von Schlabrendorf, K. preuß. Lieutenant, in der an diesem Tag um 1 Uhr nachmittags zwischen Brieg und dem Dorfe Mollwitz vorgefallenen scharfen Aktion durch einen Musketenschuß, so ihn durch den Kopf getroffen, das Ende seines Lebens gefunden, nachdem er sein Alter gebracht auf 29 Jahr und 4 Monat.

1743 am 12. November hat sich Gustav Albrecht von Schlabrendorf, Erb- und Gerichtsherr auf Gröben und K. preuß. Hauptmann im Dragonerregiment des Herrn Generalmajors von Roëll zu Tilsit in Preußen vermählt, und zwar mit Fräulein Christiane Amalie Ernestine von Roëll, Tochter obengenannten Generalmajors.

Auf den nächsten Blättern erfolgt nun die Registrierung der Kinder, die dem Hauptmann Gustav Albrecht von Schlabrendorf aus dieser seiner Ehe geboren wurden. Alle diese Geburten und Taufen fanden in Tilsit und Insterburg statt, wo das Roëllsche Dragonerregiment in Garnison lag, aber das Gröbener Kirchenbuch ermangelte nicht, auch seinerseits darüber zu berichten und sogar die jedesmaligen Paten aufzuführen: den König, Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand, Prinz Ferdinand von Braunschweig usw. Aus eben diesen Aufzeichnungen erfahren wir auch von dem jeweiligen Avancement Gustav Albrechts von Schlabrendorf. Im Beginn des Siebenjährigen Krieges war er Obristlieutenant, ritt mit in der be-

rühmten Attacke bei Zorndorf und empfing überhaupt dreiundzwanzig Wunden. Er starb später als General in Breslau. Bei Gelegenheit seines Todes komme ich auf ihn zurück.

1751 am 31. März ist Eva Pipers uneheliches Kind getauft worden. Der Vater ist Martin Meene, ein lausiger junger Flegel.

1752 am 25. Julius ist die Christiane Mirken, ein Schandsack, mit Zwillingen niedergekommen. Der Vater ist der Schäferknecht Michel Pohlmann, ein Erzehebrecher. Gleich zu gleich gesellt sich gern.

1754. In diesem Jahre, d. h. in der Zeit vom 23. Sonntage nach Trinitatis 1753 bis Ostern 1754, hat die Viehseuche hier so gewüthet, daß alles Vieh, jung und alt, hingefallen, und keiner was behalten, ausgenommen der Prediger drei Stück und der Küster fünf Kühe. In der ganzen Zeit ist dieser Ort eingesperrt worden.

1755. In diesem Jahre hat allhier, wegen des überhandgenommenen großen Wassers, kein Heu können gemäht werden, und sind aus ebendieser Ursach auch beide Ernten gar schlecht ausgefallen.

1755 am 21. Juni war ein entsetzliches Unwetter mit Feuerschaden, und nur das große Wohnhaus des adligen Hofes ist gerettet worden.

1757 am 29. Dezember ist der Weinmeisterknecht Martin Hinz mit der Dorothea Harnack getrauet worden. Erzbube mit Erzdirne.

1760 am 11., 12. und 13. Oktober ist Gröben von einigen herumsehweifenden Ostreichern, nebst etlichen von der Reichsarmee, heimgesuchet worden. Bei welcher Gelegenheit dieser Ort nicht allein an 700 Thlr. Brandschätzung hat geben müssen, sondern sind auch noch die Einwohner geplündert und ihnen ihre Pferde weggenommen worden. Desgleichen ist auch die Kirche und das Pfarrhaus nicht verschont geblieben. In ersterer ist der Kirchkasten aufgebrochen und das darin von etwa vier Jahren her befindliche Klingbeutelgeld geraubt worden. In dem Pfarrhause haben sie jegliches unten und oben umgewühlt, wodurch dem Prediger über 250 Thlr. Schaden verursacht worden. Gott behüt' uns vor fernerm Einfall und Räuberhaufen.

An anderer Stelle: „Diese grausamen Menschen haben mir und den andern Einwohnern dieses Orts nichts als das Hemd auf dem Leibe gelassen und haben auch aus dem Gotteskasten das vorhandene Kirchgeld mit weggeraubt. O tempora, o mores\*.“

\* O Zeiten und Sitten!

1761 am 7. Oktober hat sich der Kossäte Christian Krüger, zwischen 3 und 4 Uhr morgens, aus eingewurzelter Melancholie und Gemütschwachheit in seinem Garten an einem Birnbaum mit einem Strick erwürgt. Er ist in der Stille aber auf eine ehrliche Art begraben worden. Gott bewahre jeden vor solchem desperaten Weg aus der Zeit in die Ewigkeit.

1762 vom 7. bis 10. Mai hat es so stark gefroren, daß alle Weinberge hierherum erfroren sind.

1765 den 26. Oktober, in der Nacht gegen 12 Uhr, ist in Breslau der weiland hochwohlgeborene Herr Gustav Albrecht von Schlabrendorf, Sr. K. M. in Preußen wohlbestallter Generalmajor von der Cavallerie und Chef eines Regiments Kürassier, Erb- und Gerichtsherr zu Gröben, Jütchendorf und Wasmannsdorf, nachdem er dem hohen K. Hause 41 Jahr und 11 Monate rühmlichst gedient und sein Alter auf 61 Jahre 10 Monate und 4 Tage gebracht hat, selig in dem Herrn entschlafen, und darauf den 10. Dezember c. a. von Breslau nach Gröben gebracht und in dem hochadligen Erbbegräbnis hier selbst beigesetzt worden. Der Verlust dieses würdigen Mannes und wahren Menschenfreundes wird von dem ganzen löblichen Regiment und von allen denen, welche den Wohlthätigen und dessen rühmliche Eigenschaften und hohen Charakter gekannt haben, aufrichtig bedauert.

Mit dem Tode Gustav Albrechts von Schlabrendorf, der, wie wohl er erst in Preußen und dann in Schlesien in Garnison stand, auch aus der Ferne her ein gut Regiment geführt zu haben scheint, geriet alles in einen raschen Verfall. Das der Nebenlinie gehörige Siethen ging darin freilich voran, aber auch Gröben folgte bald. Auf den nächsten Blättern des Kirchenbuchs werden wir ausgiebig darüber unterrichtet, und zwar durch Aufzeichnungen des Pastors Nedde, der 1769 ins Amt kam und sich's angelegen sein ließ, seine verurteilenden Sentenzen ohne Menschenfurcht in seine Toten-, Tauf- und Trauregister einzutragen. Nur für die Nicht-Schlabrendorfs hat er noch gelegentliche Worte der Huldigung, so daß Anerkennung und Beurteilung in seinen Aufzeichnungen wechseln.

#### Aufzeichnungen des Pastors Nedde

1771 am 3. Januar ist hier zu Gröben der Hochwohlgeborene Herr Charles Guichard, genannt Quintus Jellius, im Kriege ge-

wesener Chef eines Freibataillons Sr. K. Majestät in Preußen, jezo K. Obristlieutenant bei seiner Suite, mit dem Hochwohlgeborenen Fräulein Henriette Helene Albertine von Schlabrendorf, des weiland Herrn Gustav Albrecht von Schlabrendorf, königlichen Generalmajors nachgelassener Tochter, getraut worden. Alter 43 und 24.

1774. Elisabeth Habedank starb an Würmern.

1774 am 17. November ist ein sechs Monat altes Kind außer der Ehe totgeboren und danach obduzieret worden. Ich bewahre das Herz desselben in Spiritus und überlaß es meinem Nachfolger, daraus die Resultate zu seiner Pflicht zu ziehn.

1775 am 13. Mai starb in Potsdam der Hochwohlgeborene Herr Charles Guichard, genannt Quintus Feilius, Sr. Königl. Majestät Wohlbestallter Oberster von der Infanterie und Adjutant bei Dero Suite, nach einem zweitägigen Krankenlager an einer Kolik und Inflammation, nachdem er mit seiner Gemahlin, der Hochwohlgeborenen Frau Henriette Helene Albertine geb. von Schlabrendorf, aus dem Hause Gröben, beinah 4 $\frac{1}{2}$  Jahr in der Ehe gelebt und mit derselben eine Tochter und einen Sohn mit Namen Friedrich Quintus Feilius gezeuget.

Er war ein Herr, der in diesem Jahrhundert seinesgleichen nicht gehabt, noch haben wird, und ein jeder, der seine Geburt, Wissenschaften und Ehren bedenket, muß sagen: Er hat große Dinge an ihm getan, der da mächtig ist, und Desß Name heilig ist. Seine Eltern waren bürgerlichen Standes zu Magdeburg, woselbst sein Vater das Amt eines Syndikus bei der französischen Kolonie bekleidete. In seiner Jugend widmete er sich der Gelehrsamkeit und studierte zu Halle Theologie, danach auch auf einigen holländischen Universitäten, und predigte mehreremal zu Marburg und Heilbronn. Zu gleicher Zeit erwarb er sich Kenntniss in den Antiquitäten und nützte diese zur Explikation des Kriegswesens der Alten, sonderlich der Griechen und Römer. Wie viel er darin vermocht, bezeugen unter anderm seine Schriften über die Taktik der Alten und sein Kommentar über den Julius Caesar. Eine natürliche Folge seines Geschmacks am Militär und seiner Kenntniss desselben war es, daß er sich diesem Stande widmete. Zuerst trat er in holländische Dienste. Bei Beginn des letzten Krieges aber ward er von Sr. Majestät in Preußen, so seine Bücher über Taktik gelesen, ins

Lager und zur Armee berufen. Hier war er, soweit es der Krieg gestattete, beständig um und an der Seite des Königs, der an ihm einen Mann zu seinem Umgang und Vergnügen fand, einen Mann, den er als Soldaten und Philosophen und zugleich auch in politicis jederzeit gebrauchen konnte. Kurz er war der Favorit unseres großen Monarchen, und kein Tag verging, an dem er nicht um ihn gewesen wäre. So weit man Friedrichs Namen kannte, so weit kannte man auch den des Quintus Icilius, mit welchem Namen ihn der König selbst beehret hatte<sup>2</sup>.

Wer Alexander ehrte, der sah auch freundlich auf Hephästion, und als Quintus Icilius seinen Kommentar zum Julius Caesar an Kaiser Joseph überreicht hatte, ward ihm ein Gegengeschenk: ein rotes Etui mit 22 goldnen Medaillen, auf deren jeder das Bildnis eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie befindlich war. Alles in einem Gesamtwert von mehr als 1000 Thaler.

Sein Körper ward auf Befehl des Königs, der den Sitz der Krankheit und die Todesursach erfahren wollte, geöffnet und danach

<sup>2</sup> An Königs Tafel im Lager zu Landshut, Mai 1759, wurde hin und her gestritten, welchen Namen einer der Centurios in der 10. Legion geführt habe. Der König behauptete Quintus Caecilius, Guichard aber versicherte: Quintus Icilius, und da sich letzteres als das Richtige herausstellte, so sagte der König: „Gut. Aber Er soll nun auch zeitlebend Quintus Icilius heißen.“ Und so geschah es. Auch bei späteren Gelegenheiten erwies sich der König stets als sehr gnädig gegen Guichard und ließ sich Dinge von ihm sagen, die kein anderer wagen durfte. Nur ein Beispiel. Nach Plünderung des dem Grafen Brühl zugehörigen Schlosses Pförten in der Lausitz, die durch Guichard, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, ausgeführt worden war, fragte dieser über Tisch: „Und wieviel hat Er denn eigentlich mitgenommen?“ „Das müssen Ew. Majestät am besten wissen, denn wir haben ja geteilt.“ Ein andermal kam es freilich zu wenigstens momentaner Unnade. Das war 1770. Als Guichard in ebendiesem Jahr die Zustimmung zu seiner Verheiratung mit Fräulein von Schlabrendorf auf Gröben nachsuchte, verweigerte der König den Konsens, und zwar, „weil er von zu schlechter Herkunft sei; sein Großvater sei bloß Töpfer gewesen“. Auch diesen Hieb suchte Guichard zu parieren und erwiderte: „Seine Majestät seien auch Töpfer. Die ganze Differenz bestehe darin, daß sein Großvater Fayence gebrannt habe, während der König Porzellan brenne.“ Letzterer blieb aber bei seinem ungnädigen Widerspruch und Guichard nahm den Abschied. Indes nicht auf lange. Kein Jahr, so ließ ihn der König wieder rufen und war gnädiger als zuvor.

erst hierher nach Gröben gebracht, allwo der Sarg unter dem Kirchenstuhle, darin die Predigersfrau ihren Sitz hat, beigesezt wurde.

Charles Guichard war am 27. September 1724 geboren und achtzehn Jahre lang in Königs Diensten gewesen. Sein Alter hat er folglich gebracht auf fünfzig und ein halbes Jahr. Sein moralischer Charakter war guttätig und freundlich gegen seine Nächsten, ohne Hochmut und Geiz, übrigens aber von deistischem Glauben.

1778 am 14. April starb zu Berlin Joachim Ernst von Schlabrendorf auf Siethen Lehns- und Gerichtsherr. Nachdem derselbe sein Gut über den doppelten Wert hinaus verschuldet und selbiges endlich seinen Creditoribus zur Administration und Sequestration überlassen, auch seine Mobilien an die Meistbietenden öffentlich verkauft hatte, hatte sich derselbe vor etwa anderthalb Jahren mit Frau und Tochter nach Berlin begeben. Und ebendasselbst ist er denn auch, der sich von jeher bis an sein Ende mit nichts als Intrigen und Listen zu seinem großen Schaden beschäftigt hatte, 63 Jahre alt an der Lungenentzündung gestorben. Er war auf dem ehemalg Schlabrendorffschen Gute Blankensee geboren, klein von Statur und hageren Leibes, und hat in seiner Jugend einige Zeit auf Schulen und Universitäten zugebracht. Alles was er von daher profitiert, wandte er an, um anderen Ables zu tun, aber freilich immer zu seinem eigenen Verderben. Vor den Augen und insonderheit vor Leuten, die seine Schliche noch nicht kannten, erschien er als ein Biedermann in Worten und Mienen, und war kein christlicherer und ehrlicherer und treuherzigerer Mann als er in der ganzen Welt zu finden. Er zeigte sich dann immer ohne Stolz des Adels, dienstfertig gegen alle Menschen, frei, munter und offenerzig, und insonderheit milde gegen alle Bedürftigen. Aber dies Alles nur, um zu blenden und Vertrauensselige zu finden, deren Vertrauen ihm dann eine gute Gelegenheit bot, das Vermögen von Kirchen, von Witwen und armen Leuten an sich zu reißen. Alle diejenigen jedoch, die sich nicht blenden und zu seinem Dienste nicht wollten gebrauchen lassen, die wußt' er mit allen Mitteln zu verfolgen und ihnen zu schaden überall. Und so konnt' es denn freilich nicht ausbleiben, daß ihm der Haß aller rechtschaffenen Leute zuteil wurde, wozu sich alsbald der Niedergang in seiner Wirtshaft und Haushaltung und zulezt der vollkommenste Bankrutt ge-

sellte, so daß er Siethen unter den kümmerlichsten Umständen aufgeben mußte. Zurück läßt er eine seit Jahren kranke Frau, samt einer Tochter, so ihrem Vater ähnlich ist. Vor einigen Jahren zeugete er mit einigen Mägden in seinem Hause noch einige Kinder, und ergab sich endlich dem Trunke zur Stärkung und Erfrischung seines Leibes und Gemütscharakters<sup>3</sup>.

1779 am 23. Januar starb in Siethen, wohin sie zurückgekehrt war, Frau Sophie Margaretha, verwitwete von Schlabrendorf, des

<sup>3</sup> Es ist die Frage gestellt worden, „ob solche Kritik in einem Kirchenbuche zulässig sei“, was ich auf das bestimmteste bejahen möchte. So gewiß es einem Geistlichen zusteht, von der Kanzel her, oder selbst am Grabe, die besondere Verruchtheit eines Ehelofen zu brandmarken, der — wie vielleicht erst die Stunde seines Todes aufdeckte — Witwen und Waisen um das Ihrige betrog, so gewiß muß es ihm auch zustehen, im Kirchenbuche Dinge niederzuschreiben, die solcher öffentlichen Anklage gleichkommen. Ich bin sogar der Ansicht, daß dies häufiger geschehen und ein derartiges Vorgehen unter die ständigen Kirchenzuchtmittel aufgenommen werden sollte. Denn es gibt in der Lat Naturen, die vor solchem auf Jahrhunderte hin unerbittlich überliefertem Wort mehr Respekt haben, ja mehr in Furcht sind als vor einem lebzeitigen Skandal. Ein Amtsmißbrauch ist aber um so weniger zu befürchten, als ein Appell von seiten der in gewissem Sinne mitbetroffenen Verwandtschaft an die vorgesezte kirchliche Behörde ja jederzeit offenstehn und selbstverständlich, im Falle sich ein Übergriff herausstellen sollte, zur Entfernung des Geistlichen aus seinem Amt, eventuell auch zu weiterer Bestrafung führen würde. — Was übrigens speziell unseren Pastor Redde betrifft, so muß ihm dieser „letzte Schlabrendorf auf Siethen“ ein ganz besondrer Dorn im Auge gewesen sein, da wir in anderweiten, einige Jahre später gemachten Kirchenbuchaufzeichnungen ebendiesen Redde nicht nur als einen durchaus unzelotischen, sondern sogar als einen höchst complaisanten und beinah höfischen alten Herrn kennenlernen. Es bezieht sich dies namentlich auf ein französisch abgefaßtes und an eine damals etwa sieben Jahr alte Komtesse Brandenburg (Tochter Friedrich Wilhelms II.) gerichtetes Sinngedicht, das nach Überschrift und Inhalt folgendermaßen lautet: *A l'anniversaire de la naissance de Mlle. Julie, Comtesse de Brandebourg, célébré le 4 Janvier à Siethen par le curé Redde. „Vos fleurs de la jeunesse — S'augmentent dès ce jour — Les fruits de la sagesse — En viennent à leur tour. — O gardez tout bouton afin qu'il bien fleurisse, — Afin que toute fleur en fruit pour vous mûrisse.“* (Zum Geburtstag von Fräulein Juli, Komtesse von Brandenburg, gefeiert am 4. Januar in Siethen von Pfarrer Redde. „Die Blüten Eurer Jugend — Von diesem Tage an — Zu Früchten einer Tugend — Erwachsen nun heran. — O achtet ihrer wohl, auf daß sie schön erblühen — Und daß aus jedem Kelch auch Früchte Euch erglühn.“)



Vorgenannten Ehefrau, 56 Jahre alt, an einer vieljährigen Schwindsucht und in der armseligsten Verfassung. Sie war eine Tochter des Herrn Christian Julius von Bülow aus dem Hause Lüchfeld in der Grafschaft Ruppin.

Nachschrift. Einige Jahre nach ihr starb auch, und zwar ebenfalls zu Siethen, der letztere Bruder, Karl Christoph Friedrich von Bülow aus dem Hause Lüchfeld. Er war in früheren Jahren, als bei seinem Schwager und seiner Schwester noch Wohlleben war, ein Nimrod, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen. Und es beweiset solches noch der Siethensche Turmkopf, den er mit der Kugelbüchse vielmals durchschossen hat, und an dem die Löcher noch sichtbar sind. Er war geboren den 23. Nov. 1711, besaß einen dauerhaften Körper, wurde vor einigen Jahren blind, und wohnte zuletzt arm und elend in einem Tagelöhnerhause. Starb an Entkräftung.

1783 am 1. Mai starb zu Potsdam die Hochwohlgeborene Frau und Witwe Henriette Helene Albertine von Schlabrendorf aus dem Hause Gröben, verwitwete Quintus Zeilus, an einem Friesel und zwölfstägigem Lager, und ward am 3. selbigen Monats in der Gruft ihres seligen Gemahls unter dem Kirchenstuhle der Predigersfrau früh um vier Uhr beigesetzt. Aetate\* 36 Jahr.

1784 am 21. Januar starb in Siethen die Witwe Maria Catharina Schumann geb. Ebel aus Blankensee, geboren den 10. Januar 1681. Brachte dergestalt ihr Leben auf 103 Jahr.

1785 am 11. Dezember starb die verwitwete Maria Elisabeth Spiegel. Sie war vordem das Sündeninstrument des verstorbenen von Schlabrendorf zu Siethen, der im Alter noch Christum verwarf. Starb elend.

1786 ist wieder der Gröbner See mit seinem Eis nicht sicher gewesen; aber der Siethner ist über und über unsicher, weil er voll warmer Quellen ist. Seit meinem neunzehnjährigen Hiersein sind nunmehr zehn Personen im Wasser verunglückt.

1786 am 28. April wurde des Hirten Frau zu Siethen, Maria Dorothea Ebel, glücklich entbunden. Die Mutter der Frau rief aber: „Was hast du für ein Kind zur Welt gebracht!“ Auf welchen Zuruf die junge Mutter sofort vom Schlag gerührt wurde. Das Kind selbst war gesund und wohlgebildet.

\* Im Alter von

## II

Gröben und Siethen unter den neuen  
Schlabrendorfs

Die vorstehenden Auszüge schließen mit dem Jahre 1786.

In ebendiesem Jahre war auch Gröben — wie Siethen schon acht Jahre früher — der alten Schlabrendorffschen Linie verlorengegangen aber nur, um im Gegensatz zu Siethen, das auf Jahrzehnte hin der Familie verloren blieb, unmittelbar auf eine andere, jüngere Linie der Schlabrendorfs überzugehen.

Eine Klarstellung dieser Punkte fordert einen kleinen genealogischen Exkurs.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatten die Gröbenschen Schlabrendorfs, die bis dahin, den Bischof abgerechnet, in unsrer Landesgeschichte von nicht sonderlicher Bedeutung gewesen waren, einen Aufschwung genommen und zwar in dem Brüderpaare: Gustav Albrecht von Schlabrendorf und Ernst Wilhelm von Schlabrendorf.

Des ersteren (Gustav Albrecht) ist in vorstehendem bereits ausführlich Erwähnung geschehen. Er war, um in Kürze zu rekapitulieren, einer der Helden des Siebenjährigen Krieges, kommandierte bei Zorndorf das Altplatensche Dragonerregiment und wurde später Generalmajor und Chef der zu Breslau garnisonierenden Kürassiere. Nach seinem 1765 erfolgten Ableben ward er nach Gröben übergeführt und in der Kirche daselbst in unmittelbarer Nähe des Altars beigesetzt. Es würde nun dem einen oder andern seiner überlebenden drei Söhne zugestanden haben, auf dem alten Familiengute sich niederzulassen, alle drei jedoch zogen den Dienst und ihre städtischen Garnisonen einem Gröbner Aufenthalte vor und einigten sich unschwer dahin, ein ihnen aus mehr als einem Grunde wenig begehrenswert erscheinendes Besitztum an einen schlesischen Better, einen Sohn des vorgenannten Ernst Wilhelm von Schlabrendorf abzutreten.

Dieser Ernst Wilhelm von Schlabrendorf nun, ein jüngerer Bruder Gustav Albrechts, hatte sich, während dieser in der Armee von Stufe zu Stufe stieg, im Staatsdienste zu der hohen Stellung eines dirigierenden Ministers von Schlesien emporgeschwungen und blieb in dieser bis zu seinem 1770 erfolgenden Tode. Von seinen

fünf Söhnen<sup>1</sup> stellten sich die vier ältesten um nichts günstiger zu der Besitzergreifungsfrage von Gröben als ihre drei Gustav Abrecht'schen Vettern, und nur der jüngste, dem, wie wir in der Folge sehen werden, ein gewisser romantischer Zug innewohnte, zeigte sofort eine Neigung, das alt-schlabrendorff'sche Familiengut auch bei den Schlabrendorfs erhalten zu sehn. Und so bracht' er es käuflich an sich.

### Heinrich Graf Schlabrendorf

Dieser jüngste Sohn Ernst Wilhelms, des dirigierenden Ministers von Schlesien, war Heinrich von Schlabrendorf, der in demselben Jahre 1786, in dem er Gröben käuflich an sich gebracht, auch den Grafentitel erhalten hatte. Seine Mutter war ein Fräulein von Otterstedt, während seine drei ältesten Brüder, und unter ihnen Graf Gustav, „der Pariser Graf“, aus der ersten Ehe seines Vaters mit einem Fräulein von Blumenthal geboren waren.

Graf Heinrich trat früh in das Regiment Czetztritz-Husaren, die jetzigen braunen oder Ohlauschen Husaren, und machte als junger

<sup>1</sup> Einer dieser Söhne (der dritte) Gustav Graf Schlabrendorf, geboren 1750, preußischer Kammerherr und Stiftsherr zu Magdeburg, ist der durch seine Schriften, insonderheit auch durch seine Pariser Schicksale während der Revolutionszeit berühmt gewordene Graf Schlabrendorf. Er war ein Anhänger der Girondisten, weshalb er sich in den Schreckenstagen auf Antrag Robespierres eingekerkert sah. An dem Tage, wo der Karren vorfuhr, um ihn und andere Verurteilte zum Schafott abzuholen, fehlten ihm seine Stiefel, woraufhin er erklärte, „man könne doch am Ende verlangen, in Stiefeln guillotiniert zu werden“. Es hatte das seine Wirkung, und der Scherge, der infolge dieser Bemerkung in eine gute Laune gekommen war, antwortete: „eh bien; domain matin.“ (Nun gut, morgen früh!) Am andern Morgen aber, wo des Grafen Name nicht mehr auf der Liste stand, wurd' er vergessen und bald danach, nach dem inzwischen erfolgten Sturze Robespierres, in Freiheit gesetzt. Unter Napoleon, obwohl dieser von Schlabrendorfs scharfer Kritik über ihn hörte, blieb er „als Sonderling“ unangefochten. Er war Philosoph und Philanthrop und verwendete seine nicht unbedeutenden Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken, besonders für seine Landsleute. Nach den Befreiungskriegen (er blieb immer in Paris) empfing er das Eiserne Kreuz. Er starb daselbst am 22. August 1824. In Gröben befand sich ein Porträt von ihm, Kniestück, das um seiner storren Frisur und seiner Glozungen willen das Entsetzen aller Kinder war, die des Bildes daselbst ansichtig wurden. Es kam später fort und befindet sich jetzt auf dem Kalkreuth'schen bei Landsberg a. W. gelegenen Schloß Hohenwalde.

Offizier die Bekanntschaft eines durch Schönheit, Geist und Wissen ausgezeichneten Fräuleins von Mütschephal, deren Vater in demselben Husarenregiment ein oberes Kommando bekleidete. Diese Bekanntschaft führte bald zu Verlobung und Vermählung; um welche Zeit indes ist nicht mit Bestimmtheit ersichtlich. Erst um 1792, also sechs Jahre nach Ankauf von Gröben, wurde das älteste Kind geboren, und abermals zwei Jahre später (1794) ein Sohn: Graf Leopold von Schlabrendorf.

Es war wohl keine Neigungsheirat gewesen, wenigstens nicht von seiten des Fräuleins, und so wurden aus Geschmacks- und Meinungsverschiedenheiten alsbald Zerwürfnisse. Man mied sich, und wenn der Graf in Gröben war, war die Gräfin in Berlin und umgekehrt. Aber auch in diesem Sichmeiden empfanden beide Teile noch immer einen Zwang, und ihre Wünsche sahen sich erst erfüllt, als gegen Ende des Jahrhunderts aus der bloß örtlichen Trennung auch eine gesetzliche geworden war. Der Sohn verblieb dem Vater, die Tochter folgte der Mutter, welche letztere, noch eine schöne Frau, bald danach einem thüringischen Herrn von Schwendler ihre Hand reichte. Doch auch Graf Heinrich vermählte sich bald wieder und zwar mit einem Fräulein von Mecklenburg, aus welcher Ehe demselben abermals eine Tochter Gräfin Johanna von Schlabrendorf geboren wurde.

Dies war 1803 am 22. April, nachdem bereits einige Zeit vorher das nur etwa fünfzehn Jahre lang in erneutem Schlabrendorfschen Besitz gewesene Gröben in nunmehr völlig fremde Hände, die des Oberrechnungsrates Schmidt übergegangen war. Es blieb freilich auch diesem nicht, kehrte vielmehr, wie gleich hier bemerkt werden mag, nach Ablauf einer bestimmten Frist (und dann einige Jahre später auch Siethen) ein drittes Mal in den Besitzstand der Schlabrendorfschen Familie zurück. Eh' ich jedoch die zu dieser dritten und letzten Schlabrendorfschen Gutsübernahme führenden Verhältnisse schildere — Verhältnisse, daran Graf Heinrich, trotzdem er damals noch lebte, nicht mehr beteiligt war — versuch' ich es, zuvor dem Lebensgange des Grafen einzig und allein im Hinblick auf seine Person einen Abschluß zu geben.

Unmittelbar nach dem Verkauf des Gutes war er nach Berlin übersiedelt, um daselbst seinen oft wechselnden, im übrigen aber immer harmlosen Passionen leben zu können. Von Erfüllung

eigentlicher ihm naheliegender Pflichten, beispielsweise auf dem Gebiete der Erziehung, war dabei wenig die Rede, solche Pflichterfüllungen fanden nur statt, wenn die Passionen, was gelegentlich vorkam, damit zusammenfielen.

Über die Dauer seines Berliner Aufenthalts sind nur Mutmaßungen gestattet; er fand nicht, was er suchte, langweilte sich inmitten aller Zerstreungen oder erkannte sie wenigstens nicht als angetan, ihn alle damit verbundenen Unbequemlichkeiten vergessen zu lassen. Und so wandt' er sich denn einer neuen Passion zu, der Reisepassion, und beständiger Ortswechsel wurd' ihm Lebensbedürfnis. Aber auch hierin verfuhr er abweichend von andern, und anstatt sich auf Alpentouren oder Weltfahrten einzulassen, wozu wenigstens anfangs die Mittel vorhanden gewesen wären, gefiel er sich darin, Entdeckungsreisen zwischen Oder und Elbe zu machen und in praxi\* märkische Heimatskunde zu treiben.

Aber freilich auch diese Reiseperiode schloß ab, und wahrnehmend, daß er die gewünschte Rast in der Unrast nie finden werde, beschloß er probeweise den umgekehrten Weg einzuschlagen und die Ruhe ganz einfach in der Ruhe zu suchen. Er fing deshalb an, auf Hausstand und selbständige Wirtschaftsführung zu verzichten und sich statt dessen bei kleinen Familien auf dem Lande, denen sein Rang und sein Vermögen imponieren mochte, für länger oder kürzer in eine halb freundschaftliche halb patronisierende Pension zu geben. In der Neumark, in Pommern, in Mecklenburg, überall wiederholten sich diese Versuche, bis er endlich in dem ihm ebenbürtigen und aus alter Zeit her befreundeten General von Thümenschen Hause zu Caputh ein Ideal und die Verwirklichung aller seiner Wünsche fand. Es kam dies daher, daß der alte General von Thümen, auch ein Original, ihn ruhig gewähren ließ und immer nur beflissen war, „ihm seine Kreise nicht zu stören“. Beide lebten denn auch ein ebenso kameradschaftliches wie zwangloses Leben, in dem jeder seiner Lust und Laune nachhing und kein andres Haus- oder Tagesgesetz anerkannte, wie rechtzeitiges Erscheinen am Mittags- und abends am Bostontisch.

In Caputh war es denn auch, daß Graf Heinrich seine Tage beschloß. Eh' ich aber von diesem seinem Ausgang erzähle, versuch' ich vorher noch eine Charakterstizze.

\* praktische.

Graf Heinrich hatte den Schlabrendorffschen Familienzug, oder doch das, was damals als schlabrendorffsch galt, im Extrem. Er übertraf darin noch seinen Sonderlingsbruder in Paris. Im Grunde gut und hochherzig, dazu nicht ohne Wissen und Verstandesschärfe, gestaltete sich sein Leben nichtsdestoweniger weder zum Glücke für ihn noch für andere, weil er jenes Regulators entbehrte, der allen Dingen erst das richtige Maß und das richtige Tempo gibt. Er ging immer sprungweise vor, war launenhaft und eigensinnig, und bewegte sich sein Leben lang in Widersprüchen. Er liebte, wie das Sprichwort sagt, die Menschen und Dinge „bis zum Toddrücken“ und bedauerte hinterher, „es nicht getan zu haben“. Am meisten zeigte sich dies in seinen jüngeren Jahren, wo das sehr bedeutende Vermögen, über das er damals noch Verfügung hatte, das Erkennen eines von ihm mit Vorliebe gepflegten Gegensatzes zwischen einem extremen Luxus- und einem extremen Einsiedlerleben außerordentlich erleichterte.

In Gröben erzählt man davon bis diesen Tag. Entfann er sich beispielsweise, daß es mal wieder an der Zeit sei, gräßlich Schlabrendorffscher Repräsentation halber nach Berlin zu fahren, so wurde der alte Staatswagen aus der Remise geholt, und der berühmte Trakehnerzug, vier Isabellen, mit aller Feierlichkeit eingespannt. Ein Jäger saß auf dem Bock, zwei Heidenucken standen rechts und links auf dem Tritt, und ein dritter lief als Läufer der Kavalkade voraus. Alles in Gala. So mahlte man durch den Sand, und die Dorfleute sahen dem Zuge nach. War man aber wieder daheim, so warf er diese Repräsentationslast als unbequem von sich und las und las, oder lud Leydener Flaschen an einer halb-mannshohen Elektrifiermaschine, bis er sich eines Tages wieder all seiner Vornehmheit und Vornehmheitsverpflichtungen entfann und nun aufs neue Boten über Boten schickte, die die Nachbarschaft zu großer Tafel „invitieren“ mußten. Indessen das waren Ausnahmen oder Anfälle, die Regel war und blieb, es gehen zu lassen, wie's eben ging. Er hatte mindestens sieben Diener im Haus, aber nicht für einen gab es zu tun, so daß das Umherliegen die Leute schlecht und übermütig machte. Das Ganze, seinem Zuschnitt und Wesen nach, mehr polnisch als preußisch. Zerschlug das Hagelwetter in den leerstehenden Oberzimmern ein Duzend Fenster, so wurden Lappen eingestopft, weil es sich nicht verlohnte, den Glaser kommen zu lassen;

allabendlich aber, als ob es sich um die Zeit der Burgverliese gehandelt hätte, rückte Punkt zehn Uhr die ganze Dienerschaft in die Front, um die Parterrefenster zu verholzen und den Eingang überhaupt zu verrammeln. Ein zu diesem Behuf immer bereitstehender Palisadenpfahl wurde dann von innen her schräg gegen die Tür gestemmt und in dieser primitiven Weise, selbstverständlich unter ungeheurem Gelärme, die Schließung und nächtliche Sicherstellung des Hauses vollzogen.

Anscheinend ohne Grund, denn es war nichts da, was auf den ersten Blick hin zu Diebstahl und Einbruch hätte reizen können. Aber hierin irrte nun freilich dieser „erste Blick“, da sich vielmehr umgekehrt in den auf Flurgängen und Bodenräumen massenhaft umherstehenden Schränken und Truhen eine ganze Welt allerwertvollster Dinge barg: Spitzen und Staatsröcke, kostbare Schuhschnallen und seidene Strümpfe, des reichen Tafelgeschirrs zu geschweigen, das in Kisten und Kästen verpackt war und fleckig wurde, weil's niemand puhte.

Welcher Art seine Beziehungen zu seinem berühmten Pariser Bruder waren, darüber verlautet nichts; sehr wahrscheinlich ähnelten sie sich zu sehr, um Gefallen aneinander zu finden. Ihre Sonderbarkeiten waren nicht gleich, aber in der Art, in der sie sich gaben, zeigte sich doch die Verwandtschaft.

Unter Graf Heinrichs vielen und sich immer ablösenden Passionen war eine Zeitlang auch die landwirtschaftliche, der er sich hingab, ohne nach Wissen und Erfahrung oder auch nur nach wirklicher Neigung ein Landwirt zu sein. Immer wollt' er kaufen und meliorieren, am liebsten aber Wunder tun, und verfiel dabei regelmäßig in bloße Skurrilitäten, auch wenn er ausnahmsweise leidlich verständig begonnen hatte. Nur ein Beispiel. Unter den ihm verbliebenen Besitzungen war auch ein Gut in der Neumark, auf dem er — wohl infolge von Anregungen, wie sie gerade damals durch Thaer und Koppe gegeben wurden — eine Förderung der Schafzucht und vor allem die Beseitigung der sogenannten Drehkrankheit erstrebte. Diese wegzuschaffen war er nicht bloß ernst und fest entschlossen, sondern lebte zuletzt auch des Glaubens, ein wirkliches Präservativ gegen dieselbe gefunden zu haben. Er gab zu diesem Behufe, so heißt es, allen Schafen täglich drei Hoffmannstropfen auf Zucker und ließ ihnen rote Leibchen und ebensolche

Mützen machen, um sie gegen Erkältung und namentlich gegen „Kopfkolik“ zu schützen.

Er war in allem apart, und apart wie sein Leben gewesen war, war denn endlich auch sein zu Caputh, bei General von Thümen erfolgender Tod. Im Gefolge seiner vielen Passionen befand sich auch die Badepassion, die bei jemandem, der von Jugend auf über einen zu heißen Kopf geklagt und als Knabe schon nichts Schöneres gekannt hatte, als „unter die Tülle gestellt zu werden“, nicht groß überraschen konnte. Von Mai bis Oktober, ob die Sonne stach oder nicht, schwamm er, der inzwischen ein hoher Sechziger geworden war, in der Havel umher, und freute sich der ihn erlabenden Kühle. Mal aber geriet er ins Binsengestrüpp, und als er über Mittag nicht kam, und man zuletzt mit Fackeln nach ihm suchte, fand man ihn in fast gespenstischer Weise, den Körper im Moor und nur Kinn und Kopf über dem seichten Wasser.

Er wurde den dritten Tag danach auf dem Kirchhofe zu Caputh begraben, und sein Tod hatte noch einmal eine Teilnahme geweckt, die seinem Leben seit lange gefehlt hatte.

#### Graf Leo Schlabrendorf

Das war 1829.

Schon sieben Jahre vorher (1822) war das zu Beginn des Jahrhunderts veräußerte Gröben abermals an einen Schlabrendorf übergegangen und zwar an Graf Heinrichs einzigen Sohn den Grafen Leopold von Schlabrendorf.

Graf Leopold, oder „Graf Leo“ wie man ihn in Gröben in üblicher Abkürzung nannte, war um das Jahr 1794 geboren worden, und zwar unter Vorgängen, die nicht bloß charakteristisch an sich, sondern auch in gewissem Sinne maßgebend für den Gang seines ganzen Lebens waren. Er, Graf Leo, wies oft auf diese Vorgänge hin, und der von ihm allezeit mit Vorliebe wiederholte Satz: „Ich bin für Gröben bestimmt“ schrieb sich von diesem seinem Geburtstage her. Es hatte damit folgende Bewandnis:

Als nämlich die Zeit herangekommen war, daß die Gräfin eines Knäbleins genesen sollte (denn auf einen Stammhalter wurde mit Sicherheit gerechnet), und sogar das Dorforakel die „Treutschen“



in aller Bestimmtheit erklärt hatte, „es daure keine Woche mehr“, befahl Graf Heinrich das Erscheinen der Staatskutsche, nicht ganz unrichtig davon ausgehend, daß ein junger Graf Schlabrendorf unmöglich anders als unter Assistenz des Leibmedikus und berühmten alten Entbindungsdoktors Dr. Ribke geboren werden könne. Die Gräfin war es zufrieden, und schon zwei Stunden später erschien die Kutsche ganz in dem früher beschriebenen Aufzuge: zwei Heibucken auf dem Wagentritt und ein Läufer in Gala vorauf. Und so ging es auf Großbeeren zu. Bevor aber dieses Dorf, das erst ein Drittel des Weges war, erreicht werden konnte, versicherte die Gräfin schon, „es gehe nicht weiter“, auf welche nur allzu glaubhafte Versicherung hin der Wagen gewandt, und der Läufer unter Zusicherung eines doppelten Wochenlohnes angewiesen wurde, eifrigste\* nach Gröben zurückzukehren, um daselbst die nunmehr wohl oder übel an die Stelle des alten Dr. Ribke tretende ‚Treutshen‘ ins Herrenhaus zu befehlen. Und wirklich das heimische Dorf wurde noch gerade ohne Zwischenfall erreicht; aber kaum daß die Heibucken abgesprungen und die Teppiche vom Wagen aus bis zum Portale gelegt worden waren, so war auch schon die Stunde gekommen, und in dem dicht am Eingange gelegenen Wohn- und Arbeitszimmer des Grafen, in das man die Gräfin nur eben noch hatte schaffen können, genas sie wirklich eines Knäbleins, des Grafen Leo, des erwarteten Schlabrendorffschen Stammhalters. Es hatte nicht in Berlin sein sollen, „er war für Gröben bestimmt“.

Über seine Kindheit verlautet nichts, auch nicht über seine Knaben- und Jünglingsjahre; sehr wahrscheinlich, daß er vorwiegend unter Zutun seiner Mutter — die trotz ihrer zweiten Ehe, den Kindern aus der ersten eine große Zärtlichkeit und Treue bewies — in Pension kam und nach absolvierter Schulzeit in juristisch-kameralistische Studien eintrat. Aber eh er diese vollenden konnte, kam der Krieg und bot ihm Veranlassung, als Volontär bei den Towarczis einzutreten, einem Ulanenregiment, das vielleicht noch aus den Tagen der „alten Armee“ her diesen etwas obsoleten und nur in den neunziger Jahren unter General Günther (der der „Vater der Towarczis“ hieß) vielgenannten Namen führte.

Nach dem Kriege begegnen wir ihm alsbald als Regierungs-

\* schnellstens.

assessor in Trier, wo das durch Gastlichkeit und Feinheit der Sitte sich hervortuende Haus des Generals von Nyssel<sup>2</sup> ihn anzog, am meisten aber des Generals Tochter, Fräulein Emilie von Nyssel, mit der er sich denn auch nach kurzem Brautstand im Sommer 1820 vermählte. Zwei Jahre noch verblieb er in Trier im schwiegerelterlichen Hause, bis er 1822 unter freudiger Zustimmung seiner jungen Frau, die die landwirtschaftliche Passion mit ihm teilte, nach Gröben hin übersiedelte, das wieder an die Schlabrendorfs zu bringen — ein von Jugend auf von ihm gehegter Wunsch — ihm um ebendiese Zeit gelungen war.

Die Verhältnisse waren ihm bei diesem Wiederankauf ebenso günstig gewesen, als sie sich für den Vorbesitzer und seine Nachkommen einundzwanzig Jahre lang eminent ungünstig erwiesen hatten. Alle Leiden und Nachwehen einer langen Kriegs- und Invasionsperiode waren zu tragen gewesen und hatten zu solcher Verschuldung des Gutes geführt, daß der nunmehrige Kaufpreis desselben in nichts weiterem bestand, als in Übernahme der darauf eingetragenen Hypotheken, die sich freilich, wie gesagt werden muß, hoch genug beliefen.

Es gab nun also wieder eine wirkliche Gröbener Guts herrschaft und zwar eine, wie man sie lange nicht im Dorfe gekannt hatte, richtiger noch, wie sie nie dagewesen war. Ordnung und Sitte waren mit dem jungen Paare gekommen, auch Beistand in Rat und Tat; und soweit es in Menschenhände gegeben ist, dem Unglück und dem Unrecht zu wehren, soweit wurd' ihm gewehrt.

Aber nicht nur die Dorfgemeinde durfte sich der neuen Guts herrschaft freuen, die neue Guts herrschaft wußte mit der Erfüllung ihrer nächstliegenden Pflichten auch Schönheits Sinn und Sinn für

<sup>2</sup> Es gab damals zwei Generäle von Nyssel in der preussischen Armee, beide katholischer Konfession und beide Divisionäre, von denen der eine zuletzt in Meisse, der andre (der im Text erwähnte) in Trier stand. Beide waren früher in sächsischen Diensten gewesen, und einer derselben hatte noch bei Großbeeren eine sächsische Brigade gegen uns kommandiert. Der Triersche nahm Anfang der zwanziger Jahre seinen Abschied und starb in Siebichenstein bei Halle. Der Berliner Wiß gefiel sich übrigens damals, unter Ausnutzung des Namens „Nyssel“, in folgendem etwas gewagtem Wortspiele: „Welcher Unterschied ist zwischen einem Elefanten und Friedrich Wilhelm III.“ „Der Elefant hat einen Rüssel und Friedrich Wilhelm hat zwei.“

das Allgemeine zu verbinden, und erreichte dadurch, daß das Gröbener Herrenhaus auf drei Jahrzehnte hin ein Sammel- und Mittelpunkt geistiger Interessen wurde. Von dem Leben der großen Welt hielt man sich geflissentlich fern, aber was sich darin hervortat, insonderheit als ein „erst werdendes“ hervortat, das empfing entweder aufmunternde Zustimmung oder wohl auch Pflege, solange es solcher Pflege bedurfte. Junge Kräfte wurden unterstützt, Bilder und Büsten in Auftrag gegeben, Reisestipendien erwirkt oder persönlich bewilligt, und wie die Türen allezeit offenstanden, so standen auch die Herzen auf in dem immer sonnigen und immer gastlichen Hause. Diese Gastlichkeit enthielt sich jedes Luxus, ja verschmähte denselben, aber so schlicht sie sich gab, so grenzenlos gab sie sich auch. Und lag schon hierin ein Zauber, so lag er viel viel mehr noch in der einfach distinguierten Lebensauffassung, die hier still und ungesucht um die Herzen warb, und in dem Ton, der der Ausdruck dieser Lebensauffassung war. Es war ganz der gute Ton jener Zeit (einer über- aber freilich auch unterschätzten Epoche), ein Ton, der das heutzutage so sehr hervortretende Spezialistisch-Einseitige vermied und umgekehrt in dem Seltenlassen andrer Beschäftigungen und Richtungen die Pflicht und Aufgabe der Gesellschaft erkannte. Nichts war ausgeschlossen, und Scherz und Anekdote — selbst wenn sich etwas von dem Übermute der damaligen Witze darin spiegelte — hatten so gut ein Haus- und Tischrecht wie die Fragen über Kunst und Wissenschaft oder die speziell auch in dem Gröbener Kreise mit Vorliebe gepflegten altpreussischen Thematas von Armee und Verwaltung, von Staat und Kirche.

Sogar Landwirtschaftliches interessierte lebhaft, am meisten freilich den Grafen selbst, der im Gegensatz zu seinem dilettantisch und skurril herumexperimentierenden Vater eine große theoretische Kenntnis und alsbald auch ein reiches Erfahrungswissen innehatte, das ihn zu den mannigfachsten Reformen, Einrichtungen und Ankäufen gleichmäßig befähigte.

Bei dieser großen Tüchtigkeit und Umsicht in praktischen Dingen konnt' es nicht ausbleiben, daß ihm mehr als einmal, und zwar jedesmal aus Regierungskreisen her, der Antrag gemacht wurde, sich seiner Gröbener Einsamkeit begeben und in die große Welt, in der er in seiner Jugend gelebt, und mit der er die Fühlung nie verloren hatte, wieder eintreten zu wollen. Aber er lehnte jedes

dahin zielende Wort mit der Erklärung ab: „Ich bin für Gröben bestimmt.“

Auch das Jahr 1848, das verdoppelt die Forderung einer Rückkehr in das staatliche Leben an ihn stellte, riß ihn nicht heraus; im Gegenteil, er schloß sich inniger an die Seinen an, die seiner Treue mit Treue lohten, und während das ganze Preußen erschüttert hin und her schwankte, wurde Gröben von keinem anderen Sturm getroffen als von einem wirklichen Orkan, der denn auch die mehrhundertjährige, vor dem Herrenhause wachhaltende Linde niederwarf. Er sah sie den Morgen darauf entwurzelt am Boden liegen und ordnete an, daß sie zu Brettern geschnitten und ein Teil derselben für seinen Sarg beiseite gelegt werde. Lächelnd gab er diese Weisung, und er durst' es wie wenige, denn er sah auf das Ende der Dinge mit jener Ruhe, die nur das gute Gewissen gibt. Und wie von seltner Integrität des Charakters, so war er auch von seltner Reinheit der Sitten und von noch seltnerem Edelmut. Ein Beispiel für viele. Bei Kauf und Übernahme von Gröben war ein armes Fräulein, das der Vorbesitzer als Erbin eingesetzt hatte, leer ausgegangen. Es waren eben, wie hervorgehoben, nur Schulden da. Den Grafen rührte das harte Los der Armen, und er gab ihr aus freien Stücken 6000 Taler als ein Geschenk, was in jener geldarmen Zeit als eine große Summe gelten konnte.

Dazu war er heiter und humoristisch. Als die Brennerei, zu der man sich um besserer Gutserträge willen endlich hatte bequemen müssen, unter Dach und Fach war, erhielt sie die Berliner Bibliothek-Inscription: *Nutrimendum Spiritus*\*.

Und diese gute Laune zeigte sich ganz besonders auch, als er in seine letzte Krankheit eintrat. Es fehlte selbstverständlich nicht an Aufforderungen, es ärztlicher Behandlung halber mit einem Berliner Aufenthalte versuchen zu wollen, aber er antwortete bloß: „Ihr wißt ja, ich bin für Gröben bestimmt; ich war es im Leben und will es auch im Tode sein.“

Und er hatte recht gesprochen. Eine Woche später, und Meister Schreiner hobelte schon die Lindenbretter, wie's Graf Leo gewollt, und am 27. Juli 1851 stand sein Sarg an derselben Stelle, wo damals, als die große Kutsche von Großbeeren her zurückgeschwankt war, seine Wiege gestanden hatte.

\* Pflegestätte des Geistes.

Viele Freunde kamen, und sie begruben ihn auf dem Gröbener Kirchhof und gaben dem Platz ein Gitter. Eine Stelle daneben aber ließen sie leer: eine Ruhestätte für seine Witwe.

Gräfin Emilie von Schlabrendorf geb. von Nyssel

Diese Witwe war Gräfin Emilie von Schlabrendorf geb. von Nyssel. An sie ging jetzt Gröben über, in dem ihr noch durch volle sieben Jahre hin ein segensreiches Wirken gestattet war.

In brieflichen Mitteilungen über sie find' ich das Folgende: „Die Gräfin, wie sie kurzweg genannt wurde, war eine Dame von seltener Begabung und Bildung. Was Gröben durch drei Jahrzehnte hin war, war es, ohne den mitwirkenden Verdiensten anderer zu nahe treten zu wollen, in erster Reihe durch sie. Sie gab den Ton an, sie bildete den geistigen Mittelpunkt und war — übrigens ohne schön zu sein — mit jener anmutenden Bornehmheit ausgestattet, wie wir uns etwa die Goethesche Leonore denken.

Ihr Interesse wandte sich allen Gebieten des Wissens zu, was ihr aber meines Erachtens eine noch höhere Stellung anwies, das war ihre mustergültige Hausfrauenschaft und ihr unbegrenzter, auf Näh und Ferne gerichteter Wohltätigkeitsinn. Immer bereit zu helfen, war doch die gleichzeitig von ihr gewährte geistige Hilfe fast noch trost- und beistandsreicher als die materielle, so reichlich sie diese bot. Es konnte dies geschehen, weil ihr die seltene Gabe geworden war, den ihr aus der Fülle der Erfahrung, beinahe mehr noch als aus der Fülle des Glaubens, zu Gebote stehenden Rat immer nur in einer allerschönendsten Weise zu spenden. In Grundsätzen streng, war sie mild in ihrer Anwendung, und überall richtete sie die Herzen auf, wo ihre vertrauenerweckende Stimme gehört wurde.

Selbstverständlich eigneten einer solchen Natur auch erzieherische Gaben, und da ihre Ehe kinderlos geblieben war, so war nichts natürlicher, als daß sie — wie zur Erprobung ihrer pädagogischen Talente — Kinder, namentlich junge Mädchen, ins Haus nahm. Es waren dies Töchter aus achtbaren aber einfach bürgerlichen Häusern, und ihr Erziehungstalent erwies sich in nichts so sehr als in der Art und Weise, wie sie diese jungen Mädchen an allem, was das Haus gesellschaftlich gewährte, teilnehmen ließ und sie doch zugleich für die Lebensstellungen erzog, in die sie früher oder später

wieder zurücktreten mußten. Es gelang ihr, ihren Pfleglingen eine Sicherheit im Auftreten und in den Formen zu geben, ohne daß infolge davon der gefährliche, weil so selten zu Vorteil und Segen führende Wunsch in ihnen aufgekeimt wäre, die bescheidenere Geburtsstellung mit einer anspruchsvolleren zu vertauschen. All das ohne jemals durch Hervorkehrung dessen, was man Standesurteile nennt, auch nur einen Augenblick verletzt zu haben. Es war ihr eben einfach die Gabe geworden, in Liebe den Glauben zu wecken, „in allem lebt Gottes Wille, und wie es ist, ist es am besten.“

So die Mitteilungen solcher, die die Gräfin noch persönlich gekannt haben. Aber eines vermißt ich darin: ein Hervorheben dessen, was ihr, ich will nicht sagen ausschließlich oder auch nur vorzugsweis, aber doch jedenfalls mitwirkend ihren Einfluß sicherte. Dies war ihr Katholizismus. Zunächst ihr Katholizismus als einfache Tatsache.

Wer ein Auge für diese Dinge hat, dem kann es nicht entgehen, daß der Katholizismus, all seiner vielleicht berechtigten Klagen und Anklagen unerachtet, eine nach mehr als einer Seite hin bevorzugte Stellung unter uns einnimmt, und zwar am entschiedensten in dem Gesellschaftsbruchteile, der sich die „Gesellschaft“ nennt. Es geht dies so weit, daß Leute, die sonst nichts bedeuten, einfach dadurch ein gewisses Ansehen gewinnen, daß sie Katholiken sind. Wie gering ihre sonstige Stellung sein mag, sie werden einer Art Religionsaristokratie zugerechnet, einer Genossenschaft, die Vorrechte hat, und von der es nicht bloß feststeht, daß sie gewisse Dinge besser kennt und weiß als wir, sondern der es infolge dieses Besserwissens auch zukommt, in ebendiesen Dingen den Ton anzugeben. Also zu herrschen.

Unserer Gräfin Herrschaft aber verdoppelte sich und wurd' erst recht eigentlich, was sie war, aus der weit über die bloße Tatsache ihrer Katholizismus hinausgehenden schönen und klugen Betätigung desselben. Sie war eine strenge Katholikin für sich, in der Berührung mit der Außenwelt jedoch, insonderheit mit der ihr in gewissem Sinne wenigstens unterstellten Gemeinde betonte sie stets nur das, was beiden Konfessionen das Gemeinschaftliche war, und übte die hohe Kunst einer Religionsäußerung, die der eignen Überzeugung nichts vergab und die der andern nicht kränkte. Sie hatte dies am sächsischen Hofe gelernt und zeigte sich beflissen, dies

fem Vorbilde schöner Toleranz in allen Stücken nachzuahmen. Es geschah dies in einer ganzen Reihe von Guttaten und kleinen Stiftungen, am erkennbarsten in dem einem Neubau gleichkommenden Umbau der lutherischen Gröbener Kirche, den sie, von der Vorahnung erfüllt, daß sie das Ende desselben nicht mehr erleben würde, durch Kapitalsdeponierungen sicherstellte.

Den 2. September 1858 starb sie, sechzig Jahr alt, und wurde den dritten Tag danach, ihrem ausdrücklichen Willen gemäß, auf dem protestantischen Kirchhofe der Gemeinde beigesetzt.

Gröben selbst aber fiel an die Schwägerin der Gräfin, an die noch lebende Schwester des bereits 1851 verstorbenen Grafen Leo.

Frau Johanna von Scharnhorst, geb. Gräfin  
von Schlabrendorf

Diese noch lebende Schwester des Grafen Leo war Frau Johanna von Scharnhorst, geb. Gräfin von Schlabrendorf. Sie trat ihr Erbe (Gut Gröben) an, und da sie, wie weiterhin erzählt werden wird, einige Jahrzehnte vorher auch in den Besitz von Siethen gekommen war, so waren jetzt beide alt-schlabrendorffschen Güter wieder in Händen einer geborenen Schlabrendorf vereinigt. Freilich nur auf kurze Zeit. Ein Jahr nur von 1858 bis 1859. Eh ich aber von diesem Wiederaufgeben des Gesamtbesitzes spreche, sprech' ich zurückgreifend über den Lebensgang der Frau von Scharnhorst bis zu jenem Zeitpunkte (1858), wo Gröben ihr zufiel.

Komtesse Johanna wurde, wie schon hervorgehoben, am 22. April 1803 aus der zweiten Ehe des Grafen Heinrich von Schlabrendorf, die derselbe mit einem Fräulein von Mecklenburg geschlossen hatte, geboren. Es scheint, die Mutter starb früh und überließ Erziehung und Fürsorge dem exzentrischen Vater, der sich dieser Aufgabe denn auch auf seine Weise, d. h. widerspruchsvoll unterzog. Er liebte die Kleine schwärmerisch und duldete beispielsweise nicht, daß sie von jemand anderem als von ihm oder einer ihr beigegebenen Bonne berührt wurde. Sollte sie spazierenfahren, so stand er bereit, um ihr kavaliermäßig die Hand zu reichen, oder sie, solange sie noch klein war, in den Wagen hineinzuhoben. Aber diese Galanterien erfuhren doch auch wieder Ausnahmen und waren jedenfalls von nicht allzu langer Dauer. Als die Reifepassion über ihn kam, schwand ihm die Lust, sich um das Komteschen noch weiter zu küm-

mern, und er begnügte sich von nun an damit, sie nach hierhin und dorthin in allerlei Pensionen zu geben, am liebsten in ländliche Pfarrhäuser, in denen oft die wunderbarlichsten Zustände herrschten und Albernheiten und Unpassendheiten um den Vorrang stritten. Aber all dies berührte sie wenig, und glücklichere Tage kamen, als der alte Graf mehr und mehr zurücktrat, und die mütterliche Verwandtschaft der immer reizender werdenden Komtesse sich dieser anzunehmen begann. In Sommerzeit war sie mit in den Ostseebädern, am häufigsten in Dobberan, und in einer Bierschimmel-equipage ging es dann über die Felder hin oder auch wohl bis an den Heiligendamm, wo zweierlei gleich Wichtiges und gleich Großes zu sehen war: der Hof und das Meer.

Aber dies alles liegt unbestimmt zurück, und klarere Bilder treten uns aus dem Jugendleben der Gräfin erst von dem Tag an entgegen, wo sich die gesamte Familie, Geschwister und Betterschaft, in Trier zusammenfand, um im Hause des alten General von Nyssel die Vermählung zwischen Emilie von Nyssel und Graf Leo von Schlabrendorf zu feiern. Unter den Schlabrendorfs, die mit erschienen waren, war auch Komtesse Johanna, damals erst siebenzehn Jahr alt, und der alte Spruch sollte sich bei dieser Gelegenheit aufs neue bewahrheiten: „Auf jeder Hochzeit eine neue Verlobung.“ Ihr Tischnachbar war August von Scharnhorst, Rittmeister in dem damals zu Trier in Garnison stehenden 8. Ulanenregiment. Und ungefähr um dieselbe Zeit, in der Graf Leo das schwiegerelsterliche Haus in Trier aufgab, um das kurz zuvor erstandene Gröben zu beziehen, erfolgte die Verlobung und bald danach auch die Verheiratung des tischnachbarlichen Paares: des Rittmeisters August von Scharnhorst und der Komtesse Johanna von Schlabrendorf.

Aber auch die Tage dieses Paares waren in Trier gezählt. Wie Gröben so geriet auch Siethen, das seine Besitzer innerhalb der letzten dreißig Jahre mehrfach gewechselt hatte, mal wieder zu Verkauf, und Graf Leopold, als er davon hörte, fragte sofort bei Schwester und Schwager an, „ob sie vielleicht geneigt seien, das plötzlich wieder freigewordene Siethen käuflich an sich zu bringen“. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde die Frage wahrscheinlich mit einem „Nein“ beantwortet oder noch viel wahrscheinlicher gar nicht gestellt worden sein, in Trier aber lagen die Dinge bereits außerhalb des Gewöhnlichen, indem August von Scharnhorst durch



einen Sturz vom Pferde sich sehr erheblich, und zwar bis zur Dienstunfähigkeit verletzt, auch in Folge davon sein Entlassungsgesuch bereits eingereicht hatte. So wurde denn freudig zugestimmt und 1825 der Ankauf von Siethen bewerkstelligt, das nun — so wenigstens ging der Plan — für das junge Scharnhorst'sche Paar eine gleich glückliche Heimstätte werden sollte, wie das Schwesterdorf Gröben es für das Schlabrendorf'sche bereits war. Aber dieser Plan scheiterte. Des um diese Zeit bereits als Major aus dem Dienste geschiedenen Rittmeisters von Scharnhorst gesundheitliche Störungen waren größer als geglaubt, er kränkelte viel, und schon ein halbes Jahr nach Übernahme des Gutes starb er in Berlin (Oktober 1826), wohin er sich in ärztliche Behandlung begeben, und ließ in Siethen ein kaum einjähriges Töchterchen und eine dreiundzwanzigjährige Witwe zurück.

Ein hartes Los war dieser gefallen. Und doch hatte sie dreierlei, was ihr das Leben allmählich wieder lebenswert machte: das Kind, die Schwägerin drüben in Gröben und als drittes den Wetteifer mit dieser in allen guten Werken. Im Beglücken anderer erhob sie sich zu neuer Kraft, und als die Tochter (auch eine Johanna) zu jedermanns Freude heranwuchs und immer mehr das Licht ihres Lebens wurde, da kam ihr auch ein Gefühl des Glückes wieder und in und mit ihm die Hoffnung, die mehr ist als das Glück.

Aber diese Hoffnung erblaßte vor der Zeit und schwand endlich hin für immer. Die Tochter erkrankte von einem hitzigen Fieber befallen und starb im schwäbischen Wildbad, wohin sie sich in Begleitung ihrer damals noch lebenden Gröbener Tante begeben hatte.

Das war im Herbst 1857. Untröstlich war die Mutter, die nun in Einsamkeit den Rest ihres Lebens durchlebte.

Oh ich aber diesen Lebensausgang schildere, versuch' ich zuvor ein Bild der zu früh heimgegangenen Tochter zu geben.

### Johanna von Scharnhorst

(Nach Aufzeichnungen einer Kaiserswerther Diakonissin)

Johanna von Scharnhorst war eine Mariennatur. Ihre Erscheinung schon gewann die Herzen und war der Ausdruck selbstsuchtsloser Güte. Mutter und Tochter glichen sich in diesem Punkte vollkommen und leben um dieser selbstsuchtslosen Güte willen in der Erinnerung der Gröben-Siethener Gemeinde fort.

Im Oktober 1854 kam Fräulein Johanna nach Kaiserswerth, um Diakonissin zu werden. Was sie dazu bestimmte, waren zunächst wohl unerfüllt gebliebene Hoffnungen, Enttäuschungen, über die sie sich nur einmal in Andeutungen wenigstens zu mir aussprach; aber weit über eine solche nächste Veranlassung hinaus ruhte der eigentliche Grund zu diesem Schritt in ihrer ganz auf Barmherzigkeit und Liebe gestellten Natur. Sie war wie wenige zum Diakonissendienst bestimmt.

In ihrer ersten Jugend schon, so hört' ich später, nahm sie sich der Armen und Verlassenen an, und wenn sie durch das Dorf ging und die Kinder mit stumpfem Gesichtsausdruck in der Haustür sitzen sah, sagte sie: „Die Kinder sehen aus, als ob sie keine Seele hätten. Wie helf' ich ihnen?“

Es war wohl ein Erinnern daran, was sie jetzt nach einem schmerzlichen Erlebnis unsrer Kaiserswerther Anstalt, deren Einrichtung und Dienst sie kennenlernen wollte, zuführte. Noch entsinn' ich mich des Tages, als sie kam. Ich empfing gleich den Eindruck von ihr, etwas so Lieblichem noch nie begegnet zu sein, und wurde nicht müde sie anzusehen. Auch weiß ich noch, daß ich in allen Briefen an die Meinigen immer nur von ihr erzählte, trotzdem sie noch kein einzig Wort zu mir gesprochen hatte. Sie trat als Pensionärin ein, beschränkte sich jedoch nicht, wie diese sonst zu tun pflegen, auf Krankenpflege sondern griff überall ein; sie nahm teil an den Stunden der Seminaristinnen, war in der Kleinkinderschule tätig und wirkte mit im Asyl. Ihre Hauptarbeit freilich gehörte den Kranken, und hier stand sie bald einzig da. Sie war unermülich, daneben freundlich und fröhlich, und schon ihre bloße Nähe beglückte.

Nach Ablauf eines Jahres kehrte sie von Kaiserswerth nach Siethen zurück, um daselbst ein Kinderasyl ins Leben zu rufen. Ein in dem reizenden Uetz bei Potsdam befindliches Haus, darin schon zwei Kaiserswerther Diakonissinen in Tätigkeit waren, sollte zum unmittelbaren Vorbilde genommen werden. Und dies geschah auch. Es war aber ein schweres Beginnen, am schwersten infolge von allerlei Kritik, die das Unternehmen gerade von befreundeter oder doch halbfreundeter Seite her zu erfahren hatte. „Das solle Hilfe sein“, hieß es, „aber es sei keine. Für die Tagelöhner sei nun mal das beste, wenn ihre Kinder auch wieder aufwachsen, wie sie selber aufgewachsen seien. Und was die Mütter angehe, so

taug' es nichts, ihnen die Sorge für ihre Kinder abnehmen zu wollen." All dies traf um so tiefer, als ihm ein Teil Alltagswahrheit zur Seite stand, aber sie kämpfte treu gegen alle laut werdenden Zweifel an, besonders auch gegen die eigenen und rang sich immer wieder zu dem schönen Glauben durch, daß sich ihr Wunsch mit dem Willen Gottes vereinige.

Ich hatte das Glück gehabt, ihr in den letzten Monaten ihres Kaiserswerther Aufenthaltes näherzutreten, und so kam es, daß sie mich bei sich zu sehen wünschte. Sie schrieb in diesem Sinne von Siethen aus an Pastor Fliedner, und ich selbst erhielt einen Brief, aus dem ich hier folgende Stelle gebe: „Nichts ist schwerer als in Einfalt des Herzens bleiben; es muß vor allem erbeten werden, und das wollen wir treulich füreinander tun.“

In diesen wenigen Zeilen spricht sich ihr allereigenstes Wesen aus; sie hatte von dieser Herzenseinfalt mehr denn irgendwer, den ich kennengelernt, aber freilich zugleich auch die vollkommenste Demut und sah in sich nichts von all dem Schönen und Bevorzugten, das ihr durch Gottes Gnade so reichlich zuteil geworden war. Es war ihr eben Bedürfnis, andre Menschen höher zu stellen als sich selbst, und nichts lag ihr ferner als die Vorstellung, daß sie selber ein Vorbild sei.

Ich durfte der an mich ergangenen Aufforderung folgen und traf noch zur Einweihung der Anstalt in Siethen ein. Es war zur Begründung derselben ein Müllerhaus angekauft worden, dessen Besitzer, ein streng kirchlicher Mann, einige Jahre vorher nach Amerika ausgewandert war. Alles gedieh in diesem seinem ehemaligen Heim, und als er nach einiger Zeit davon hörte, schrieb er zurück: „Wie freut es mein altes Herz, daß meine vier Wände nun die Heimstätte für so viel Gutes geworden sind.“ Und er rief den ferneren Segen Gottes dafür an.

Ich sagte, daß ich noch zur Einweihung eintraf. Diese fand im August statt. Es war ein schöner Tag, und der Geistliche sprach über die Wichtigkeit unsres Berufes, und daß dieser „Beruf des Erziehens zu Gott“ ein Glück und eine Ehre für uns sei. Von der Gemeinde fehlte niemand, und unter den erschienenen Gästen war auch Agnes von Scharnhorst (eine Kusine Johannas) und der Verlobte derselben, Baron von Münchhausen. Als Schlußgesang war Johannas Lieblingslied gewählt worden, und während die Kinder-

stimmen es intonierten, wurde sie, der es galt, tief bewegt, und sie weinte lang und schmerzlich. Gedachte sie doch, wie sie mir später in vertraulichem Gespräche mittheilte, nunmehr zurückliegender Tage, deren Schmerz sich ihr in diesem Augenblick erneuerte. Sie nahm eben Abschied von manchem, was ihr lieb gewesen, und erbat sich Kraft und Mut und Ausdauer zu dem Wege, der nun dunkel vor ihr lag.

Aber er hellte sich auf, dieser Weg, und es kamen auf eine gute Weile, wenn auch freilich nicht auf lange genug, jene glücklichen und gesegneten Tage, die der alte Müller für uns erbeten hatte. Mutter und Tochter wetteiferten alsbald und halfen überall. Es war ein frisches, fröhliches Arbeiten, und ich konnte nach Haus und nach Kaiserswerth hin schreiben, „daß mir ein lieblich Los gefallen sei“. Wir hatten vorsorglich und ängstlich fast mit einer Kleinkinder- und Sonntagschule begonnen, aber der Feuereifer beider Scharnhorst'schen Damen konnte sich kein Genüge tun, und ehe noch viel Zeit ins Land gegangen war, war aus jenen ersten Anfängen auch schon ein Krankenhaus und bald danach auch ein Waisenhaus geworden.

Unter den vielen Gaben, die Johanna für ihren Beruf mitbrachte, war auch die des Erzählens. Sie wußte Geschichten aller Art mit einer ihr eigentümlichen, zu Herzen gehenden Einfachheit vorzutragen und dabei jeden Ton zu treffen, am glücklichsten vielleicht den humoristischen. Es war eine Lust, ihr zuzuhören, wenn sie Grimmsche Märchen oder Glaubrechts hübsche Geschichte von Küppels Michel erzählte.

Dieser heitre Zug, in den sich selbst ein Anflug von Ironie mischen konnte, sprach sich auch sonst noch in ihrem Wesen aus. Einmal hatt' ich Urlaub in meine westfälische Heimat genommen, schrieb von dort her und erhielt alsbald einige Zeilen, in denen es hieß: „Es freut mich, daß Sie so treulich an unser kleines und einsames Siethen denken, von dem ich Sie nur noch bitte, den lieben Ihrigen kein allzu sibirisches Bild entwerfen zu wollen.“ Sie kannte die komisch-falschen Vorstellungen, die man wenigstens damals noch in Süd- und Westdeutschland von der Mark Brandenburg unterhielt, und widerstand dem Anreize nicht, diese Vorstellungen zu persiflieren.

Ja, sie hatte diesen humoristischen Zug, aber er streute doch nur ein wenig von Frohsinn und Heiterkeit über ihr Leben aus, und

was sie, wenn wir über Feld gingen, am liebsten sah: ein weißes Mohnfeld mit ein paar roten Mohnblumen dazwischen — das war recht eigentlich sie selbst. Der Grundton ihrer Seele war elegisch und blieb es auch in ihrer glücklichsten Zeit.

In dieser standen wir jetzt in jenen Wochen und Monaten, die der Gründung der Anstalt unmittelbar folgten, und wie jegliches um uns her gedieh, so gedieh auch Fräulein Johanna selbst. Es erschien uns oft, als ob ihr unter immer neuer Arbeit auch neue Kräfte kämen. Sie sah frisch aus, frischer als sonst, und als nach einjähriger Tätigkeit ihr Geburtstag unter Teilnahme vieler lieber Gäste gefeiert wurde, flüsterte mir eine Nachbarin zu: „Wie blühend Johanna aussieht.“ Und es war so. Freilich täuschten diese blühenden Farben und bargen recht eigentlich die Gefahr, aber noch waren wir ahnungslos, und der Tag selbst verlief uns in ungestörter Freude. Die Kinder sangen ihre Lieder, und weil Johanna selber nicht singen konnte, sagte sie scherzend: „Ich könnte böse sein, keine Stimme zu haben.“ „Ach, du willst zuviel“, antwortete ihr ihr ehemaliger Lehrer und Erzieher in liebevollem Vorwurfe. „Man muß auch nicht alles haben wollen.“ So vergingen die Stunden in schöner und gehobener Heiterkeit, was ihr aber im Laufe des Tages die größte Freude gemacht hatte, das waren ein paar Spätrosen gewesen, die man ihr für den Geburtstagstisch, von den schon überschneitten Stämmen geschnitten hatte. Denn es war der 16. November.

Und der Winter verging, und der Frühling kam. Und als der Sommer da war, da war sie matt, so matt, daß sie, was sie sonst nicht kannte, zu Klagen begann. Auch von ihrem Tode sprach sie häufiger und bestimmte, welches Lied an ihrem Grabe gesungen werden solle. So ging es durch Wochen und durch Monate hin. Aber freilich auch hoffnungsreichere Stunden kamen wieder, und als im Juli die Tante Schlabrendorf in Gröben auf ärztlichen Rat ins Wildbad reiste, gehorchte Johanna gern dem Wunsche der alten Gräfin und schloß sich ihr als Begleiterin an.

Anfangs erhielten wir nur gute Nachrichten, sehr gute sogar, und mit einer großen und beinah kindlichen Freudigkeit sprachen ihre Briefe von ihren Erlebnissen, auch von den Auszeichnungen und Ermutigungen, die man ihr hatte zuteil werden lassen. „Und so sehen Sie denn, wieviel Liebes mir begegnet ist.“ „Aber“, so

hieß es eine Woche später, „es sind auch schwere Tage für mich angebrochen; ich habe sehen müssen, wie leicht es ist, mich aus der Sammlung heraus und in die Zerstreuung hinein zu bringen, und wie lieb ich noch die Welt habe. Die dunklen Tiefen unseres Herzens können uns ordentlich erschrecken, und ist kein anderer Trost als der einzig eine, daß Er, der diese Dunkeltiefen in aller Deutlichkeit erkennt, auch so viel Geduld und Liebe hat.“ Und daran reihten sich dann Worte der Sehnsucht nach Siethen und dem ihr liebgewordenen Wirkungskreise.

Das war Anfang September. Aber schon am 6. hörten wir allerlei Beunruhigendes über ihr Befinden, und am 9. eilte Frau von Scharnhorst an das Krankenbett ihrer Tochter. Sie fand sie besser, als zu hoffen gewesen war, und ich empfing gleich danach einen Brief, der dies bestätigte: „Johanna ist noch recht schwach, aber alles Fiebers unerachtet ruhig. Meine Pflege besteht eigentlich in nichts andrem, als sie vor allem Störenden zu hüten. Ich sitze neben ihr und wehre die Fliegen und richte dann und wann ein beruhigendes Wort an sie. Bitten Sie Gott, daß er uns gnädig ist und seinen Willen tut nach seinem Rat und nicht nach unserem verkehrten Denken.“

Und dieser Rat und Wille war, daß sie von uns genommen werden sollte. Wenige Tage, nachdem dieser Brief geschrieben, stellten sich heftige Fieberphantasien ein, in denen die Kranke wunderbare Gesichte hatte; sie sah Gott und Christum und sprach mit ihnen, und nach einer dieser Erscheinungen sagte sie fest und freudig: „Und wenn du gefragt wirst, ob die Herrlichkeit des Herren wirklich so groß sei, dann sage getrost und getreulich: ja.“

Wir aber waren daheim mit unseren Gedanken unausgesetzt um sie, geteilt zwischen Furcht und Hoffnung. Und auch am 13. Oktober abends versammelten wir uns alt und jung wieder in der erleuchteten Kirche zu Siethen und beteten unter vielen Tränen um Erhaltung ihres teuren Lebens. Aber um ebendiese Stunde ging ihre Seele in die ewige Heimat ein.

Ihre Hülle wurde nach Siethen übergeführt und im Beisein vieler Hunderte von nah und fern begraben. Auch das alte Fräulein von Goerke kam von Großbeuthen her herüber und sagte bewegt: „Es war doch ein reich gesegneter Tag, an dem sie auf diese Erde kam.“

Alles, was der Mutter noch an Lebensfreude geblieben war, war nun dahin, und das einfache Haus, das seitens der Tochter vor wenig Jahren erst zum Troste Verwaister gegründet worden war, es war jetzt wie mitgegründet für sie. Denn sie war auch verwaist, eine verwaiste Mutter, und der Tochter zu folgen der einzige Wunsch noch, der ihr Herz erfüllte. Sie sehnte sich nach Wiedervereinigung mit ihr, und als der Todesjahrestag gefeiert werden sollte, sagte sie: „Mir ist, als ob wir heut ihren Geburtstag feierten. Ich fühle mich fremd und allein hier und möchte sie doch nicht wiedersehen auf dieser armen Erde.“

Von Aufgaben war ihr nur noch eine geblieben: Ausführung alles dessen, was der Tochter einst ein Wunsch gewesen. Und sie begann damit. Aber eh ein Jahr um war, unterbrach ein neuer Todesfall das eben erst Begonnene: Die verwitwete Gräfin Schlabrendorf starb und hinterließ ihr, der Schwägerin, das Gröbener Erbe. Dies hätte nun unter Umständen eine Freude sein können, aber es entsprach wenig den Frau von Scharnhorstschen Ansprüchen und Neigungen, und von dem Augenblick an fast, wo sie das Erbe hatte, beschäftigte sie der Wunsch, es wieder los zu sein. Sie fühlte sich durch dasselbe nicht gefördert und gehoben, sondern nur beengt und gebunden in dem, was ihr einzig und allein noch in der Seele lag, und so kam sie zu dem Entschlusse, beide Güter zu verkaufen. Aber an wen? „Nur an einen Wohlhabenden“, so schrieb sie, „der meinen braven Leuten, wenn sie des Beistandes bedürftig sind, diesen Beistand auch leisten kann und leisten will — nur an einen wohlhabenden Mann von ehrenwerter und frommer Gesinnung will ich die Güter verkaufen, ohne Rücksicht auf einen höheren oder geringeren Preis.“ Einen solchen Käufer glaubte sie schließlich in Herrn von Jagow-Nühstätt, Erbjägermeister der Kurmark Brandenburg, gefunden zu haben, der denn auch nach längeren Unterhandlungen die beiden Güter für die Summe von 120 000 Talern an sich brachte. Sie selbst erhob nur noch den Anspruch, in Gröben das Herrenhaus beziehen und es auf Lebenszeit als ihren Witwensitz ansehen zu dürfen. Diese Bedingung wurde gern erfüllt, und im Frühjahr 1860 erfolgte Frau von Scharnhorsts Übersiedlung aus dem Herrenhause zu Siethen in das zu Gröben. Es wurd' ihr sehr schwer, dieser Umzug und Ortswechsel, und ich finde darüber in einem mir vorliegenden Schwesternbriefe das Folgende: „Frau

v. S. ließ mich rufen, und wir waren nun das lektmal in dem traulichen Siethener Herrenhause zusammen, in dem sie vierunddreißig Jahre lang in Segen gewirkt hatte. Sie war sehr ernst, las mit mir das 42. Hauptstück aus Thomas a Kempis Nachfolge Christi und rief dann ihre Leute herein, um sich von ihnen zu verabschieden. Alles weinte. Danach erhob sie sich, sah sich noch einmal in den alten Räumen um und ging endlich, meine Hand ergreifend mit mir nach dem Asylhause hinüber. Da legte sie sich nieder und erst, als sie wieder Fassung gewonnen hatte, fuhr sie nach Gröben, das nun wider ihren Willen ihr neues Heim geworden war.“

In diesem lebte sie noch sieben Jahr, all jenen Aufgaben hingegen, die die schöne Hinterlassenschaft ihrer Tochter Johanna bildeten. An die Stelle des alten Fachwerkhauses in Siethen, das fünf Jahre lang und länger als Zufluchts- und Pflegestätte gedient hatte, trat ein massiver Neubau, der den Namen „Labeahaus“ erhielt. Auf dem Kirchhof ebendasselbst entstand eine Grabkapelle nebst einer daran anschließenden geräumigen Leichenhalle; vor allem aber wurd' ein Kapital angesammelt und deponiert, aus dem nach Ablauf einer bestimmten Frist ein Pfarrhaus und eine selbständige Siethener Pfarre gegründet werden sollte. Die Durchführung all dieser Pläne bot ihr das, was ihr ein immer einsamer werdendes Leben überhaupt noch bieten konnte: den Trost und die Freude der Arbeit. Ebenso wuchs ihre Liebe zu den Kindern, deren Heiterkeit sie suchte, wie der Fröstelnde die Sonne sucht.

Endlich aber war die Stunde da, nach der sie sich seit lange gesehnt. „Als ich von Siethen herüberkam und ihre Hand faßte, kannte sie mich nicht mehr; sie war ohne Bewußtsein. Der Geistliche las ihr, wie sie's in gesunden Tagen eigens gewollt hatte, Bibelsprüche vor, von denen sie den schönen Glauben unterhielt, daß dieselben auch ihren umnachteten Geist durchdringen, ihr Herz erheben und Trost und Heil ihr spenden müßten. Und unter diesen schönsten und schlichtesten Litaneien schlief sie hinüber.“

„An geistiger Bedeutung“, so darf ich brieflichen Mitteilungen entnehmen, „stand Frau von Scharnhorst der Gräfin Leo Schlabrendorf nach, aber sie war dieser an Gemüt und Zartheit überlegen. Und dieser Zartheit unerachtet auch an Originalität. Es war dies der Schlabrendorfsche Zug in ihr, etwas Geniales, Sprung-



haftes und Blitzendes, das, so gemildert es auftrat, doch gelegentlich an den exzentrischen Vater erinnerte.

Ihrer Liebenswürdigkeit vermochte nicht leicht wer zu widerstehn, und Personen gegenüber, zu denen sie sich hingezogen fühlte, zeigte sie sich von einer Anmut, von der schwer zu sagen war, ob sie mehr aus ihrer Gefühls- oder ihrer Denkart entsproß. Sie hatte den ganzen Zauber der Wahrhaftigkeit und einer christlich edlen Gesinnung.

Am ausgesprochensten aber erwies sich ihr Wesen in ihrer Pflichterfüllung und Hingebung, die vielfach den Charakter absoluter Selbstverleugnung an sich trug. Es war ihr Bedürfnis, ihr eignes Glück dem andrer zum Opfer zu bringen. Vielleicht (wenn dies je möglich ist) ging sie hierin um einen Schritt zu weit.“

Ein andrer Zug ihres Charakters war ihre Gleichgültigkeit gegen irdischen Besitz, ja fast ihre Verachtung desselben, und noch ihre letzten Lebensjahre gaben einen glänzenden Beweis davon. In derselben Stunde fast, in der seitens des Herrn von Jagow die Kaufsumme für Gröben und Siethen an sie gezahlt worden war, erschien ein Anverwandter vor ihr, um ihr seine Verlegenheiten zu schildern. Verlegenheiten, die nicht klein waren und ungefähr wenigstens an die Höhe der eben empfangenen großen Summe heranreichten. Einen Augenblick zögerte sie, weil die Plötzlichkeit und Berechnetheit des Überfalls ihr eine nur zu begreifliche Mißstimmung bereitete, dann aber holte sie mit nervöser Hast alle die kaum erst in ihren Taschen untergebrachten Päckchen aus ebendiesen Taschen wieder hervor und schob sie hastig und stoßweise dem fast eben so verdußt wie glücklich und verhimmelnd Dastehenden zu, der aus jeder dieser Bewegungen entnehmen mußte, daß sie das Geld aber freilich auch den Empfänger so bald wie möglich los zu sein wünsche.

Hieran knüpf' ich noch, was ich den Aufzeichnungen einer schon an anderer Stelle zitierten Kaiserswerther Schwester entnehmen konnte: „Mit Frau von Scharnhorst zu verkehren oder sie zu kennen, ohne sie zu lieben, wäre für jeden Menschen unmöglich gewesen. Wenn eins unserer Kinder erkrankte, bestand sie darauf, die Nachtwachen mit uns zu teilen. Ein andermal, als Fräulein Johanna noch spät am Abend nach einem eine Stunde Wegs entfernten Dorfe gerufen wurde, wollte sie die Tochter bei so später Stunde den einsamen Weg nicht machen lassen, und als diese hinwiederum nicht

abließ, auf die Hilfe hinzuweisen, die zu bringen ihre Pflicht sei, ging die Mutter selbst, aller Tagesmüdigkeit unerachtet.

„Unter dem vielen, was ihr oblag, war auch das Oekonomische, die gesamte Wirtschaftsführung, und es zählte mitunter zu den aller-schwierigsten Aufgaben, alle Kranken und sonstigen Hausinsassen aus ihrer, der Frau von Scharnhorst Küche, mit zu versorgen. Als ich dann später selbst das Wirtschaftliche lernte, schien es mir mitunter, als verführe sie zu peinlich und akkurat und mache mir die Lehrzeit schwerer als nötig. Aber später hab' ich einsehen gelernt, wie dankbar ich ihr gerade für diese strenge Schule zu sein hatte.

„Schön war auch das an ihr, daß sie durch Enttäuschungen und Fälle von Vertrauensbruch — immer vorausgesetzt, daß es ein Sachliches war und nicht allerummittelbarst ihre Person traf — in ihrem Allgemeinvertrauen nicht erschüttert wurde. Sie beklagte dann wohl das einzelne Vorkommnis, aber ließ es keinen Einfluß auf ihre nur auf Trost und Hilfe gerichteten Entschlüsse gewinnen.“

Selbstverständlich mischten sich auch menschliche Schwächen in ihr Tun, und das Nachstehende, das mir von andrer Seite her zugeht und ihrem Bildnis ein paar Schattentöne gibt, wird dasselbe nur um so sprechender und anziehender machen.

„Unzweifelhaft, Frau v. S. war eine durchaus vornehme Natur und ausgerüstet mit allen Tugenden eines edlen und großmütigen Herzens. Aber eines fehlte ihr: die rechte Freude der Seele, was ich doch mehr als einmal als einen wirklichen Mangel empfunden habe. Sie stand nicht nur in der Melancholie, nein, sie pflegte sie direkt, und das alte Fräulein von Goergke traf es durchaus, als sie mal in ihrer humoristisch-treuerherzigen Weise sagte: „Frau Johanna fühlt sich nur wohl, wenn sie neben ihrer alltäglichen Sorge noch ein ganz besonderes Unglück in der Tasche hat.“ In der Tat, es war ihr von Jugendtagen an viel auferlegt worden, indessen doch nicht so viel, daß nicht ein glücklicheres Naturell es hätte bemeistern können. Sie wollt' es aber nicht und suchte nur umgekehrt nach allem Bitteren des Daseins, das für sie längst das Süße geworden war. In ihrem feinen Nervenleben auf jedes Kleinste reagierend, leicht empfindlich und verletzt, und als echte Schlabrendorf auch Stimmungen und selbst Launen unterworfen, gelang es ihr nicht, zu jenem schönen Frieden der Seele durchzubringen, nach dem sie sich beständig sehnte. Sie verzieh Kränkungen völlig, aber sie ver-

gaß sie nicht, und so blieb ihr beständig ein Stachel im Gemüte, der sein Wesen dadurch nicht einbüßte, daß er sich zumeist und in erster Reihe gegen sie selber richtete. So wurde sie denn, alles Kämpfens und Strebens unerachtet, von Jahr zu Jahr immer bitterer, und viele kleine Züge legen Zeugnis davon ab. Einer, als besonders charakteristisch, mag hier eine Stelle finden. Es existierten zwei Bilder von ihr, die der Düsseldorfer Professor Hildebrandt in den Tagen seiner und ihrer Jugend gemalt hatte. Das eine dieser Bilder besaß sie selbst, das andere war eine Kopie, die sich ihr Bruder, Graf Leo, bei demselben Maler bestellt hatte. Auch dies zweite Bild kam in ihren Besitz, als sie nach dem Tod ihrer Schwägerin, der Gräfin Emilie von Schlabrendorf, die Gröbner Erbschaft angetreten. Aber davon ausgehend, daß ihr Andenken und Gedächtnis in keinem Herzen, ihre Siethner Gemeinde vielleicht ausgenommen, liebevoll fortleben werde, war es ihr widerwärtig, ihre Bilder in die Hände fremder und gleichgültiger Menschen übergehen zu sehen. Und so ließ sie denn im Sommer 1866, in demselben Sommer, der ihrem Tode vorausging, beide Bilder wohlverpackt in eine Gondel bringen, stieg selbst hinein, fuhr mitten auf den Gröbner See hinauf und versenkte sie daselbst. Mit den Bildern zugleich allerhand Brieffschaften und Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit.“

Auf dem Siethner Kirchhofe ruht sie neben der ihr vorausgegangenen Tochter, und die Schöpfungen beider umstehen ihr Grab. An den Schluß ihrer Lebensschilderung aber stell' ich folgende Worte: „Zu dem seltenen Glück einer harmonischen Übereinstimmung in Lebensauffassung, häuslichem Verkehr und Freundesumgang gesellte sich hier als seltenste der Gnaden eine jeden Tag neu gesegnete Tätigkeit, eine Wirkungssphäre, wie sie sich einer stillen und hingebenden Liebe zwar nicht ohne Müh und Arbeit, aber doch ihrer ganzen Natur nach fast wie von selber erschloß.“

### III

#### Gröben und Siethen jetzt

Herr Karl von Jagow, Erbjägermeister der Kurmark, hatte, wie hervorgehoben, Gröben und Siethen im Herbst 1859 erworben. Er blieb aber persönlich auf seiner väterlichen Besizung Rühstädt

bei Wilsnack in der Priegnitz und übertrug die Verwaltung der beiden Teltowgüter einem ausgezeichneten Landwirte, der denn auch ohne Verzug allerlei Verbesserungen einleitete. Diese waren in der That nötig geworden, da seit dem Tode Graf Leos alles zurückgegangen oder doch ins Stocken geraten war. Das Interesse der Frauen drehte sich eben um andere Fragen als landwirtschaftliche. Mit Wiesenkulturen und Bruchentwässerungen, an die sich bald auch eine lohnendere Behandlung der Forstreviere schloß, wurde begonnen, und in rascher Reihenfolge folgten Wirtschaftsgebäude, Tagelöhnerhäuser und Etablissements aller Art. Auch eine neue Brennerei ward als unerläßlich hergerichtet, da das, was sich aus alter Zeit her noch so nannte, kaum noch diesen Namen verdiente.

Zugleich aber war der Wunsch des Herrn von Jagow, eines Besitzes wieder los und ledig zu sein, der viel Anforderungen und wenig Erträge mit sich brachte, von Jahr zu Jahr gewachsen, und er verkaufte deshalb beide Güter im Jahre 1879 für die Summe von 180 000 Talern an den Engros-Kaufmann Badewitz in Berlin. Seitens dieses letzteren ist, der kurzen Spanne Zeit unerachtet, bereits viel geschehen und (um nur eines zu nennen) ein geschmackvolles und modernen Ansprüchen mehr entsprechendes Herrenhaus in Siethen errichtet worden.

#### Gröben jetzt

Gröben gilt bei seinen Bewohnern und fast mehr noch bei seinen Sommerbesuchern als ein sehr hübsches Dorf. Ich kann aber dieser Auffassung, wenn es sich um mehr als seine bloße Lage handelt, nur bedingungsweise zustimmen. Gröben hat ein märkisches Durchschnittsansehen, ist ein Dorf wie andre mehr, und alles was als bemerkenswert hübsch in seiner Erscheinung gelten kann, ist seine von einem hohen Fliedergebüsch, darin die Nachtigallen schlagen, umzirkte Kirche.

Diese Kirche wurde gegen Schluß des 13. Jahrhunderts erbaut und zwar aus Feldstein, wie die meisten unserer Dorfkirchen aus jener Epoche. Wie viele Wandlungen dieselbe während einer vielhundertjährigen Zeit erfahren hat, ist schwer festzustellen, und ich beschränke mich auf Hervorhebung der zuletzt erfolgten. Es war dies ein vollständiger Um- und Neubau, der in den fünfziger Jahren auf Veranlassung der Gräfin Schlabrendorf geb. v. Nyssel durch

den damaligen Baumeister, jetzigen Geheimen Baurat Adler begonnen und 1860, zwei Jahre nach dem Tode der Gräfin beendet wurde. Baumeister Adler, bekanntlich auch Archäolog, hatte sich seiner Aufgabe pietätvoll unterzogen und nicht nur das alte Feldsteinmauerwerk aus dem 13. Jahrhundert beibehalten, sondern auch alles Neuherzustellende, wie Kanzel<sup>1</sup>, Altar, Taufbecken, dem frühgotischen Stile jener Epoche nachzubilden gewußt. In ebendiesem Stile wurde zuletzt auch eine jetzt rechts neben dem Altar hängende, vom Generalleutnant Grafen zu Dohna herrührende Tafel gestiftet, auf der wir folgender Inschrift in Goldbuchstaben auf dunklem Grunde begegnen: „Frau Gräfin Emilie von Schlabrendorf, geb. v. Nyffel, stiftete durch Testamentslegat den Neubau der Kirche. Frau Johanna von Scharnhorst, geb. Gräfin v. Schlabrendorf ließ den Bau der Kirche ausführen und 1860 vollenden.“

Von so bemerkenswerter Schönheit alle diese Details sind, so werden sie doch an Interesse von dem übertroffen, was seitens des Baumeisters aus der alten Kirche mit in die neue hinübergenommen wurde: Grabsteine, Glasfenster, Schildereien.

An Grabsteinen war, als es an ein Abtragen und Niederreißen ging, eine Fülle vorhanden, die nur noch durch die Fülle von Särgen übertroffen wurde, die dicht nebeneinander in einer unterm Altar in Kreuzesform angelegten Gewölbereihe standen. Alle diese Gewölbe, weil sie mit Einsturz drohten, mußten zugeschüttet werden, und so kam es, daß uns verschiedene mit mehr oder weniger interessanten Inschriften und Emblemen versehene Säрге verloren gingen. Von den Grabsteinen dagegen sind uns an zehn oder zwölf erhalten geblieben, die der Mehrzahl nach in den Chorumgang ein-

<sup>1</sup> An dieser in Portlandzement ausgeführten Kanzel befinden sich die Statuetten von Luther, Melancthon und Kalvin, was unmittelbar vor Einweihung der Kirche eine Kontroverse herbeiführte. Da Gröben von den Tagen der Reformation an immer lutherisch gewesen war, so protestierte der Geistliche trotz seiner intimen Stellung zur Patronin aufs entschiedenste gegen die Zulassung Kalvins. Aber Frau von Scharnhorst bestand darauf und drang mit ihrem Willen durch. Es scheint mir indessen unzweifelhaft, daß der Geistliche (Pastor Henschke, Freund und Erzieher Fräulein Johanna's) im Rechte war. Es würde doch beispielsweise sehr auffallen und dem entschiedensten Widerspruch aller reformierten Geistlichen begegnen, wenn seitens einer zufälligen Majorität unserer „Kolonie“ plötzlich der Beschluß gefaßt werden sollte, die Statue Luthers an den Kanzeln unserer französisch-reformierten Kirchen anzubringen.

gemauert, eine malerische Nischenwand hinter dem Altar bilden. Alle sind vorzüglich erhalten, und wenigstens eines derselben mag hier eingehender gedacht werden. Es ist dies der Grabstein eines jungen, schon in den Kirchenbuchauszügen erwähnten Schlabrendorfs, der bei Mollwitz fiel. Die Inschrift lautet: „Steh Sterblicher und betrachte die unvergängliche Kron', welche erlanget hat der Hochwohlgeborene Ritter und Herr, Herr Johann Christian Siegmund von Schlabrendorf, Sr. K. Majestät in Preußen bei Dero Infanterie unter dem hochlöblichen Regiment Sr. Excellenz des Herrn Generallieutenants v. d. Marwitz hochverdienter Lieutenant, Herr der Güter Groeben, Beuthen, Jütchendorf und Wasmannsdorf, welcher den 20. Dezember 1711 auf dem Hause Groeben geboren und den 10. April 1741 in der zwischen der Preussischen und der Osterreichischen Armee bei Mollwitz in Schlesien vor-gefallenen scharfen Aktion, in der auf Seiten der Preussischen der Sieg geblieben, durch einen Musquetenschuß, so ihn durch den Kopf getroffen, für Gottes, des Königs und des Vaterlandes Ehr' und Rechte, seinen Heldegeist aufgegeben, nachdem er sein Alter gebracht auf 29 Jahr und 4 Monat.“

Ein anderer Schlabrendorf, der 55 Jahre früher vor Ofen fiel und auch ebendasselbst begraben wurde, hat selbstverständlich keinen Grabstein in Gröben sondern nur eine Gedächtnistafel mit einer Malerei darüber. Man sieht einen Fluß (die Donau), an dessen Ufer hüben und drüben zwei bastionsartige Festungswerke: Pest und Ofen, liegen. Über dem einen Festungswerke steht eine große, rauchumhüllte Feuerkugel, die mutmaßlich als eine platzende Bombe gelten soll. Eine naive symbolische Darstellung eines durch Bombardement erlittenen Todes. Darunter steht: Der hochedelgeborene Herr, Herr Gustavus Albertus von Schlabrendorf, ist geboren Anno 1665 den 21. Juni, sein Leben aber hat er beschlossen am 15. Juli Anno 1686 als Fähnrich und tapfrer Soldat in Sr. Churfürstlichen Durchlaucht von Brandenburg Armee vor der Festung Ofen in Ungarn.

So griff der tapfre Held zugleich den Erbfeind an,  
 Sein unerschrockner Muth ließ seine Kraft nicht fallen,  
 Es war ihm nur zur Lust Carthaunen hören knallen,  
 Und rühmet jedermann, was dieser Held gethan.

Wohl, seine Tapferkeit nun auch sein Leben zeigt,  
Das er fürs Vaterland beherzt hat hingegeben,  
Es soll sein Nam' und Ehr bei Mit- und Nachwelt leben,  
Unsterblich Der des Ruhm bis an die Wolken steigt.

Soviel über die Schildereien und Grabsteine. Wichtiger ist das schon erwähnte Glasfenster mit dem Schlabrendorffschen Wappen und der Bischofsmütze darüber, das mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Geschenk des Havelberger Bischofs, Johann von Schlabrendorf, anzusehen ist. Außer seinem historischen Interesse hat es auch ein kunsthistorisches, insofern es uns ein Beispiel (deren es wohl nicht allzu viele mehr geben dürfte) von der Art und Weise der zu Beginn des 16. Jahrhunderts in unsrer Mark in Übung gewesenen Glasmalerei gibt.

Aus der Kirche schreiten wir nunmehr dem Dorfausgange zu, wohin der Kirchhof ums Jahr 1811 verlegt wurde. Schon das Jahr darauf empfing der neue Begräbnisplatz ein Sandsteinmonument, dessen auffallende Stattlichkeit sich bei der in den Kriegsjahren überall herrschenden Armut einzig und allein aus der Aufregung erklären läßt, die damals in Veranlassung eines besonderen Unglücks- und Todesfalles in der Gröbener Gemeinde hervorgerufen wurde. Noch jetzt lebt die Geschichte fort und wird mit mutmaßlichen Ausschmückungen wie folgt erzählt:

Es war die Zeit, wo wieder wie alljährlich das zu drei, vier Stämmen zusammengeholzte Floßholz in langer langer Linie die Nuthen herunterkam, um erst bei Potsdam in die Havel und dann bei Havelberg in die Elbe zu gehn. Und wie gewöhnlich hatte man auch diesmal wieder allerlei Mannschaften an Bord kommandiert, die mit Rudern und Stangen in der Hand durch beständiges Abstoßen vom Ufer das Auf- und Festfahren des Floßholzes hindern mußten. Es waren ihrer elf, lauter junge Bursche von Trebbin und Thyrow her, darunter auch des Gröbener Kiezer-Schülzen ältester Sohn. Denn Gröben, trotzdem es nur ein kleines Dorf ist, hat doch ein wendisches Anhängsel, einen „Kiez“, auf dem die Fischer wohnen bis diesen Tag. Und auf dem Flosse war gute Zeit, und immer die, die nicht Dienst hatten, hatten sich's bequem gemacht und lagen auf Strohbindeln in einer großen Bretterhütte. Da vergnügten sie sich und trieben allerlei Kurzweil und trieben es arg. Es war

aber Sonntag, und um die neunte Stunde zog ein Wetter herauf, wie noch keines hier gewesen, und war ein Blitzen, als ob feurige Laken am Himmel hingen. Und einer, dem es bang ums Herz wurde, war vor die Hüttentür getreten und betete zu Gott, daß er sich ihrer erbarmen und ein Ende machen und ihnen den erlösenden Regen schicken möge. Denn es war ein Trockengewitter und noch kein Tropfen gefallen. Des Kiezer-Schulzen Sohn aber und ein Kossätensohn aus Thyrow, die verspotteten ihn und luden ihn wieder hinein (hell genug sei's ja), da wollten sie knöcheln. Und sie fingen auch an, und der Thyrower warf dreizehn, weil ihm der eine Würfel zersprang. Aber im selben Augenblicke fuhr es auch nieder und war Blitz und Schlag, und alles entsetzte sich und stob auseinander — alles was in der Hütte gelegen hatte. Nur die beiden Spötter nicht, die lagen tot auf dem Floß und lagen da bis an den andern Morgen, wo man sie zu holen kam. Auch von Thyrow kamen welche. Des Kiezer-Schulzen Sohn aber kam auf den Gröbener Kirchhof und war der erste, den sie da begruben, und kriegte den Stein und die Inschrift darauf.

Fast unmittelbar neben diesem Stein ist die Grabstätte Graf Leo Schlabrendorfs und seiner Gemahlin. Es ist ein umgitterter Platz, und der Sockel eines in Sandstein ausgeführten Kreuzifixes, das zu Häupten beider Gräber steht, trägt folgende Doppelinchrift: (Links) Ernst Leopold Graf von Schlabrendorf zu Groeben, geb. 13. Mai 1794, gest. 27. Juli 1851. (Rechts) Caroline Christiane Emilie Gräfin von Schlabrendorf, geb. v. Nyssel, geb. 4. Oktober 1797, gest. 2. September 1858.

Das Kreuzifix ist einer süddeutschen Arbeit nachgebildet und zeichnet sich durch Stil und Schönheit aus. Seine vergoldeten Nägelknöpfe fielen ein paar vorüberziehenden Strolchen zum Raube, die hier mit frecher Hand eine Verstümmelung übten; aber die Verstümmelung hat dem Heilandsbild in nichts geschadet, und nur ernster und ergreifender sprechen seitdem seine dunklen Male.

#### Siethen jetzt

Auch Siethen hat nur ein märkisches Durchschnittsansehen, verfügt aber ebenso wie Gröben über Denkmäler, alte und neue, von einem gewissen historischen Interesse. Dahin gehören die Kirche,



der Kirchhof und vor allem auch die Stiftungen, die die beiden Scharnhorst'schen Frauen, Mutter und Tochter, hier ins Leben riefen.

Unter diesen Stiftungen steht das 1855 interimistisch, in seiner gegenwärtigen Gestalt aber erst 1860 als Erziehungs- und Waisenhaus gegründete Labeahaus obenan. Es ist ein schlichtes, einstöckiges Gebäude, das baulich wenig auffällt. In einem Vorgarten spielen Kinder und überraschen ebensosehr durch den freundlichen Ausdruck ihrer Augen, wie durch die Sauberkeit und Gleichförmigkeit ihrer Tracht. Über das Walten in diesem Hause, desgleichen über die Bestimmung, Einrichtung und Ausschmückung seiner Räume geh' ich hinweg und begnüge mich, eines Bildes Erwähnung zu tun, das in dem in Front gelegenen Empfangszimmer hängt. Es ist ein von dem Maler Professor Nemy herrührendes Bildnis Fräulein Johannas in Diakonissentracht, aus dem all das spricht, was ihr Wesen ausmachte: Güte, Demut, frommer Sinn und eine dem Irdischen bereits abgewandte Freudigkeit. Auch jene blühenden Farben fehlen nicht, die mehr als damals geahnt auf eine nur kurze Pilgerschaft hindeuteten.

Gegenüber dem Labeahause liegt die (wie die Gröbensche) wohl auch dem dreizehnten Jahrhundert entstammende Feldsteinkirche. Während aber die Gröbner in den fünfziger Jahren einen Neubau erfuhr, erfuhr die Siethner eine bloße Renovierung. Diese richtete sich unter anderm auch auf Wiederherstellung der sehr malerischen aber zum Teil verblaßten und unscheinbar gewordenen Wappenschilder, die die Wandung der Emporen umkleideten und ungefähr einer Namensaufzählung aller Familien, mit denen die Schlabrendorfs einst versippt und verschwägert waren, entsprachen. Aus der Reihe dieser Familien nenn' ich nur folgende: Pfuël, Hake, Katte, Waldenfels, Wuthenow, Schlieben, Putliz, Krummensee, Burgsdorff, Schulenburg, Thümen, Blumenthal, Schöning, Arnim, Wedel, Bellin. Aber minder gekannte geh' ich hin und hebe nur noch hervor, daß es die beiden Rusinen: Johanna von Scharnhorst und Agnes von Scharnhorst waren, die sich dieser mühevollen und Jahr und Tag in Anspruch nehmenden Arbeit unterzogen.

Aus der Kirche treten wir auf den schönen im Schutze prächtiger Bäume gelegenen Kirchhof hinaus und werden an seiner nordwestlichen Einfassungsmauer eines ansehnlichen, in romanischem Stile

gehaltenen Baues ansichtig, der unsere Neugier weckt. Auf unsere Frage hören wir, daß es die schon erwähnte Grabkapelle samt Leichenhalle sei, die Frau von Scharnhorst — auch darin einem von der Tochter geäußerten Wunsche willfahrend — um das Jahr 1860 und zwar unter Aufwand ziemlich bedeutender Mittel errichtet habe. Zu Nutz und Frommen der Siethner, aber — nur in Absicht und Vorstellung. In Wirklichkeit ist noch kein Toter aus Siethen in diese Halle gestellt und noch kein Totengebet über ihn hin in der unmittelbar anstoßenden Kapelle gesprochen worden.

Und hier ist nunmehr die Stelle gegeben, wo Kritik geübt werden muß, ich weiß nicht, ob mehr an den Siethnern oder an den zwei frommen Frauen.

Dieser letzteren Tun und Wirken war unzweifelhaft in hohem Maße segensvoll und förderte nicht bloß, wie sich statistisch nachweisen ließe, jegliches Gute sondern stimmte die Dorfbevölkerung auch zu ganz aufrichtigem und in mehr als einem Falle zu geradezu bewunderndem Dank. An dieser erfreulichen Hauptsache wird nichts geändert. Aber andrerseits gingen beide Damen in ihrem Hochfluge gelegentlich zu weit, und wie Kaiser Joseph einst dem österreichischen Volke mehr Aufklärung gab, als es haben wollte, so gaben hier die Scharnhorst'schen Damen ihren Siethnern ein Maß von Fortschritt, Wohltat und Hilfe, das über das Verständnis und jedenfalls über Wunsch und Bedürfnis all derer hinausging, die dadurch beglückt werden sollten. Beide Damen verkannten die bäuerliche Natur, unterließen es, die Macht der Gewohnheit und Sitte gebührend in Rechnung zu stellen, und scheiterten deshalb in allem, was über die direkte persönliche Hilfe hinauslag und im besten Sinne reformatorisch gemeint, aufs Allgemeine hin angesehen sein wollte.

Dies zeigte sich bei jeder ihrer Stiftungen: bei Grabkapelle, Leichenhalle, Labeahaus, und zwar in immer gleicher oder doch verwandter Weise.

Die Grabkapelle samt Leichenhalle war darauf berechnet, namentlich bei Typhusepidemien, vor den Gefahren der Ansteckung zu schützen. Aber das war lediglich im Sinne der Humanität und keineswegs im Sinne der Siethner gedacht. In Siethen verstieß es gegen das Herkommen, und jeder Tagelöhner und Büdner sagte: „Gefahr hin, Gefahr her. Es paßt sich nicht und ist schlecht und

feige, solcher Gefahr aus dem Wege gehen zu wollen. Unser Vater oder Kind ist nun tot, ist uns genommen nach Gottes Willen, und ob wir's bequem haben oder nicht, dieser Tote, solange er über der Erde, gehört in unser Haus, und uns liegt es ob, an seinem Sarge zu wachen, unbekümmert darum, ob er uns nachzieht oder nicht.“ Es mag dies vor dem Verstande schlecht bestehen, vor dem Herzen desto besser, und ich habe nicht den Mut, einer Gemeinde zu großen, die lieber ihre Leichenhalle zerfallen sehn als ihre Toten vor dem Begräbnis aus dem Auge lassen will.

Ein Ähnliches ist es mit dem Tabeahaus. Es kommt — darin seine Bestimmung erfüllend — allerdings Armen- und Waisenkindern zugut, aber immer nur Waisenkindern aus dieser oder jener oft sehr entfernten Stadtgemeinde, während noch kein Siethner Kind als Pflegling in das Haus aufgenommen werden konnte, selbst dann nicht, wenn beide Eltern weggestorben waren. Es ist eben in solchem Falle der nächsten Anverwandten Amt und Ehrensache, für die Verwaisten einzutreten, und sie würden sich mit einem nicht zu tilgenden Makel behaften, wenn sie sich dieser Pflicht entschlagen wollten.

Und ablehnend wie gegen Tabeahaus und Leichenhalle verhalten sich die Siethner auch gegen die Wohlthat einer selbständigen Pfarre, trotzdem ihnen, wie schon hervorgehoben, ein sehr bedeutendes und vollkommen ausreichendes Kapital zu diesem Zwecke zugesichert wurde. Hier spricht nun freilich außer Gewohnheit und Pietät auch noch ein drittes und viertes mit: Argwohn und unendliche Schlaueit. Aus Tradition und eigener Erfahrung weiß der Bauer, daß sich an jedes Geschenk über kurz oder lang eine Pflicht zu knüpfen pflegt, und dieser aus dem Wege zu gehn, ist er unter allen Umständen entschlossen. Ein Pfarrhaus ist bewilligt worden, gut; aber es kann doch eine Zeit kommen, ja, sie muß kommen, diese Zeit, wo die Fenster im Pfarrhause schlecht, die Staketenzäune morsch und die Dachziegel bröcklig werden. Und wer tritt dann ein? Von wem erwartet man dann die Hilfe? Natürlich von der neuen Kirchengemeinde, der der neukreierte Herr Pfarrer nunmehr vielleicht seit lange schon, seit einem Menschenalter und länger in Ehren und Würden vorgestanden hat. Und das will der Bauer nicht. Er weiß nichts von *timeo Danaos*\*, aber er hat alle darin verborgene Weis-

\* ich fürchte die Danaer(geschenke).

heit und Vorsicht in seinem Gemüte, und jederzeit abgeneigt den Beutel zu ziehen, auch wenn es sich erst um weit, weit ausstehende Dinge handelt, bleibt er lieber Filial, als daß er sich der Auszeichnung eines eignen Pfarrsitzes<sup>2</sup> erfreuen sollte.

Der Kirchhof, auf den wir jetzt zurücktreten, ist reich an Steinen und Kreuzen, auf denen einzelne klangvolle Namen zu lesen sind. „Ernst Carl Leopold von Uslar-Gleichen“ und an anderer Stelle: „Hier ruht Frau Clara von Chaumontet, geb. Gräfin zu Dohna.“ Beide waren Scharnhorst'sche Verwandte, die hier vom Tod überrascht oder doch zu früher Lebensstunde von ihm gebannt und festgehalten wurden.

Aber auch solche ruhen hier, die der Tod an diese Stelle nicht unerbittlich bannte, sondern die sich's umgekehrt als einen letzten Wunsch ausbaten, hier ruhen zu dürfen. „Ihrem Wunsche gemäß ruht hier Sophie Elisabeth Luise Honig, geboren zu Berlin den 17. März 1790, gestorben ebendasselbst den 21. November 1843.“ Ihr Vater hatte Siethen bis Ende des Jahrhunderts besessen, und in Kindertagen hatte sie hier gespielt. Hier zwischen den Gräbern. Es war ihr in Erinnerung geblieben, und nun verlangte sie's nach dieser Stelle, der einzigen vielleicht, an der sie glücklich gewesen war.

Eine größere, von einem Eisengitter eingefasste Grabstätte liegt in der Mitte des Kirchhofs, fast dem Labeahause gegenüber. Es ist die Stätte, wo beide Johanna von Scharnhorst's, Mutter und Tochter ruhn. Ein Steinkruzifix wie das Gröbensche steht zu beider Häupten, und nur zu Füßen des Gekreuzigten erhebt sich an dieser Stelle noch eine zweite Figur: Eine betende Maria. Blumen und Efeu wachsen über die Gräber hin, und Trauereschen umstehen das Gitter. In den Sockel des Kruzifixes aber sind folgende Namen und Daten eingetragen: „Johanna von Scharnhorst, geborne Gräfin v. Schlabrendorf, geboren am 22. April 1803, gestorben am 6. Januar 1867.“ Und links daneben: „Johanna von Scharnhorst,

<sup>2</sup> Während der Verhandlungen, die bereits vielfach über die Pfarrgründungsfrage stattgefunden haben, ist es bis jetzt ganz unmöglich gewesen, den Bauer aus dem Sattel zu heben. Auf die Bemerkung: „Und Ihr werdet dann auch nicht länger nötig haben, Eure Kinder bei Winterwetter eine halbe Meile weit zum Konfirmationsunterricht zu schicken“, antwortete man einmütig: „Ei, auf diese zwei Tage freuen sich ja die Kinder die ganze Woche; da haben sie Schlitterbahn und Schneeballen sich und kommen immer frisch und munter nach Hause.“

den 16. November 1825 zu Trier geboren, den 13. Oktober 1857 zu Wildbad dem Herrn entschlafen.“

Und nun nehmen wir Abschied und schreiten ohne weitre Säumnis aus dem Dorf auf die schmale Dammstelle zu, die genau halbenwegs zwischen den Schwesterdörfern eine mit wenig Bäumen bestandene Landenge bildet und nach rechts hin einen Blick auf den Siethner und nach links hin auf den Gröbener See gestattet.

In gleicher Schönheit breiten sich beide vor uns aus, aber während der mehr flachufrige Gröbener See sich endlos auszudehnen und erst am Horizont inmitten einer im blauen Dämmer daliegenden Hügelkette seinen Abschluß zu finden scheint, ist der Siethner enger und dichter umstellt, und die Parkbäume neigen sich über ihn und spiegeln sich darin. Auf beiden aber ruht derselbe Frieden und dieselbe Schwermut. Und diese Schwermut ist ihr Zauber. Ein matter Luftzug geht, und nur matter noch geht und klappert die Mühle. Die Wasserente taucht, und aus der Lannenschonung steigt ein Habicht auf, um die letzten Sonnenstrahlen einzusaugen, setzt aber verflimmert es rot und golden im Gewölk, und im selben Augenblicke schießt er wieder ins Dunkel seiner Jungtannen nieder.

Auch die Mühle schweigt und der Wind. Und alles ist still.

## Der Scharnhorst-Begräbnisplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof

„Grüß euch Gott, ihr teuren Helden!  
Kann euch frohe Zeitung melden:  
Unser Volk ist aufgewacht.  
Deutschland hat sein Recht gefunden,  
Schaut, ich trage Sühnungswunden  
Aus der heiligen Opfer Schlacht.“  
Max von Schenkendorf

Johanna von Scharnhorst ruht auf dem Dorfkirchhofe zu Siezthen, alle anderen v. Scharnhorsts aber, Kinder wie Enkel, ruhen auf dem Invalidenkirchhofe zu Berlin und zwar in einem Halbkreis um das ihrem berühmten Vater, beziehungsweise Großvater ebendasselbst errichtete Grabdenkmal her.

Dies Grabdenkmal entstand in den zwanziger Jahren, einer Gegenströmung unerachtet, an der es damals nicht fehlte und auch viel früher schon nicht gefehlt hatte. Die Anfänge davon zeigten sich bereits unmittelbar nach dem Tode Scharnhorsts im Hochsommer 1813, als sich's um Veröffentlichung eines bloßen Nachrufs handelte, den Clausewitz und Sneysenau gemeinschaftlich abgefaßt hatten. Es mag gestattet sein, bei diesem Vorereignis einen Augenblick zu verweilen. Der Nachruf lautete:

„Am 28. Juni starb zu Prag an den Folgen der bei Großgörschen erhaltenen Wunde der K. preussische Generalleutnant von Scharnhorst. Er war einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit. Das rastlose, stetige, planvolle Wirken nach einem Ziele, die Klarheit und Festigkeit des Verstandes, die umfassende Größe der Einsichten, die Freiheit von Vorurteilen des Herkommens, die stolze Gleichgültigkeit gegen äußere Auszeichnungen, der Mut in den unscheinbarsten Verhältnissen mit den schlichsten Mitteln durch bloße Stärke des Geistes den größten Zwecken nachzustreben, jugendlicher Unternehmungsgeist, die höchste Besonnenheit, Mut und Ausdauer in der Gefahr, endlich die umfassendste Kenntnis des Kriegswesens machen ihn zu einem der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland je stolz sein durfte.

Billig und gerecht im Urtheil, sanft und ruhig in allen Verhältnissen mit anderen, freundlich, herzlich im ganzen Lebensumgange,

war er einer der liebenswürdigsten Menschen, die den Kreis des geselligen Lebens zieren.

Was er dem Staate gewesen ist und dem Volke und der ganzen deutschen Nation, mögen viele oder wenige erkennen, aber es wäre unwürdig, wenn einer davon gleichgültig bliebe bei dem traurigen Todesfall.

Es müßte keine Wahrheit und Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von denen vergessen werden könnte, die ihm nahegestanden, ihn verehrt und geliebt haben.“

So der Nachruf, dessen staatlich-offizielle Veröffentlichung von seiten seiner Verfasser (Gneisenau und Clausewitz) im Hardenberg'schen Kabinette gefordert wurde. Dort aber stieß diese Forderung auf Widerstand, weniger bei dem Staatskanzler selbst als bei seinen Räten J. und v. B., und weil man nicht direkt ablehnen wollte, bemängelte man einzelnes und hob in einem an Gneisenau gerichteten Antwortschreiben hervor, „daß das zweitletzte, vorstehend gedruckte Alinea dunkel und eine Änderung desselben wünschenswert sei; Scharnhorsts Verdienste seien allgemein gefühlt und anerkannt“.

Gneisenau jedoch war nicht unzustimmen und schrieb unterm 4. Juli von Patschkau aus: „In eine Abänderung der als ‚dunkel‘ bezeichneten Stelle kann ich nicht willigen. Allgemein gefühlt und anerkannt ist Scharnhorsts Verdienst keineswegs. Und wenn es nicht allgemein anerkannt ist, warum dies nicht sagen? Jeder große Mann hat seine Freunde und seine Verunglimpfer, und gerade darin, daß er es nicht darauf anlegte, jedermann zu gefallen, liegt seine Größe. So etwas muß daher bei einem solchen Tode gesagt werden. Und wenn die bezweifelste Stelle, ungeachtet dessen, was ich zu ihrer Rechtfertigung anführe, nicht gedruckt werden soll, so bitte ich den ganzen Aufsatz zu unterdrücken. v. Gneisenau.“

Man mag sich zu dieser Kontroverse<sup>1</sup> stellen, wie man will, eines erhellt daraus: Ein Vorhandensein von Antagonismen und Ge-

<sup>1</sup> In dem Punkte, daß man im Kabinett eine gewisse Bestrittenheit der Scharnhorst'schen Verdienste wegleugnen wollte, hatte man gewiß unrecht, aber darin andererseits gewiß recht, daß es mindestens „unopportun“ war, in solcher Zeit auf solche Meinungsverschiedenheiten oder auch Schlimmeres hinzuweisen. — (Einen eigentümlichen Eindruck macht es

reiztheiten, über deren Ursachen ich mich an dieser Stelle nicht weiter verbreiten mag. Es war eben eine „Gegenströmung“ da, das war unzweifelhaft, und diese dauerte fort, als einige Jahre später von seiten der Scharnhorst-Freunde der Plan angeregt wurde, seine irdischen Überreste von Prag her nach Berlin zu schaffen und ihm daselbst ein Denkmal zu setzen. „Anfangs“, so schreibt Minutoli, „flossen die Beiträge reichlich; aber die Wahrheit erfordert, einzugestehen, daß sich beim Einsammeln auch Teilnahmslosigkeit, Engherzigkeit, ja sogar Mißgunst zu erkennen gab.“

Im Sommer 1819 hatten diese Sammlungen begonnen, indessen erst fünfzehn Jahre später, am 2. Mai 1834, wurde das Grabmonument, an dessen Herstellung unsere besten künstlerischen Kräfte mitgewirkt hatten, beendet. Von Schinkel war der Entwurf, insonderheit auch der architektonische Aufbau des Ganzen; Rauch hatte den berühmten schlafenden Löwen und Friedrich Tieck die den Sarkophag umziehenden Reliefbilder ausgeführt. Diese Reliefs sind die folgenden:

- a) Graf v. d. Lippe entläßt den Jögling. 1777.
- b) Festung Menin (Scharnhorst schlägt sich mit der hannoverschen Besatzung durch die französische Belagerungstruppe durch) den 30. April 1794.
- c) Preußens Heer empfängt ihn den 1. Mai 1801.
- d) Preußisch-Eylau den 8. Februar 1807.
- e) Bewaffnung zum Kampfe von 1813.
- f) Großgörschen den 2. Mai 1813.

Dazu gesellen sich, in den Deckstein des Sarkophags eingeschnitten, folgende Daten:

außerdem, aus dem Briefwechsel zwischen den streitenden Parteien zu ersehen, daß die beiden Räte J. und v. B. auch stilistische Bedenken hatten und damit nicht hinter dem Berge hielten. So wollte man das gesperrt gedruckte Wort „stetig“, weil es nicht deutsch sei, gern weg haben und proponierte statt seiner das Wort „anhaltend“. Aber Gneisenau wollte auch von einer derartigen, bloß sprachlichen Änderung nichts wissen und antwortete: „Stetig‘ will mehr sagen als ‚anhaltend‘; jenes bezeichnet das Bewußtsein des Wollens und des Zweckes. Es ist das englische ‚steady‘ und ist absichtlich gewählt.“ Zuletzt wurde die Sache Hardenberg selbst zur Entscheidung vorgelegt, und dieser schrieb sehr fein an den Rand: „Das Wort ‚stetig‘ kann als eine neue Kreation wohl gut sein. Ich kenn’ es aber noch nicht als deutsch.“)



(Linke Breitseite.) Gerhard David von Scharnhorst, K. preussischer General-Lieutenant. — Seine Ueberreste wurden im Jahre 1826 von Prag hierhergeführt, um unter diesem, seinem Andenken gestifteten Denkmale zu ruhn.

(Hintere Schmalseite.) Geboren den 12. November 1756 zu Haemelsee<sup>2</sup> in Hannover.

(Vordere Schmalseite.) Bei Großgörschen verwundet. An dieser Wunde gestorben zu Prag den 28. Junius 1813.

(Rechte Breitseite, Widmung.) „Scharnhorst' die Waffen-gefährten von 1813.“

Um dies berühmte Denkmal her ruhen, wie schon eingangs hervorgehoben, die Kinder und Enkel des Generals, auch Graf Friedrich Dohna, sein Schwiegersohn, jeder unter einer mächtigen Platte von poliertem Granit, auf welche neben dem Namen und den Daten von Geburt und Tod einfach ein Kreuz und ein Bibelspruch eingegraben ist.

(Zur Linken des Denkmals.)

Juliane von Scharnhorst.

Geb. den 28. Juli 1788; vermählt mit Graf Friedrich zu Dohna den 10. Nov. 1809; dem Herrn entschlafen den 20. Febr. 1827. „So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.“ Epistel Pauli an die Römer Cap. 13, Vers 10.

(Zur Rechten des Denkmals.)

August von Scharnhorst.

Geb. den 20. April 1795; dem Herrn entschlafen den 11. October 1826. „Ich will Euch wiedersehen und Euer Herz soll sich freuen und Eure Freude soll Niemand von Euch nehmen.“ Ev. Johannes 16, Vers 22.

Also je ein Stein zur Linken und Rechten des Denkmals.

<sup>2</sup> Zeit und Ort ist an dieser Stelle nicht richtig angegeben. Er wurde nicht 1756, sondern 1755 und nicht in Haemelsee, sondern in Bordenau geboren. Ein solcher Fehler an solcher Stelle wird manchen überraschen; wer sich aber von Metier wegen viel um Biographisches gekümmert hat, weiß, daß nichts häufiger ist als derartig irrtümliche Angaben. Ein Befragen der Kirchenbücher unterbleibt, und auf Mitteilungen einzelner Familienglieder hin, „die's von Jugend auf so und nicht anders gehört haben“, entstehen die Fehler. Erst in neuerer Zeit ist man vorsichtiger in diesem Punkte geworden.

In Front desselben aber ruhen vier Tote:

Friedrich Graf zu Dohna.

Generalfeldmarschall und Oberstkämmerer Sr. M. des Königs; geb. den 4. März 1784, gest. 21. Feb. 1859. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben.“

Wilhelm von Scharnhorst<sup>3</sup>.

Geb. d. 16. Februar 1786, gest. am 13. Juni 1854. „Das kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben.“

1. Corinther 2, Vers 9.

Gerhard von Scharnhorst.

K. Preuß. Premierlieutenant im 3. Husaren Regiment; geb. 18. Sept. 1819, gest. den 9. Februar 1858. „Barmherzig und gnädig ist der Herr.“ Psalm 103, Vers 8.

August von Scharnhorst.

Platzmajor von Pillau, geb. 6. April 1821, gest. 11. Nov. 1875. „Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden.“

2. Cor. 5, Vers 17.

Die beiden zuletzt Genannten (Enkel des 1813 gefallenen Generals) haben einen gemeinschaftlichen Grabstein. Der enge Raum

<sup>3</sup> Wilhelm von Scharnhorst, General der Infanterie, gest. am 13. Juni 1854 zu Ems. Er besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster und trat in das preussische 3. Husarenregiment ein, ging aber bald danach (wahrscheinlich 1809) auf Wunsch seines Vaters nach England. In der deutsch-englischen Legion focht er unter Wellington in Spanien. 1813 kam er nach Preußen zurück. 1818 vermählte er sich mit der Tochter des späteren Feldmarschalls Grafen Scharnhorst, kam in den Generalstab und wurde militärischer Zwecke halber 1827—1828 nach Griechenland, später nach Holland hin abkommandiert. Anfang der vierziger Jahre war er Inspekteur der Artillerie von Pommern und Preußen, danach in der Rheinprovinz. 1849 nahm er an dem badischen Feldzuge teil und wurde zuletzt zum Gouverneur von Rastatt ernannt. Bald darauf erbat er seinen Abschied und übersiedelte nach Berlin, um nur noch den Wissenschaften zu leben. Namentlich war er als Geograph bedeutend und mit Ritter sehr befreundet. Eine von ihm angelegte, viele Seltenheiten enthaltende Landkartenkollektion wurde nach seinem Tode vom Staat angekauft und der Königl. Bibliothek unter dem Namen der „Scharnhorstsammlung“ überwiesen. — Über den jüngeren Bruder August von Scharnhorst († 1826) hab' ich in dem Kapitel „Gröben und Siethen“ ausführlicher berichtet.

innerhalb des nur 12 Schritt breiten und 15 Schritt langen Eisengitters gebot dies. In den vier Ecken stehen Trauereschen; aller weitere Schmuck ist vermieden, selbst Blumen fehlen.

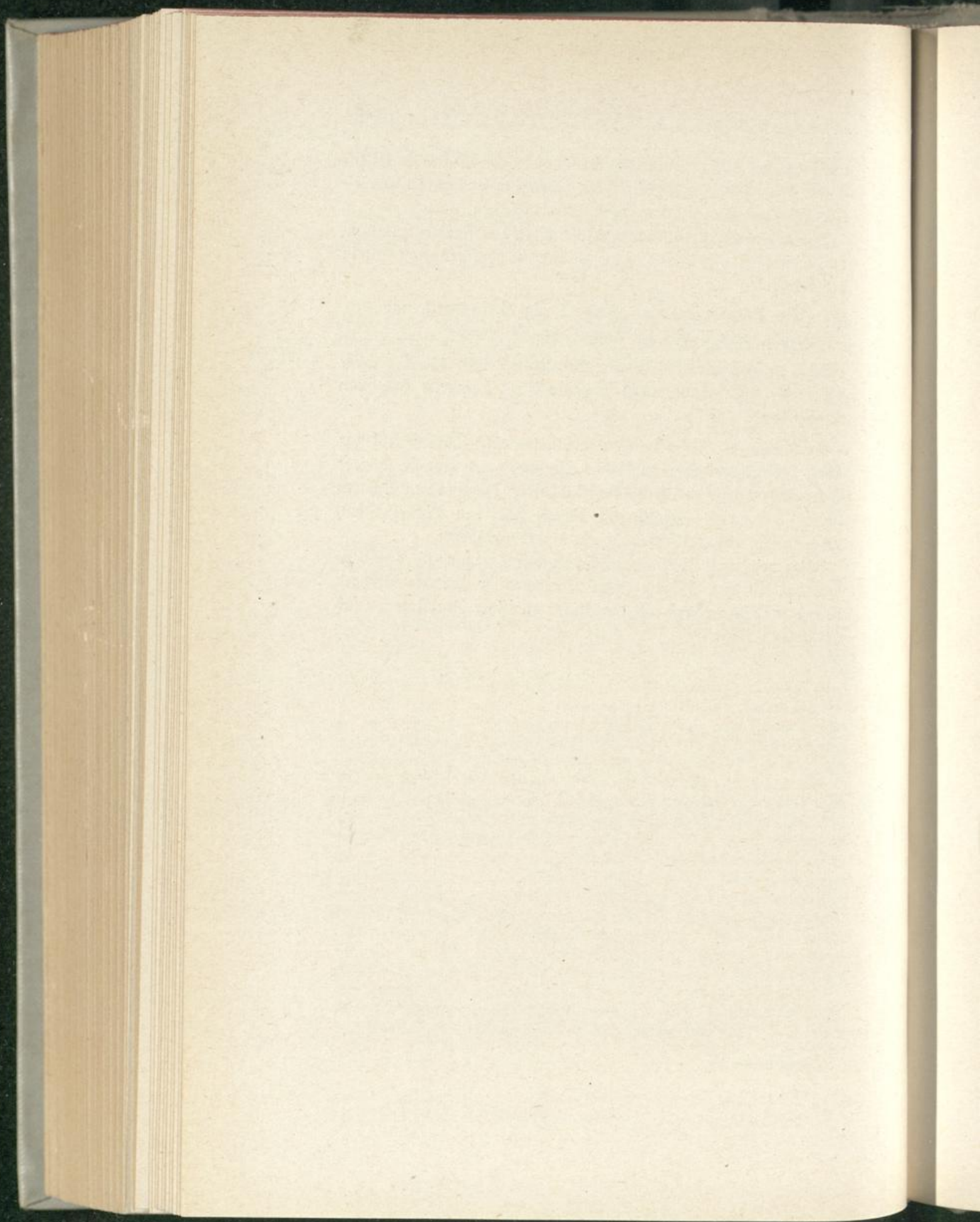
Mit diesen beiden 1858 und 1875 kinderlos verstorbenen und im Laufe dieses Jahres (1881) nach Berlin hin übergeführten Enkeln des Generals:

dem Premierlieutenant Gerhard von Scharnhorst, und  
dem Platzmajor August von Scharnhorst,

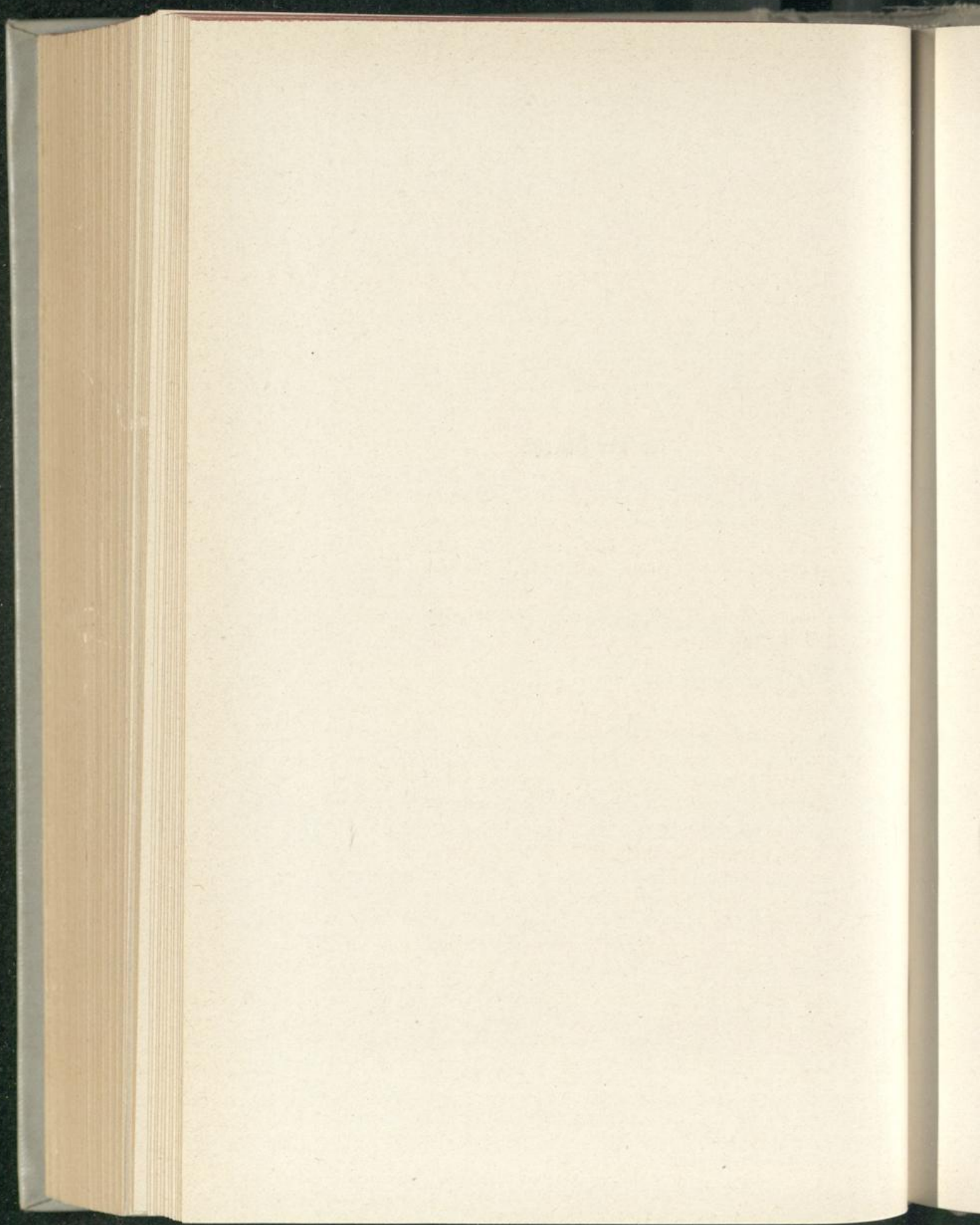
erlosch, nach genau 120jährigem Bestehen — vom 12. November 1755 bis 11. November 1875 — das erst 1802 geadelte Haus von Scharnhorst.

Von allen, die diesen berühmten Namen einst führten, lebt nur noch der ebengenannten Brüder Gerhard und August jüngere Schwester: Agnes von Scharnhorst (Kusine Johanna von Scharnhorsts) seit 1855 vermählt mit Baron Karl von Münchhausen, Oberst z. D. und Schloßhauptmann in Erdmannsdorf.

Ihrer vor keiner Mühe zurückschreckenden Anregung ist es zu danken, daß seit dem Ablaufe dieses Sommers ihr Ahnherr Gerhard David von Scharnhorst alle die Seinen an seiner Grabstatt um sich versammelt sieht.



An der Muthe



## Saarmund und die Nuthenburgen

Noch einmal hob er seinen Blick, dann sagt  
er dumpf: „Die Spiegelung!  
Ein Blendwerk, ärger als der Smum, bö-  
sartiger Geister Zeitvertreib!“  
Er schwieg, das Meteor verschwand.  
Freiligrath (Mirage)

Saarmund, ein Zauchestädtchen, ist an dem Wiedervereinigungspunkte zweier Nuthenarme gelegen, von denen der kleinere, nur auf eine kurze Strecke hin abgezweigte, den Namen der Saare führt. Daher denn also Saarmund.

Die Nuthen selbst entspringt auf dem hohen Fläming bei Jüterbog in Nähe des historischen Dorfes Dennewitz, wendet sich nordwärts und fließt endlich bei Potsdam unter Sumpf und Wiesen versteckt in die Havel. Wer tagelang an Rhin oder Finow, an Stobber oder Lößnitz, an Nieplitz oder Notte herumgewandert ist, der blickt, wenn er eines Flusses wie die Havel wieder ansichtig wird, auf ihre blauen und seenreichen Flächen, als zöge die Wolga an ihm vorüber. Der Maßstab ist eben alles.

Und zu diesen Kleinsten, denen die bescheidne Aufgabe zufällt, andre Kleine zu heben oder groß zu machen, gehört denn auch die Nuthen, die nur das eine vor ihresgleichen voraus hat, schon in weit zurückliegender Zeit (ja damals mehr denn später) ein Grenzfluß, eine Trennungslinie gewesen zu sein.

Alles was die Nuthen trennte, hieß zwar nur Teltow und Zauche, wird mithin in den großen Büchern nicht verzeichnet stehn; aber es traf sich nichtsdestoweniger, daß auf ein ganzes Jahrhundert hin diese zwei Namen zwei Welten bedeuteten und schieden. Die Zauche, durch Albrecht den Bären unterworfen, war christlich und deutsch, der Teltow, den alten Göttern treu verblieben, stak noch in Heidentum und Wendentum. Das war die Zeit, als die Nuthen ihre großen historischen Tage zählte; das war das Jahrhundert der „Nuthenburgen“. Ob diese letzteren Aggressiv- oder Defensivpunkte waren, ob sie die Deutschen bauten, um von der Zauche her den Teltow zu erobern, oder ob sie die Wenden bauten, um der vordringenden Eroberung einen Damm entgegenzusetzen, — diese Fragen werden nie

mehr gelöst werden; alle Aufzeichnungen fehlen, und die Schlüsse, die man aus diesem und jenem gezogen hat, bleiben einfach Hypothese. Die Nuthenburgern jener ersten christlichen Epoche sind tot, hingeschwunden für immer. Aber um ebendeshalb vielleicht zählen sie zu den Lieblingen märkisch-archäologischer Forschung. Es ist wenig mehr als ihre Namen, was man kennt. An den Flügeln lagen: Potsdam und Trebbin, im Zentrum: Beuthen und Saarmund.

Saarmund, unter diesen vier Nuthenburgern vielleicht die verschollenste, genoß dafür des Vorzugs eines poetischen Namens. Daß er an diesem Punkt überhaupt entstehen konnte, war das Resultat einer Nuthegroßtthat. Arm aber edel, und vielleicht auch all das Herrliche vorahnend, das hier einstens erblühen werde, zweigte die Nuthen selbstsuchtslos einen Wasserarm von sich ab und wohl zugleich auch aus eigener schmerzlicher Erfahrung wissend, was eines Namens Wohlklang bedeute, gab sie diesem abgezweigten Arme den Namen Saare mit auf den Lebensweg. Und siehe da, die Vorahnung hatte nicht getrogen. An ebender Stelle, wo (wie schon erzählt) ins alte Nuthebett die kaum geborene Saare wieder einmündet, erwuchs Saarmund. Im Rücken der Stadt aber, an den Südhängen der Zauchehügel, entstanden Weinberge über Weinberge, so daß Deutschland ein paar Jahrhunderte lang der Auszeichnung genoß, einen doppelten Saarwein zu produzieren: einen Kurtrierschen bei Saarbrück und einen Kurmärkischen bei Saarmund. Unbestrittener an Ruhm waren freilich die Saarekrebse, die die Chronisten nicht müde werden zu preisen, „insonderheit auch die großen Mande, die noch angenehmer sind als Zander“.

Um Saarmund und seine Saare, soviel muß zugegeben werden, schwebt ein gefällig-romantischer Klang, aber die tiefere Poesie dieser Gegenden ist doch alte Nuthenpoesie. Die Nuthen herrscht hier, die Nuthen gibt den Charakter und breitet ihren Einsamkeitszauber über die sie begleitenden, endlosen Wiesengründe, gleichviel nun ob sie der Rotampfer sommerlang überblüht, oder ob im November die Krähen mit naßschwerem Flügel drüberhin schweben. Hier in den Kolken am Flusse hin war bis vor kurzem noch der Biber zu Haus, und der Fischadler tat reichen Fang. Sagenhafte Gestalten, groß und hager, und an Jahren weit über das Gedächtnis der ältesten Leute hinausragend, zogen mit ihrem Springstock über die



tiefen Moore; wie Schatten schritten sie im Nebel, der Regenvogel pfiß in langen Pausen, und das dumpfe Gurgeln der Rohrdommel klang vom Flusse her.

So war das Nuthetal, und so ist es bis diesen Tag.

Zwei, drei Brücken haben wir noch auf der Saarmunder Straße zu passieren. Von der ersten aus, deren hochgewölbte Balken uns einen Blick nach rechts und links hin gestatten, schweift unser Auge das Thal hinauf und hinunter. Tiefe Stille; nur Wasser und Wiese; kein Floß, kein Kahn; nichts Lebendes, nichts als das weiße Gewölk, das langsam ziehend dem langsamen Zuge des Wassers folgt.

Nichts Lebendes. Und woher auch Leben? Wenn es wahr ist, daß man eine Großstadt auf Meilen hin in beinahe rätselvoller Weise vorausfühlt, so muß die Wirkung, die Saarmund in die Ferne hin übt, eben die der Abgestorbenheit sein. Denn man kann nur mittheilen, was man hat. Und nichts Abgestorbeneres und Stilleres als Saarmund. Über eine letzte Brücke hin rasselt unser Gefährt in die Stadt hinein: beschnittne Linden vor den Türen, über die Hof- und Gartenzäune strecken Holunderbäume die weißen Dolden, und wenn dann und wann eine Haustür sich öffnet und der eigentümliche Klapperton einer schadhaften Klingel über die Straße klingt, so horcht die ganze Stadt.

Unser Wagen war ein Ereignis. Einer stürzte halbrasiert ans Fenster, und der rückwärts gewandte Gruß, den ich ihm zuschickte, traf noch seine seifenschaumene Hälfte. Weiter. Endlich mündeten wir auf einen lindenumstellten Platz, der die „Freiheit“ hieß. Wir nahmen es als selbstverständlich hin. Warum sollte hier nicht Freiheit sein?

Der Eindruck des Oden, den die ganze Stadt macht, an dieser Stelle steigert er sich, denn hier war einmal Leben. Unter den Fenstern des ersten Stockes hin ziehen sich lange Wirtshauschilder: „Stadt Halle“, „Stadt Leipzig“, die sich fast wie Grabchriften lesen über einer Zeit, die nicht mehr ist. Hier führte vor fünfzig oder hundert Jahren die große Straße von Sachsen vorüber; hier war ein Hauptzollamt; und Saarmund hatte damals eine Bedeutung etwa wie Wittenberge heut oder irgend sonst ein Platz, an dem der Koffer untersucht und die Sprache des deutschen Wiedermannes in der Maut- und Zollnuance gesprochen wird. Das ist nun alles dahin. Die geschlossenen Fenster zeigen nichts mehr als lange Rou-

leaus, deren in der Schräge schwebende Landschaften auf ein völlig gestörtes Roll- und Räderwerk deuten; alle Krippen stehen leer, und müde vom Warten haben sie sich an die Wand gelehnt. Die Hühner picken drum herum. Wo sie's hernehmen, Gott weiß.

Ein eignes Geschick ist um gewisse Städte, wie um gewisse Menschen her. Sie sind anmutig, alles scheint für sie zu sprechen, und sie können es nichtsdestoweniger zu nichts bringen. So Saarmund. Einer der vielen Orte, die nicht leben und nicht sterben können und nur dazu da sind, im Herzen eines Vorüberfahrenden ein sentimentales Gefühl zu wecken.

An einem der Prellsteine von „Stadt Leipzig“, wo der Weg nach rechts hin abbiegt, stand ein Mann in mittleren Jahren, mit einem guten, zuverlässigen Gesicht. Seine Kappe hatte den Schnitt einer alten Landwehrmütze, sein Rock aber einen Stehkragen von dunkler Farbe. Eine Art Nachtwächterblau. Mir lagen immer noch die „Nutheburgen“ im Kopf, nach denen ich meine Suche nicht ohne weiteres aufgeben wollte. Das ist dein Mann, dacht' ich, und ließ halten.

„Sind Sie von hier?“

„Ja.“

„Das ist schön. Da kennen Sie gewiß die Nutheburgen?“

Der Ausdruck seines Gesichts ließ keinen Zweifel darüber, daß dieses Wort mit dem balladesken Doppel-U zum ersten Male sein Ohr traf. In seiner Antwort geriet er vom Hundertsten ins Tausendste, stolperte zwischen allerhand Lokalbezeichnungen wie Burgwall und Nuthebrücke hin und her und erzählte mir Dinge, die, wie gewöhnlich, auf alles mögliche Rücksicht nahmen, nur nicht auf den Gegenstand meiner Sehnsucht. Ich sah bald, daß der älteren märkisch-wendischen Heimatskunde hier keine Quelle floß, und war denn auch rasch entschlossen durch eine Diverfion jeder weiteren Verwirrung vorzubeugen.

„Ist sonst nichts da, das sich verlohnte?“

„Nichts als der Galgenberg . . . Da haben Sie die beste Aussicht: das ganze Nuthetal. Links Potsdam und rechts Trebbin. Es soll auch ein Schatz . . .“

„Gut, gut.“ Ich grüßte, gab dem Kutscher einen leisen Schlag, und im nächsten Momente ging es vom Straßendammbahn hinunter in den mahelnden Sand hinein.

Eine kurze Strecke Weges, da stieg der Berg mit dem ominösen Namen vor uns auf. Es war ein heißer Tag und Mittagsstunde; wir hielten deshalb und stiegen aus. Die Sonne fiel glühend auf den Abhang, den wir hinauf mußten. Vor uns weideten ein paar magere Schafe, die sich ihrer Magerkeit an dieser Stelle nicht zu schämen hatten; nur halbverbranntes, moosartig kurzes Gras zog sich über den Sand hin, und nichts grünte als die Wolfsmilch. Endlich oben.

Es lohnte sich schon. Wie um dem Missetäter das Scheiden doppelt schwer zu machen, stellte das Mittelalter seinen Dreibaum immer auf die höchsten und schönsten Punkte.

Und wieder stand ein Dreibaum dort oben vor uns, aber freilich das Kind einer anderen Zeit: ein Vermessungsinstrument spreizte seine drei mageren Beine.

Das helle Licht hinderte den Blick; nur mitunter kam eine leise Trübung, und das Auge konnt' alsdann die Landschaft umfassen. Zu Füßen: Saarmund mit seinen roten Dächern und rotem Turm; dahinter die Wiesen und die Ruthe; jenseits aber die stillen Dörfer des Teltow und diesseits die stilleren Berge der Zauche.

Wer nach uns an diese Stelle tritt, der freue sich des Bildes und der allgemeinen Vorstellung: An diesem Wasserlauf entlang lagen also die Rutheburgen! Und er nehme dies Bild und diese Vorstellung in Dankbarkeit mit heim. Aber er hüte sich, auf weitere Forschungen und Entdeckungen ausziehen zu wollen. Die Rutheburgen necken ihn nur und sind wie die Fata Morgana dieser Zauchewüste. Wenn er sie zu haben glaubt, so hört er den Mittagsgeist lachen, das Bild zerrinnt und — die Rutheburgen sind ihm ferner denn zuvor.

## Blankensee

Da sagte die Mark: Eh bien, wohlan,  
Ich kann dasselbe wie Kanaan,  
Und will sich's seiner Sarah berühmen,  
So hab' ich meine Frau von Thümen.

Eine halbe Stunde südlich von Saarmund, immer am Ufer der Muthé hin, fahren wir in einen schmalen, spitz auslaufenden Landesteil ein, den wir am besten als den „Thümenschen Winkel“ bezeichnen. Dieser Thümensche Winkel, in Zeiten, die nicht allzuletzt zurückliegen, hatte eine gewisse politische Bedeutung, denn er war sächsisches Land, das sich an dieser Stelle weit ins Brandenburgische hineinschob, so weit, daß die Entfernung bis Potsdam nicht voll zwei Meilen betrug. Das war denn, wie sich denken läßt, in den Tagen Friedrich Wilhelms I. eine Sache von „Importance“, jeder Deserteur wußte davon; und so unbequem der Thümensche Winkel für den König lag, so bequem lag er für den Flüchtling.

Von dieser „Importance“ ist dem Thümenschen Winkel begreiflicherweise nichts geblieben, und er muß sich jetzt wieder mit dem begnügen, was er sonst noch aufzuweisen hat, meist Dinge, die viel weiter in unsere Geschichte zurückgehen, als die „großen Blauen“ von Potsdam.

Die Residenz dieses Fleckchens Erde heißt Blankensee. Hier haben die Thümens ihr Herrenhaus, hier ihre Kirche, ihre Gruft. Auch an Sagen fehlt es nicht, in denen irgendein Vorbesitzer, aber immer ein Thümen, seine halb spukhafte Rolle spielt. Wir werden in der Folge noch davon zu erzählen haben.

Es war Mittagsstunde, als wir vor dem Gasthause hielten. Der Wagen fuhr in den breiten Schatten einer Linde, während wir uns rüsteten und mit den Augen überallhin umherfragten. Unser erstes war ein Gang durch das Dorf. Am schönsten gelegen ist das Herrenhaus. In Front ein Eisenbruch, an den Flügeln zwei breite Seespiegel, und zwischen Schloß und Park ein Wasserlauf, der diese beiden Seeflächen verbindet — das ist in großen Zügen die Szenerie. Das Gesträuch des Parkes wuchs weit über das Wässerchen hin und

schuf einen Laubengang, unter dem die Enten auf und ab fuhren und sich's wohl sein ließen.

Inzwischen brannte die Sonne mehr und mehr, und die Schatten des Parkes luden uns zum Verweilen ein. Aber es war doch schließlich ein anderes, was uns hierher geführt hatte, weshalb wir denn auch Park und Schloß aufgaben, um uns zunächst eines sagen- und landeskundigen Blankenseers zu versichern.

Der Zufall wollt' uns wohl, und am Dorfrande wurden wir alsbald eines Mannes ansichtig, der in einem offenen Torwege stehend, unserm unsichren Umhersuchen schon seit einiger Zeit gefolgt zu sein schien. Als er uns auf sich zukommen sah, kam er uns seinerseits unter artigem Gruß entgegen. Es war ein großer, schöner Mann von militärischer Haltung, dabei zugleich von jener ruhigen Sicherheit, wie sie die bibelfesten Leute zu haben pflegen. Es entspann sich folgendes Gespräch.

„Wir wollen auf den Kapellenberg. Können Sie uns den Weg zeigen?“

„Ich kenn' ihn nicht. Aber nach dem, was ich gestern gehört, ist er nicht zu fehlen.“

„So sind Sie nicht von Blankensee?“

„Nein. Ich bin erst seit acht Tagen hier.“

„In der Schäfererei?“

„Ja.“

„Der Schafmeister?“

„Nein. Ich bin sein Knecht.“

Mein Begleiter und ich sahen einander an, und eine kleine Pause trat ein. Der unumwundenen Erklärung, „ich bin dieses oder jenes Mannes Knecht“ begegnet man in Städten niemals und auf dem Lande nicht allzuhäufig. Man sucht sich ausweichend zu helfen, so gut es geht. „Ich bin bi Schulz' Borchardten sine Peerd“, so oder ähnlich wird das Wort umgangen. Was uns aber in dem vorliegenden Falle noch ganz besonders frappierte, war das korrekte Deutsch und der männliche und zugleich bescheidene Freimut, in dem die Antwort gegeben wurde. Diese so seltene Demut und Wahrheitsliebe verfehlte nicht eines Eindrucks auf uns, und wir freuten uns, als unser neuer Bekannter darum bat, uns begleiten zu dürfen. Er war, wie sich bald ergab, aus der Provinz Sachsen, hatte in der Garde gedient und war dann sechs oder sieben Jahre lang der

Diener in einem altlutherischen Hause und der Pfleger eines einzigen gichtbrüchigen Sohnes gewesen. So war denn vieles erklärt. Was ihn aus der großen Stadt in dies abgelegene Dorf geführt, erfuhren wir nicht.

Erst über ein breites Brachfeld hin und bald danach einen Waldweg hinauf, erreichten wir die Kuppe des unser nächstes Ziel bildenden Kapellenberges und betraten den alten Bau, der seinerzeit diesem Berge den Namen gegeben. Zwei Wände sind eingestürzt, zwei stehen noch, so daß es auch für den Laien ein leichtes ist, sich alles wieder in Vollständigkeit vorzustellen. Es war eine gotische Kapelle, zehn Schritt im Quadrat, nach allen vier Seiten hin offen, genau nach Art jener Baldachine, denen man in alten Domen so oft über dem Altar begegnet.

Ob dieser Bau vordem ein Wallfahrtsort war, ist schwerlich noch mit Sicherheit festzustellen, aber das scheint mir gewiß, daß er kirchlichen Zwecken und nur solchen diente. Die Konsolnische, darauf das Muttergottesbild stand, ist noch wohlerhalten, und so muß es denn einigermaßen überraschen, in selbst guten Büchern auf folgende Versicherungen zu stoßen: „Es verrät nichts hier, daß das Gebäude jemals kirchlichen Zwecken gedient haben könne. Der Zweck desselben war ein militärischer; es war eine Burgwarte. Das Gemäuer zeugt von hohem Altertum, und es ist mindestens möglich, daß es, wenn nicht aus der Slawenzeit, so doch aus der Zeit der deutschen Eroberung stammt. Es diente wohl als Zwischenstation für die Burgen Trebbin und Saarmund.“ So viele Zeiten, so viele Fehler<sup>1</sup>. Der ganze Bau war niemals etwas anderes, als eine recht-

<sup>1</sup> Solche Urteile datieren noch aus einer Zeit her, wo die Kenntnis über künstlerische, speziell über architektonische Dinge gleich Null war. Kugler, Schnaase, Lübke haben eine völlig „neue Ara“ geschaffen. Während jetzt jeder aus Rund- oder Spitzbogen, aus Tonnen- oder Kreuzgewölbe den Stil und das Jahrhundert einer Kirche leidlich genau zu bestimmen weiß, stand man früher vor diesen Dingen wie vor einem Rätsel und unterschied das Alter zweier Gebäude oft rein nach dem Grade äußerlichen Verfalls, dabei zur Architektur eine kaum wissenschaftlichere Stellung einnehmend, wie die Kinder zur Pflanzenkunde, wenn sie die Blumen in blaue, rote und gelbe teilen. Dies muß man immer gegenwärtig haben. In jenen Zeiten absoluter baugeschichtlicher Unkenntnis sind durch im übrigen grundgescheite Leute grundfalsche Dinge zu Papier gebracht worden, die nun ausgerüstet mit der Autorität eines Namens von Buch zu Buch unsterblich weiterwandern.

winkelige Zusammenstellung von vier offenstehenden Portalen, genau das Gegenteil von Festung, Warte, Burg. Es ist ein Kapellchen aus dem 14. oder vielleicht auch erst aus dem 15. Jahrhundert, so daß hier mutmaßlich ein Rechenfehler von dreihundert Jahren zu verzeichnen bleibt.

An diesen Kapellenberg knüpfen sich zahlreiche Sagen, die, wie verschieden auch in ihrer Einkleidung, doch sämtlich auf das alte, namentlich in unserer Mark beliebte Thema hinauslaufen, „daß daselbst ein Schatz vergraben sei“. Noch in diesem Jahrhundert kam ein Herr von Thümen ventre à terre\* von Berlin geritten, ließ Bauern und Tagelöhner wecken und zog in langer Kolonne den Berg hinauf, um unter dem alten „Bocksbornstrauch“, der die linke Kapellenecke mit seinem Gezweige füllt, bohren und graben zu lassen. Denn unter dem Bocksbornstrauche liegt der Schatz. Aber der Schatz kam nicht, und der tolle Herr von Thümen mußte es schließlich doch wieder aufgeben, gerade so wie es 100 Jahre früher (noch in der sächsischen Zeit) auch sein Ahnherr, der alte Kreisdirektor von Thümen hatte aufgeben müssen, „obwohlen der schon ganz nahe daran gewesen“. Die Sage von diesem alten Kreisdirektor aber, die noch von Mund zu Mund geht, ist die folgende: Es war wohl schon den dritten Tag, und sie gruben immer noch. Da kamen sie bis an eine eiserne Türe mit einem Schlüsselloch, und durch das Schlüsselloch konnten sie hineingucken und eine mit Geld aufgehäuften Braupfanne sehen. Und auf dem Gelde saß der Böse. Der alte Kreisdirektor aber hat trotz alledem nicht ablassen wollen und hat angefangen zu parlamentieren und an den Bösen zu schreiben. Vorerst hat sich keiner finden wollen, um die Briefe zu bestellen, zuletzt aber hat sich doch einer gefunden, der Ebel hieß, und hat alle Nacht einen Brief vom alten Kreisdirektor auf den Kapellenberg getragen. Und immer wenn er an die rechte Stelle gekommen, um den Brief hinzulegen, hat schon ein Brief vom Bösen dagelegen und ein Münzgrofchen dabei als Botenlohn. So haben sie sich geschrieben hin und her, der Böse und der Herr Kreisdirektor, und immer um die zwölfte Stunde war Ebel auf dem Kapellenberg. Und der Böse schrieb zuletzt: „Der Herr Kreisdirektor solle wahr und wahrhaftig alles haben; aber den Briefträger müßte er ihm geben und den Arm vom See, der die ‚Lanke‘ heißt, auch.“ Das hat aber der

\* in gestrecktem Galopp.

Kreisdirektor nicht gewollt, weil es Ebeln sein Leben und wohl auch noch andere Menschenleben gekostet hätt'. Denn wenn der Böse erst den Seearm gehabt hätt', so wäre mancher mit'm Kahn verunglückt oder im Winter auf'm Eis und hätt' ertrinken müssen. Alle Jahr hätte wenigstens einer 'ran gemußt. Und so ist denn die Braupfanne voll Geld nicht gehoben worden und liegt heute noch.

So die Sage.

Wir unsrerseits aber, als wir uns an dem Bocksdornstrauche zu schaffen gemacht, erblickten unter seinem Gezweige nichts als einen Haufen allerleißigster Ameisen. Ein Avis an alle müßigen Schatzgräber, den Schatz da zu suchen, wo er liegt.

Als wir noch plauderten und nach einem Aussichtspunkte suchten, zogen einige von Blankensee kommende Kirchgänger über den Berg, ihrem Nachbardorfe zu. Der Gottesdienst war also aus, und wir gingen nunmehr zurück, um auch unsrerseits unsern Besuch in der Kirche zu machen. Unser freundlicher Begleiter verabschiedete sich am Eingange, mutmaßlich um uns nicht länger zu behindern, vielleicht auch aus sektiererischem Geiste.

Im Innern bot sich uns anfänglich nichts, was sich über den Durchschnittsinhalt alter Dorfkirchen erhoben hätte; bei näherer Betrachtung aber zeigte sich doch mancherlei: Grabsteine, Bilder und Schildereien. Ein Epitaphium galt einem alten Kreishauptmann im sächsischen Kurkreise, Herrn Christian Wilhelm von Thümen, dessen Porträt von zwei Engeln gehalten wurde. Weiter unterwärts erblickten wir eine sich in den Schwanz beißende Schlange, mit dem inschriftlichen Zusätze, „daß seine Ehe mit Sabine Hedwig von Schlieben durch achtzehn Kinder gesegnet worden sei“.

Wenn uns nun hier ein an Erzvater Jakob erinnernder Segen entgegentrat, so gemahnten dafür andre sich vorfindende Denkmäler: ein Grabstein und eine Schilderei mehr an Abraham und Sarah. Auf dem Grabsteine lasen wir freilich nur die Worte, daß „Anna von Schlabrendorf, Runo von Thümens ehelich Gemahl in Kindesgeburt gottselig entschlafen“ sei, das Bildnis aber vervollständigte diese kurze Mitteilung in einem ihm angefügten Reimsprüche:

Hier liegt begraben ohne Qual  
Runo von Thümens ehlich Gemahl,



Die tugendsame Frau Anna gut  
 von Schlabrendorf das edle Blut,  
 Welche gegeben war von Gott  
 Dem Runo von Thümen bis an den Tod.  
 Als ihm eine Tochter sie gebar,  
 Zählte sie siebenundsechzig Jahr.  
 Am ersten Jännertag es war.  
 Sei ihr gnädig Herr und Gott  
 Und helf auch uns aus aller Noth.

So wenig befriedigend diese Reime sein mögen, so trefflich ist das Bild, unter dem sie stehen. Es ist gute Lukas Cranach'sche Schule. Nach Sitte der Zeit: Sündenfall, Gesetzgebung, ehrene Schlange, Kreuzigung und Auferstehung, alles dicht nebeneinander stellend, gibt es auf engem Raume den Hauptinhalt der christlichen Heilslehre.

Dies Bild, zum Gedächtnis Anna von Schlabrendorfs gemalt, ist wie das künstlerisch beste so auch das interessanteste, was die Kirche bietet. Keineswegs aber ist die Reihe der Sehenswürdigkeiten und Erinnerungsstücke damit abgeschlossen. In einer Ecke, beinahe unmittelbar über dem vorerwähnten Grabstein, hängen Schwert und Sporen<sup>2</sup> eines längst heimgegangenen v. Thümen, und in der

<sup>2</sup> Schwert und Sporen hingen früher dem herrschaftlichen Chore gegenüber, zu dem eine Treppe von außen hinaufführt. Diese beiden Zufälligkeiten waren genug, um folgende Sage heranwachsen zu lassen. „Da war mal ein Edelmann, der kümmerte sich nicht um Gott und Menschen. Er dacht, er sei Herr über alles, und in seinem Übermut ritt er in die Kirche gleich die Treppe hinauf, die zu dem Chore führt. Hier aber bäumte das Pferd und überschlug sich, so daß beide in das Schiff der Kirche stürzten und Hals und Beine brachen. Zum Zeichen des und zugleich zur Warnung sind Degen, Schwert und Sporen dem Chore gegenüber aufgehängt worden.“ — So die Sage. Schon bei früheren Gelegenheiten hab' ich ausgeführt, wie die „mythenbildende Kraft“ des Volkes mit Vorliebe, ja vielleicht immer, an solche rein äußerlich gegebenen Dinge anknüpft, vor- ausgesetzt, daß diese Dinge zugleich unklar und rätselvoll genug sind, um die Phantasie in Bewegung zu setzen und die freieste und selbst willkürlichste Auslegung zuzulassen. Aber so willkürlich die Auslegung sein mag, sie schwebt nie ganz in der Luft und haftet immer an etwas Gegebenem. Die ganze Gruppe von Sagen, um die sich's hier handelt, könnte man als poetische Mißverständnisse, noch richtiger als poetische Mißdeutungen bezeichnen. Mißdeutung im Sinne von irrthümlicher Deutung.

Höhe des neuerbauten Turmes befinden sich die durch den ganzen Thümenschen Winkel hin bei jung und alt bekannten „Glocken von Blankensee“, daran allerlei Sagen anknüpfen wie an den Kapellenberg.

Es war um die vierte Stunde fast, als wir aus dem Kirchhofstor wieder in die Dorfgasse hinaustraten. Hier hatte sich inzwischen das Bild verändert: Die Stille des Sonntagvormittags war hin, und die Heiterkeit des Nachmittags hatte begonnen. Um die Dorflinde drehte sich das junge Volk im Ringelreihen, und die Dirnen — wie immer tanzlustiger als das männliche Element — deckten jedes Defizit durch Anleihen bei sich selbst. Wir sahen auf das fröhliche Treiben, und hätt' uns jemand die Ehre angetan, wir hätten's wohl auf jede Gefahr hin selber noch gewagt. Aber die Versuchung blieb aus, und unser Wagen fuhr vor.

Und nun mahlten wir wieder durch den Sand. Eine Weile noch, wenn wir uns umsahen, sahen wir die springende Bewegung und die roten Tücher. Dann aber kam eine Biegung des Weges, alles was Bild gewesen, war hin, und nur die Posaunen markierten noch den Takt und erzählten uns von dem lustigen Volk in Blankensee, „der Residenz des Thümenschen Winkels“.

## Trebbin

Und ein Haus mit Siebelspißen  
Hat uns gastlich aufgenommen,  
Läßt uns freundlich niederstehen  
Auf der Bank, der blanken, alten,  
Die mitsamt dem schmalen Tische  
Dem Jahrhundert standgehalten  
Hier in dieser Fensterische.

G. Hefekiel

Ein junger Jurist, ein sogenannter Gardeassessor, war nach Trebbin verschlagen worden. Was ihn hierher geführt, ob Schuld, ob Liebe, wer sagt es? Wahrscheinlich war es einfach die lockende Nähe der Hauptstadt, ein Fehler (un crime vaut mieux qu'une faute\*), für den er nun zu büßen hatte. Tag um Tag saß er an der „Table d'hôte“ des damals einen und einzigen Gasthauses. So vergingen Monde. Die Zeit schien endlos.

Einmal, an einem stillen Sommersonntage, setzte man sich wieder zu Tisch. Die Fenster standen auf, und man hörte nichts als den Starmag, der in seinem Käfig auf und ab sprang, und das Zusammenschlagen der Bälle vom dritten Zimmer her, wo zwei Trebbiner Kommis sich im Billard und im Französischen übten. Es gab Kalbsbraten und Salat. Dem Assessor gegenüber saß die Wirtin, eine blasse Dame von dreiunddreißig, mit Korkzieherlocken, eine jener Hagern und Hochaufgeschossenen, die von alter Zeit her das Vorrecht haben, sich „unverstanden“ zu fühlen. Und was das schlimmste war, auch der Assessor hatte das Verständnis nicht finden können. Er schob eben eine Gartenschnecke, die sich beim Salatnehmen durch Klappern auf dem Teller bemerkbar gemacht hatte, leise-verlegen auf den Tellerrand, sah sich um und stellte zu besserer Kaschierung (und vielleicht auch eine Vorahnung im Gemüte) die große Wasserkaraffe zwischen sich und die Wirtin. Aber was er vermeiden wollte, beschwor er nur herauf: die Wasserkaraffe begann als Vergrößerungsglas zu wirken, und die Schnecke nahm wahre Riesendimensionen an. Es war „Absicht“, der Affront erwiesen. So wenigstens schien es. Alle dreiunddreißig Locken (sie gingen mit der Alterszahl) begannen zu zittern, und über den Tisch

\* Ein Verbrechen ist besser als ein Fehler.

hin klang es in einem hohen und allerhöchsten Tone: „Herr Assessor, wenn es Ihnen bei mir nicht schmeckt, so muß ich Sie bitten, anderswo zu essen.“

Man muß an Ort und Stelle gewesen sein, um die ganze Tragweite dieses „anderswo“ zu begreifen.

Dieser kleine Hergang ist mir immer als Signatur von Alttrebbin erschienen. Aber auch heute noch erinnert der Ort an jene Wirtin und ihre Nache, trotz Zugerassel und Lokomotivenpfeiff.

Ich passierte die Straßen, und überall bot sich dasselbe Bild: die Kirche so trist wie die Stadt, und die Stadt so trist wie die Kirche. Hier und dort spreizte sich eine Toilette, das einzige, woran sich die Nähe der Hauptstadt erkennen ließ; aber dieser Glitter ließ die Stadt nur um so farbloser, und die farblose Stadt hinwiederum den Glitter nur um so prahlerischer erscheinen.

Menschen, Häuser, Kirche, sie gaben nichts heraus!

Und doch eine Stelle hat auch der stillste, der verschwiegenste Ort, wo er zu dem Fremden sprechen muß, und erst wenn auch hier alles schweigt, darf man mit einiger Gewißheit vom Tode der Lebendigen sprechen.

Ich ging also hinaus. Links vorm Tore dehnt sich der Friedhof, ein ummauertes Feld. Es war ein Begräbnisplatz vor fünfzig Jahren und länger; dann gab man ihn auf, ließ die Stätte brachliegen und die Hügel verfallen. Endlich, als alles ein Grasplatz geworden, zog ein neues Geschlecht hier wieder ein. So ist der Friedhof ein ganz alter und ein ganz neuer. Der Interimsfriedhof liegt an anderer Stelle.

Nachmittagssonnenschein flimmerte um die Gräber. Auf den frisch aufgeschütteten Hügeln lagen halbverwelkte Kränze, die Blumen, die vorherrschten, waren Schwertlilien, und Akazienduft von umherstehenden Bäumen zog drüber hin. Das war anheimelnd genug. Aber nüchtern lagen die Steine, deutungslos standen die Kreuze; Nam' an Name, Spruch an Spruch, nichts was zu Herzen ging oder die Phantasie bewegte. Tot die Gräber wie drinnen die Häuser.

Und so wandt' ich mich denn unwirsch in die Stadt zurück, um es drinnen unter den Menschen noch einmal zu versuchen.

Aber wohin? Man wies mir einen Metzgerladen, „dort gäb' es den besten Kaffee“. Wohlان, ich akzeptierte. Wenn man gar nichts

mehr anzufangen weiß, ist das Klappern mit der Tasse noch immer das geratenste.

Des ersten Eindrucks wurd' ich nicht froh. An der Ladentüre links und rechts bligten die herkömmlichen zwei Messinghaken, und an einem dieser Haken hing ein Hammel. Ich setzte mich auf eine nebenstehende Bank und bestellte, was mir als „Spezialität“ gerühmt worden war. Unter einer schattengebenden Pappel stand all die Zeit über der wohlwollend und distinguiert dreinschauende Besitzer von Haus und Hof, in dem sich mehr und mehr ein gewisses Unterhaltungsbedürfnis zu regen schien. Auch in mir. Aber ich konnte nicht über die Frage weg, ob ich ihn Wirt oder Meister anreden solle. Zu meinem Glücke wußt' ich damals noch nichts von seiner „Majorschaft“, ich wäre sonst in der Etikettenfrage steckengeblieben. Endlich entschied ich mich für Wirt.

„Eine schöne reine Luft, Herr Wirt.“

Dies war nun eigentlich nicht der Fall, denn der Hammel hing viel zu nah, als daß ich wahrheitsgemäß eine solche Versicherung abgeben durfte. Der Angeredete jedoch schien es aufrichtig zu nehmen und konnt' es auch vom unverwöhnten Standpunkte seines Metiers aus. Er erwiderte mir deshalb freundlich:

„Eine schöne, reine Luft. Trebbin hat eine gute Luft.“

Dieser Lokalpatriotismus, was sich auch gegen das Tatsächliche sagen lassen mochte, tat mir wohl und zwar um so wohler, als ich in betreff der wenigstens damals noch auf meinem Programme stehenden „Rutheburgen“ allerlei Hoffnung an einen so lokalpatriotischen Ausspruch knüpfte. „Das ist dein Mann“, dacht' ich. Und wirklich, was in Saarmund mißglückt war, hier konnt' es gelingen. Ich fuhr also fort:

„Sie haben ja wohl eine alte Burg hier? Burg Trebbin. Die vierte der Rutheburgen.“

„Nicht daß ich wüßte. Das muß vor meiner Zeit gewesen sein.“

„Gewiß. 700 Jahre... Und kein Burgwall? Kein unterirdischer Gang? Keine Stelle, die hohl klingt?“

„Nicht daß ich wüßte. Mit Ausnahme der Schützengilde von 1577...“

„Und kein Denkmal? Keine Mumie?“

„Nicht daß ich wüßte. Mit Ausnahme der...“

Es wurde mir immer klarer, auf was er mit endlich doch sieg-

reicher Beharrlichkeit hinauswollte. Ich ließ also den Strom seiner Rede fließen und warf erst ganz zuletzt und anscheinend ohne Zusammenhang die Frage dazwischen, ob er jemals von dem Maler Wilhelm Hensel oder doch von dessen Vater dem alten Pastor Hensel gehört habe.

Ein Kopfschütteln war die Antwort, und nur mit Mühe wurde festgestellt, daß der alte Pastor Hensel höchstwahrscheinlich schon vor seiner, des Wirts und Meisters Geburt verstorben sein müsse, eine Sache, betreffs deren ich nie den geringsten Zweifel unterhalten hatte.

Das Vorfahren des Wagens und der Peitschenknips des Kutschers schnitten weitere Nachforschungen ab, wobei mich's trösten mußte, schwerlich etwas anderes als die chronologische Reihenfolge der Trebbiner Schützenkönige eingebüßt zu haben. Noch ein Hutlülpsen unsererseits, noch eine gegengrübende militärische Handbewegung des „Majors“ — und unser Jagdwagen klapperte über das Pflaster hin.

Die Kirchhofstüre stand noch offen, und die Schwertlilien blühten noch.

Über „Burg Trebbin“ bin ich auch nachträglich ohne Mitteilung geblieben, aber von Wilhelm Hensel will ich erzählen.

### Wilhelm Hensel

Wenn zwei Lose vor uns legt ein Beschluß der Zeit,  
Schwer ist's, wirklichem Ruf folgen und falschen klebn! . . .

Sieh, dich lockten indes heimische Triebe bald  
Fernhin (wo in des Nord's Winter ein edler Fürst  
Ausfät ein Athen des Geistes)

An die syythische, kalte Spree.

Platen

Wilhelm Hensel wurde den 6. Juli 1794 zu Trebbin geboren, wo sein Vater an der dortigen Marienkirche Geistlicher war. Schon einige Monate später übersiedelte man von Trebbin nach Linum, in dessen Pfarrhause wir denn auch unsern Wilhelm Hensel während seiner Knabenjahre zu suchen haben. Allen erforderlichen Unterricht gab ihm der Vater und bracht' ihn gut vorbereitet auf die Bergakademie. Das war 1809. Dem schon damals geäußerten

Wunsche des Sohnes, sich der Kunst widmen zu dürfen, hatte der Vater nicht nachgeben wollen.

Das Talent W. Hensels war aber zu ausgesprochen, als daß die Laufbahn, auf die seine Natur ihn anwies, ihm dauernd hätte verschlossen bleiben können. Seine eigenen Vorgesetzten ermunterten ihn, in seiner Beschäftigung mit den Künsten auszuharren, und als er bei bestimmter Gelegenheit ein Blatt in Wasserfarben ausführte, das innerhalb weniger Stunden eine ganze tropische Landschaft vor aller Augen hinzauberte, drang der Direktor des Instituts in ihn, das Bergfach aufzugeben und Maler zu werden<sup>1</sup>.

Den Widerstand des Vaters, der auch jetzt noch fortbauerte, brach endlich der Tod. Pastor Hensel starb 1811, und unser Wilhelm Hensel war nun Maler. Er studierte Anatomie und Perspektive, zeichnete nach der Antike und dem lebenden Modell und bewährte sich als so tüchtig, daß er schon 1812 die Kunstausstellung (die erste, die in Berlin überhaupt stattfand) beschicken konnte.

Der Frühling 1813 unterbrach die kaum begonnene Laufbahn. Von Jugend auf voll patriotischen Eifers folgte er dem „Aufruf“ und trat in das eben damals errichtete Garde-Kosakenregiment ein. Ein kleines Gouachebild im Besitz der Familie stellt ihn blondlockig unter einem schwarzen Barett in dieser phantastischen Uniform dar. Er machte in dem genannten Truppenteile, der sehr bald in Namen und Erscheinung sich borussifizierte, die Schlachten bei Lüzen und Baugen mit, trat dann zu den Freiwilligen Jägern über, nahm teil an den Kämpfen des Yorckschen Korps und war unter denen, die zweimal in Paris einzogen, 1815 als Offizier. Hier war es auch, wo er in den Bildersälen des Louvre die Bekanntschaft des Grafen Blankensee machte und den Grund zu einem Freundschaftsverhältnis legte, das bis zum Tode fortbestand.

<sup>1</sup> Dies Blatt befindet sich noch in den zahlreichen Mappen, die Sebastian Hensel aus dem reichen Nachlasse seines Vaters aufbewahrt. Ich komme weiterhin auf diesen Nachlaß zurück. Was speziell dies aquarellierte Blatt angeht, so stellt es eine Felsenpartie dar, und Palmen und Baumtrümmer fassen ein Gewässer ein, in dem Mädchen baden. Es nimmt sich aus wie eine Farbenskizze zu einem großen Tapetenbilde. Als Arbeit eines in künstlerischen Dingen ohne jede Schule aufgewachsenen jungen Mannes mußte dieselbe damals überraschen. Heutzutage, wo jeder zeichnen und seinen Baumschlag machen kann, würde man dergleichen freilich ruhiger hinnehmen.

Nach dem Friedensschlusse kehrte W. Hensel zu seiner Kunst zurück, freilich auch zu seinen Bedrängnissen. Seit dem Tode des Vaters war es ihm eine Ehrenpflicht gewesen, für Mutter und Geschwister zu schaffen und zu sorgen; in diese Pflicht trat er jetzt wieder ein. Er malte Bildnisse, radierte Blätter, fertigte Zeichnungen für Almanache und Kalender, und sah sich durch Arbeiten dieser und ähnlicher Art in seinem Studium allerdings gehemmt; sein Fleiß indes und sein Vertrauen halfen über alles hinweg.

So vergingen Jahre, bis der Winter 1821 plötzlich Wandel schaffte.

Um die genannte Zeit (Januar 1821) war das russische Thronfolgerpaar, der spätere Kaiser Nikolaus und seine Gemahlin, zum Besuch in Berlin eingetroffen. Ein großes Fest sollte die Gegenwart beider feiern, und man beschloß, den eigentlichen Festesinhalt dem eben damals erschienenen und von aller Welt bewunderten Gedichte Thomas Moores: „Lallah Rukh“ zu entnehmen. Es war eine gute Wahl: der Gegenstand neu, die Situationen fesselnd, die Kostüme voll orientalischer Pracht. Und so schritt man sofort zur Ausführung.

Bei dem großen Interesse, das der Gegenstand damals erregte, mag es gestattet sein, bei dieser Lallah-Rukh-Feier rückblickend einen Augenblick zu verweilen.

Was zunächst die Dichtung selber angeht, die bereits wieder vom Schauplatz abgetreten ist (jede Zeit hat ihre Lieblinge), so ist der Rahmen derselben der folgende:

Abdallah, König der kleinen Bucharei, kommt auf einer Pilgerreise, die er nach dem Grabe des Propheten unternimmt, auch nach Delhi in Indien. Hier nimmt ihn Aurengzeb, Beherrscher von Delhi, mit großer Gastfreundschaft auf. Die Vermählung ihrer ältesten Kinder: des bucharischen Prinzen Aliris und der indischen Prinzessin Lallah Rukh wird beschlossen und soll demnächst in Kaschmir, wo Prinz Aliris zurückgeblieben ist, vollzogen werden. Lallah Rukh verläßt deshalb Delhi und begibt sich mit großem Gefolge nach Kaschmir. Unterwegs wird sie durch die poetischen Erzählungen eines jungen Dichters namens Feramors unterhalten, der sich unter den Personen befindet, die Prinz Aliris von Kaschmir aus zu ihrem Empfang ihr entgegengesandt hat. Vier Erzählungen sind es nun, die ganz besonders die Teilnahme der Prinzessin wecken: „Der verschleierte Prophet von Khorasan“, „Paradies und



Peri“, die Geschichte „von den Ghebern“ und „Nurmahal und Dschehangir“. Zuletzt fällt die Maske, und Feramors erweist sich als Prinz Miris selbst.

So der Rahmen. Es ist bekannt, daß die vier poetischen Erzählungen, die wir eben nannten, den eigentlichen Inhalt der Dichtung bilden. Es wurde nun beschlossen, die Aufführung dahin zu regeln, daß das Erscheinen Abdallahs am Hofe Nurengzebs durch einen großen, aus Bucharen und Indern bestehenden Festzug, der Inhalt der vier Erzählungen aber durch lebende Bilder unter Vortrag eines angepaßten musikalischen Textes dargestellt werden solle. Und so geschah es.

Unter den Klängen eines eigens für diese Feier komponierten Marsches setzte sich der aus 168 Personen bestehende Festzug in Bewegung, durchschritt die bekannten Paradekammern des Schlosses, trat in den weißen Saal ein und nahm hier vor der errichteten Bühne Platz. Nun ging der Vorhang auf, und in rascher Reihenfolge folgte Bild auf Bild, im ganzen zwölf. Der Erfolg war der glänzendste, wie bei den Kräften, die mitgewirkt hatten, nicht anders zu erwarten stand. Die Dekorationen waren das Werk Schinkels, die Musikstücke waren von Spontini komponiert; bei Feststellung der Kostüme waren die großen Werke von Forbes und Elphinstone benutzt worden. Alles was Berlin an glänzenden Namen und bekannten Persönlichkeiten aufzuweisen hatte, war geladen. Viertausend Gäste nahmen am Feste teil<sup>2</sup>.

<sup>2</sup> An dem aus Bucharen und Indern bestehenden Festzuge wirkten folgende Personen mit:

Bucharen. Miris, Prinz der Bucharei: Großfürst Nikolaus von Rußland; Abdallah, Vater des Miris: Herzog von Cumberland; Abdallahs Gemahlin: Prinzessin Luise Radziwill; Bucharische Prinzen: Prinz Karl, Prinz August. — Herren im bucharischen Kostüm: Fürst Putbus. Graf Hardenberg. v. Adlerberg. v. Knobloch. v. Knobelsdorff. v. Massow. Graf Pückler. Graf Wartensleben. Graf Lynar. Graf Blumenthal. — Damen im bucharischen Kostüm: Gräfin Schuwaloff. Miß Rose I. Frä. v. Jagow. Frä. v. Brockhausen I. Gräfin Moltke. Miß Rose II. Frä. v. Brockhausen II. Frä. v. Kampf. Fürstin Lynar. Frau v. Hedemann. Frau v. Affenburg. Fr. v. Bülow. Fr. v. Witzleben. Gräfin Schlieffen. Frau v. Clausewitz. Fr. v. Fouqué. Frau v. Buddenbrock. Grä. Haack. Fräulein v. Massow. — Herren aus Kaschmir: Graf Brandenburg. v. Germann. v. Perowsky. v. Prittwitz. v. Bülow. Graf Gröben. v. Fouqué. v. Bud-

Wir kehren nun zu unserem W. Hensel zurück. Ihm war die Aufgabe zugefallen, die lebenden Bilder zu stellen, und das Geschick, das er dabei an den Tag legte, die Virtuosität vor allem, mit der er jeden Hauptmoment über die Dauer des Festes hinaus in Aquarellbildern festzuhalten wußte, verschafften ihm soviel Huld und Wohlwollen, daß man von jenem Lallah-Rukh-Feste an einen Wendepunkt in seinem äußern Leben datieren muß. Der König, in Betätigung seines Dankes, gab ihm die Möglichkeit, eine mehrjährige Reise nach Italien unternehmen zu können; was aber mehr als alles andere bedeutsam und entscheidend für ihn wurde, war,

denbrock. Grf. Gneisenau. Grf. Poninsky. — Damen aus Kaschmir: Frau v. Buch. Frau v. Nochow. Frau v. Ompteda. Fr. v. Bierck. Gräfin Harzenberg. Gräfin Gröben. Grf. Pappenheim. Fr. v. Tronchin. Gräfin Neale. Fräul. v. Schuckmann. Gräfin Haeseler.

Index. Aurengzeb, Großmogul: Prinz Wilhelm (Bruder Fr. W.s III.). Lallah Rukh: die Großfürstin von Rußland (früher Prinzessin Charlotte von Preußen). Dschehanara, Roschinara, Suria Banu, indische Prinzessinnen: die Herzogin von Cumberland, die Prinzessin Wilhelm, die Prinzessin Alexandrine. Bahadur Schah, Dschehander Schah, Dara, Kinder Aurengzebs: der Kronprinz (Fr. W. IV.), Prinz Wilhelm (der jetzige Kaiser) und die Prinzessin Luise. — Herren in indischem Kostüm: Fürst Lynar. Grf. Modène. v. Wigleben. v. Röder. v. Lümpling. v. Tronchin. v. L'Estocq. v. Thun. Grf. Arnim. v. Lucadou. v. Kahldeu. v. Nochow. v. Hopfgarten. v. Thilau. Grf. Hompesch. v. Studniß. v. Möllendorf. Graf Schlieffen. Graf Moltke. v. Alvensleben. v. Heister. v. Jordan. v. Kaphengst. v. Thümen. v. Pourtales. v. Neuron. Prinz v. Rudolstadt. Prinz Solms. v. Rauchhaupt. Graf Waldersee. Graf Blücher I. Graf Blücher II. Graf Bethusy. v. Schöler. Grf. Lynar. v. Massow. v. Ostau. v. Heister. — Damen im indischem Kostüm: Fürstin Putbus. Lady Rose. Fürstin Carolath. Frau v. Senden. Gräfin Brandenburg. Fr. v. Seuner. Frau v. Lümpling. Gräfin Boß. Gräfin Schlippenbach. Fr. v. Arnstedt I. Fr. v. Bergh. Fr. v. Kleist. Gräfin Haack. Fr. v. Knobelsdorff. Fr. v. Hünerbein. Gräf. v. Lottum. Fr. v. Stegemann. Fr. v. Boguslawsky. Fr. v. Schuckmann II. Fr. v. Röder. Fr. v. Fouqué. Fr. v. Arnstedt II. Fr. v. Heister I. Gräfin Kalkreuth. Fr. v. Wiedenbruch. Fr. v. Martens. Fr. v. Miaskowska. Gräf. Hardenberg I. Fr. v. Malkahn I. Gräfin Hardenberg II. Fr. v. Senden. Fr. v. Malkahn II. Fr. v. Adeleps.

In den im Text erwähnten vier lebenden Bildern waren die Hauptrollen wie folgt verteilt. Der Prophet von Khorasan: Graf Gröben; die Peri: Prinzessin Elise Radziwill; der Engel des Lichts: Gräfin Mathilde Boß; der Emir: Fürst Radziwill; Nurmahal: Frau v. Perponcher, und Dschehangir: Herzog Karl von Mecklenburg.

daß Fanny Mendelssohn im Kreise der Ihrigen der Aufführung des Festes beigewohnt und dadurch unserem Hensel Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft mit dem Mendelssohnschen Hause geboten hatte. Hensel, alsbald eingeführt und mit dem Bruder (Felix) befreundet, glaubte schon im Sommer 1822 um die Hand Fanny M.s anhalten zu dürfen; die Familie jedoch, mit Rücksicht auf die bereits feststehende Reise Hensels nach Italien, hielt es für besser, beide Teile vorläufig nicht zu binden, und vertagte die Entscheidung. Die Neigung des Paares überdauerte die Trennung. 1828 kehrte Hensel nach fünfjähriger Abwesenheit zurück, und das Jahr darauf vermählte er sich mit seiner von ihm gefeierten Fanny.

Die nun folgenden achtzehn Jahre seiner Ehe, einschließlich der ihnen vorausgegangenen fünf Jahre in Rom, wie es die Tage seines Glückes waren so auch die seiner künstlerischen Produktion. Alles Vorhergehende war Vorbereitung, alles Folgende Nachklang, halb virtuosos, halb geselliges Spiel. Alle seine größeren Arbeiten gehören der eben erwähnten Epoche seines Lebens an. Es sind die folgenden:

Transfiguration. Kopie nach Raphael. In Rom 1824—28 gemalt. Befindet sich im Raphaelsaal in Sanssouci.

Christus und die Samariterin. Rom, 1827. Ehemals im Besitze Fr. W.s IV. Wahrscheinlich in Schloß Bellevue.

Vittoria von Albano. Berlin, 1829—30.

Die Genzaneserin. Berlin, 1829—30.

Christus vor Pilatus. Berlin, 1832—38. Altarbild in der Berliner Garnisonkirche.

Mirjam. Berlin, 1836. Im Besitze der Königin Viktoria von England.

Christus in der Wüste. Berlin, 1837—38. Im Besitze König Fr. W.s IV.

Der Herzog von Braunschweig auf dem Balle in Brüssel (vor dem Treffen bei Quatrebras). Berlin. Im Besitze des Lord Egerton.

Hirtin im Lande Gosen, Motiv einer Figur aus der Mirjam. Berlin, 1839. Im Besitze der Herzogin von Sutherland.

Lebensgroßes Porträt des Prinzen von Wales. 1843. Zweimal gemalt. Das eine im Besitze König Fr. W.s IV., das andere im Besitze der Königin Viktoria.

König Wenzel. Berlin, 1844. Befindet sich im Kaisersaale des Römer, Frankfurt a. M.

Römische Frauen am Brunnen. Rom, 1845. Für den Berliner Kunstverein gemalt.

Betende Römerinnen. Rom, 1845. Im Besitze von Paul Mendelssohn-Bartholdy.

Felix Mendelssohn. Berlin, 1845. Lebensgroßes Kniestück. Im Besitze von Sebastian Hensel. Ofter kopiert.

Bisak des Herzogs von Braunschweig auf seinem berühmten Zuge nach der Nordsee, vor dem von den Franzosen besetzten Braunschweig. Die Bürger huldigen ihm. — Kolossalbild, für den Thronsaal in Braunschweig bestimmt gewesen. Unvollendet.

Des näheren auf diese Bilder einzugehen, müssen wir uns versagen. Nur wenige Worte. „Christus vor Pilatus“ pflegt als seine beste Arbeit angesehen zu werden und wird in der That in Stil und Komposition von keinem andern seiner Bilder übertroffen; wir dürfen indessen kaum fehlgreifen, wenn wir unter voller Würdigung eines großen, ihm gewordenen Aneignungstalentes (dies Wort im besten Sinne genommen), dennoch der Ansicht sind, daß seine vorzüglichste Begabung nach einer andern Seite hin lag. In eine spätere Zeit gestellt, die wenigstens in vielen ihrer besten Schöpfungen idealisierend an das reale Leben herantrat, würd' er ein geeigneteres Feld für seine Tätigkeit gefunden haben. Wir kommen weiterhin auf diesen Punkt zurück.

Den 14. Mai 1847 starb ihm die geliebte Frau, an der er vom ersten Tag ihrer Bekanntschaft an in schwärmerischer, immer wachsender Neigung gehangen hatte. Hiermit war ein neuer Wendepunkt in seinem Leben gegeben. Er nahm Abschied von jenem heiteren Reiche der Kunst, in das die Lallah-Rukh-Zage ihn eingeführt, in welchem die römischen Tage ihn befestigt, und die dreißiger Jahre ihn zu Ruhm und Ansehen erhoben hatten. Er nahm Abschied von diesem heiteren Reiche, sag' ich, wobei nur einzufügen bleibt, daß dieses Scheiden ein allmählich vorbereitetes Ereignis war. Cornelius' Erscheinen in Berlin, die gewaltige Tätigkeit desselben und vor allem die großartigen Entwürfe zum Campo Santo, die gerade damals entstanden, hatten ihn bereits um die Mitte der vierziger Jahre fühlen lassen, daß es vergeblich sei, neben diesem Niesen zu

ringen. Ein andres Gebiet sich untertan zu machen, dazu war es zu spät. Den Zeichenstift behielt er in der Hand, aber die Palette tat er beiseite.

Die bald eintretenden achtundvierziger Vorgänge, schmerzlich wie sie für sein loyales, ganz an dem alten Preußen hängendes Herz waren, erleichterten ihm andererseits in der Aufregung, die sie schufen, den Übergang aus einem Lebensabschnitt in den andern: aus seinem künstlerischen Schaffen in ein künstlerisches far niente\*. Die März-tage sahen ihn in Waffen, der alte Jägeroffizier lebte wieder auf, und als Kommandierender stand er an der Spitze des „Berliner Künstlerkorps“.

Keiner war dazu berufener als er. Royalist und alter Militär auf der einen Seite, kannt' er doch andererseits auch die Künstlernatur genau genug, um mit diesem Faktor zu rechnen. So gelang es ihm, dem ganzen Korps, das sich aus disparaten und zum Teil auch wohl aus desperaten Elementen zusammensetzte, einen preussisch-loyalen Charakter zu geben und eine Truppe heranzubilden, die wenigstens so zuverlässig war, wie's ein solches Freikorps überhaupt zu sein vermag.

Die politische Erregung Hensels überdauerte den Sommer achtundvierzig, ja sie steigerte sich während des Reaktionsfiebers und schwand erst, als auch dieses geschwunden war. Es kehrten ihm nun ruhigere Tage zurück, und an dieselbe Wand, an der die Büchse des Freiwilligen Jägers und die Palette des Malers bereits hingen, hing er nun auch das Rüstzeug des Parteikämpfers: die politische Broschüre, den Aufruf und das Wahlprogramm. Er war jetzt über sechzig, und die Zeit war da, wo man nicht mehr vorwärts und kaum noch um sich, sondern nur noch rückwärts blickt.

Nur in einem blieb er ganz und gar der Alte: in seinen geselligen Beziehungen. Nicht mehr die Kämpfe der großen Stadt, auch nicht eigentlich ihre Bestrebungen bewegten ihn, aber dem Leben und Geplauder der mannigfachsten ihm befreundeten Kreise blieb er mit Vorliebe zugewandt. Er war nun ganz das geworden, was man eine „Figur“ nennt. Jeder kannt' ihn, jeder wußte dies und das von ihm zu erzählen: Guttaten und Schwänke, Bonmots und Impromptus. Er war in gewissem Grade „der alte Wrangel in Zivil“. Dies Gefühl der Zugehörigkeit zu Berlin, in dem er ein volles halbes Jahr-

\* Nichtstun

hundert gelebt hatte, überkam ihn mit immer steigender Gewalt und nahm schließlich fast die Form einer Krankheit an. Der Aufenthalt bei den liebsten Personen, wenn diese nicht dem hauptstädtischen Verbandszugehörten, begann ihm nach wenig Tagen schon ängstlich und bedrücklich zu werden, und durch all seine Heiterkeit hindurch erkannte man dann eine Unruhe, die nichts anderes war als Heimweh. Ein Gefühl, das manchem ein Lächeln abnötigen wird. Aber es war so. Der Gedanke, von einem Provinzialarzt behandelt oder wohl gar auf einem ostpreussischen Dorfkirchhofe begraben zu werden, barg etwas Trostloses für ihn, und sein alter, unerkünstelter Frohsinn kam ihm erst wieder, wenn er die beiden Gensdarmtürme und die Schloßkuppel am Horizont austauschen sah.

So erschien der Spätherbst 1861. Hensel sollt' ihn nicht überdauern. Schön, wie er gelebt, so starb er. Eine menschenfreundliche Handlung wurde die mittelbare Ursache seines Todes. Ein Kind aufrassend, das in Gefahr war, von einem Omnibus überfahren zu werden, verletzte er sich selbst am Knie. Von da ab lag er darnieder. Am 26. November schloß sich sein Auge. Sein Tod weckte Trauer bei vielen, Teilnahme bei allen.

Soviel über den Gang seines Lebens. Wir werfen noch einen Blick auf seinen Charakter, seine Begabung, seine Arbeiten, immer nur bei dem Bemerkenswertesten verweilend.

Wilhelm Hensel gehörte ganz zu jener Gruppe märkischer Männer, an deren Spitze als ausgeprägteste Type der alte Schadow stand. Naturen, die man als doppeltebig, als eine Verquickung von Derbheit und Schönheit, von Gamaschentum und Faltenwurf, von preussischem Militarismus und klassischem Idealismus ansehen kann. Die Seele griechisch, der Geist altenfränkisch, der Charakter märkisch. Dem Charakter entsprach dann meist auch die äußere Erscheinung. Das Eigentümliche dieser mehr und mehr aussterbenden Schadowtypen war, daß sich die Züge und Gegensätze ihres Charakters nebeneinander in Gleichkraft erhielten, während beispielsweise bei Schinkel und Winckelmann das Griechische über das Märkische beinahe vollständig siegte. Bei Hensel blieb alles in Balance; keines dieser heterogenen Elemente drückte oder beherrschte das andre, und die Neuuniformierung eines Garderegiments oder ein

Witzwort des Professor Gans interessierten ihn ebenso lebhaft wie der Ankauf eines Raphael.

Seine Begabung, wie schon hervorgehoben, war eine eminent gesellschaftliche. Das bewies sein Leben bis zuletzt. Er exzellierte am Festtisch, war ein immer gerngesehener Gast, heiter, gesprächig, jedem Scherze zugeneigt und zugleich doch voll jenes feinen Ehrgefühls, das, während es selber die Grenzlinie wahrte, die Linie des Schicklichen stillschweigend auch von anderen gewahrt zu wissen verlangt. So schrieb er, als er bei bestimmter Gelegenheit sich verlegt glaubte, folgendes an Graf B.:

„Gesellschaftliche Demütigungen sind das Verlegendste, was es gibt! Du weißt, daß ich Standesunterschiede ehre und liebe, ihnen auch gern die äußere Anerkennung zolle; allein der Höhere, der mich durch Annäherung ehrt, muß auch die Überzeugung fühlen, daß ich meine eigene unantastbare Ehre habe. Nur diesem festen Gange meines Lebens, nie andringend aber auch nie schmiegsam zurückweichend, hab' ich wohl das reiche Maß von Huld und Güte zu danken, welches mir bisher geworden ist. Und wie ich war, werd' ich bleiben.“

Er war heiter und gesprächig, so sagt' ich. Die Anekdote, der Toast, der Versebrief, das Gelegenheitsgedicht — alles war ihm untertan. Seine eigentlichste Meisterschaft aber, zugleich seine vollste Eigenart, zeigte er auf dem Gebiete des Impromptu. Hier feierte er seine größten und entschiedensten Triumphe. „Bin Onkel Bonbonkel . . .“ „Da kommt Abeken im Trabekel“ — in solchen plötzlich aufschießenden Reimen war er groß, und das geschickte Operieren mit einem epigrammatisch zugespitzten Calembourg verstand er besser als einer. Er war kein Dichter, aber man hätt' ihn „Wilhelm den Reimer“ nennen können. Eine Sammlung dieser „geflügelten Worte“, wenn es möglich wär' eine solche noch nachträglich zu veranstalten, würd' ein Witz- und Anekdotenbuch und zugleich eine Personen- und Charakterzeichnung aus dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts sein.

Von gesellschaftlicher Bedeutung war auch seine Kunstweise, zumal wenn wir von der Zeit absehen, wo er noch unmittelbar unter dem Einfluß Italiens und der großen Meister stand. Was er in der Gesellschaft und für die Gesellschaft schuf, das wird unter allem, was er künstlerisch geleistet, das Dauerndste sein. Es sind dies seine

während eines Zeitraums von vierzig Jahren entstandenen Porträts, die soweit meine Kenntnis reicht, eine in ihrer Art einzig dastehende Sammlung bilden.

Diese Sammlung, in Händen seines Sohnes Sebastian H. befindlich, besteht aus siebenundvierzig Jahresmappen, die in einem alten Schildpatt- oder Bouleschranke aufbewahrt werden und die ganze obere Hälfte desselben füllen. Schon die bloßen Mappen-Deckel bilden eine Sehenswürdigkeit. Bekanntlich gab es in früheren Jahrhunderten auch eine Buchbinderkunst, und einer solchen halbuntergegangenen Kunstpoche scheinen diese Mappen anzugehören. Sie sind alle verschieden in Farbe wie Stoff; Samt, Seide, Maroquin wechseln ab; das Vergilbte und Verschossene kleidet ihnen gut; die Goldverzierungen sind schön erhalten; einzelne tragen auf dem oberen Deckel ein Mosaikbild oder eine Gemme. Darunter ein geschnittener Onyx von der Größe einer Damenuhr, die Entführung der Europa darstellend. Ebenso schön wie wertvoll.

Diese siebenundvierzig Mappen nun, die von 1815 bis 1861 reichen und je nach der Jahresausbeute dünn oder voluminös sind, enthalten nicht weniger als 1027 Porträtköpfe. Man darf sagen, alles oder doch fast alles, was in diesem langen Zeitabschnitt in ganz Mitteleuropa zu Ruhm und Ansehen gelangte, das gibt sich hier ein Rendezvous. Gruppieren wir den Gesamthalt nach den Nationalitäten, so finden wir außer ungezählten Deutschen 52 Engländer, 43 Italiener, 31 Franzosen, 17 Russen und Polen, und in Einzelexemplaren gesellen sich ihnen zu: Griechen, Janarioten, Rumänier, Montenegriner, selbst ein indischer Fürst und ein Mexikaner. Lassen wir die Scheidung nach Nationalitäten fallen und gruppieren statt dessen nach Beruf und Lebensstellung, so geben die Mappen unter Ausschluß der Fürstlichkeiten, die das stärkste Kontingent stellen, folgendes an Ausbeute: Dichter, Gelehrte, Schriftsteller 89; Architekten, Maler, Bildhauer, Komponisten 62; Staatsmänner und Generale 51; Schauspieler und Sänger 21.

Aus der Gruppe der Dichter, Gelehrten und Schriftsteller stehe hier etwa die Hälfte der Namen. Es sind: Bettina von Arnim; Maxe, Armgard, Gisela von Arnim; Boeckh; Clemens Brentano; Geh. Rat Bunsen; Michel Beer; Dr. Karl Blum; Prof. Droysen; Ehrenberg; La Motte Fouqué; Prof. Gans; Goethe, Jakob Grimm; Paul Heyse; Henriette Herz; J. L. A. Hoffmann; Alexander von



Humboldt; Klingemann; Th. Körner; Adam Müller; Wilhelm Müller; Müllner; Frau von Paalzow; Fürst Pückler; Leopold von Ranke; Oskar von Redwitz; Ernst Schulze (Dichter der bezauberten Rose); Steffens; Tieck; Tiedge; Warnhagen und die Rachel. Wer unser Berliner Leben seit fünfzig Jahren verfolgt hat, wird hier so ziemlich jeden Namen wiederfinden, der auf schönwissenschaftlichem Gebiet auf längere oder kürzere Zeit in den Vordergrund getreten ist. Man beachte: Fouqué, Müllner, Hoffmann, Pückler, Dr. Karl Blum, Frau von Paalzow, Redwitz, Paul Heyse<sup>3</sup>.

Noch einige kurze Bemerkungen. Hensel hatte keine Feinde, aber er hatte, gerade was diese Porträts anging, Zweifler. Diese haben durch Schelmereien und übermütige Witze (der alte Humboldt sei für den schönen Karlowa gehalten worden) die Bedeutung dieser Sammlung hinwegspötteln wollen. Aber sehr mit Unrecht. Alle diese Porträtköpfe sind nicht Phantasieschöpfungen, laufen auch nicht auf ein bequemes „*corriger la nature*“<sup>\*</sup> hinaus; sie verraten vielmehr, abgesehen von einer meisterhaften, unserem Hensel ganz eigentümlichen Technik, vor allem auch eine eminente Begabung für das Charakteristische. Sonderbarerweise haben wir uns neuerdings daran gewöhnt, das Charakteristische vorwiegend im Häßlichen zu suchen, anstatt uns zuzugestehen, daß das Übertreiben nach der einen Seite hin, also das Karikieren und Transponieren en laid<sup>\*\*</sup>, doch mindestens ebenso verwerflich ist, als ein Zuviel en beau<sup>\*\*\*</sup>. Richtig geübt ist dies eben nichts anderes als der ideale Zug in der Kunst, der doch immer der siegreiche bleiben wird.

Die neueste Kunst- und Weltepöche, die „lichtbildnerische“ ist dem Ruhme der Henselschen siebenundvierzig Mappen allerdings nicht

<sup>3</sup> Künstler, Schauspieler und Sänger finden sich folgende: Bendemann, de Biefve, Cornelius, David d'Angers, Genelli, Ingres, Kaulbach, de Keyser, Kip, Kopisch, F. Mendelssohn-Bartholdy, Fr. Tieck, Horace Vernet, Beethoven, Professor Bach, Carl Maria von Weber, Zelter, Franz Liszt, Löwe, Magnus, Moscheles, Paganini, Chr. Rauch, der alte Schadow, Wilhelm Schadow. Schinkel (dreimal), Schnorr, Jul. Schröder, Schwind, Thorwaldsen, Eduard Devrient, Biardot Garcia, Grisi, Lablache, Lind-Goldschmidt, Milber, Clara Novello, Pasta, Rachel, Rebenstein, Pius Alex. Wolff, Schröder-Devrient, Seydelmann, Wilh. u. Aug. Stich (Evelinger).

\* korrigieren der Natur. \*\* vom Häßlichen. \*\*\* vom Schönen.

allzu günstig geworden. Aber wie immer dem sein möge, der größte Teil dieser Sammlung gibt doch Aufschluß über eine vorlichtbildliche Zeit und wird über kurz oder lang einen Wert repräsentieren, ähnlich den Initialenbüchern des Mittelalters, aus denen oft Städte, Stände, Persönlichkeiten allein noch zu uns sprechen. Die Mappen Wilhelm Hensels werden dann ein Bibliothekenschatz sein trotz einem, eine Quelle voll historischer Bedeutung, und der Name des Predigersohns aus Trebbin wird zu neuen Ehren erblühen.

Am 26. November 1861 war W. Hensel gestorben und am 30. trugen ihn seine Freunde hinaus. Auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhof, unmittelbar links vom Halleschen Tore, bereitete man ihm an der Seite Fanny Mendelssohns, deren Andenken er fast einen Kultus gewidmet hatte, die letzte Ruhestätte.

Sein Grab zu besuchen, zugleich auch über die Daten seiner Geburt und seines Todes volle Gewißheit zu erlangen, bog ich in diesen letzten Maitagen in den dunklen, Kastanienüberschatteten Gang ein, der bis an das Tor des alten Kirchhofes führt.

„Ist hier der Mendelssohnsche Begräbnisplatz?“ fragt' ich.

Ein zwölfjähriges, flug aussehendes Kind, an das ich die Frage gerichtet, nickte mir freundlich zu, setzte dann, als ob sich's von selbst verstünde, das ihrer Hut anvertraute Schwesterchen ins Gras nieder und sagte: „Kommen Sie nur. Es ist schwer zu finden.“ Dabei lief sie vor mir her, ein Gewirr von Gängen und Steigen passierend und nur von Zeit zu Zeit sich umsehend, ob ich auch folge. Wirklich, es war schwer zu finden, schwerer noch als ich gedacht hatte, denn drei, vier Kirchhöfe schoben sich hier mit ihren auslaufenden Spitzen so dicht und eng ineinander ein wie die Finger zweier gefalteten Hände.

Schließlich hielten wir vor einer umgitterten Stelle von mäßiger Größe.

„Hier das Mittelgrab ist das Grab von Felix Mendelssohn-Bartholdy.“ Sie gab ihm seinen vollen Namen. Daß ich Wilhelm Hensels wegen gekommen sein könne, dieser Gedanke lag ihr fern. Und danach knicksend und meinem Danke sich entziehend lief sie wieder im Zickzack bis zu der Stelle zurück, wo ich sie gefunden hatte.

Die Mendelssohnsche Begräbnisstätte bildet einen Staat im

Staat, einen Kirchhof auf dem Kirchhof. Es sind fünf Gräber, alle gleichmäßig von Efeu überwachsen. Darunter ruhen neben andern Mitgliedern der Familie Felix Mendelssohn, Fanny Mendelssohn (die Gattin Wilhelm Hensels) und endlich Wilhelm Hensel selbst. Dem Hause, dem er im Leben anhing, ist er auch im Tode treu geblieben.

Alle Arten von Immergrün fassen das Gitter ein: Efeu, Buchsbaum, Taxus, Lebensbaum und eine hohe Zypresse überragt das Ganze. Die Gräber haben Marmorkreuze; nur zu Häupten Fanny Hensels steht ein zugeschrägter, schön polierter Granit, der außer Namen und Datum die Worte trägt:

Gedanken gehn und Lieder  
Fort bis ins Himmelreich,  
Fort bis ins Himmelreich.

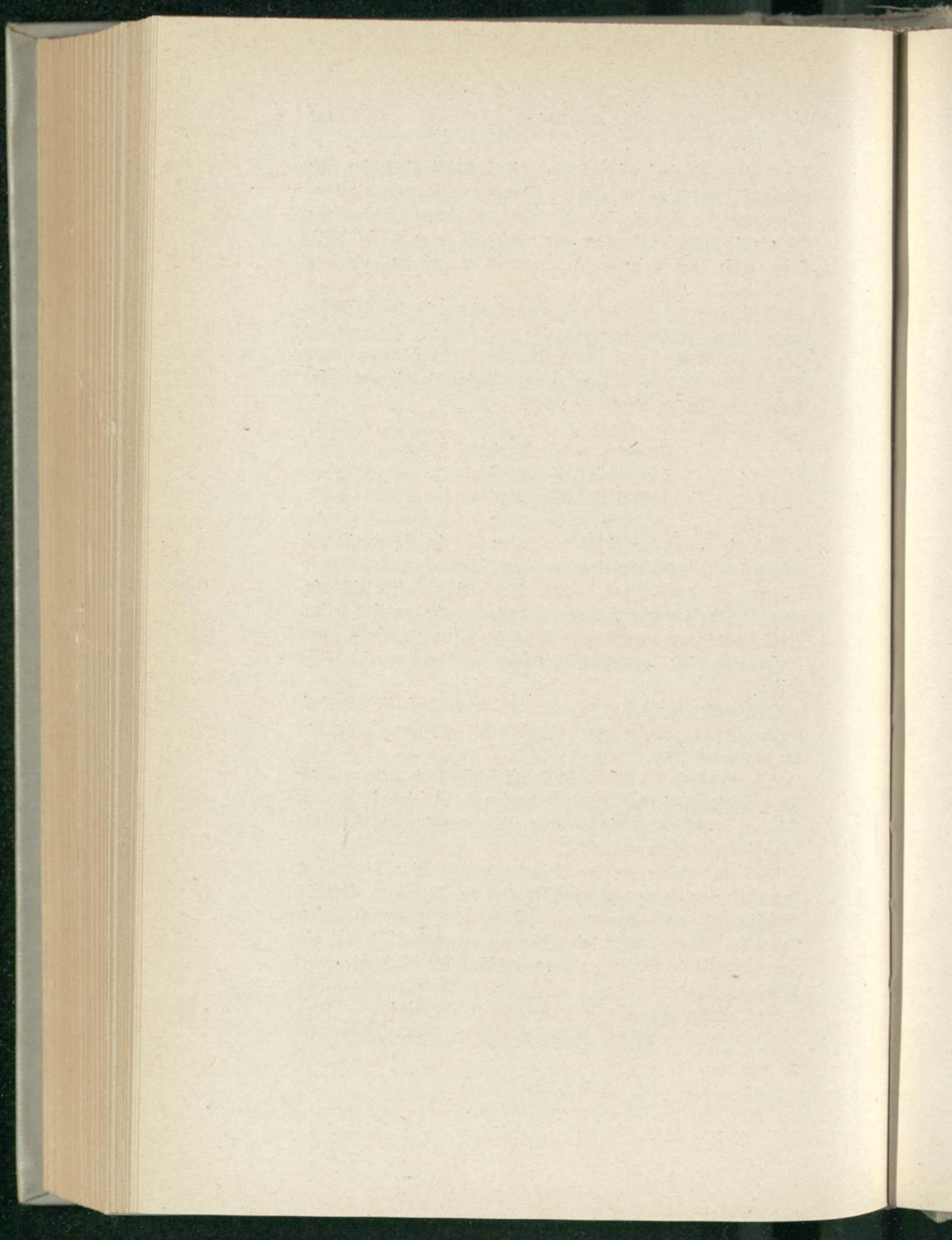
Auch die Noten der Liedeskomposition sind in Goldschrift beigefügt, was einen sehr eigentümlichen Eindruck macht. Worin übrigens kein Tadel liegen soll. Im Gegenteil. Ich sehe nicht ein, weshalb nur Fahnen und Kanonen das Vorrecht genießen sollen, als Denkmal- oder Grabstein-berechtigt zu gelten. Je häufiger und konsequenter diese langweilige Tradition durchbrochen wird, desto besser.

W. H.'s Grabchrift lautet: Wilhelm Hensel, Professor und Hofmaler; geb. zu Linum den 6. Juli 1794, gest. zu Berlin den 26. November 1861.

Geboren zu Linum. Also doch! Und so hat ich denn meinem Trebbiner Schützenmajor ab, über den großen Sohn seiner Stadt, der sich nun schließlich als ein Linumer Kind herausstellte, so schlecht unterrichtet gewesen zu sein.

Aber auch diese reumütige Stimmung hatte keine Dauer, und konnte sie nicht haben. Er war eben doch ein Trebbiner. Eine sich entspinnde Zeitungskontroverse ließ mir nach Austausch einiger Pros und Kontras endlich keine Zweifel darüber, daß sich auch dieser Grabstein in Geltendmachung traditioneller Vorrechte geirrt habe.

Noch einmal also: W. Hensel geboren zu Trebbin!



## Vorwort zum vierten Band

Wie sich Band II und III der Oder und Havel zuwendet, so wendet sich dieser IV. Band der Spree zu, dem Laufe des Flusses von Ost nach Westen hin folgend.

In dem der Lausitz angehörigen Spreewalde beginnend, verweilt Band IV nach einem kurzen Abstecher ins Beeskow-Storkowsche zu größtem Teil auf jener nur wenige Meilen messenden Strecke, wo die Spree die Grenze zwischen dem Barnim und dem Teltow zieht, und schildert hier eine nicht unbeträchtliche Zahl der im östlichen Halbkreis um Berlin herum gelegenen Ortschaften. Und so wird sich auch in bezug auf diesen vierten Band sagen lassen, daß sich der Inhalt desselben in allem Wesentlichen seinem Titel anschließt. Als Ausnahme könnte nur der Schlußabschnitt „An der Nuthe“ gelten, aber auch dieser mehr dem Schein als der Wirklichkeit nach, insoweit die Nuthe vorwiegend einen Spreelandscharakter hat, vorwiegend unsern Spreeterritorien angehört und erst im letzten Moment ihren bis dahin ausschließlich nordwärts gerichteten Lauf in plötzlich nordwestlicher Biegung zugunsten der Havel ändert, fast als wär' ihr die Spree, nachdem diese Berlin passiert, nicht mehr anheimelnd genug.

Die Kapitel auch dieses IV. Bandes entstanden zu sehr verschiedener Zeit, weshalb einige der älteren und ältesten einer eingehenden Umarbeitung unterzogen wurden, allerdings immer nur in dem Falle, daß etwas tatsächlich Neues geboten werden konnte, wie beispielsweise bei Saalow, Friedrichsfelde (Gabriel Lukas Woltersdorf) und Großbeeren. Am meisten in dem Kapitel Buch, wo die mittlerweile publizierten Tagebücher der Gräfin Boff, geb. v. Pannewitz, einen völligen Umguß der alten Form erheischten. Auf Hervorhebung bloß baulicher Veränderungen, insonderheit wenn sie das in den betreffenden Kapiteln Erzählte gar nicht oder nur sehr nebensächlich berührten, hab' ich meistens verzichtet und immer nur an-

gedeutet, daß dieselben überhaupt stattgefunden hätten. Ein Abweichen von dieser Regel würde mich gezwungen haben und auch in alle Zukunft weiter zwingen, immer neue Kontrollreisen eintreten zu lassen. Was sich selbstverständlich verbietet. Es gilt eben auch hier wieder, was ich schon im Vorworte zu Band III über diesen Punkt geäußert habe. Die Dinge geben sich einfach so, wie sie sich mir zu dieser oder jener ganz bestimmten Zeit darstellten, weshalb ich denn auch vorhabe, falls eine neue Auflage mir die Gelegenheit dazu bieten sollte, jedem Einzelkapitel seine besondere Jahreszahl zu geben.

In einem Abschiedswort am Schlusse dieses Bandes hab' ich noch einen Rückblick und in diesem Rückblick eine Darlegung dessen versucht, was diese „Wanderungen“ wollen und nicht wollen, und bitt' ich deshalb diejenigen meiner Leser, die sich für einen solchen Rechenschaftsbericht interessieren, auch diesem Abschiedswort ihre Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen.

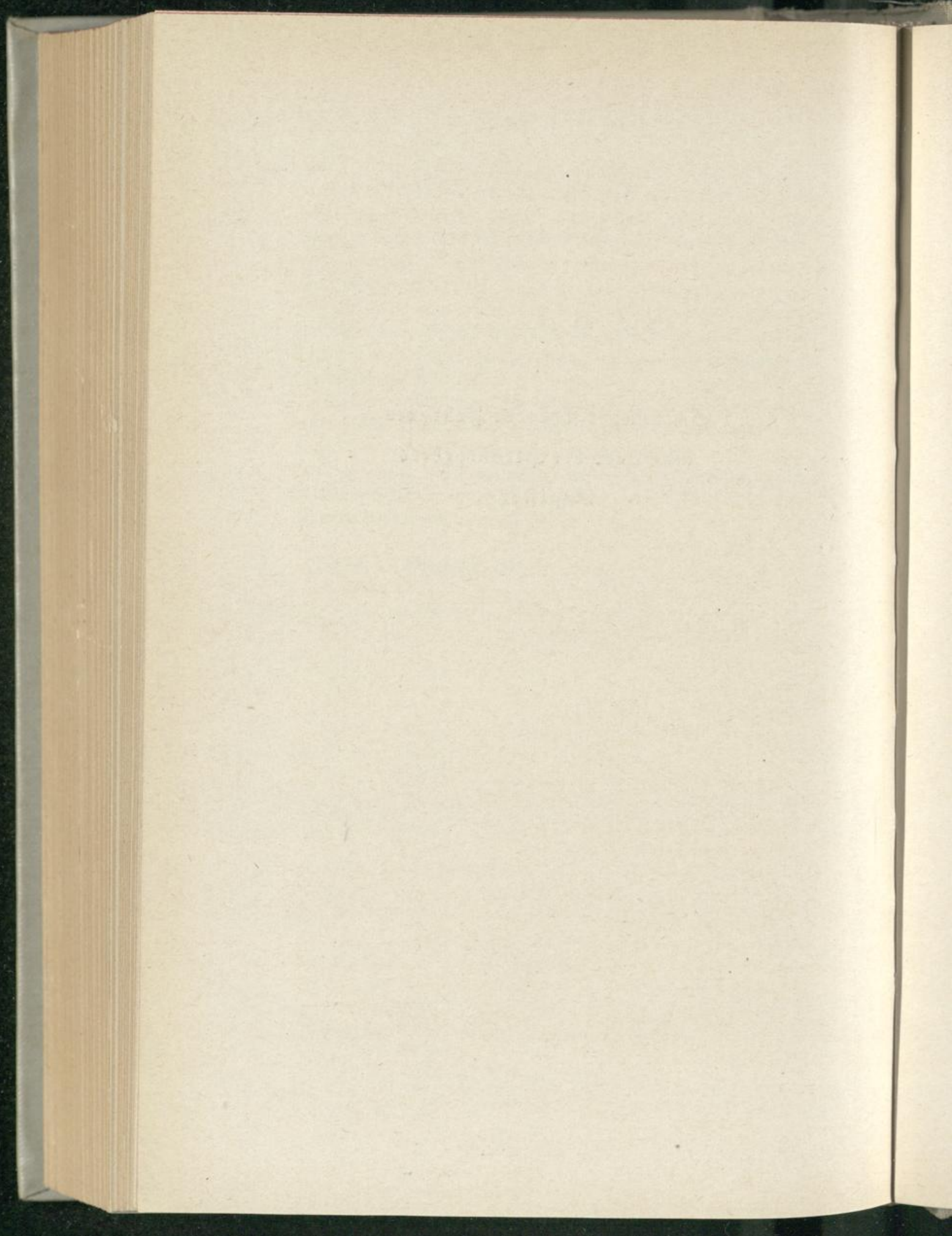
Berlin, 15. November 1881.

Th. F.

Schlußwort Theodor Fontanes

Nachwort des Herausgebers

• Register





## Schlufwort

Mit diesem IV. Bande nehm' ich — wenigstens in meiner Wanderereigenschaft — Abschied vom Leser, nicht weil der Stoff erschöpft wäre, wohl aber vielleicht die Geduld. Und ein Band zuviel ist wie ein Tag zuviel, der den guten Besuchseindruck wieder in Frage stellt.

Über zwanzig Jahre sind vergangen, seit ich im Sommer 1859 mit diesen Wanderungen begann. Was den Anstoß dazu gab, darüber hab' ich mich in dem Vorworte zu Band I ausführlicher ausgesprochen und wiederhole hier nur in aller Kürze, daß es auf einer Tour in Schottland, angesichts eines im Levensee sich erhebenden alten Douglas-Schlusses war, wo mir zuerst der Gedanke kam: „Je nun, soviel hat Mark Brandenburg auch. Geh hin und zeig es!“

Auf einer „Tour“, sagt' ich, war mir dieser erste Gedanke zu den Wanderungen gekommen, und ausschließlich als „Tourist“ gedacht' ich daheim ihn auszuführen. Jede wissenschaftliche Prätension lag mir fern. Es drängte mich nur, das eingewurzelte Vorurteil von einer hierlandes auf alle Dinge sich erstreckenden Armut und Elendigkeit zu bekämpfen und durch Hinweis auf diesen oder jenen Schönheits- beziehungsweise Berühmtheitspunkt unsrem so gern in die Ferne schweifenden Märker zu Gemüt zu führen: „Sieh, das Gute liegt so nah!“

Und so fuhr ich denn in meine spezielle Heimat, ins Ruppinsche hinein und begann in seinen Luch- und Bruchdörfern umherzuwandern, den Rhin und die Dosse hinauf und hinunter, und gleich das erste Kapitel, das ich schrieb, ergibt denn auch bis diese Stunde, wie lediglich touristenhaft ich meine Sache damals aufsaßte.

Dies erste Kapitel behandelte „Bußtrau“, das am Ruppiner See gelegene Herrenhaus des alten Bieten. Es fiel mir nicht ein, unter

dieser Überschrift irgend etwas auf historischem Gebiete Neues über den berühmten alten Hufarenvater erzählen zu wollen, vielmehr lief in meinem Vorhaben alles auf etwa folgende Betrachtung und Ansprache hinaus: „Ihr kennt alle den alten Zieten, den Zieten aus dem Busch, der auf dem Wilhelmsplaz steht, und zu dem der Alte Friße sagte: ‚Zieten setz Er sich.‘ Und ist auch derselbe, der den Zietenritt ausführte, den unser Scherenberg in wahren Steeplechase=Versen besungen hat, und ist endlich auch der, der bei Torgau nicht locker ließ und die Schlacht gewann, die der König schon verloren glaubte ... Nun seht, dieser alte Zieten ist nicht so bloß spurlos aus dieser Zeitlichkeit geschwunden, und sitzt auch nicht so bloß, wie’s uns unser Chodowiecki, glaub’ ich, gezeichnet hat, oben im Himmel und regiert da mit Gott und dem Alten Frißen um die Wette. Nein, nein, er ist auch noch diesseits zu finden, und wenn ihr nur an den rechten Fleck Erde kommt, so wird sich euch noch allerhand aufstun, Kleines und Großes, das an ihn erinnert. Und dieser Fleck Erde liegt am Ruppiner See. Da geht nur hin, und wenn ihr erst da seid, so werdet ihr daselbst nicht bloß das Herrenhaus sehen, das er gebaut, und den Park, den er angelegt hat, sondern zugleich auch seinen Grabstein an der äußeren Kirchenwand und sein stattliches Grabdenkmal im Innern der Kirche. Ja, wenn ihr Glück habt und es trifft, daß die Herrschaften oben ausgefahren oder wohl gar verreis sind, so könnt’ ihr am End’ auch den Säbel sehen, den der Alte nie zog (ein einzig Mal abgerechnet, wo’s ihm ans Leben ging), und könnt’ auch vielleicht in den Hufaren=Ahnen-saal eintreten, in dem all die rotröckigen und schnauzbärtigen Zietenschen Offiziere hängen, die den Siebenjährigen Krieg mit durchgefochten haben. All das könnt’ ihr da sehen und nebenher auch noch dies und jenes hören, allerlei Schnurren und Anekdoten, die von Mund zu Munde gehn. Und wenn ihr dann weiterfahrt, dann werdet ihr ungefähr dasselbe denken, was ich seinerzeit gedacht habe: ‚Weit hinaus über alles Erwartete!‘“

Ja, vorsehen vor dem Krug und über die Kirchhofsmauer klettern, ein Storchennest bewundern oder einen Hagebuttenstrauch, einen Grabstein lesen oder sich einen Spinnstubengrusel erzählen lassen — so war die Sache geplant, und so wurde sie begonnen. Und sehr wahrscheinlich auch, daß es dabei geblieben wäre, wenn es dabei hätte bleiben können. Allein dies verbot sich. Ein Vorgehen

wie das eben geschilderte hatte doch immer ein bestimmtes Maß von Kenntnis und Interesse zur Voraussetzung und mußte von dem Augenblick an hinfällig werden, wo die Voraussetzung selbst es ward und mich im Stiche ließ. In dem Wustrau-Kapitel lagen die Dinge bequem, Wustrau war ein Idealstoff, aber solcher Stoffe gab es in ganz Mark Brandenburg eigentlich nur noch drei: Rheinsberg, Küstrin und Fehrbellin. Über diesen Kreis hinaus versagte sofort das Vorweginteresse, weil das Wissen zu versagen anfang, und schon bei Tamsel und Alt-Möglin, bei Friedersdorf und Friedland ergaben sich arge Verlegenheiten. In ihnen waren einerseits die Schönings und Barfuß' und andererseits die Marwig' und die Lestwig' zu Hause. Wer aber waren die Schönings und die Barfuß'? Und wer waren die Marwig' und die Lestwig'? Und das Recht zu dieser Frage nur einen Augenblick zugestanden, war auch die Pflicht zugestanden, sie zu beantworten.

Eine Folge davon war, daß ich aus dem ursprünglichen Plauderton des Touristen in eine historische Vortragsweise hineingeriet, und Band II. (Oderland) ist denn auch mehr oder weniger ein Zeugnis und Beweis dafür geworden, indem er aus einer Anschauungs- und Arbeitsepoche stammt, in der mir diese veränderte Vortragsweise, will sagen das Vorherrschen des Historischen, als unerläßlich erschien.

Aber nicht lange, so bemerkt' ich den Irr- und Gefahrsweg auf den ich geraten war, und bestrebte mich, mich in die frühere Weise zurückzufinden, ein Bestreben, das in den beiden Schlußbänden, so hoff' ich, deutlich erkennbar zutage tritt. Auch sie noch weisen genug des Historischen auf, aber es verbirgt sich oder sucht sich wenigstens zu verbergen, und so haben denn Band III und IV auf dem Wege der Kritik und Reflexion etwa wieder die Form und Gestalt empfangen, die mir bei Niederschreibung der ersten Kapitel aus dem bekannten „dunklen Drange heraus“ als die richtigste, jedenfalls als die wünschenswerteste vorschwebte.

Der Hinweis auf diese Dinge schien mir geboten, und zwar in Abwehr gegen Bemängelungen, denen diese Reisefeuilletons (so vielleicht darf ich sie nennen) ausgesetzt gewesen sind. Irgendwo hieß es einmal: „Die nach mehr als einer Seite hin überschätzten ‚Wanderungen‘ sind Arbeiten, an denen der Mann von Fach, also der Berufshistoriker, achselzuckend oder doch mindestens als an

etwas für ihn Gleichgültigem vorübergeht.“ Es mag in diesem Satze sehr viel Wichtiges enthalten sein, aber insoweit irrt er und benachteiligt er mich, als er mir Absichten und Strebungen unterstellt, die mir, ein paar der von mir selber angedeuteten Ausnahmefälle zugegeben, absolut ferngelegen haben. Er stellt mich rein willkürlich, ohne meinen Wunsch und ohne mein Zutun, in die Prachfront der großen Grenadiere, bloß um hinterher auf eine bequemste Weise meine Füsilierschaft, meine Zugehörigkeit zur letzten Rotte der 12. Kompanie vor aller Welt Augen beweisen zu können. Ich hab' aber nie mehr beansprucht als fünf Fuß fünf Strich altes Maß. Wer sein Buch einfach „Wanderungen“ nennt und es zu größerer Hälfte mit landschaftlichen Beschreibungen und Genreszenen füllt, in denen abwechselnd Kutscher und Kossäten und dann wieder Krüger und Küster das große Wort führen, der hat wohl genugsam angedeutet, daß er freiwillig darauf verzichtet, unter die Würdenträger und Großkordons historischer Wissenschaft eingereiht zu werden. Ich habe „mein Stolz und Ehr“, und zwar mit vollem Bewußtsein auf etwas anderes gesetzt, aufs bloße Plaudernkönnen, und erkläre mich auch heute noch für vollkommen zufriedengestellt, wenn mir dies als ein Erreichtes und Gelingenenes zugestanden werden sollte. Freilich bleibt daneben bestehen, daß in ebendiesen Kapiteln, und zwar unter Zutun und Hilfe meiner über die halbe Provinz hin zerstreuten Mitarbeiter, auch ein bestimmtes Quantum historischen Stoffes niedergelegt worden ist, das eben nur hier existiert<sup>1</sup>, und an dem mißachtend vorübergehen zu wollen ein Fehler wäre, den, so mein' ich, niemand aus freien Stücken begehen wird, niemand, dem neben dem exakten Kontur auch das Kolorit in der Kunst etwas bedeutet.

<sup>1</sup> Es liegt mir begreiflicherweise daran, einen so diffizilen Punkt nach Möglichkeit klargelegt zu sehen, weshalb ich mich auch noch in diese Anmerkung flüchte. Was an Historischem in diesen Wanderungen enthalten ist, gruppiert sich: in allgemein Bekanntes, in wenig Bekanntes und in gar nicht Bekanntes. Es ist selbstverständlich, daß der Mann von Fach an der ersten, räumlich sehr überwiegenden Gruppe vorübergehen muß und an der zweiten (in der sich übrigens einige Raritäten vorfinden) vorübergehen kann. Aber die dritte Gruppe, der beispielsweise alle Kirchenbuchaufzeichnungen angehören, hat Anspruch auf Beachtung auch von Seiten des Berufshistorikers. Dies im Hinblick auf Einzelheiten aussprechen, ist etwas sehr andres, als mit dem Ganzen historische Präntensionen erheben.

Ich erwähnte meiner Mitarbeiter und möchte der hauptsächlichsten derselben etwas eingehender gedenken dürfen.

Da sind vorerst die märkischen alten Familien: der Land- und Landesadel aus den Tagen der Putlik, Quitow und Rochow her. Die Gefühle für sie sind im Laufe von vierhundert Jahren ziemlich unverändert geblieben, ziemlich unverändert wie sie selbst. Und aus gleicher Ursach die gleiche Wirkung. Wirklich, es lebt in unserm Adel nach wie vor ein naives Überzeugtsein von seiner Herrscherfähigkeit und Herrscherberechtigung fort, ein Überzeugtsein, das zum Schaden ebensowohl des Ganzen wie der einzelnen Teile noch auf lange hin das Zustandekommen einer auf Prinzipien und nicht bloß auf Vorurteil und Interesse basierten Torypartei verhindern muß. Eine solche bedarf eben durchaus des dritten Standes. Es wird aber nur wenige bürgerliche „honoratiores“ geben, die nicht — auch bei konservativster Schulung und Naturanlage — durch den Pseudokonservatismus unsres Adels, der schließlich nichts will als sich selbst und das, was ihm dient, in peinlichste Verlegenheit und hellste Verzweiflung gebracht worden wären. Immer wieder bricht es durch, erweist eben noch gehegte Hoffnungen als ebenso viele Täuschungen und macht ein herzliches Zusammengeh'n auf die Dauer unmöglich.

Indessen es gilt politisches und gesellschaftliches Auftreten zu scheiden, und was seinerzeit vom Engländer galt und eigentlich immer noch gilt: „In der Fremde bedrückend, aber zu Haus entzückend“ ebendasselbe geflügelte Wort ist auch anwendbar auf unsren Adel. Und weshalb? Einfach deshalb, weil er sich daheim, an seinem eignen Herd, in sein volles Gegenteil zu verkehren und aus der Starrheit seines non possumus\* in ein alle Welt sympathisch berührendes laïsser passer\*\* überzulenk'n weiß. Er ist eben über Nacht ein anderer geworden. Nicht mehr in die Defensiv gestellt, nicht mehr ein kreis- oder reichstäglich Belagerter, der sich in strikter Befolgung alter Taktik am besten durch Ausfälle zu schützen glaubt, entäußert er sich einer ihm schließlich selbst unbequem werdenden Stachelrüstung und kleidet sich in das Selbstgespinnst seiner vorvorderlichen Tugenden. Und diese Tugenden heißen: ein gut Teil Gutmütigkeit, ein noch größeres von gesundem Menschenverstand und ein allergrößtes von Kritik. Und diese Kritik ist das beste.

\* das können wir nicht. \*\* das lassen wir hingehen.

Mit einem seiner Zuhörerschaft sich alsbald mitteilenden Behagen beginnt er plötzlich alles unter die Lupe seiner ihm angeborenen Skepsis zu nehmen und dabei Radikalismen laut werden zu lassen, Urteile von einer Fortgeschrittenheit, als flösse nicht die Nipplitz oder die Notte, sondern mindestens der Hudson oder Potomac an seinem alten Feldsteinturm vorüber. All das freilich nur als jeu d'esprit\*, ohne die geringste Neigung, sich andern Tags in aller-nüchternster Morgenfrühe daran erinnern oder wohl gar beim Worte nehmen zu lassen; aber auch als bloßes Spiel schon erweist es sich als bemerkenswert und verrät uns zur Genüge, daß etwas Helles und Gewichtiges, etwas Esprit-fort-haftes\*\* in ihm steckt, und daß die Wurzel jener Selbstsucht, die so vorzugsweis an ihm mißfällt, in allem Möglichen, nur nicht in der Enge seines Geistes zu suchen ist. Er ist vielmehr umgekehrt von einem scharfen und eindringenden, ja soweit lediglich praktische Dinge mitsprechen, von einem umfassenden Blick und führt seinen Existenzkampf nicht deshalb so hart und erbittert, weil er des Gegners Recht verkennte, sondern gerade deshalb weil er es erkennt. Er vermag nur nicht den einen letzten Schritt zu tun, den vom Erkennen bis zum Anerkennen.

Alles in allem: sie sind doch anders als ihr Ruf, diese so viel verklagten „Zunker“, anders und besser, und es ist nur Pflicht und Wahrheit, wenn ich an dieser Stelle versichere, daß ich einer langen Gesprächsreihe mit ihnen eine Zahl allerglücklichster Stunden verdanke, Stunden voller Anregung und Belehrung, in betreff deren es gleich war, ob das Gespräch in Haus oder Heide, vorm Kamin oder auf dem Pirschwagen geführt wurde. Zu welchem allem ich auch das noch hinzufügen möchte, daß sich mir diese lebenswürdige Verkehrsseite, diese Welt ansprechender und gefälliger Formen unter teilweise sehr erschwerenden Umständen erschloß, und zwar zu Zeiten, als ich mich noch als ein absolut Fremder unter unsren ruppinisch-havelländischen und barnim-lebusischen Familien bewegte. Mit einer Dankbarkeit, in die sich etwas von Bewundrung mischt, muß ich jener ersten sechziger Jahre gedenken, wo meine Besuche vollkommen überfallartig stattfanden, und ich, mal auf mal, auf gut Glück hin die herrschaftliche Rampe hinauffuhr, in der Tat um kein Haarbreit introduzierter oder empfohlener, als irgendein Feuer-

\* geistiges Spiel. \*\* stark Geistiges.

oder Hagelassekuranz-Agent. Oft schlug mir das Herz und mit nur zu gutem Grund, aber niemals bin ich einer Unfreundlichkeit oder Verspottung begegnet, zu der die Situation eigentlich ausnahmslos herausforderte.

Vor Köckeritz und Lüderitz,  
Vor Krachten und vor Ikenplitz,  
Bewahr uns lieber Herre Gott —

das mag politisch auch noch so weiterklingen, gesellschaftlich und persönlich aber haben es die „Raubritter“ von ehemals an nichts wirklich Ritterlichem jemals fehlen lassen<sup>2</sup> und alles Gegensaßes gegen den Inhalt des vorigen Jahrhunderts unerachtet, die Form und den Ton ebendieses Jahrhunderts (dem des unsrigen so sehr überlegen) immer zu wahren und immer zu treffen gewußt.

Und nun ihr meine Geliebtesten, ihr meine Landpastoren und Vicars of Wakefield! Ach, auch euch lacht nicht eigentlich die Sonne der Volksgunst, und wirklich, wer euch so zur Synode ziehen sieht, angetan mit jenem Frack und jenem Blick, die zu zeitigen unsrem norddeutschen Protestantismus innerhalb seiner andren Aufgaben vorbehalten war, und wer euch dann sprechen hört über den Zeitgeist, den ihr ändern möchtet und nicht ändern könnt, und über die

<sup>2</sup> Wie gut es mir auf den alten Herrensitzen ergangen ist, davon legen die vier Bände Zeugnis ab. Auf eines aber möcht' ich eigens noch hinweisen dürfen, und zwar auf den für mich sehr wichtigen Umstand, daß ich bei den Mitteilungen, die mir zuteil wurden, niemals durch Angßlichkeiten gequält worden bin. Es kam nie vor, daß die linke Hand wieder zu nehmen trachtete, was mir die rechte Hand eben gegeben hatte. Jene so häufigen Kautelen und Einengungen, die bekanntlich viel grausamer sind als Borenthaltung, blieben mir sämtlich erspart. Ich empfing alles „auf Diskretion“, ohne daß mir diese Diskretion jemals zur Bedingung gemacht worden wäre. Ja, was noch mehr überraschen wird, ich bin auch nachträglich niemals eines Vertrauensbruchs oder eines faux pas (Verstoß) oder einer Ungeschicklichkeit bezichtigt worden. Was alles ich nicht dankbar genug anerkennen kann. Aber freilich, wenn es mir einerseits glückte, mich vor einem direkten In-Ungnade-Fallen zu schützen, so hat es mir doch andererseits (einen einzigen Fall abgerechnet) auch nie gelingen wollen, in eine direkte Gnade zu kommen. Es war eben immer nur „a hair-breadth's escape“ (ein mit knapper Not Davonkommen). So wenigstens glaub' ich aus einem gewissen elegischen Ton schließen zu dürfen, in dem diese Dinge, wenn das Kapitel schließlich vorlag, behandelt zu werden pflegten. Es kann aber auch kaum anders sein, und berühmte Historiker, wie mir versichert worden ist, haben Schlimmeres erfahren müssen.

Juden, die bekehrt werden sollen und doch am Ende nicht wollen — der betet auch wohl wieder „bewahr uns lieber Herr Gott“.

Aber mit wie großem Unrechte! Der in die Residenz verschlagene Landpastor ist eben ein sich selbst Entfremdeter, der morgens vor seinem Spiegelbild erschrickt, und erst von dem Augenblick an, wo die Wichtigkeit und die weiße Binde wieder von ihm abfällt und das schwarzsamtn Hauskäpselchen in sein Recht tritt, erst von diesem Augenblick an ist er wieder er selbst und kehrt zurück in den Urstand aller ihm eignenden guten Dinge. Der *ex cathedra*\* sprechende Pastor und der Lehn- und Sorgenstuhl-Pastor sind so grundverschieden wie *roi Henri*\*\* , wenn er in die Schlacht zieht, und *roi Henri*, wenn der Dauphin auf ihm reitet. Der eine ganz Schwert und Rüstung, der andre ganz Idyll. Und nur den letztern hab' ich kennengelernt. Kennen und lieben, was ein und dasselbe bedeutete. Denn auch hier wieder nahm ich das Gegenteil von dem wahr, was sich *l'opinion publique*\*\*\* als das Kriterium eines Landgeistlichen herausgeklügelt hat. Und wenn ich weiter oben sagen durfte, daß ich bei dem Adel auf dem Lande nie der ihm vorgeworfenen Enge der Anschauungen begegnet sei, so bei dem Pastor auf dem Lande nie der ihm vorgeworfenen Unduldsamkeit. Es wird Einzelfälle davon gegeben haben und noch geben, aber sie zu beobachten blieb mir erspart. Ich habe weder die Rationalisten über die Strenggläubigen, noch die Strenggläubigen über die Rationalisten in wirklich gehässigen Worten aburteilen hören, auch nicht in Zeiten brennendster Gegnerschaft, offenster Fehde, gleichviel nun ob *Ara Mühler* oder *Ara Falk* auf der Tagesordnung stand. Überall vielmehr bekundete sich ein bestimmter guter Wille, den Gegner auch in dem, was ihn zum Gegner machte, gelten zu lassen, und was abwich von dieser Regel, erwies sich schließlich immer nur als Schein, als ein Ausnahmefall, der lediglich im Temperament und nicht in der Gesinnung seine Wurzel hatte. Der Sanguiniker hielt nicht jederzeit mit seinem Wigwort und der Choleriker nicht jederzeit mit seinem Kraft- und Kernwort zurück, aber all das schuf nur Ausdrucks- und Disputationsformen, die hinter einer hervorblitzenden Kampfeslust eine letzte Friedensgeneigtheit nie vermissen ließen. Ein Zug allgemeinen Wohlwollens, entsprossen aus der richtigen Würdigung einer auf Versöhnung und Liebe gestellten

\* von der Kanzel. \*\* König Heinrich. \*\*\* die öffentliche Meinung.



Berufs- und Lebensaufgabe, bekundete sich in allem, in Großem und Kleinem, und rief mir die ganze Landpastorenschwärmerei meiner jungen Jahre wieder ins Leben zurück. Und aus ihren Reihen war es denn auch, daß mir meine recht eigentlichsten Mitarbeiter erwachsen, solche, die sich's nicht bloß angelegen sein ließen, mir den Stoff, sondern ebendiesen Stoff auch in der ihm zuständigen Form zu geben.

Und dabei welch erstaunliches Wissen im Detail. Immer neue Seiten in Historie, Natur- und Volksleben erschlossen sich mir und vergewisserten mich in der übrigens längstgehegten Überzeugung, daß der Glückliche, dem es demaleinst beschieden sein sollte, die Gesamtheit dieses in hundert Einzelforschungen eruierten und extrahierten Materials in sich zu vereinigen, der Sanspareil sein wird auf dem Gebiete märkischer Spezialgeschichte.

Soviel über unsere Landpastoren.

Und nun ahnt der Leser bereits, vor wem ich mich, als vor dem Dritten im Bunde, zu verneigen haben werde, natürlich vor dem Lehrer, der sich mir, unbekümmert darum, ob ich ihn bei seinen Schulstunden oder bei seinen Bienen- und Rosenstöcken störte, von einem immer gleichen Entgegenkommen erwies. Einen einzigen Ausnahmefall abgerechnet, über den ich in dem Kapitel Malchow des weiteren berichtet habe, hieß es allezeit und allewege: „Klopfet an, so wird euch aufgetan.“ Und selbst auf brieflich gestellte Fragen, aus denen sich mehr als einmal eine vollständige Korrespondenz entwickelte, bin ich zu keiner Zeit ohne den gewünschten und oft sehr eingängigen Bescheid geblieben.

Und mit diesen Lehrern auf dem Lande wetteiferten die Lehrer in der Stadt, aus deren Reihen ich wenigstens eines hier unter Nennung seines Namens gedenken möchte: Garnisonsschullehrer Wagner in Potsdam.

Unter seinem im Anfange sowohl ihm wie mir unbewußt bleibendem Einflusse war es, daß ich mich aus der historischen Vortragsweise, wie schon eingangs hervorgehoben, in die genrehafte zurückfand und den ursprünglichen Plauderton in sein ihm zuständiges Recht wieder einsetzte. Die ganze Gruppe der Kapitel aus der Umgegend von Potsdam, also Bornstedt, Sakrow, Fahrland, Falkenrehde, Marquardt, Uëz und Pareß am Nordufer der Havel und ebenso Werder, Glindow, Pegow, Caputh usw. am Südrande hin,

entstanden unter seiner Führung, und was von ernstern und heitren Geschichten unter all' diesen Kapitelüberschriften enthalten ist, entnahm ich zu sehr wesentlichem Teile seinem immer frischen und anschaulichen, weil überall aus der Erlebnisfülle schöpfenden Unterwegsgespräche. Mit einer wahren Herzensfreude denk' ich an jene Sommernachmittage zurück, wo wir von den Dörfern und Ziegelöfen am Schwilowsee heimkehrend, auf einer vor ein paar ausgebauten Häusern von Alt-Geltow liegenden Graswalze zu rasten und unser sehr verspätetes Vesperbrot aus freier Hand einzunehmen pflegten, ohne daß der Redestrom auch nur einen Augenblick gestockt hätte. Da vergaßen wir denn der Flüchtigkeit der Stunde, bis die Mondsichel über den kleinen Siebelhäusern stand und uns erinnerte, daß es höchste Zeit sei, wenn wir, oder doch wenigstens ich, den Zug noch ergreifen wollten. Und immer rascher und geängstigter ging es vorwärts, jetzt über die Gewehrfabrik und jetzt über den öden und sommerstaubigen Exerzierplatz hin, und nun hörten wir das erste Läuten. O wie das ins Ohr gellte, denn die vollgestopfte Brücke lag noch zwischen uns und unsrem Ziel. Also Trab, Trab! Und ein ewiges und verzweifeltes „Pardon“ auf der Lippe, das uns freilich vor dem üblen Nachruf aller Karambolirten nicht schützen konnte, ging es endlich zwischen den pickenden Sperlingen hin, entlang den Droschkenstand, entlang den Perron und nun hinauf die Treppe, bis ich keuchend und atemlos und mit eingebüßtem Taschentuch in das nächststehende Kupee hineinstürzte. „Gute Nacht!“ Und fort rasselte der Zug.

Es war wie Dauerlauf und Turnerfahrt aus alten Schul- und Ferientagen her, und gab einem auf Augenblicke das Gefühl einer auch damals schon auf lange hin zurückliegenden Jugend wieder. Und schon das war ein Glück.

Und von manch' ähnlichem Tage könnt' ich noch berichten! Aber die „Wanderungen“ selbst erzählen davon, und so brech' ich denn ab und schließe mit dem Wunsche, den ich schon einmal, und zwar bei Beginn des Werkes aussprechen durfte, „daß das Lesen dieser Dinge dem Leser wenigstens einen Teil der Freude bereiten möge, den mir das Einsammeln seinerzeit gewährte“.

Berlin, 14. November 1881.

Th. F.

## Nachwort des Herausgebers

Als die Berliner ihrem märkischen Dichter Theodor Fontane ein Denkmal errichteten, gaben sie ihm die Gestalt eines „Wanderers“ und wählten als Standort dafür den Tiergarten. Bei der Weihereden zu dieser Denkmalsenthüllung bezeichnete Konrad Burdach das Wesen der Fontaneschen Kunst sehr treffend als „spaziergängerisch“. Er erwähnte in dieser Rede weiterhin einen Leitsatz Fontanes, den wir bei allen Bemühungen unserer Herausgeber-tätigkeit auch stets vor Augen sahen, und dessen Richtigkeit wir immer wieder erkannten: „Steckt was drin im Nebensächlichen, dann ist es die Hauptsache, denn es gibt einem dann immer das eigentlich Menschliche!“

Über die große Bedeutung der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ und ihren Wert brauchen wir hier kaum Worte zu verlieren. In allen Werken deutscher Geistesgeschichte wird rühmend auf sie verwiesen. Jede Literaturgeschichte hebt sie anerkennend hervor, zumal seit die landschaftliche Literaturgeschichte die besonders bevorzugte Gattung wurde. Aber war dieses bedeutende Werk in seiner ungekürzten und endgültigen Gestalt, so wie Fontane es uns in seiner Ausgabe letzter Hand der Jahre 1874 bis 1881 hinterlassen hatte, den deutschen Lesern und Forschern in den letzten Jahrzehnten überhaupt zugänglich und erreichbar? Wir haben mit Bedauern feststellen müssen, daß in den meisten öffentlichen und privaten Bibliotheken diese vier Bände fehlten. Und trotz eifriger und angestrebter Bemühungen gelang es uns nur, drei Bände für unsere neue Drucklegung zu erwerben. Den besonders selten gewordenen, wertvollen ersten Band konnten wir jedoch durch das freundliche Entgegenkommen des Vorsitzenden der deutschen Bibliophilenvereinigung, des Herrn Gerhard Schulze in Leipzig, des Besitzers der größten Fontanesammlung, für unsere Arbeit geliehen erhalten. Wofür wir an dieser Stelle im Namen der großen

Fontanegemeinde Herrn Gerhard Schulze noch einmal besonders danken möchten.

Über die Entstehung dieses Werkes hat Fontane in seinem Vorwort zur ersten Auflage des ersten Bandes berichtet, daß er bei einem Besuch des alten Douglasschlosses am Levensee die erste Anregung dazu erhielt in der Erkenntnis: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen!“ Seine Fähigkeiten als Beobachter und als Berichterstatter hatte er als Korrespondent der Preussischen Zeitung in England während der Jahre 1855 bis 1859 entwickeln und ausbilden können. Die Vorliebe für alles Historische besaß er von klein auf, war es doch in der Jugend sein Herzenswunsch gewesen, einmal Professor der Geschichte zu werden. Obgleich dieser Traum nicht zur Erfüllung kam, konnte Fontane sich in den Jahren nach der Rückkehr in die Heimat, nachdem er eine Schriftleiterstellung an der Preussischen Zeitung erhalten hatte, während seiner besten Mannesjahre nun bei der Ausführung seines Programmes einer märkischen Heimatschilderung auch mit dem Historischen in vielerlei Gestalt befassen. Und man spürt es den Zeilen dieser großen schriftstellerischen Arbeit an, wie sehr ihm das Herzenssache war. Bereits im Jahre 1861 veröffentlichte der Verlag Wilhelm Herz (Bessersche Verlagsbuchhandlung) den ersten Band, dem 1864 eine zweite und 1874 eine erweiterte und umgearbeitete dritte Auflage folgte. Das Schlußdatum für Fontanes letzten Federstrich am vierten Bande ist der 15. November 1881. Zwanzig Jahre Arbeit liegen also dazwischen.

Mit diesen „Wanderungen“ hat Fontane den Grundstein zu seiner Anerkennung und zu seinem Ruhm als Erzähler gelegt. Bisher hatte man ihn nur als Lyriker gelten lassen und seine ersten Prosaschriften, seine Studien und Briefe „Aus England“ (Stuttgart 1860) und „Jenseit des Tweed, Bilder und Briefe aus Schottland“ (Berlin 1860) kaum beachtet. In seinen „Wanderungen“ ist dem Dichter aber auch eine Durchdringung des Landschaftlichen und des Historischen geglückt wie noch keinem vor ihm. Und wem nach ihm?

Wir haben bereits in unserem Nachwort zu Fontanes Gedichten darauf hingewiesen, daß durch Fontane in der Entwicklung der deutschen Ballade ein neuer Abschnitt begann, indem er die historische Anekdote in Verse brachte. In gleicher Weise entwickelte er

sich auch in der Prosa zum größten und geistvollsten Anekdotenerzähler. Durch ihn ist die Anekdote überhaupt erst literaturfähig geworden. (Über die nicht literaturfähige Anekdote, die er als „Plauderanekdote“ bezeichnet, äußert er sich in Band III auf Seite 320 in einer Anmerkung recht aufschlußreich.) Zweifellos gewinnen seine Anekdoten dadurch außerordentlich, wenn sie uns vor dem Hintergrunde eines Porträts, eines Denkmals oder sogar vor der Wohnstätte der betreffenden Persönlichkeit erzählt werden. Sie bekommen dann außer der Pointe noch Farbe und den Zauber der Atmosphäre. Es ist erstaunlich, beim Lesen dieser vier dicken Bände festzustellen, daß der Erzähler uns bei seiner Schilderung niemals ermüdet. Das rührt wohl daher, daß Fontane sich mit einer Schilderung allein nicht begnügt, sondern uns überall mit seinen sehr persönlichen Fragen und Gedanken begleitet, die einen oft so stark berühren, daß sie stets erneute Anregungen bedeuten. Wir haben in unserem Register einige der tiefergehenden und sich wiederholenden Fragen und Probleme mit aufgeführt, die Fontane und wohl auch den Leser besonders beschäftigen. Wir nennen davon u. a.: Sagenbildung; Gespenstergeschichten; Grabmonumente, ihre Wirkung; Ausgrabungsfunde; Dreizeitalter-Einteilung; Konservative Denkungsart; Stiftungen des märkischen Adels; Semnonen; Wenden usw.

Unser Register spiegelt auch den großen Reichtum an Namen aus der Geschichte der Mark Brandenburg wider, wir möchten als Beispiel nur die Besser, Canitz, Andreas Fromm, Paul Gerhardt, Ernst Gottlieb Woltersdorf, Schmidt von Werneuchen und Humboldt herausheben, an denen sich ein buntes Stück landschaftliche Literaturgeschichte studieren läßt. Für die märkischen Adelsfamilien bietet sich ein reiches Quellenmaterial zur Familienforschung. Die Bedeutung der Klöster und der evangelischen Pfarrhäuser in kolonialisatorischer und kultureller Hinsicht findet ohne Engstirnigkeit, Übertreibung oder Vorurteile ihre gerechte Würdigung. Forschungsfragen der wendischen und der germanischen Vorgeschichte steht Fontane mit größter Aufgeschlossenheit gegenüber. Nach dem Lob auf den Junker, den Dorfpfarrer und den Landschullehrer singt er auch das Hohelied der Arbeit und scheut sich nicht, neben dem Fuhrmann auf dem Kutschbock zu sitzen und nachts neben ihm im Stroh zu schlafen, um auch das Vertrauen des Mannes aus dem Volke zu gewinnen und seine wahren Gedanken kennenzulernen. Unter

seiner überlegenen Betrachtungsweise ordnen sich auch so abgelegene Exkurse harmonisch ein wie die Geschichte der Rosenkreuzer, die Lehninsche Weissagung vom Ende der Hohenzollern oder die Legenden von den heimlich Enthaupteten. Ja gerade in diesem bunten Wechsel der Schauplätze und ihrer Geschichte, in ihrer meisterhaften Mischung liegt wohl einer der Hauptreize dieses fesselnden Werkes.

Nach Albrecht von Haller, Goethe, Immermann und der Drosté zählen wir Fontane zu den Entdeckern der deutschen Landschaft und zu den Erweckern des deutschen Landschaftsgefühls, aus dem so revolutionäre Bewegungen wie die deutsche Turnerbewegung, der deutsche Wandervogel und die deutsche Jugendbewegung ihre ersten Kräfte schöpften und sammelten.

Es gab vor Fontane bereits mehrere Reisebücher, an denen große Dichter als Hauptmitarbeiter tätig waren. So veröffentlichte Gustav Schwab 1823 das Reisebuch „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb“ und begab sich 1825 zu dem Freiherrn Joseph von Laßberg, dem ritterlichen Germanisten, nach Eppisshausen im Thurgau, um mit seiner Hilfe dem Reisebuch „Bodensee nebst dem Rheintale von St. Luziensteig bis Rheinegg“ (1827) den nötigen romantischen Hintergrund zu geben. Aus einer Geschichte, die ihm Laßberg erzählte, schuf Schwab seine beste Ballade „Der Reiter und der Bodensee“. Die Verbindung zwischen Reisebuch, Ballade, romantischer Erzählung und historischem Roman ist alt; die verschiedenen Zweige haben sich immer wieder gegenseitig befruchtet.

Ein Vorläufer der „Wanderungen“ gattungsmäßiger Art ist in mancher Beziehung die im Jahre 1839 im Verlag Friedrich August Eupel in Sondershausen erschienene „Historisch-romantische Beschreibung aller in Thüringen und auf dem Harz vorhandenen Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude, Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerter Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur unter dem Titel „Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volksagen und Legenden“. Unter der Redaktion des Majors Friedrich von Sydow sind hier Beiträge von 32 vorwiegend akademischen Mitarbeitern, die Hälfte von ihnen Pastoren, mit vielen Stichen und Radierungen vereinigt.

Beim Durchblättern fällt einem auf, daß ähnlich wie in den Wanderungen fast jedem Kapitel einige Verszeilen vorangestellt sind, wodurch die Vermutung bestärkt wird, daß Fontane wohl auch in diesen Bänden blätterte und gewisse Anregungen dabei empfing.

Auf „Thüringen und der Harz“ folgte 1841 das Prachtwerk des Buchhändlers Langewiesche in Barmen „Das malerische und romantische Westfalen“. Freiligrath und Schücking sollten es schaffen, aber Freiligrath lieferte nur das Eingangsgedicht „Freistuhl zu Dortmund“, und Schücking lud die Arbeit auf Annette von Droste-Hülshoff ab. Schücking berichtet: „Sie kannte von früheren Aufenthalten auf Gütern der Verwandten jene Punkte, und so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättlein dazu, die in der Abschrift ganze Bogen wurden. Dann gab sie den Sagen und historischen Stoffen, welche sich dazu zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Leichtigkeit der Produktion die poetische Form.“ Hier ist es die größte Dichterin Westfalens, die mit am Werke tätig ist, wie Fontane mit Alexis um die Palme streitet, der größte Dichter der Mark zu sein.

In unserem Bestreben, auch unserer Ausgabe der „Wanderungen“ das Gepräge möglichst zu erhalten, das Fontane ihnen in der Ausgabe letzter Hand gab, kamen wir ganz von dem Gedanken ab, einen lexikalischen Anhang zu schaffen und alle Anmerkungen dort zu vereinigen. Fontane ist der behaglichste Plauderer, den unsere Literatur kennt. Er ist immer und überall mit uns im Gespräch. Viel ihm nach der ersten Niederschrift oder nach der ersten Drucklegung noch etwas Besonderes ein, dann machte er einen Strich unter den Text und redete im Rahmen einer Anmerkung weiter. Wir fürchteten, den ganzen Stil Fontanes in seinem Wesen und in seiner Form zu verletzen, wenn wir hier ändernd eingriffen. Wir haben dafür unser Register um zahlreiche Angaben über Lebensstellung und Lebenszeit der angeführten Personen ergänzt und schenkten dabei auch den Problemen und Gedanken, wie bereits erwähnt, eine besondere Beachtung.

Wer sich nun in diese deutschen „Wanderungen“ vertieft, dem möge sich in gleicher Weise wie dem Herausgeber bei seiner Arbeit in diesen, alle deutschen Herzen besonders erregenden Kriegsmonaten das Erlebnis offenbaren, daß Theodor Fontane nicht nur ein Alt-

preuße war, der noch bis in das Deutschland Bismarcks hinüber-  
ragte, sondern daß er mit Leib und Seele dem ewigen Deutschland  
angehörte und auch unserem Großdeutschland viel zu sagen und zu  
bedeuten vermag.

Leipzig, im Juni 1940

Oskar Weßmann



## Register

### A

- Aachen I 97.  
 Abbauen der Dörfer (Separation) II 254.  
 Abbaye aux Bois I 388.  
 Abbotsford, Landsitz Walter Scotts I 292. II 179.  
 Abdurrahman Pascha (türkischer Heerführer) s. Coigny II 334. 335.  
 Abensberg I 368.  
 —, Adalbert von s. Rohr I 368.  
 —, Graf von (Vater von 32 Söhnen) I 368.  
 Achenbach, Andreas, (1815—1910) I 88.  
 —, Oswald (1827—1905) I 88.  
 Adam von Bremen III 18. 21.  
 Adel und Bürgertum II 224. 225. 235 bis 237.  
 Adel, seine Bedeutung für das staatliche Leben I 292.  
 Adelong, Johann Christoph, deutscher Grammatiker (1732—1806) II 240. III 157.  
 Adler, Friedrich, Baurat (\* 1827) IV 371.  
 Agrikola, Rudolf (nicht der bekannte Humanist) IV 209.  
 Ahlborn, Kopist IV 142.  
 Ahrendts, Pastor IV 209.  
 Ahrens, Feldjäger I 330.  
 Ahrensdorf IV 279.  
 Albano IV 409.  
 Alberich, der heilige III 35.  
 Albert, 1848 Minister in Paris II 200.  
 Albertville, Comte de (Pseudonym des Kronprinzen Friedrich) II 285.  
 Albrecht L., der Bär, Markgraf (1123 bis 1170) I 263. III 11. 16. 33. 41. 97. 129. IV 87. 178. 389.  
 — III., Achilles, Kurfürst (1470 bis 1486) I 44. 294. II 88.  
 —, Markgraf von Schwedt († 1731) II 302. IV 126—129. 144. 225.  
 —, Kurfürst von Mainz (1490—1545) I 40.  
 —, Herzog von Mecklenburg I 40. IV 52—53.  
 —, Friedrich Heinrich, Prinz von Preußen (1809—1872) I 90. II 219. III 322.  
 Alement, Jean Lerond d', Philosoph und Mathematiker (1717—1783) II 336.  
 Alexander der Große IV 340.  
 — I., Kaiser von Rußland (1777 bis 1825) I 25. II 254. III 326. 327. IV 136.  
 Alexiz, Willibald s. Häring, Wilhelm.  
 Algarotti, Francesco, Graf, italienischer Schriftsteller (1712—1764) I 65.  
 Alicante I 436.  
 Alborn, Diakonus IV 258. 259.  
 Alowa, Oberst I 314.  
 Alsen I 173. 183. 186. II 189. III 246.  
 Altbuchhorst IV 231.  
 Altdamm I 49.  
 Altenberg b. Koblenz III 59. 60.  
 Altfriesack I 18.  
 Altenhof II 459. 464.  
 Alten-Ruppin I 330—331. 416.  
 Altenzaun IV 262.  
 Altgeltow III 402—412. IV 432.

- Altgloßow I 273.  
 Altlandsberg II 65. 175. IV 126. 179.  
 Alt-Mittenwalde IV 253.  
 Alt-Möglin IV 425.  
 Alttranft II 465. IV 265.  
 Altruppin I 7. 39. 47. 118. 267. 417.  
 474.  
 Altstrelitz-Besenberg I 142.  
 Alttreibbin IV 402.  
 Altwriezen II 38.  
 Alvensleben, Achaz von IV 298.  
 Amalfi I 472.  
 Amalie, Prinzessin von Preußen (1723  
 bis 1787) I 203. 206. 226. II  
 219. 415. III 141—143. 351.  
 Amalthea I 65. 67. 69.  
 Amsterdam I 449. II 326.  
 Anciennitätsprinzip (Vorrang des  
 Dienstalters) II 245.  
 Anderssen, Alexander (1847—1887)  
 IV 113—123.  
 Andree I 113.  
 Angebrode III 124.  
 Angelus, Geschichtsschreiber II 266.  
 Angermünde II 266. 434. 435. III 38.  
 80. 86.  
 Anglomanie II 117.  
 Anhalt-Bernburg, Herzogin von IV  
 129.  
 Anhalt-Zerbst, Prinzessin von II 367.  
 Anklam I 486. II 193.  
 Anpflanzung von Waldkulturen I 455  
 bis 457.  
 Ansbach II 285. 286.  
 Anstetten, Baron IV 139.  
 Antimakassar (Schutzdecke gegen das  
 Makassarhaaröl) II 48.  
 Antonini, Kunsthändler in Rom III  
 158.  
 Antonius, Marcus (82—30 v. Chr.)  
 III 175. 378.  
 Antwerpen I 108.  
 Apitz, Leutnant IV 58. 71. 75. 77. 79.  
 83.  
 April, Kaiserlicher Rat IV 194.  
 Aqua Tofana s. Tofana
- Archenholz, Johann Wilhelm von,  
 deutscher Geschichtsschreiber I 131.  
 473.  
 Arco, Graf II 461.  
 Arens, Hofprediger II 239.  
 Argens, Jean Baptiste de Boyer,  
 Marquis d', philosoph. Schriftstel-  
 ler (1704—1771) I 65.  
 Aristoteles, griechischer Philosoph (384  
 bis 322 v. Chr.) II 252.  
 Arkona III 13. 16. 23. 25—29.  
 Arndt, Ernst Moriz (1769—1860) I  
 72. III 118.  
 —, Johann, protestantischer Erbau-  
 ungsschriftsteller (1555—1621)  
 II 204.  
 Arnim, Amalie Caroline von, geb.  
 v. Labeß (1761—1781) I 253 bis  
 255.  
 —, Bettina von, geb. Brentano (1788  
 bis 1859) I 254. 255.  
 —, Ferdinand von, Hofbaurat († 1866)  
 III 239.  
 —, Johann Georg von, sächs. Feld-  
 marschall (1581—1641) II 342.  
 —, Joachim Erdmann von I 253.  
 —, Karl Otto Ludwig von, Oberschenk  
 (1779—1861) I 253—255.  
 —, Ludwig Achim von, Dichter (1781  
 bis 1831) I 253—255. 436. II  
 373. III 405.  
 Arnkiel I 183.  
 Arnold, Abt von Lehnin (1456 bis  
 1467) III 43—46. 58—61.  
 Arnstadt III 124.  
 Arnstein, Gebhardt Graf von I 36.  
 Arolsen III 356.  
 Asner III 327.  
 Aspern II 246. 247. 261.  
 Assenburg, von II 289. 305.  
 Athen II 255. III 158. IV 318.  
 Athies I 163—164.  
 Aubervilliers I 164.  
 Aubin, St., Hofprediger IV 97.  
 Auersperg, Anton Alexander, Graf  
 von, dichtete unter d. N. Anasta-  
 sius Grün (1806—1876) I 194.

Auerstedt I 133. 137. 138. 140. 141.  
146. 319. IV 101. 300.  
Aufklärer III 291, IV 164.  
Augerau, General IV 295.  
Augsburg I 83. II 267. 269. 274.  
August der Starke, Friedrich A. I. von  
Sachsen, König von Polen (1694  
bis 1733) II 335. 342—346. III  
387.  
—, Kurfürst von Sachsen (1553 bis  
1586) I 51. IV 158.  
—, Prinz, Sohn von Prinz Ferdinand  
(\* 1779) I 139. 140. 205. IV 132.  
142.  
—, Wilhelm, Prinz von Preußen I 60.  
215. 216. 228. 298. 475. 478. II  
414. III 132. 139—150. 351. 352.  
Augusta, Kaiserin (\* 1811, † 1890)  
IV 265.  
Augustinus, Kirchenvater (354—430)  
I 50.  
Augustus, erster römischer Kaiser (29  
v. Chr. bis 14 n. Chr.) II 255.  
Aurore, Demoiselle, Schauspielerin I  
225. 241.  
Ausgrabungsfunde I 115—120. 289  
bis 292. IV 435.  
Austerlitz II 223. IV 299.  
Avers und Revers (Vorder- und Rück-  
seite einer Münze) II 55.  
Avignon III 51.

## B

Baase II 70. 71.  
Babelsberg I 90. 455. III 121. 202.  
420.  
Bach, Sebastian IV 258.  
Bacharach I 159. 160.  
Bache, Jonas, Viertelmeister III 169.  
Bachhoff, von, Obristleutnant I 341  
Bachhusen, Kapitän IV 57. 58. 60. 66.  
68. 71—74. 81—83.  
Bacwell, englischer Viehzüchter II 122.  
Bader, von, Rittmeister I 11.  
Badewitz, Engros-Kaufmann IV 370.  
Baillly, Gehölz von II 260.

Bakunin, Michael, russ. Revolutionär  
(1814—1876) I 175.  
Ballhorn, Pastor (Verf. d. „Geschichte  
Oranienburgs“) III 134. 135. 145  
bis 146.  
Balzer, Pastor II 202.  
Baner, Johann, schwedischer Feldherr  
(1596—1641) I 308. 410. II 187.  
473. 474.  
Banzendorf I 410.  
Bardleben, von, Adjutant III 352.  
Bardou, Maler II 138. 145.  
Barfus, Hans Albrecht von, Feldmar-  
schall Friedrichs I. II 108. 199.  
334—341. 390. 394—406. 410  
bis 412. 477.  
—, Graf von (Enkel des Feldmar-  
schalls) II 412. 413.  
—, Alexander von II 109.  
—, Dietlof von II 108.  
—, Kaspar Graf von II 390—394.  
—, Nikolaus Graf von II 390—394.  
—, Richard Graf von II 390—394.  
—, Ursula von II 156. 157.  
—, Valentin Graf von II 390—394.  
—, Frau von IV 225.  
Bariatinski Iwan, russischer Fürst IV  
136. 139.  
Barmen IV 437.  
Barner, von II 422.  
Barnim II 45. 52. 99. 337. 465. III  
31. 32. IV 229. 419.  
Barsikow I 411.  
Barth IV 95.  
—, Heinrich, Geograph (1821—1865)  
I 108.  
Bartolomeo, Fra, Maler der florentin.  
Schule (1475—1517) I 31. 470.  
Baruth IV 48, 198. 273.  
Basantafello III 15.  
Basedow, Johann Bernhard (1723  
bis 1790) I 111.  
Basel I 225. 242. 385. III 261. 272.  
274.  
Bassewitz-Schlich, Graf († 1861) I 253.  
Baglow II 20. 390.

- Baudiffin, sächsischer Feldmarschall II 196.  
 Bauer, Maire IV 117—119. 122.  
 Bauerlaß Friedrich Wilhelms I. I 236.  
 Baumgarten I 235, 240.  
 —, Siegmund Jakob, Theologe (1706 bis 1757) IV 146.  
 Baumgartenbrück III 375. 377. 398 bis 402. 437.  
 Baußen I 486. II 177. III 144. IV 405.  
 Baylen IV 303.  
 Bayreuth, Markgräfin von, Wilhelmine, Schwester Friedrichs d. Gr. I 242. II 143. 289—291. 310. 312 bis 316. 321. 322. 348. IV 236 bis 237.  
 —, I 36.  
 Beauvais d'Espagne General II 345.  
 Bechlin I 329, 413. III 18.  
 Becker, Joachim, Pfarrer I 413.  
 Beckmann, Karl Friedrich, Geschichtsschreiber (1777—1866) II 386. 457. 462. IV 128.  
 Beerbaum II 453.  
 Beeren (Geist von), Hans Heinrich Arnold (der tolle Geist) († 1812) I 107. IV 282—289.  
 —, Frau von, geb. von Eyssenhardt IV 285.  
 —, Frau von IV 286.  
 —, von, General IV 285.  
 Beerwalde III 85.  
 Beeslow II 407—409. III 32. IV 21 bis 54. 74.  
 Beetz I 329.  
 Begas, Karl, Maler (1794—1854) I 97.  
 Beier, Herr von IV 288.  
 Beiersdorf II 150.  
 Belgard III 398.  
 Belig III 58.  
 Bellamintes III 378.  
 Belle-Alliance I 169—171. 392. II 422.  
 Bellermann, Konsistorialrat III 85.  
 Bellevue, Schloß in Berlin IV 129. 409.  
 —, bei Köpenick IV 97.  
 Bellin, das Ländchen III 99. 101.  
 —, Hermann, Erbsöß († 1582) I 433.  
 Belling, Wilhelm Sebastian von, preuß. Reitergeneral (1710—1779) I 70. IV 320.  
 Belvedere, das III 172—177. 267.  
 Belgig II 231.  
 Benda, Franz, Violinspieler (1709 bis 1786) I 205.  
 Benede, Berliner Bankhaus (1814) IV 140.  
 Benedikt XII., Papst (1334—1342) III 51. 53.  
 —, der heilige III 41. 63. 249.  
 Benediktiner III 34—36. 41.  
 Benkendorf, Alexander von, russischer General (1783—1844) II 257.  
 —, von, Bizetkanzler IV 183.  
 Bentheim, Wilhelm Belgicus, Prinz von, österreichischer Feldmarschallleutnant (1782—1839) II 253.  
 Beresinaübergang II 256.  
 Berg, Großherzog von, Joachim Murat I 143.  
 Berger, Oberförster I 267—268. 455.  
 Berghaus, Heinrich, Geograph u. Kartograph (1797—1884) IV 57.  
 Berghem, Nikolaus, niederländischer Maler (1620—1683) II 147.  
 Bergius, Hofprediger I 52.  
 Berlichingen, Götz von (1480—1562) I 345. III 244.  
 Berlin I 9. 20. 24. 40. 41. 49. 50. 52 bis 55. 60. 64. 67. 68. 81. 82. 84. 88—90. 94—97. 115. 119. 133. 144. 193. 206. 226. 229. 231. 236 bis 239. 242. 245. 254. 255. 270. 298. 302. 303. 326. 328. 334. 340. 346. 353. 355. 357. 363. 364. 404. 406. 431. 432. 437. 449. 451. 456. 463. 469. 470. 487. 491. 494. 496. II 112. 120. 121. 143. 144. 146. 148. 157. 159. 164. 172. 178. 180. 181. 183. 194. 199. 201. 212. 217

- bis 221. 223. 230—232. 237. 239.  
 240. 244. 246. 248. 250—252. 256.  
 285. 290. 296. 311—313. 316. 324.  
 331. 335. 337. 340. 347. 349. 368.  
 370. 383. 391. 398. 399. 414. 418.  
 421. 422. 426. 435. 436. 443. 453.  
 469. 475. III 45. 54. 62. 67. 70.  
 91. 102. 117. 119—127. 130. 134.  
 139. 141. 145. 146. 151. 153. 154.  
 167—171. 193—195. 198. 203.  
 217. 221. 226. 227. 230. 232. 234.  
 235. 251—255. 257. 267. 268. 275.  
 277. 281. 284. 293. 305. 320. 327.  
 337. 339. 348. 354. 379. 381. 384.  
 392. 399. 405. 407. 417. 420. 430.  
 431. 433. 434. 437—439. IV 7. 9.  
 39. 44. 51. 61. 66. 68. 71. 89 bis  
 90. 95. 96. 97. 106. 107. 114. 119.  
 124—127. 129. 132—140. 144 bis  
 147. 155. 156. 158. 160. 162. 168.  
 171. 172. 176—179. 187. 192. 198.  
 200. 206. 209. 215. 225. 246. 255.  
 257. 260. 264. 265. 271—273. 276.  
 280. 290—296. 298. 301. 302. 314  
 bis 327. 341. 346—348. 351. 352.  
 359. 370. 378. 380—385. 397. 405  
 bis 411. 415. 417. 419. 420. 432.  
 434.
- Berlin, Andreas I 47.  
 Berlinchen I 428.  
 Berliner Theologen (Nationalisten) II  
 111.  
 Berlitt I 306.  
 Bernadotte s. Karl XIV.  
 Bernau I 428. II 96. 387. 434. 435.  
 III 54. IV 179. 198. 209.  
 Bernhard, der heilige III 37—39. 63.  
 —, Herzog u. Markgraf von Nordmark  
 III 15.  
 —, Amtsaktuar IV 201—205. 209.  
 Bernoulli II 386.  
 Bernstein (in der Neumark) III 38.  
 Bernstein-Funde III 439—440.  
 Berry-au-Bac I 164.  
 Berthold, Andreas, Kammergerichts-  
 advokat IV 257.  
 Bertini, Maler II 148.
- Bertrand, Henri Gratien, Graf, Na-  
 poleons treuer Generaladjutant  
 (1773—1844) I 383. 384. IV 273.  
 bis 275. 280.  
 Beschäftigung mit den Wissenschaften  
 II 243.  
 Beschort, Schauspieler IV 294.  
 Besser, Johann von, Hofpoet (1654  
 bis 1729) I 352—354. 356. IV  
 125. 190. 194.  
 —, N. (Verf. v. „Das Leben E. G. Wol-  
 tersdorfs“) IV 146. 151.  
 —, Garnisonprediger II 303—306.  
 308. 310.  
 Bethcke, Hans IV 335.  
 —, Ursula IV 335.  
 Bethmann, Schauspielerin IV 294.  
 Beuth, Peter Christian Wilhelm,  
 Staatsrat (1781—1853) I 92. 96.  
 97. III 397.  
 Beuthen III 58. IV 306—312. 332.  
 334. 372. 390.  
 Bevern, August Wilhelm, Herzog von  
 Braunschweig-B. (1715—1781) I  
 217. 476.  
 Beville, de, Hofrat I 204.  
 —, Claude Benjamin le Chenevir de,  
 Leutnant I 250.  
 —, Heinrich de, Oberstleutnant I 204.  
 Beyersdorf IV 209.  
 Beyme, Karl Friedrich von, preussischer  
 Staatsmann (1765—1838) II 119.  
 Biberstein, Herr von IV 53—54.  
 Bidal, französischer Gesandter II 342.  
 Bielefeld I 473.  
 — (Verf. eines Buches über Dranien-  
 burg) III 140.  
 Bienenzüchterkonvent unter Friedrich  
 Wilhelm I. IV 228—232.  
 Bier, Bartholomäus, Bürgermeister  
 III 166—169.  
 Biesdorf II 127. 150. IV 140.  
 Biesenthal II 435. 447. 448. 457.  
 Biester, Johann Erich, Aufklärer (1749  
 bis 1816) II 173. 240.  
 Bièvre, Marquis de (1747—1789) III  
 221.

- Bila, von, General I 486.  
 Bilguer, von I 238.  
 Binch I 166.  
 Binenwalde I 260. 261.  
 Birchholz II 365. 368.  
 Birkenwerder III 440. 445.  
 Birchholz IV 162.  
 Birfig, Christian, Bootsführer IV 10.  
     14. 15. 17.  
 Bischofswerda I 154.  
 Bischofswerder, Hans Rudolph von,  
     Minister (1740—1803) III 176.  
     261—281. 285. 287. 293. 297.  
     300. 307. 308. 311. 317. IV 174.  
 —, Hans Rudolf Wilhelm Ferdinand  
     von, Generalleutnant (1795 bis  
     1858) III 266. 270. 283—286.  
 —, Karoline Erdmute Christiane von  
     († 1842) III 279. 284.  
 —, Wilhelmine Katharine von, geb.  
     von Tarrach, verm. Gräfin Pinto  
     († 1833) III 262. 277—283. 288.  
     289.  
 —, Frau von, geb. von Wille III 262.  
     278—279.  
 —, Frau von, geb. v. Schlabrendorf  
     III 284.  
 Bismarck I 165. II 473. IV 23. 319.  
     438.  
 Blainville, Schauspieler I 209. 225.  
 Blankenburg IV 225.  
 Blankenfelde IV 125. 273. 275.  
 Blankensee III 206. 341. 343. IV 394  
     bis 400.  
 —, Graf IV 405.  
 Blechen, Karl, „Vater der märkischen  
     Landschaftsmalerei“ (1798—1840)  
     I 30. 87. 472. IV 103. 316.  
 Bleibtreu, Georg, Maler (1828 bis  
     1892) III 246.  
 Blesheim II 189.  
 Bliedorf II 37. 151.  
 Bliescastel I 374. 384.  
 Blomberg, H. von I 322. II 465.  
 Blossin IV 45—54.  
 Blücher, Gebhard Leberecht, Fürst von  
     Balsstatt (1742—1819) I 30. 97.  
     142. 161. 162. 167—169. 401.  
     403. 471. 486. II 145. 198. 231.  
     III 112—113. IV 14. 262. 319.  
 Blücher, von, Oberst (Sohn des Feld-  
     marschalls) I 159. 162—165. 168.  
     II 422.  
 Blüchern (Kartenglücksspiel) II 44.  
 Blücherscher Geist II 259.  
 Blumberg II 373. IV 178—197. 200.  
 Blume, Hans, Bogt († 1620) IV 334.  
 Blumenau I 187.  
 Blumenthal II 385. 386.  
 —, Georg von, Bischof (\* 1490) IV  
     46. 49—53.  
 —, Hans August von, Obristleutnant  
     III 317.  
 —, Kaspar von, brandenburgischer Ge-  
     sandter II 326. IV 126.  
 —, Luise von, geb. von Schwerin, Bio-  
     graphin Zietens I 12. 461. II 134.  
     442. 443. 445. IV 327.  
 —, Matthias von IV 49.  
 —, Baronesse von III 348.  
 —, Gräfin von III 134.  
 —, von, Major († 1756) I 218. 479.  
 Bode, Johann Evert, Astronom (1747  
     bis 1826) II 173.  
 Bödeker, Dichter III 137.  
 Bodensee IV 436.  
 Bodmer, Johann Jakob, schweizerischer  
     Dichter (1698—1783) IV 196.  
 Böhmi, Dr. III 193.  
 Böhme, Baumeister IV 128.  
 —, Martin, Diener IV 50.  
 Böhmisches Musikanten III 400.  
 Boizenburg I 486.  
 Bollersdorf II 100. 104.  
 Boltenmühl I 259—261.  
 Bömken, von I 131. 133.  
 Bomgarde III 398.  
 Bomst II 188.  
 Bonapartiana II 253.  
 Bonn II 194. 287. 338. 339. III 347.  
     407.  
 Bonseri, von IV 29.  
 Bora, Katharina von, Gattin Luthers  
     (1499—1552) II 146.

- Borcke, von, Major I 162. 163. 165.  
 —, von, Oberstleutnant II 287.  
 Bordenau IV 383.  
 Börnecke II 150.  
 Bornemann, Wilhelm, niederdeutscher  
 Dialektdichter (1766—1851) IV  
 211.  
 Bornim III 259. 403.  
 Bornstädt III 204. 236—243. 248.  
 257. 394. 395. 402. IV 431.  
 Borny I 160.  
 Borowski, Bischof I 76.  
 Borsig, Joh. Karl Friedr. August, Ma-  
 schinenbauer (1804—1854) I 96.  
 IV 42.  
 Borstell, Karl Heinrich, Kämmerer I  
 438.  
 Bosch, Hieronymus van den, nieder-  
 ländischer Maler (1462—1516) II  
 147.  
 Bosdorf, Gastwirt III 378—381. 389.  
 Botticelli, Sandro, ital. Maler (1443  
 bis 1510) I 469.  
 Böhlow III 128—132. 138.  
 Boufflers, Stanislas, Chevalier de,  
 franz. Dichter (1738—1815) I 66.  
 II 362.  
 Boumann, Major (Erbauer des Obe-  
 listen) I 475.  
 Bournonville, Herzog von, kaiserlicher  
 Feldherr II 189. 195.  
 Boutemars, Guin de I 225.  
 Bouterweck I 30. 472.  
 Boyen, Leopold Hermann Ludwig von,  
 Generalfeldmarschall (1771 bis  
 1848) I 71. 75—77. 473.  
 Boyzenburg I 142.  
 Brachmann, Luise, Dichterin (1777  
 bis 1822) II 240.  
 Brahe, Gräfin Margarethe verm. Grä-  
 fin Drenstierna, erste Frau d. Prin-  
 zen v. Homburg († 1669) I 346.  
 348.  
 Brand I 322.  
 —, Eusebius von IV 178. 190.  
 —, Förster I 325.  
 Brandenburg I 429. III 15. 25. 33.  
 37. 40. 43. 62. 63. 85. 182. 220.  
 228. 381. 382. 424. 439. IV 172.  
 178.  
 Brandenburg, Friedrich Wilhelm, Graf  
 von, preuß. Staatsmann (1792 bis  
 1850) II 421.  
 —, Graf, Major I 159.  
 Brandenburg-Schwedt, Prinzessin von  
 III 365.  
 Brandhorst, Hofrat III 225.  
 Brandt, Oberförster III 105.  
 —, von II 371.  
 Bratring, Verfasser von „Grafschaft  
 Ruppin“ I 47. 357. 415. 461. 473.  
 474. 482.  
 Brauereien III 432—434.  
 Braunsberg I 193. II 329.  
 Braunschweig I 171. II 143. IV 410.  
 —, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand  
 von (1780—1806) I 138. 141.  
 374. 377. III 297. IV 410.  
 Brause, von, Hauptmann I 175.  
 Breden II 459.  
 Brederlow, Goswin von IV 306—308.  
 312.  
 Bredow, Achim von I 197. 200. 202.  
 —, Anna von, geb. von Arnim I 198.  
 —, Anna von, geb. Hahnin (\* um 1500)  
 I 200.  
 —, Jobst von I 200. 204.  
 —, Lippold von I 344.  
 Breitenfeld I 307.  
 Bremen I 194. 366.  
 Bremerhaven III 396.  
 Brenkenhof I 339.  
 Brennibor, alte Wendensfeste III 11.  
 14. 16. 22. 23. 25. 28. 29. 33. IV  
 103.  
 Brentano, Clemens III 104.  
 Breslau I 152. 172. 212. 233. 476.  
 477. II 164. 180. 182. 232. 257.  
 358. III 71. 238. 247. 257. 275.  
 285. 327. 348. IV 129. 337. 338.  
 344.  
 Breughel, Jan, niederländischer Maler  
 (1568—1625) II 147.  
 Brieg IV 336.

- Brienne II 259.  
 Briefelang, der III 103—118.  
 Briefen, Rittmeister IV 288.  
 Brinkmann II 253.  
 Brixen I 478.  
 Brizaner III 13. 16.  
 Brose, Bankier IV 142.  
 Bröscke, Fähnrich I 466.  
 Brüderpaare, berühmte II 239.  
 Brühl, Graf Heinrich, sächsischer Minister (1700—1763) II 214. IV 340.  
 Bruhn, Babette von I 372.  
 —, Henriette von I 372.  
 —, Jeanette von I 372.  
 Brunn I 322. 369—370. 404. 407. III 101.  
 Brünn I 308. II 343.  
 Brunnenfigur in Brüssel (Mannekens Pis), märkisches Gegenstück II 68.  
 Brunold, J. II 460.  
 Brunsig Edler von Brun, Generalmajor I 178.  
 Brüssel I 167. 171. II 332. III 358. IV 409.  
 Buch II 159. IV 126. 155—175. 419.  
 —, Dietrich Sigismund von, Kammerjunker des Großen Kurfürsten II 190—192.  
 —, Leopold von, Geologe (1774 bis 1853) II 173.  
 —, Nikolaus von, Kanzler unter Markgraf Waldemar II 459—460.  
 —, von, Schlosshauptmann I 436. III 327.  
 Buchholzer, Hofprediger II 267.  
 Buckow I 259. 493. II 21. 95—104. 138. 151. 168. 465. 469.  
 Buda II 395. 397. 402.  
 Buda-Pest III 391.  
 Buddenbrock, von, Fähnrich I 62. 66.  
 —, von, Generalleutnant I 188.  
 —, von, Generalmajor II 286. 288. IV 261.  
 Bülow, Adam Heinrich Dietrich von, Militärschriftsteller (1757—1807) I 223. 225. 229. 482. II 239.  
 Bülow, Christian Julius von IV 343.  
 —, Friedrich Wilhelm von, Graf von Dennewitz, Heerführer (1755 bis 1816) I 162. 170. II 239. 405. IV 272. 274. 276—278. 280. 281. 324.  
 —, Gabriele von, geb. v. Humboldt III 154. 161. 162.  
 —, Karl Christoph Friedrich von IV 343.  
 —, von, Staatsminister III 154.  
 —, Therese von III 162.  
 —, von (Hofdame) II 313.  
 Bulwer s. Lytton.  
 Bunzlau III 437. IV 147. 149.  
 Burchardt, Friedrich, Verfasser von „Friedrichs II. eigenhändige Briefe an seinen geheimen Kämmerer Fredersdorff“ I 250.  
 Burdach, Konrad, Germanist (\* 1859) IV 433.  
 Burg I 141. IV 7. 14.  
 Bürger, Gottfried IV 197. 212. 214.  
 Burgos II 422.  
 Burgsdorf, Konrad von, brandenburg. Marschall z. S. Wallensteins I 47. II 475. IV 184—186.  
 —, Oberkammerherrin von, geb. v. Löben IV 182—187. 193.  
 Burkersdorf I 478.  
 Burkhard, Bischof von Halberstadt III 27.  
 Burow I 250.  
 Büsching, Anton Friedrich, Geograph, Historiker und Philosoph (1724 bis 1793) II 240.  
 Buschow I 329.  
 Buskow I 8. 414.  
 Busler, Hofrat II 316.  
 Bute, John Stuart, Graf von (1713 bis 1792) III 274.  
 Buttman, Philipp, Altertumsforscher (1764—1829) II 173.  
 Byern, von, Major I 131. 133.  
 Byron, George Noel Gordon, Lord (1788—1824) III 157.



## C

- Cablow IV 74.  
 Cadix I 436.  
 Cagliostro, Alexander, Graf von, eigentlich Joseph Balsamo (1743 bis 1795) III 291.  
 Calais I 84.  
 Calebuß, von I 62.  
 Calefice, Maria Theresia (1713 bis 1795) III 238.  
 Calixtus, der heilige III 155—156.  
 Calvin, Johannes, Reformator (1509 bis 1564) I 50.  
 Calow, Abraham, luther. Theologe (1612—1686) I 55—58.  
 Cambrai II 422.  
 Cambridge IV 62.  
 Camin IV 95.  
 Campbell, Thomas, engl. Dichter (1777—1844) III 166.  
 Canig II 373.  
 —, Doris von, geb. v. Arnim IV 192. 197.  
 —, Friedr. Rudolf Ludwig von, Staatsminister u. Dichter (1654—1699) IV 178. 184. 185. 187—197.  
 —, Freiherr von IV 186. 187.  
 —, von, Oberst I 310.  
 Canova, Antonio, ital. Bildhauer (1757—1822) I 31. III 160.  
 Canstein IV 181.  
 —, Ehrengard Maria von, geb. v. d. Schulenburg IV 181—182.  
 —, Karl Hildebrandt von, Stifter der Bibelanstalt in Halle (1667 bis 1719) IV 180.  
 —, Philipp Ludwig von, Oberst (1669 bis 1708) IV 180.  
 —, Raban von IV 126.  
 —, von, General I 181. 184.  
 Cantow I 414.  
 Caputh III 182. 373—391. 394. 437. 439. IV 347. 350. 431.  
 Capuzzo, Gerichtsrat IV 296.  
 Carow IV 162. 165.  
 Carracci, ital. Malerfamilie (16. bis 17. Jahrhundert) III 329.  
 Carstens, Asmus Jakob, Maler (1754 bis 1798) II 426. III 157.  
 Carzow III 218. 228.  
 Cäsar (100—44 v. Chr.) III 123. 224. IV 339. 340.  
 Castellammare IV 266.  
 Cato, Marcus Porcius, Verfasser der Schrift „Über das Landleben“ (234 bis 149 v. Chr.) II 114.  
 Caub I 159.  
 Celle II 109. 111—121. 123. 127. 170.  
 Cenci, Beatrice, enthauptet als Mörderin ihres Vaters (1577—1599) II 146.  
 Ceylon IV 63.  
 Chalons sur Marne I 161—162.  
 Chambry I 163.  
 Chamisso, Adalbert von (1781—1838) I 108. II 72. 95. 176—179. 205. 324. 376. 471.  
 —, Hippolyt von II 176.  
 —, Karl von II 176.  
 Champaubert II 259.  
 Charlotte, Prinzessin (Schwester Fr. d. Gr., später Herzogin von Braunschweig) I 203. IV 236.  
 —, Tochter Friedrich Wilhelms III., Gattin Nikolaus' I. von Rußland II 59.  
 Charlottenhof I 90. III 194. 245.  
 Charlottenburg I 305. II 213. 315. 316. 324. III 70. 95. 134. 172 bis 177. 267. 331. 386—387. IV 87. 93. 124. 171. 280. 292. 324.  
 Charow IV 125.  
 Chasot, Isaaß Franz Egmont Graf von (1716—1797) I 64. 66. 473.  
 Chaumont I 419.  
 Chaumontet, Clara von, geb. Gräfin zu Dohna IV 378.  
 Chaussee-Interregnum IV 198.  
 Chemnitz, Martin, lutherischer Theologe (1522—1586).  
 Cher III 35.

- Chiaramelo oder Chiaramelli (da Gandino), Francesco (Erbauer der Festung Spandau) II 456.
- Chicago III 382.
- Chieze, Philipp de la, Generalquartiermeister († 1671) III 383—386.
- Chiffoniert (zerlumpt) II 16.
- Chlebus, Oberst I 172.
- Chlum I 187.
- Chodowiecki, Daniel Nikolaus, Maler u. Kupferstecher (1726—1801) I 9. 119. 120. IV 215. 424.
- Chorin II 103. 460. III 38. 59. 78 bis 92. 447.
- Chorinchen III 80.
- Choriner See III 84.
- Chotusitz I 66. 127. II 163. III 336 bis 338. 341.
- Christian II., König von Dänemark (1513—1559) III 30.
- Christine, Königin v. Schweden (1632 bis 1654) I 309. II 188. 438.
- Chrysophiron, Pseudonym für Wöllner III 305—307.
- Cicero I 207. II 177.
- Circipaner III 13.
- Cisterz III 36. 40.
- Citeaur III 35. 38. 43. 44. 59.
- Clairvaux III 36.
- Clar, Felician, Pastor († 1727) IV 335. 336.
- Clarence, Fitz Lord III 193.
- Clary II 342.
- Claude Lorrain, franz. Maler (1600 bis 1682) I 87. 471.
- Clausewitz, Karl von, General u. Militärschriftsteller (1780—1831) I 131. IV 380. 381.
- Cleve I 357. IV 95. 224.
- Coblentz, Scharfrichter II 306.
- Cocceji, von I 131.
- Cochius, Oberbaurat II 27.
- Coigny s. Abdurrahman II 335.
- Colbaß III 51. 53.
- Coleridge, Samuel Taylor II 19.
- Colerus, Johann, Verfasser der ersten deutschen „Wirtschaftslehre“, die von 1591 bis 1601 erschien († 1639) II 22.
- Cölestinus, Hofprediger des Markgrafen Hans II 271.
- Collasius (Kohlhase), Emanuel, Pfarrer I 412—415.
- Cöllen, von (Verf. d. „Vertrauten Briefe“) III 270.
- Colomb, Johann Heinrich, Direktor III 153.
- Comorn I 11.
- Condé, Ludwig Joseph Prinz von (1736—1818) I 210. 241.
- Connel, Mr. I 94.
- Conrad I., Kurfürst zu Brandenburg († 1304) III 85.
- Consalvi, Kardinal III 160.
- Constantia, die heilige III 160.
- Cook, James (1728—1779) III 157.
- Cooper, James Fennimore, amerikan. Schriftsteller (1789—1851) II 461.
- Copen, Oberst I 308—309.
- Cornelius Nepos, röm. Geschichtsschreiber (um 100—25 v. Chr.) I 112.
- , Peter von, Historienmaler (1783 bis 1867) IV 410.
- Corregio, Antonio Allegri, ital. Maler (1494—1534) I 24. 25.
- Cossebant III 138.
- Cossenblatt II 398. 400. 406—417. 478.
- Cothenius, Leibarzt Fr. d. Gr. I 298.
- Coulaincourt, Oberstallmeister Napoleons I. IV 301—302.
- Crampnitz III 205. 225.
- Cranach, Lukas (1472—1553) I 237. 364. II 147. III 62. 63. IV 399.
- Crennersche Kunstsammlung I 471.
- Creutz, von, Minister IV 265.
- Cromwell, Oliver (1599—1658) III 274.
- Croy, Herzog von I 310. II 335. 395.
- Cruse, Verfasser von „Kurland unter den Herzögen“ IV 135.
- Cumberlandlodge III 123.
- Cunerödorf II 21. 104. 157. 161—184. 390.

Cuno IV 125.  
 Custine, Marquis de IV 300.  
 Czaslau I 127. III 337.  
 Czernebog, Wendengott III 32.

**D**

Dabergoß I 118. 414. III 18.  
 Dachsberg II 105.  
 Dagow I 250. 270. 273—274.  
 Dahlem II 469.  
 Dähling, Zeichner III 326.  
 Dahlwitz IV 113. 183.  
 Dahme I 255. IV 103.  
 Dahmsdorf II 465. 469.  
 Dalim IV 270.  
 Dalwich, General I 350. 493.  
 Dämeritz, der IV 231.  
 Damiß, Peter III 169.  
 Damm, Kommerzienrat III 232.  
 Damme I 317.  
 Dammitz, Pauline von, geb. v. Bischofswerder III 286—287.  
 —, von III 286—287.  
 Dandelmann, Eberhard von, brandenburg. Staatsmann (1643—1722) I 344. 352—361. II 340. 341. 344. 398—400. 404. 405.  
 —, von, Chef des Konsistoriums III 217.  
 Danneil II 292.  
 Dannenberg II 443. 451. 453. 465.  
 Danton, Georges Jacques (1759 bis 1794) I 385.  
 Dapp, Prediger IV 209.  
 Darlin IV 125.  
 Darmitzel II 280.  
 Darmstadt II 287.  
 Darritz I 82.  
 Daum, Bankier I 252.  
 Daun, Leopold Joseph, Graf, österreich. Feldmarschall (1705—1766) I 129. 476. 478.  
 Davout, französischer Marschall (1770 bis 1832) I 138. II 143. 145.  
 Dechtow I 324. III 101.  
 Decker, Rudolf, Hofbuchdrucker III 257.

Delhi I 110. IV 406.  
 Delphi III 26.  
 Demagogen, Gefängnis der IV 102.  
 Demmin II 193. III 13. 255.  
 Demniki I 75.  
 Dennewitz II 419. 441. IV 139. 264. 280. 281. 389.  
 Denoyer, Hauptmann IV 303.  
 Dequede, von, Page III 351—352.  
 Derfflinger, Georg v., brandenb. Feldmarschall (1606—1695) I 310. 312. 317. 348. 349. II 186—204. 206. 210. 326. 329. 331. 333. 334. 341. 346. 394. 398. 406. 437. 442. 448. 469. 474. III 202. 333. 370. IV 226. 310.  
 —, Amilia von, f. Marwitz  
 —, Barbara, Rosina von, geb. von Beeren II 200. 202.  
 —, Beate Luise von, f. Marwitz.  
 —, Charlotte von, f. Zieten.  
 —, Friedrich von, Generalleutnant (1662—1724) II 200—203. 262.  
 —, Karl von († 1686) II 200. 333.  
 —, Luise von, f. Dewitz.  
 —, Margareta Tugendreich, geb. von Schapelow II 186. 200. 326.  
 Dersau I 336.  
 Derschau, von, Minister I 339.  
 —, von, Oberst II 286. 287. 292.  
 Dessau I 429.  
 —, Johann Georg II. Fürst von Anhalt (1660—1693) I 312. II 196. 210.  
 —, Leopold I., Fürst von Anhalt (1693 bis 1747) I 217. 475. II 196.  
 d'Espenses, General des Großen Kurfürsten II 191. 192. 210.  
 Deutschkrone III 349.  
 Deutsch-Busterhausen IV 238.  
 Deutsch-Bustrow IV 238.  
 Deutz III 391.  
 Dewitz, von, schwedischer General im Dreißigjährigen Krieg II 457.  
 —, Joachim Balthasar von, Generalleutnant II 200. 331.  
 —, Luise von, geb. Derfflinger II 200.

- Dickens, Guy II 322.  
 Diderot, Denis, französ. Schriftsteller  
 (1713—1784) I 207.  
 Dieffenbach, Johann Friedrich, Chi-  
 rurg (1794—1847) II 127.  
 Dieskau, Hieronymus von IV 183.  
 —, von, Generalleutnant I 217. 480.  
 Dietrich von Ruppin, Mönch III 51  
 bis 54. 59.  
 —, Bischof von Brandenburg II 151  
 bis 156.  
 —, Prediger in Berlin III 230.  
 Diezel, Michael I 296.  
 Dijon III 35.  
 Dilschmann, Konrektor III 352.  
 Dircke III 317. 343.  
 Distelmeyer, Lampert, brandenburg.  
 Kanzler (1522—1588) IV 88. 89.  
 Döbbelin, Karoline, Schauspielerin  
 (1758—1828) IV 294.  
 Dobberan IV 358.  
 Döberitz, Christoph von II 274.  
 Dobrilugk III 37. IV 50.  
 Döbriß III 213. 218. 226. 231. 233.  
 IV 206. 209.  
 Dodona III 26.  
 Dohna, Christoph Graf, Wirklicher  
 Geheimer Staats- und Kriegsrat,  
 Verfasser der Memoiren über Fried-  
 rich I. (1665—1733) II 334. 338.  
 344. 398—402. 404. 405.  
 —, Christoph, Graf, Oberst (1702 bis  
 1762) I 217. II 16.  
 —, Friedrich, Graf zu, Generalfeld-  
 marschall (1784—1859) IV 383.  
 384.  
 —, Johann, Burggraf zu IV 53.  
 —, Juliane, Gräfin zu, geb. v. Scharn-  
 horst (1788—1827) IV 383.  
 —, Graf von († 1686) IV 195.  
 —, Graf zu, Generalleutnant I 188.  
 IV 371.  
 Dolenbusch I 322.  
 Dolenzner III 13.  
 Dolfs, Herr von IV 287.  
 Dolgelin II 217.  
 Dolgenbrod IV 46. 74. 75.  
 Dolgensee IV 74.  
 Dollgow I 296.  
 Dominikaner III 37.  
 Dömiß I 410.  
 Domstädtel I 128.  
 Dönhoff, von, Generalmajor I 232.  
 233. II 291—293. 321. 361.  
 —, Eleonore, Gräfin von II 398.  
 —, Gräfin, geb. Gräfin Schwerin II  
 366.  
 —, Gräfin II 361.  
 —, Otto Graf von II 400.  
 —, Stanislaus Gerhard, Graf von II  
 366. 367.  
 Donner, Samuel, Pastor († 1716) IV  
 144.  
 Dörenberg, von, Kammerherr III 261.  
 Dorffkirche, eine echte alte I 398.  
 Doering, Hermann, Viertelmeister III  
 169.  
 Dorothea, Kurfürstin von Branden-  
 burg (1668—1689) III 136. 383  
 bis 386. IV 92.  
 —, Herzogin von Kurland geb. Reichs-  
 gräfin von Medem IV 132—135.  
 —, Herzogin von Sagan vermählt mit  
 Edmund Talleyrand von Perigord  
 (1793—1862) IV 134.  
 Dortmund IV 437.  
 Dorville, von, Hofmarschall III 261.  
 Dossbruch I 322—342.  
 Dossow IV 52.  
 —, von, General I 7. 8.  
 Dou, Gerrit, holländ. Maler (1613  
 bis 1675) IV 129.  
 Douglas, Willy I 489.  
 —, Lady I 489.  
 Dover II 423.  
 Drake, Friedrich, Bildhauer (1805 bis  
 1882) I 97. 370.  
 Dransee III 38.  
 Drees I 322. 351. 358.  
 Drehna IV 147.  
 Dreilinden III 418.  
 Dreizeitalter-Einteilung, Ansechtbarkeit  
 der I 290—292. IV 435.

- Dresden I 83. 130. 173. 175—178.  
180. 370. 476. 494. II 165. 253.  
341—343. 358. 366. 368. 406. III  
142. 262. 263. 299. 329. IV 242.  
Drewißer Glashütte III 189.  
— Heide II 16.  
Drieberg, von, Kammerherr (Luft-  
druck=Drieberg) I 302—305.  
—, Frau von, geb. von Normann I  
303.  
Drossen I 116.  
Drofte, von, Major II 342. 343.  
— =Hülshoff, Annette von I 110. 294.  
III 42. 95. 189. 224. IV 436. 437.  
Drosfen, Johann Gustav, Geschichts-  
schreiber (1808—1884) I 73. 152.  
Druckmüller, Oberst II 187.  
Druidenplatz IV 27.  
Düben I 479.  
Duberow IV 76. 77.  
Duchstein, Pastor III 340.  
Dukatensozietät, die III 292.  
Dunker & Humblot, Verlag IV 217.  
Dünwald, Graf, Feldmarschall II  
369.  
Dunstan, Schloß II 346.  
Dupont, General IV 303.  
Düppel I 173. 181. III 246. 404.  
Dürer, Albrecht (1471—1528) I 471.  
III 62. 63.  
Dürkheim I 178.  
Durlach I 179.  
Durutte, Joseph François, Graf, Gene-  
ral (1767—1827) IV 274. 277.  
278.  
Dusantoy, Pariser Modekünstler I 447.  
Düsseldorf III 257. IV 326. 369.  
Düsseldorfer Malerschule II 206.  
Dyroß I 323. III 208. 350.
- E**
- Ebel, Maria Dorothea IV 343.  
—, ein Bote IV 397. 398.  
Eberstein, Ernst Albrecht von, dän.  
Feldmarschall (1605—1676) I 313  
bis 315.  
Eberstein=Naugard, Graf IV 53.  
Eberswalde II 45. 125. 434. 451. 458.  
462. 465. IV 198. 280.  
Eck, Liborius, Regimentsquartiermei-  
ster I 345. 346.  
Eckardsberga I 140.  
Egerton, Lord IV 409.  
Eggersdorf I 263.  
Ehrhardt, Oberst I 172.  
Eiba III 123.  
Eiche III 402. IV 181. 183.  
Eichmann IV 63.  
Eichstädt, Margarete von I 202.  
Einsiedel, von, Gottfried Emanuel,  
General (1690—1745) III 351.  
353—357.  
—, Margarete von, geb. v. Nochow III  
353.  
—, von, Major II 293.  
Eisenberg I 56.  
Eisfeld, Geheimrat Dr. III 266.  
Eisleben III 256.  
Eisenhütten, Entstehung von I 347.  
Elba I 87. 166.  
Elgin, Thomas Bruce, engl. Gesandter  
u. berühmter Kunstsammler (1766  
bis 1842) III 265.  
Elisabeth, Kurfürstin von Branden-  
burg, Tochter des Königs Johann  
von Dänemark (1485—1555) II  
266. III 74.  
— Christine, Königin von Preußen  
(1715—1797) I 67. IV 166—168.  
170—173. 265.  
—, Königin v. Preußen (1840—1857)  
III 245.  
Elphinstone, Mountstuart, Geschichts-  
schreiber Indiens (1779—1859) IV  
407.  
Elsener, Pfarrer in Rheinsberg I 199.  
Elsner, General III 257.  
Emmeran, St. I 471.  
Emmetah Kellah II 336.  
Ems IV 384.  
Engel, Johann Jakob, Aufklärer (1741  
bis 1802) II 112. 173. IV 45. 135.  
Enke s. Lichtenau.

Enthauptete, heimlich III 351—356.  
IV 436.  
Eppishausen IV 436.  
Erbach III 59.  
Erdbeerzucht III 383.  
Erdfälle II 102. 103.  
Erdmann, Ursula († 1634) IV 335.  
—, Wiprecht IV 335.  
Erdmannsdorf IV 385.  
Erfurt I 141. 172.  
Erkner IV 231.  
Erlangen II 285.  
Erman, Paul, Physiker (1764—1851)  
II 173.  
Ernst Ludwig, Herzog von Sachsen-  
Gotha (1772—1804) III 302.  
Ernst, Sakai IV 224.  
Estocq, P. s. P'Estocq.  
Ethin III 333—342. 447.  
Eugen, Prinz von Savoyen (1663 bis  
1736) I 64. 66. IV 101. 242.  
Euler, Leonhard, Mathematiker (1707  
bis 1783) II 26.  
Eupel, Friedrich August, Verlag IV  
436.  
Eutrißsch I 154.

## F

Fahndorff II 364.  
Fahrland I 323. III 204—223. 447.  
IV 205. 214. 431.  
Fahrländer Chronik III 211—223. 447.  
IV 205.  
Falco, ein Adliger III 51—55.  
Falkenberg II 20. 21. 45. 51—58. 361.  
III 153. IV 176. 177. 183.  
Falkenhagen III 105.  
Falkenrehde III 314. 324. 343—351.  
357. 403. 447. IV 431.  
Falkenstein, von, Leutnant I 182.  
Falköping I 37.  
Fasmann, David III 241.  
Fatime II 335. 336.  
Faust, Andreas IV 336.  
Favrat, General I 75.

Fehde zwischen Adel und Bürgertum  
I 44—46.  
Fehrbellin I 147. 279. 302. 307. 317.  
323. 325. 326. 341. 348—351. 369.  
392. 413. 493. II 190—193. 284.  
328. 329. 394. 441. III 99. 100.  
347. IV 194. 264. 270. 281. 310.  
425.  
Feilner III 247.  
Feldmann, Dr. Bernhard, Verfasser  
der *Miscellanea historica* (1704  
bis 1776) I 64. 298. 416. 473.  
Ferd III 375—377. 401.  
Ferdinand August, Prinz von Preußen  
(1730—1813) I 67. 68. 125 bis  
147. 205. 208. 217. 226. 300. 473  
bis 476. II 415. III 140—143. 365.  
IV 98. 129—133. 173. 336.  
— VII., König von Spanien (\* 1784,  
† 1833) I 246.  
—, Prinz von Braunschweig IV 336.  
Fermor, russischer General II 278.  
Fessler, Ignaz III 275. 281.  
Feuquières, Antoine de Pas, Verfasser  
von „*Mémoires sur la guerre*“  
III 348.  
Fichte, Johann Gottlieb, Philosoph  
(1762—1814) I 96. II 257. III  
309.  
Fielchen, Lante I 389. 390.  
Fiesole, Fra Giovanni da, ital. Maler  
(1387—1455) I 31. 471.  
—, Mino da, ital. Bildhauer (1431  
bis 1484) I 469.  
Fink, General II 15.  
Finkenkrug III 104—111.  
Finkenstein, Graf, Segner Hardenbergs  
II 227.  
—, Minister II 15. 134.  
Fischart, Johann, Satiriker (ca. 1550  
bis 1590) III 405. 406.  
Fischbach II 458.  
Flans, von, Feldmarschall unter Friedr.  
Wilh. I. (1664—1748) II 424.  
Flatow IV 266. 268.  
Flavigny I 188.  
Fleck, Schauspielerin IV 294.

- Flemming, General Friedrichs des Großen II 15.  
 —, Heino Heinrich von, Feldmarschall (1632—1706) II 468. 469.  
 Flensburg I 181.  
 Fleurus I 167. 168.  
 Fliedner, Pastor IV 361.  
 Fließ (Bach) II 40. 55—57. 86. 100.  
 Flicht IV 147.  
 Florenz I 31. 436. 449. 469. 470 III 298.  
 Floßführer II 8—11.  
 Fohr, Karl Philipp († 1818) III 158. 161.  
 Forbes IV 407.  
 Förster, Ernst (1800—1885).  
 —, Friedrich (Verf. v. „Friedrich Wilhelm I.“) I 473. II 292. 367. III 263.  
 Foerstermann, Dr. III 413—415.  
 Fouqué, Friedrich de la Motte, romantischer Dichter (1777—1843) I 300. 424. II 177—179. 245. 373. 471. 472.  
 —, Heinrich August Freiherr de la Motte, preuß. General (1698 bis 1774) I 128. 217. 300.  
 —, de la Motte, (Sohn des Gen. u. Vater des Dichters) I 300. III 227. 228. 234.  
 —, Marie Luise Baronesse v., geb. v. Schlegel († 1788) III 228. 233.  
 „Fragmente eines Unbekannten“ (richtiger „Ungeanntes“, von Reimarus, herausgegeben von Lessing) II 111.  
 Francheville, Vorleser d. Prinz. Heinrich I 222. 223.  
 Francisco de Paulo, Infant von Spanien I 246.  
 Franke, August Hermann, Stifter des Halleschen Waisenhauses (1663 bis 1727) IV 144. 146. 180.  
 Franke aus Groß-Menz I 451. 452. 454.  
 Frankenberg, von, General III 263.  
 Frankensfelde II 123.  
 Frankfurt a. M. II 236. 242. 259. 287. III 244. IV 410.  
 — a. d. D. I 49. 116. 172. II 7—11. 21. 24. 25. 37. 49. 161. 163. 172. 256. 475. III 54. 227. IV 47. 48. 128.  
 Franklin, John, Nordpolfahrer (1786 bis 1847) II 179.  
 Franz I., König von Frankreich (1515 bis 1547) IV 93.  
 Franziskaner III 37.  
 Franzosen, ihr nationaler Charakter I 375—384.  
 —, gartenkundige in der Mark III 429.  
 Franzosenhaß II 243. 244. 247.  
 Französisch-Buchholz III 138. IV 155.  
 Fraß, Maria, geb. Riben I 417.  
 —, Wolf I 417.  
 Fredelant s. Friedland.  
 Fredersdorff, Karoline Marie Elisabeth von, geb. Daum, s. Labes (1730 bis 1810).  
 —, Michael Gabriel, Kammerdiener Friedrichs d. Gr. (1708—1758) I 250—255.  
 Freiberg I 218. 226. 476. 479. II 361. 363. 370. IV 139.  
 Freiburg (Schweiz) I 210.  
 Freienstein I 127.  
 Freienwalde I 259. II 20—23. 27 bis 29. 37. 41—94. 99. 360. IV 199. 202.  
 Freiligrath, Ferdinand (1810—1876) II 19. III 118. IV 211. 389. 437.  
 Freimaurer III 297.  
 Freistuhl IV 437.  
 Freßdorf I 322.  
 Freudenberg IV 207.  
 Freya II 45. 49. 50.  
 Freyenstein I 369.  
 Freylinghausen, Johann Anastasius, Theologe der Halleschen pietist. Schule (1670—1739) II 319.  
 Friccius, Major IV 280.  
 Friedeberg I 428.  
 Fridericia I 312—313.

- Friederike, Prinzessin von Preußen  
 (\* 1766) IV 168—170. 173. 174.
- Luise, Königin von Preußen (1786  
 bis 1797) III 264. 284. IV 166.  
 171. 173.
- Friedersdorf II 21. 166. 167. 181. 205  
 bis 262. 465. 477. IV 45—47.  
 310. 311. 425.
- Friedland II 21. 37. 104. 132. 133.  
 139. 140. 150—162. 164. 165. 168.  
 169. III 38. IV 425.
- , Frau von, f. Lestwitz, Helene Char-  
 lotte von.
- Friedrich der Große (1740—1786) I 9.  
 10. 14. 30. 36. 43. 59—71. 81. 82.  
 112. 125. 126. 129. 130. 136. 139.  
 153. 194. 202—212. 216. 220. 223  
 bis 226. 228. 231. 234. 236. 243.  
 250—252. 260. 270. 298. 299. 323  
 bis 342. 371. 373. 389—391. 403.  
 463—467. 471—480. 490. 492. II  
 15. 16. 26. 29. 30. 37—41. 67.  
 114. 115. 133—138. 143. 145. 161  
 bis 166. 168. 172. 173. 180. 213  
 bis 215. 217—219. 224. 226. 241.  
 279. 280. 284—323. 336. 345 bis  
 359. 367. 369. 374—379. 391. 426  
 bis 432. 477. III 75. 102. 140.  
 143—145. 163. 219—221. 227.  
 232. 260. 263—264. 278. 288.  
 295. 296. 307. 308. 329. 337. 339  
 bis 341. 351. 354. 361. 364. IV  
 27. 94—96. 98—101. 109. 130  
 bis 133. 163. 166. 168. 195. 240.  
 261. 264. 265. 280. 282. 291. 297.  
 298. 319—322. 326. 327. 336.  
 340. 424.
- I., Kurfürst v. Brandenburg (1411  
 bis 1440) III 75. 130.
- II., der Eiserne, Kurfürst von Bran-  
 denburg (1440—1470) II 186. 266.  
 470. III 45. 60. 67. 139. 421.
- I. als Kurfürst Friedrich III. (1688  
 bis 1713) I 351. 353. 354. 359. II  
 58. 65. 66. 108. 194. 204. 338 bis  
 345. 366. 403. III 75. 132. 134 bis  
 139. 141. 142. 146—148. 202.  
 209. 210. 317. 383. 385—388. IV  
 43. 90. 92. 93. 96. 126. 180. 217.  
 224. 239. 249. 268. 269. 271.
- Friedrich Barbarossa III 33.
- III., deutsch. Kaiser (1888) III 324.
- IV., König von Dänemark (1699  
 bis 1730) III 387.
- VII., König von Dänemark (1848  
 bis 1863) I 180.
- I., Landgraf von Hessen-Homburg  
 I 345.
- II., Landgraf von Hessen-Homburg  
 (1681—1708) I 323. 344—351.  
 357—359. 361. II 190—192. 210.
- August I., König v. Sachsen (1768  
 bis 1827) IV 138—140.
- August II., Kurfürst von Sachsen  
 (1733—1763) IV 241.
- August II. von Kurland III 262.
- Franz II., Großherzog von Meck-  
 lenburg-Schwerin (1842—1883) I  
 172.
- Christian Heinrich Ludwig, Prinz  
 von Preußen (\* 1771) IV 131.
- Karl, Prinz von Preußen (1828  
 bis 1885) I 181. III 126.
- Ludwig, Erbprinz von Württem-  
 berg († 1731) IV 98.
- Wilhelm, Kurfürst von Branden-  
 burg f. Großer Kurfürst (1640 bis  
 1688).
- Wilhelm I. (1713—1740) I 61—63.  
 125. 204. 230. 323. 355. 473. 475.  
 481. 482. II 25. 26. 66. 216. 268.  
 273. 285—323. 367. 400. 401. 413  
 bis 416. 419. 424. III 67. 70. 75.  
 76. 101. 102. 140. 173. 192. 240 bis  
 242. 260. 276. 308. 343. 353. 354.  
 358. 361. 363. 364. 385. 424. 425.  
 429. IV 54. 76—78. 92—95. 126  
 bis 129. 145. 165. 213. 229. 236.  
 237. 239—243. 250. 261. 264. 265.  
 334. 394.
- Wilhelm II. (1786—1797) I 33.  
 73. 75. 119. 126. 216. 233. 242.  
 298. 299. II 58. 180. 425. III 70.  
 76. 175. 176. 192. 219. 220. 264



- bis 268. 271. 273. 275. 280. 284.  
285. 288. 307. 308. IV 41. 43.  
133. 134. 165—174. 262. 342.
- Friedrich Wilhelm III. (1797—1840) I  
24. 34. 36. 71. 76. 126. 139. 218.  
406. 438. II 59. 61. 120. 123. 145.  
146. 222. 231—233. 281. 365.  
421. 422. 425. 426. III 76. 79.  
191—194. 256. 268. 269. 312.  
317—331. 342. 403. IV 136. 173.  
281. 352. 407. 408.
- Wilhelm IV. (1840—1857) I 9.  
34. 98. 247. 429. 485. II 315.  
316. 370. 412. 425. 461. III 78.  
120. 147. 176. 194—197. 200.  
201. 236. 245. 248. 258. 284. 285.  
324. 327. 355. 375. 394. 425. IV  
244. 308—312. 326. 409.
- Wilhelm, Prinz von Hohenzollern  
I 25.
- Wilhelm, Markgraf von Schwedt  
IV 96. 97.
- Friedrich-Wilhelm-Kanal III 384.
- Friedrich, Maschinenmeister d. Pfauen-  
insel, Ehepaar III 197—201. 447.
- Friedrichsfelde I 68. 88. III 364. IV  
124—152. 419.
- Friedrichstal III 138.
- Friedrichswerder IV 162.
- Friesack, Schloß IV 306.
- , das Ländchen III 99. 101.
- Friktion der Geister (geistige Ausein-  
andersetzung) II 248.
- Frielinghausen, Pastor III 216.
- Frischemont I 171.
- Frisches Haff II 211.
- Friße, Andreas, Weinmeister († 1675)  
IV 335.
- Froben, Emanuel von, Stallmeister  
(† 1675) I 350. 493.
- Fröden, von, Oberst III 297.
- Frohnenburg I 230.
- Fromm, Andreas I 49—59. IV 435.
- , Johannes, Archidiaconus I 50.
- Fromme, Amtsrat I 326.
- , Oberamtmann I 323—341.
- Fruchtfolge, Lehre von der II 115. 116.
- Frundsberg, Georg von (1473—1528)  
III 348.
- Fuchs, Johann Paul von, Appellations-  
gerichtsrat IV 224.
- , Luise von, geb. von Friedeborn IV  
217. 224. 225.
- , Paul von, Minister (1640—1704)  
IV 217. 219. 222. 224—226.
- , Frau von, geb. von Bejelar IV  
225.
- Fünen II 189.
- Fürstenstein i. Schlesien III 119.
- Fürstenwalde I 428. 493. II 391. 407.  
408. 419. IV 21. 24. 48. 50. 54.  
116. 241.

## G

- Gabel I 232.
- Gadepusch III 24.
- Gagern, von, Major IV 278.
- Galgengrund II 16.
- Galizin, Fürst IV 139.
- Gallas, Matthias, Herzog von Lucera,  
kaiserl. General (1584—1647) I  
287. 411—414.
- Gallois, Marinekapitän I 246.
- Gallus, Prior von Lehnin III 59.
- Gans, Eduard, Professor (1797 bis  
1839) IV 413.
- Ganzer I 319. 335. 336. 369. 395 bis  
409. 461. 486. 487. III 18.
- Gardelegen I 133.
- Garmatter, David, Hofgärtner III 317.
- Garnisonsleben, das II 247.
- Garossenkrug I 487.
- Gartenkunst in der Mark Brandenburg  
I 424. II 141. 142. IV 126.
- Garß (Pommern) I 250. 251.
- , Reinecke von (Raubritter) I 44.
- Garz I 28. 48. 295. 305—322. 332.  
485. III 18.
- Garzau II 465.
- Garzin II 465—469. 472. 473.
- Gasnerianer III 291.
- Gastein III 249.
- Gatow III 233.

- Gaza, von, Leutnant I 152.  
 Gedike, Friedrich, Pädagoge (1754 bis 1803) II 239. 240.  
 Geelhaar, August Wilhelm, Pastor III 336.  
 Geheim-Gesellschaften III 290—311.  
 Geistererscheinungen III 267. 288. 289. 310.  
 Geliti III 402.  
 Gellert, Christian Fürchtegott (1715 bis 1769) II 78.  
 Gelt, Helling von III 402.  
 Gelte III 402.  
 Geltow III 217. 218. 221. 224. 402.  
 Genelli, Janus, Maler (1771—1812) III 244.  
 Generalsfamilien, märkische I 306. II 205. 346. 365. 367. 478.  
 Genf III 399.  
 Genialitätsbestrebungen II 241.  
 Genschmar II 37.  
 Genshagen IV 264. 266. 277. 279. 282.  
 Gent I 246. 366.  
 Genthin I 34.  
 Genß II 253.  
 —, Johann Christian (1794—1867) I 450.  
 —, Johann Jacob, Stadtverordneten-  
 vorsteher I 438.  
 —, Wilhelm, Maler (1822—1890).  
 — (in Ruppin) I 483.  
 Genzrode I 443—457.  
 Genua I 436. II 332. IV 296.  
 Georg, der heilige IV 21.  
 — I. Rakoczi, Fürst von Siebenbürgen  
 (1630—1648) II 187.  
 — I., englischer König u. Kurfürst von  
 Hannover (1714—1727) I 481.  
 482.  
 — III., englischer König und Kurfürst  
 von Hannover (1760—1820) II  
 114. III 274.  
 — Wilhelm, Kurfürst von Branden-  
 burg (1619—1640) I 57. 263. II  
 208. 474. 475. III 74. 75. IV 89.  
 90. 184. 241.  
 Georges Kaffeegarten IV 293.  
 Geralbus III 53.  
 Gérard, Etienne Maurice, Graf, Mar-  
 schall von Frankreich (1773—1852)  
 I 167.  
 —, François, französisch. Maler (1770  
 bis 1837) II 145.  
 Gerbett, Geheimrat II 305. IV 261.  
 Gerhardt, Paul, geistlicher Liederdichter  
 (1607—1676) I 54. 57. IV 256 bis  
 262. 435.  
 —, Anna Maria, geb. Berthold IV  
 258—260.  
 —, Maria Elisabeth (1656—1657) IV  
 259. 260.  
 Germershausen, Ernst, Superintendent  
 († 1732) I 433—436.  
 Germersheim I 178.  
 Gern, Schauspieler IV 292.  
 Gernsbach I 179.  
 Gero, Markgraf u. Herzog der Ostmark  
 (\* um 900, † 965) III 22. 23.  
 Gerowit, Wendengott III 24.  
 Gersdorff, von, General († 1870) I  
 Gesangbuch-Streit, preussischer (1781)  
 III 229. 230.  
 Gesellschaft, Blüte der II 236. 237.  
 Gespenstergeschichten I 20. 23. II 35.  
 83—86. 94. III 288. 289. IV 131.  
 435.  
 Gesner, Salomon, Idyllendichter u.  
 Maler (1730—1788) IV 213.  
 Siebichenstein II 74. IV 352.  
 Gielsdorf II 465. 470. 471.  
 Giesebrecht, Wilhelm von (1814 bis  
 1889) III 20. 71.  
 Gieseler, Dr. E. L. III 71.  
 Gilge II 329.  
 Gilly, David, Oberbaurat I 82. II  
 426. III 317.  
 —, Friedrich, Architekt (1771—1800)  
 I 82. 83. 100. II 424—427.  
 Ginsheim I 132.  
 Giottino, ital. Maler I 31. 470.  
 Giotto di Bondone, ital. Maler (1266  
 bis 1337) I 31. 469.

- Giovanni da Milano, ital. Maler I  
 31. 469.  
 Gipsfigurenhändler II 11—15.  
 Girgenti I 85.  
 Giromella, italienischer Baumeister II  
 277.  
 Gitschin I 187.  
 Giurgewo III 407. 412.  
 Gladow III 226.  
 Glasenapp, von, Generalmajor IV 261.  
 —, von, Leutnant I 177.  
 Glashütten, Entstehung von I 270.  
 347. III 190.  
 Glasz III 327.  
 —, Hofzimmermeister III 248. 253.  
 Glaubrecht, Otto, s. Oser, Rudolf Lud-  
 wig.  
 Gleim, Johann Wilhelm Ludwig, deut-  
 scher Dichter (1719—1803) I 26.  
 129. 323. 341.  
 Glieniche I 90. III 197. 202. 234. 418.  
 Glin III 202.  
 Glindow III 202. 394. 438—446. IV  
 431.  
 Glindower See III 395. 438.  
 Globow I 270. 273. 275.  
 Glockengießer I 202. 222. 431. 432.  
 II 13. 14.  
 Gloeden, von, Major I 131. 133.  
 Glogau II 163. III 337.  
 Glörsfeld, Propst IV 209.  
 Glück, Christoph Willibald, Komponist  
 (1714—1787) I 70.  
 Glume, Bildhauer I 398. IV 164.  
 Gneisenau, Graf Reichardt von, preuß.  
 Feldmarschall (1760—1831) I 169.  
 II 395. 405. IV 380—382. 384.  
 Gnewkow I 7. III 18.  
 Goeben, August von I 172. 173.  
 Göckingk, von, Obrist (Bruder d. Dich-  
 ters) III 220.  
 —, Leopold Friedrich Günther von,  
 Dichter (1748—1828) III 221.  
 Goede, Propst IV 257.  
 Gohlis IV 263.  
 Gohlissee II 103.  
 Goldberg I 150.  
 Goldstein, General I 308.  
 Golm III 402. 420.  
 Golmheide IV 266.  
 Goelnicz, Anna Lukrezia von, geb. v.  
 Goetze II 418.  
 Gölsdorf II 419. 420.  
 Golsz, von, Adjutant I 478.  
 —, Baron von der, Oberst I 218. II  
 221.  
 —, Joachim Rüdiger von der I 312.  
 II 440.  
 —, von der, Major († 1813) I 148.  
 153. 162.  
 —, von der, General IV 186. 187.  
 —, Frau von der, geb. v. Burgsdorf,  
 verm. v. Caniz IV 187.  
 Gollzow II 37. III 58. IV 306.  
 Gorgast II 16. 37.  
 Göriz II 15. 16. 135.  
 Görtschen, von, Oberstleutnant I 149.  
 186.  
 Gorzskowsky, Verf. v. „Leben des Ge-  
 nerals von Tauenzien“ I 482.  
 Goerz, Graf von, General I 323. 331.  
 337.  
 Goerzke, Joachim Ernst von, Gene-  
 ral des Großen Kurfürsten I 310.  
 II 17. 20. 104. 206—211. 328.  
 329. 394. 406. 437. 469. IV 310.  
 —, Fräulein von IV 364. 368.  
 —, Luzie, von, geb. von Schlieben II  
 207. 209.  
 Görz-Schlich, Graf I 253.  
 Goseff, Oberst I 310.  
 Gosen IV 67. 69.  
 Goslar, Oberst I 156. 158.  
 Gotha IV 158.  
 Goethe, Johann Wolfgang I 84. 92.  
 99. 289. 345. II 79. 127. 141.  
 145. 236. 237. 259. 353. III 157.  
 244. 253. 254. 256. IV 124. 210.  
 211. 215. 355. 436.  
 Göthe, Cosander von II 66.  
 Gottesbrück IV 231.  
 Göttingen II 110—112. 366.  
 Gottberg I 49. 395. 409—415.  
 Gottorp I 109. 311.

- Gottschling, Kornett I 380—384.  
 Götz, Hans Graf von, kaiserl. General (es ist wohl gemeint: Gößen, Johann Graf von) (1599—1645) I 410.  
 Goetze, von, Premierleutnant († 1806) I 141.  
 Goyon, französ. General I 248.  
 Grabmonumente, ihre Wirkung I 13 bis 16. 31. 264. 287. 370. 390. 391. 398. 399. 418. 423. II 207. III 163—165. 404. IV 88. 164. 371—373. 398. 399. 435.  
 Grabow III 13.  
 Grabsdorf III 138.  
 Gräfe, Viktor von, Chinafahrer IV 63.  
 Grajewo I 74.  
 Grandison, Sir Charles, Roman von Samuel Richardson (1689—1761) III 274.  
 Gransee I 43. 47. 395. 410. 425—439.  
 Graun, Johann Gottlieb, Komponist (1699—1771) I 205.  
 —, Karl Heinrich, Komponist (1701 bis 1759) I 205. 490.  
 Gravenstein I 183.  
 Grawert, von, General I 486.  
 Gray, Thomas, engl. Lyriker (1716 bis 1771) I 389.  
 Greiffenberg II 434. 435.  
 Greifswald II 193.  
 Greiffings II 199.  
 Grell, August Eduard, Komponist (1800—1886) III 397.  
 Grelle, die III 395—397.  
 Grete, die faule IV 307.  
 Grieben, Daniel († 1728) I 434. 435.  
 Griepensee II 151.  
 Grimm, Jakob Ludwig Karl (1785 bis 1863) I 116. IV 362.  
 Grimmen II 267.  
 Grimnitz II 459—461. 464. IV 50.  
 Grimont I 160.  
 Grineritzsee IV 130.  
 Gröben IV 332—379.  
 —, Graf, General I 178. IV 305.  
 —, Hennig von III 57.  
 Groeben, Anna von der, geb. v. Dypen I 237.  
 —, Ludwig von der I 237. 240.  
 —, von I 66.  
 Gröbener See, der IV 343. 369. 379.  
 Großbaaren II 38.  
 Großbähnitz II 169. 180. 182.  
 Großbarnim II 38.  
 Großbeenitz IV 42.  
 Großbeeren II 419. 441. IV 139. 272 bis 282. 290—297. 307. 351. 352. 354. 419.  
 Großbeuthen IV 308—311. 364.  
 Groß Camin I 370.  
 Großer Kurfürst I 50—57. 204. 232. 295. 310—313. 316. 346. 348 bis 351. 354. 359. 418. II 25. 31. 58. 64. 65. 188—198. 201. 206. 211. 216. 328—345. 362. 363. 406. 424. 436—442. 448. 469. 477. III 131. 134. 136. 150. 152. 176. 188 bis 190. 203. 310. 343. 347. 348. 383—385. 402. 429. IV 77. 89. 125. 126. 128. 185. 193. 225. 265. 310.  
 Großglienide III 202. 203. 208. 439.  
 Großgörschen I 486. 487. IV 380. 382. 383.  
 Groß-Harthä I 154.  
 Großkörös IV 247.  
 Groß Machnow IV 239.  
 Großmann, von, Hauptmann I 176.  
 Groß-Menz I 275.  
 Großneuendorf II 34.  
 Großrade II 13.  
 Großrieß III 311. IV 36—45.  
 Großschönebeck II 460.  
 Großthierbach II 199.  
 Groß-Ziethen III 112.  
 Grote, Förster III 112—115.  
 Groth, Klaus IV 211.  
 Grouchy, Emanuel, Graf von, Marschall von Frankreich (1766—1847) I 167.  
 Grube III 402.  
 Grumbkow IV 125.

- Grumbkow, von, Obermarschall (Vater des Generals) II 399.  
 —, Friedrich Wilhelm von, General (1678—1739) II 288. IV 261.  
 —, Joachim Ernst von, brandenburg. Geheimrat († 1690) II 344. 351. IV 125. 226.  
 Grün, Anastasius, s. Auersperg  
 Grünau IV 62. 89.  
 Grundtvig, Nikolei Frederik Severin, dän. Theologe, Historiker u. Dichter (1783—1872) I 288.  
 Grüneberg III 263.  
 Grunelius, Johann Heinrich, Prediger II 211.  
 Grunewald IV 271.  
 Grünewald, Matthias III 63.  
 Grünhagen II 199.  
 Grünthal III 433.  
 Grufsdorf, Bildmeister II 461.  
 Grüvel II 386.  
 Gubitz, Friedrich Wilhelm, Schriftsteller (1786—1870) IV 293. 296.  
 Gudelacksee I 36. II 103.  
 Gühlig I 234.  
 Guhrauer, Gottschalk Eduard, Literaturhistoriker (1809—1854) III 71. 77 bis 79.  
 Guichard, Henriette Helene Albertine, geb. von Schlabrendorf (1747 bis 1783) IV 339. 343.  
 —, Karl, Oberst u. Militärschriftsteller unter dem Namen Quintus Julius (1724—1775) II 214. 262. IV 338—341.  
 Summerslach, Kammerdiener unter Friedrich Wilhelm I. II 286.  
 Gundling, Paul Jakob von (1673 bis 1731) II 342. III 240—242.  
 Günther, Johann Christian, Dichter (1695—1723) IV 149.  
 —, Johann Heinrich, preuß. General (1736—1803) I 70—79. 107. 114. 473. IV 351.  
 Gurowski, Graf III 279.  
 Gussow II 21. 37. 185—205. 346. 477. III 119. IV 310. 311.  
 Gussow IV 74.  
 Gustav Adolf, schwedisch. König (1611 bis 1632) II 187. 208. 473. 474. IV 89. 90.  
 —, =Adolf=Idee eines baltischen Reiches I 311.  
 —, Prinz von Mecklenburg-Schwerin, Major I 143.  
 Güstebiese II 16. 18. 26—28.  
 Güstrow III 13.  
 Gutsbesitzer um Berlin im 17. Jahrh. IV 179.  
 Gützkow III 25. IV 95.
- H
- Haag I 313. IV 193.  
 Habedank, Elisabeth IV 339.  
 Habels Weinstube IV 295.  
 Hacke, Adelaide Gräfin von, Palastdame IV 265.  
 —, Editha Gräfin von, Hofdame III 141. IV 265.  
 —, Edwin Graf von IV 265.  
 —, Graf von, Generalleutnant III 255.  
 —, Graf von, Generalmajor I 188.  
 —, Hans Christoph Friedrich von, Generalleutnant (1699—1754) IV 264. 265.  
 —, Sophie Albertine von, geb. v. Creuz IV 265.  
 —, Virginie Gräfin von, Hofdame IV 265.  
 —, Junker von III 217.  
 Hackert, Jakob Philipp, Landschaftsmaler (1737—1807) I 390. III 244. IV 135.  
 —, Wilhelm I 390.  
 Hacknow II 37.  
 Hadrian I., Papst (772—795) III 256.  
 Haebert, Maler I 11.  
 Hastitius I 39.  
 Hagedorn, Friedrich v., Dichter (1708 bis 1754) II 128.  
 Hagelsberg II 231.  
 Hagemann, Leutnant I 181.  
 Hagen, Hugo, Bildhauer II 183.

- Hagen, von, Frau I 146.  
 —, von, Hauptmann I 147.  
 —, von, Oberst I 141—143.  
 —, von der, Stabskapitän († 1806) I 141.  
 —, Thomas Philipp von der II 57. 62.  
 Hagenbach, Karl Rudolf, Theologe (1801—1874) IV 151.  
 Hainau I 399. 403. 486.  
 Hainholz III 208.  
 Hake, Adolph Heinrich von, Leutnant (\* 1652) IV 269. 270.  
 —, Albrecht Georg Ernst Karl von, Kriegsminister und General (1769 bis 1835) IV 266.  
 —, Anna Maria von, geb. v. Pfuhlin († 1682) IV 269.  
 —, Christoph Ehrenreich von, Kapitän (1656—1686) IV 270.  
 —, Ehrenreich von († 1704) IV 270.  
 —, Ernst Ludwig von, Generalleutnant (\* 1651) IV 266. 268—270.  
 —, Gürge Bertram von, Leutnant (1641—1662) IV 269.  
 —, Hans von (Hake von Stülpe) IV 52. 266.  
 —, Hedwig Margarethe von IV 270.  
 —, Heino Friedrich von, Leutnant (1644—1667) IV 269.  
 —, Levin Friedrich von IV 266.  
 —, Otto von († 1682) IV 269.  
 —, Otto Sigismund von, kaiserl. Kapitänleutnant (1643—1664) IV 269. 270.  
 —, Herr von IV 283.  
 —, von, Assessor IV 271.  
 Hakenberg I 279. II 191.  
 Halberstadt I 26. 132. 173. 467. II 257. 474. III 209.  
 Halle I 48. 72. 138. 158. II 74. 242. 243. 319. III 216. 217. 256. 262. 295. 304. 340. IV 143. 144. 146. 149. 180. 352. 391.  
 Hallenser III 225.  
 Haller, Albrecht von, Botaniker, Arzt, Dichter (1708—1777) IV 436.  
 Hamann, Johann Georg (1730 bis 1788) IV 135.  
 Hamburg I 89. 316. 329. 415. 436. II 326. 467. III 103. 256. 396. IV 7.  
 Hamel, du, General I 204.  
 Hameln, I 307. II 176.  
 Haemelsee IV 383.  
 Hamm I 370. II 436.  
 Hammer, Christoph, Leibkutscher IV 225.  
 Hampton Court III 123.  
 Handwerkerdichtung II 77. 78.  
 Hänfler, Geschichtsschreiber II 266.  
 Hans, Markgraf, s. Johann (Hans)  
 Hansa, die I 362. IV 200.  
 Hardenberg, Eler II 144.  
 —, Karl Adolf Christian, Graf von II 140.  
 —, Karl August, Fürst, preussischer Staatskanzler II 36. 37. 119. 138. 140—149. 225—229. 232. 234. 235. 244. 256. IV 161. 381. 382.  
 —, Reventlow, Christian Heinrich August, Graf von, dänischer Staatsmann (1775—1840) II 140. 144. 145.  
 Häring, Georg Wilhelm Heinrich, unter dem Pseudonym Willibald Alexis bekannter Romandichter (1798—1871) I 424. IV 266. 437.  
 Harlem, Kriegsrat II 25. 26.  
 Harmonikaorden, der III 292—294.  
 Harstorp III 51.  
 Hartmann, Rudolph (1849—1870) I 418.  
 Häfeler, Frau von IV 166.  
 Hasenholz II 465. 469. 473.  
 Hasselförde I 142.  
 Hassenhausen I 138. 139. 147. IV 101.  
 Hathenow II 37.  
 Hasfeld, Melchior von, kaiserlicher General (1593—1658) II 208.  
 Haucharnoi, von, Generalleutnant († 1757) I 217. 478.  
 Hauteville, Fahnenjunker I 466.  
 Havelberg I 172. 348. 433. III 33. 43. 45. 198. IV 47. 51. 157. 332. 373.

- Havelhausen III 130. 146.  
 Havelländisches Luch I 323. III 98 bis 102. 447.  
 Hechtreißer (Sunft) II 22.  
 Heffelberg II 443. 451. 452.  
 Hecker, Rat III 217.  
 Hedemann, Steuerrat III 248.  
 —, Frau Steuerrätin III 255.  
 —, von, Generalleutnant III 154.  
 Hedwig, Gemahlin von Joachim II. von Brandenburg II 460.  
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, Philosoph (1770—1831) I 96. III 244. 252. 309. 310.  
 —, Immanuel, Konsistorialpräsident (1814—1891) IV 171.  
 Heidecker II 58.  
 Heidedörfer, ein Stück Romantik IV 228.  
 Heidekrug II 329.  
 Heidelberg IV 114—116.  
 Heilbronn II 286.  
 Heiligenbeil II 329.  
 Heiligendamm IV 358.  
 Heiligengrabe III 38.  
 Heiligenstadt III 256.  
 Heilsbronn, Kloster III 59.  
 Heilwig von Holstein, Gemahlin von Otto IV. Markgraf von Brandenburg II 460. 464.  
 Heim, Ernst Ludwig, Arzt (1747 bis 1834) III 352.  
 Heine, Heinrich (1797—1856) II 238. III 65.  
 Heinecke, Seglerveteran IV 61.  
 Heinecker, von, Leutnant I 11.  
 Heinersdorf IV 264. 273. 275—277. 280.  
 Heinrich, Prinz, Bruder Friedrichs des Großen I 70. 134. 196—200. 205. 208—249. 298. 299. 474—484. II 15. 129. 198. 215. 359. 361 bis 363. 368. 370. 415. III 140 bis 143. 145. 263. IV 129—131. 133. 173. 336.  
 —, Prinz von Preußen (1747—1767) I 139. 140. 298—300.
- Heinrich Friedrich Karl, Prinz von Preußen (1781—1846) III 327.  
 — I., dt. Kaiser (919—936) III 14.  
 — VII., deutscher Kaiser (1308 bis 1313) II 459.  
 — der Löwe (\* 1129, † 1195) III 33.  
 —, Herzog von Braunschweig II 267.  
 —, Herzog von Mecklenburg I 40. III 87. IV 52. 53.  
 —, Herzog von Sachsen I 40.  
 —, Wilhelm, Kanzleidirektor III 327.  
 Heinsius II 403.  
 Heinhelmann, Diakonus I 52.  
 Helena, St. I 27. 87.  
 Held, Pastor IV 209.  
 Helfta II 474.  
 Helmich, Johannes Michael, Pfarrer I 359.  
 Helmsdorf IV 181. 183.  
 Henckel, von, Hofdame III 141.  
 Hengstenberg, Frau von I 470.  
 Henkel, Graf von, Generalleutnant I 217. 242. 480.  
 Hennefuß, Pastor IV 209.  
 Henning I 348.  
 Henriette Maria, Herzogin von Württemberg-Teck, geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt (1702 bis 1782) IV 92. 95—98.  
 Henschhausen I 160.  
 Henschke, Pastor IV 371.  
 Hensel, Fanny geb. Mendelssohn († 1847) IV 409. 410. 416. 417.  
 Hensel, Sebastian IV 405. 414.  
 —, Wilhelm, Maler (1794—1861) III 257. 258. IV 404—417.  
 —, Pastor († 1811) IV 405.  
 Heringsdorf II 51.  
 Herklotz, Theaterdichter IV 295.  
 Herkules, Säulen des II 254.  
 Hermsdorf II 199.  
 Heron, Mönch III 35. 36.  
 Herrenhof II 38.  
 Herrenwiese II 38.  
 Herrmann, Markgraf zu Brandenburg III 85.

- Herrmann, Lehniner Mönch III 70. 73.  
 —, Abt von Lehnin (1330—1340) III 50—55. 59.  
 —, von, Major I 148. 160. 162.  
 Herrenhut I 107. 146. 150.  
 Herschel, Friedrich Wilhelm, Astronom, Entdecker des Planeten Uranus (1738—1822) II 149.  
 Hertefeld, von, Oberjägermeister III 134. IV 224.  
 —, Baronin von, geb. von Bozelar IV 225.  
 Herz, Wilhelm (1835—1902) III 245.  
 —, Wilhelm, Verlag (Bessersche Verlagsbuchhandlung) IV 434.  
 Herzberg, Ewald Friedrich, Graf von, Minister (1725—1795) I 229.  
 Herwarth von Bittenfeld, General I 183.  
 Herzfelde II 175. 176.  
 Herzogsweide II 129.  
 Heseffel Georg, Dichter (1819—1874) I 32. 125. 361. II 132. 423. III 103. IV 401.  
 Heubner, Otto Leonhard (1812 bis 1893) I 175.  
 Heusinger, Maler IV 209.  
 Heveller III 13. 22.  
 Heydemann, Prediger, Verfasser von „Neuere Geschichte der Stadt Kuppin“ I 134. 144. 473.  
 Heydt, August von der, preuß. Staatsminister (1801—1874) III 20.  
 Heynig, von, Kammerherr III 297.  
 Heyse, Paul (1830—1914) II 51. IV 97.  
 Hildebrandt, Theodor, Maler (1804 bis 1874) IV 369.  
 Hildesheim III 256.  
 Hilitan, Fahnenjunker I 466.  
 Hiller von Gärtringen, Wilhelm Freiherr von, preuß. General (1809 bis 1866) III 126.  
 —, Major (Vater des vor.) I 154.  
 Himmel, Friedrich Heinrich, Komponist (1765—1814) IV 292—294. 296.  
 Himmelfort III 38. 59.  
 Himmelstädt III 38.  
 Hinge, Dorothea geb. Harnack IV 337.  
 —, Martin, Weinmeisterknecht IV 337.  
 Hippel, Theodor Gottlieb von, Schriftsteller (1741—1796) IV 135.  
 Hirschberg II 270.  
 Hirschfeld, von, General I 178.  
 Hirt, Hofrat IV 295.  
 —, Professor I 101.  
 Hitzig, Julius Eduard, Kriminalrat (1780—1849) II 177. 178.  
 Hobbema, Meindert, niederländischer Maler (1638—1709) I 87.  
 Hobe, von, Landrat III 105.  
 Hoche, Lazare, franzöf. General (1768 bis 1797) I 374. 376.  
 Hochkirch I 11. 154. 162. 217. 369. 475. 476. 478. II 213. 215. III 163.  
 Höchstädt IV 270.  
 Hofen, Calau von, Rittmeister I 11.  
 Hoffbauer, Divisionsprediger II 307 bis 311.  
 Hoffmann, August Heinrich, von Faltersleben gebürtig (1798—1874) III 405—407.  
 Hohendemzin I 253. 255.  
 Hohenfinow II 20. 451. 465. IV 126.  
 Hohenfriedberg I 392. 463. II 163. III 143.  
 Hohenjesar II 21.  
 Hohenkränig II 18.  
 Hohenlohe, Friedrich Ludwig, Fürst von, preußischer Heerführer (1746 bis 1818) I 141—143. 486. II 222. 223. 243.  
 Hohensathen II 18. 26—28.  
 Hohenschönhausen IV 159.  
 Hohental, Graf, Minister III 297.  
 —, Graf IV 139.  
 Hohenwalde IV 345.  
 Hohen-Zierig I 436. III 329.  
 Hohenzollern I 8. 24. 36. 42. 46.  
 Holbein, Hans, der Ältere (1460 bis 1524) III 62.  
 —, Hans, der Jüngere (1497 oder 1498—1543) II 146.



- Hollmann, Prediger III 226.  
 Hollwede, Friedrich Ernst von, Hauptmann (1723—1765) III 154. IV 176. 177.  
 Höltsche, Erdmann Friedrich I 288.  
 —, Schulze I 287—289.  
 Holstein-Beck, Herzog von II 129. 130. 262.  
 Hölz, Ludwig Christoph Heinrich, Dichter (1748—1776) II 50. 51.  
 Holzendorff, von, Oberst IV 278.  
 Holzendorf, Werner von, Hauptmann III 130.  
 —, von II 305.  
 Hölzerne See, der IV 82.  
 Holzhausen I 369.  
 Homburg, Prinz von Hessen, Brigadegeneral (1813) IV 277. 281.  
 —, Prinz von s. Friedrich II., Landgraf von Hessen-Homburg.  
 —, I 178. 379. 380.  
 Homer IV 210.  
 Honig I 327.  
 —, Sophie Elisabeth Luise (1790 bis 1843) IV 378.  
 Honkong IV 63.  
 Hood, Robin, Held englischer Volksballaden II 80.  
 Hopfenbau II 95. 96.  
 Hopfgarten, von, Geh. Kriegsrat III 297. 300.  
 Hoepfner, von (Verfasser von „Der Krieg von 1806 und 1807“) I 141. 473.  
 Hoppe (Verf. v. „Chronik von Rheinsberg“) I 474.  
 Hoppenrade, Ursula von II 157.  
 Horaz (Quintus Horatius Flaccus), röm. Dichter (65—8 v. Chr.) I 207.  
 Hord, August Ferdinand von, Graf III 234. 235.  
 —, Johann Ludwig, Graf, Generalleutnant III 224—228. 232—235.  
 —, Karl Ludwig, Graf (\* 1749) III 227.  
 —, Gräfin von, geb. Gräfin Wachtmeister (1722—1777) III 224.  
 Horn, von, schwedischer General (nicht der im Dreißigjährigen Krieg berühmte) I 314. 315. II 194. 210. 328—331. 345.  
 —, Franz, Schriftsteller (1781—1837) I 96.  
 —, von, General (1813—1814) I 151. 155. 157. 163. 164.  
 —, von, Rittmeister I 11.  
 —, von, Leutnant I 177.  
 Horneburg I 480.  
 Horst IV 46.  
 —, Baron von III 216. 217.  
 Hotho, Luise III 253.  
 Houwald, Baron von IV 139.  
 —, Christoph Ernst, Freiherr von, dramatischer Dichter (1778—1845) IV 139.  
 Hoyerwerda IV 54.  
 Hoyerwort II 392.  
 Hoym, Karl Georg Heinrich, Graf von, Minister (1739—1807) III 276.  
 Hubertusburg II 213—215. III 153. 271. IV 129.  
 Hubertusburg-Marwitz s. Marwitz, Johann Friedrich Adolf von der.  
 Hübner, Johann, Ratsmitglied IV 183.  
 Hüllessem, von, Hauptmann I 181 bis 182.  
 Hülsen, von, Generalleutnant I 217. 477.  
 —, von, Major I 141.  
 Hedemann, Adelheid von, geb. v. Humboldt († 1856) III 154. 161. 162.  
 Humboldt, Alexander von, Naturforscher (1769—1859) II 173. 179. 239. III 150—165. IV 176. 435.  
 —, Alexander Georg von, Major (1720 bis 1779) III 153. 154. IV 176. 177.  
 —, Gustav von III 161. 162.  
 —, Karoline von († 1837) III 154. 161. 162. 164.  
 —, Karoline Friederike von, geb. von Dachröden (1766—1829) III 154. 161. 162. 164.

- Humboldt, Luise von III 161. 162.  
 —, Marie Elisabeth von, geb. Colomb,  
 verw. v. Hollwede (1741—1796)  
 III 153. 154. IV 176. 177.  
 —, Wilhelm von, Staatsmann und  
 Philosoph (1767—1835) I 26. II  
 173. 182. 239. 373. III 150 bis  
 165. IV 176. 177. 435.  
 Hummel, Johann Erdmann, Maler  
 (1769—1852) IV 295.  
 Hundt, von, Oberstleutnant I 131.  
 Hünerbein, General I 149. 151—155.  
 158. 159. 162.  
 Hut, Wilhelm I 195.  
 Hütten III 189.  
 Huvenowsee I 220—250. 482. 483.  
 Huysmans, Cornelis, niederländ. Ma-  
 ler (1648—1727) I 471.
- J
- Jbenhain III 123.  
 Jcilius, Friedrich Quintus IV 339.  
 —, Quintus s. Guichard, Karl.  
 Jbäische II 55. 56.  
 Ideenkampf, politischer, seine Ent-  
 stehung II 215. 216. 248—256.  
 259—262.  
 Jffezheim I 179.  
 Jffland, August Wilhelm (1759 bis  
 1814) IV 293. 294.  
 Jhlandsee II 470.  
 Jhlow s. Jlow.  
 Jllaire, Emil, Geh. Kabinettsrat  
 († 1866) III 239.  
 Jllo s. Jlow.  
 Jllumination III 301. 302. 308. 309.  
 Jlmenau III 123.  
 Jlow, Christian, Freiherr von, Feld-  
 marschall (ermordet 1634) II 20.  
 IV 33.  
 Immermann, Karl Leberecht (1796  
 bis 1840) IV 436.  
 Ingenheim, Gräfin s. Boff, Julia von.  
 —, Gustav Adolf Wilhelm, Graf von  
 (\* 1789) IV 174.  
 Ingersleben, von, Leutnant II 295.

- Ingersleben, von, Generalmajor  
 (\* 1757) I 217. 480.  
 —, von, Oberst II 280—283.  
 Ingoldstadt III 301.  
 Inhausen und Knyphausen, von, Dodo  
 Heinrich (1729—1789) II 366. 367.  
 Innsbruck IV 158. 258.  
 Insterburg IV 336.  
 Interim, Augsburger (1548) II 274.  
 Interlaken I 259.  
 Invalidenkolonie IV 130.  
 Jrmisch, Stadtrichter und Chronist III  
 422.  
 Jserlohn I 177. 178. 180.  
 Jssy I 171.  
 Jphenpliz, von, Kapitän II 293.  
 —, Heinrich August Friedrich von  
 (\* 1799) II 171. 183.  
 —, Henriette Charlotte von, geb. von  
 Borcke (1772—1848) II 119. 165.  
 169—171. 173. 183.  
 —, Peter Alexander von (1769—1834)  
 II 119. 169—171. 177. 180. 182.  
 253. 254.  
 —, von, Generalin IV 43. 44.

## J

- Jacobi, Johann, Glockengießer I 431.  
 432.  
 Jacke, Kaspar, Maurermeister IV 269.  
 Jacqueline I 385.  
 Jagdrecht der Hunde IV 239.  
 Jäger, zwanzig Arten III 107—111.  
 Jägerndorf I 479. IV 95.  
 Jagors Kaffeehaus IV 296.  
 Jagow-Rühstädt, Karl von, Erbjäger-  
 meister IV 365. 367. 369. 370.  
 Jagow, von, Oberstallmeister I 436.  
 III 327.  
 Jahn, Turnvater Friedrich Ludwig  
 (1778—1852) III 116.  
 Jahnfeld II 465. 467. 469. 471 bis  
 476.  
 Jakob II., König von England (1685  
 bis 1689) IV 194.  
 Jancowiz I 308.

- Jasso s. Jazko.  
 Jaxthausen III 244.  
 Jazko, Wendenfürst III 33. 97. IV 87.  
 Jeeße, von, Kapitän II 293.  
 Jena I 60. 92. 133. 141. 230. 245.  
 319. II 143. 174. 223. 224. 231.  
 235. 236. 243. 280. III 327. IV  
 162. 262. 300.  
 Jenelt II 367.  
 Jerichow I 34. II 306. III 357.  
 Jérôme Bonaparte, Fürst von Mont-  
 fort, Marschall von Frankreich  
 (1784—1860) I 230.  
 Jerse, Küster III 359. 360. 362. 363.  
 Jerusalem I 449.  
 Joachim I. (Nestor), Kurfürst v. Bran-  
 denburg (1499—1535) I 40. 46.  
 II 266. III 30. 61. 67. 70. 73. 76.  
 79. 188. IV 47. 50—54. 256.  
 — II. (Hektor), Markgraf der Kur-  
 mark (1535—1571) I 34. 42. 46.  
 430. II 266. 268. 460. 462. III  
 38. 62. 63. 72—74. 76. 132. 167  
 bis 171. 188. 384. IV 88—90.  
 93. 178. 267.  
 — Friedrich, Kurfürst von Branden-  
 burg (1598—1608) I 47. 48. II  
 391. III 131. IV 89. 183. 184.  
 Jogelinus, Kaspar III 36.  
 Jobst von Mähren, Markgraf III 129.  
 Johann (Hans), Markgraf von Bran-  
 denburg-Küstrin (1535—1571) I  
 429. II 266—278. 283. III 61.  
 — I., Kurfürst zu Brandenburg  
 († 1254) III 85.  
 — III., Markgraf († 1267) III 85.  
 — V., Kurfürst zu Brandenburg  
 († 1285) III 85.  
 — Cicero, Kurfürst von Brandenburg  
 (1486—1499) III 67. 74.  
 — Georg, Kurfürst von Brandenburg  
 (1571—1598) II 25. 391. 392. III  
 101.  
 — II., Kasimir, König von Polen  
 (1648—1668) II 188. 438—440.  
 — Georg III., Kurfürst von Sachsen  
 (1680—1691) IV 159.
- Johann Sigismund, Kurf. v. Bran-  
 denburg (1608—1619) II 89.  
 —, Herzog von Sachsen I 40.  
 —, Herzog von Mecklenburg-Stargard  
 III 130.  
 —, Bischof von Mecklenburg III 27.  
 Johanniskreuz I 132.  
 Johnston, von, Leutnant I 165.  
 Jordan III 339. 341.  
 —, Fanny III 248. 255.  
 Jordansee II 106.  
 Joseph II., römisch-deutscher Kaiser  
 (1780—1790) I 365. IV 340. 376.  
 Josty III 433.  
 Jugendbewegung, die deutsche IV 436.  
 Jühnsdorf IV 273. 275. 304.  
 Julie, Prinzessin von Preußen IV 342.  
 Julin III 19. 25.  
 Julius II., Papst (1503—1513) I 31.  
 Junne III 18.  
 Jungferensee III 205.  
 Junker, die, anders und besser als ihr  
 Ruf IV 428. 429.  
 Jürgaß, von, Kavalleriegeneral s.  
 Wahlen-Jürgaß.  
 —, von, Landrat († 1771) I 335.  
 —, Joachim von I 396.  
 —, Luise von, geb. von Zieten I 396.  
 —, von, Oberst I 152.  
 —, von, Rittmeister I 11.  
 Jütchendorf IV 338. 372.  
 Jüterbog III 25. 29. 32. 37. 58. IV  
 266. 306. 307. 389.  
 Jütergoß III 32.

## K

- Kabbalisten III 291.  
 Kugelwit, Mönch III 45.  
 Kaehne, von, Amtsrat III 391.  
 Kahnis, Fischer († 1850) IV 67—73.  
 —, Hanne IV 68—70.  
 Kahniswall IV 67—74.  
 Kahnpur s. Khanpur.  
 Kahnshiffer, eine merkantil gefährliche  
 Klasse III 443.  
 Kai I 478.

- Kaiserslautern I 374. 377.  
 Kaiserswerth II 470—471. IV 359  
 bis 361. 367.  
 Kalbuß, von IV 162.  
 Kaldreuth, Friedrich Adolf, Graf von,  
 preuß. Feldmarschall (1737—1818)  
 I 131. 242. III 327.  
 Kalksee I 260.  
 Kalkstein, von, Oberst III 352.  
 Kalkutta IV 63.  
 Kalvin IV 371.  
 Kamecke, von, Hofdame III 141.  
 —, Frau von, Oberhofmeisterin II 288.  
 Kamin II 365.  
 Kampehl IV 162.  
 Kamphinlampe (aus Terpentinöl, Al-  
 kohol u. Ather erzeugtes Leuchtgas)  
 IV 263.  
 Kanalisierungen I 323.  
 Kannenberg, von, General I 310.  
 —, Gräfin von, Oberhofmeisterin IV  
 170. 172.  
 —, von, Hofdame III 141.  
 Kant I 70. IV 135. 298.  
 Kantow I 302.  
 Kapellenberg II 63.  
 Kapernaum, der Hauptmann von s.  
 Rohr, Georg Moritz von.  
 Kaphengst, Christian Ludwig von, Ma-  
 jor (1740—1800) I 222. 223. 226.  
 229. 234—240. 242.  
 —, Maria Louise Therese von, geb.  
 Toussaint I 238.  
 —, Frau von I 482.  
 Kaplig, Küster III 218.  
 Kapstadt I 87.  
 Kärglichkeit, der märkischen Scholle I  
 264.  
 Karl der Große III 12. 14. 256.  
 — IV., deutscher Kaiser (1347—1378)  
 I 344. III 89.  
 — V., deutscher Kaiser (1530—1558)  
 I 365.  
 — II., König von England (1660 bis  
 1685) IV 194.  
 — V., Leopold, Herzog von Lothrin-  
 gen, Oberbefehlshaber des kaiser-  
 lichen Reichsheeres (1643—1690)  
 II 333—335. 338.  
 Karl, Erzherzog von Osterreich (1771  
 bis 1847) IV 205.  
 — Friedrich August, Herzog von Meck-  
 lenburg-Strelitz (1785—1837) I  
 151. 152. 155. 437.  
 — X., Gustav, König von Schweden  
 (1654—1660) I 309. 311. 312.  
 316. 345. II 188. 438—442.  
 — XI., König von Schweden (1660  
 bis 1697) III 191.  
 — XIV., Johann, König von Schwe-  
 den und Norwegen, ursprünglich  
 Jean Baptiste Bernadotte (1818  
 bis 1844) IV 273. 274. 276. 280.  
 281. 292.  
 —, Markgraf von Schwedt († 1763)  
 II 26. 132. 133. 150. 157. 159  
 bis 161. 163. 165. IV 128. 129.  
 132. 141.  
 —, Prinz von Preußen (1801—1883)  
 I 90. 438. III 322.  
 — Alexander, Prinz von Lothringen  
 (1712—1780) III 337.  
 —, Herzog von Kurland III 262.  
 Karlsbad I 94. II 270. 343. III 139.  
 IV 65.  
 Karlsburg II 55. 56.  
 Kartäuser III 37.  
 Karzig II 437.  
 Karvesee I 324. 328.  
 Karwe I 7. 17—28. 32. 114. 230.  
 293. 306. 329. 464—467. III 18.  
 IV 300.  
 Kaschmir IV 406.  
 Kassel III 256.  
 Katerbow I 136.  
 Katharina, Markgräfin von Branden-  
 burg-Küstrin, Gemahlin d. Mark-  
 graf Hans II 267.  
 — II., Kaiserin von Rußland (\* 1729,  
 † 1796) I 68. 225.  
 —, Prinzessin von Holstein-Beck, ver-  
 mählt mit Fürst Wariatinski (1750  
 bis 1811) IV 136—138.

- Katholizismus als Religionsaristokratie IV 356.
- Katt, Kriegsrat II 317.
- Katte, Hans Hermann von (1704 bis 1730) I 59. 492. II 16. 277. 278. 284—323. III 357—363. 368 bis 370. 447. IV 94. 95. 240.
- , Albrecht von II 319.
- , Ferdinand von (Stiefelkatte III 366. 370.
- , Hans Heinrich von, Feldmarschall (1681—1741) II 311. 317—320. III 358—362. 368. 369.
- , Hermann von (der Spieler) III 365. 366.
- , Ludolf August von III 364.
- , Frau von, geb. von Wartensleben III 358—360. 363.
- , Frau von, geb. Nolas du Rosay III 364—366.
- , von, Kammerpräsident († 1760) II 317. 318. III 361. 363.
- , von, Rittmeister (Vetter des Hans Hermann Katte) II 285. 287. III 361.
- Kaufmann, Oberst I 185.
- Kaulbach, Wilhelm von (1804 bis 1874) IV 263.
- Kay I 217.
- Kehle (Schlucht) II 105.
- Keith, Jakob, preussischer Feldmarschall (1698—1758) I 155. 217. 475. II 336.
- , von II 285. 286. 293.
- , George, Lord Marischal genannt (1693—1778) II 336.
- Kellendorf I 250.
- Keller, Enrico, Bildhauer II 182.
- , Heinrich I 45.
- Kennedy, Mr. I 94.
- Kerner, Andreas Justinus (1786 bis 1862) IV 306.
- Kersdorf II 419. 420.
- Kessel, von, Premierleutnant I 158.
- Kesselsdorf I 127. 476.
- Kettlichen, die alte IV 229.
- Kehin III 317. 333. 438.
- Khanpur I 110.
- Kiehebusch IV 235.
- Kiel I 313. II 246.
- Kienbaum (Bienenkonvent) IV 227 bis 232.
- Kienitz II 17. 37. 104. 465.
- Kiepert, Kurt III 169.
- Kiez (Auenfiedlung) II 25. 82. 83. 91. IV 373.
- Kiegerssee II 21. 151. 157.
- Killegray, Oberst I 314.
- Kindleben, Magister III 226.
- Kindt, Oberstleutnant I 314.
- Kinroß I 489.
- Kirchseisen, Justizminister II 227.
- Kirchenbuchaufzeichnungen III 211 bis 223. 447. IV 223—225. 333 bis 343. 426.
- Kirchheimbolanden I 178.
- Kirchner, Superintendent (Verfasser von „Thors Donnerkeil und die steinernen Opfergeräte des nordgermanischen Heidentums“ I 116. 117. 288—293. 429. 433.
- Kirschbaumwälder III 428.
- Kissiner III 13.
- Kissingen I 94.
- Kiß, August, Bildhauer (1802—1865) I 97.
- Kjertemünde I 313.
- Kladow III 202.
- Klagemann, Johann Friedrich, Bürgermeister I 438.
- , Hotelier I 429.
- Klaproth, Martin Heinrich, Naturforscher (1743—1817) II 173.
- Klauer, Martin, Bildhauer III 162.
- Klausing III 433.
- Klausius, Amtsrat I 337—341.
- Klausiusshof I 339.
- Klein, Stadtrat IV 192.
- Kleinbaaren II 38.
- Kleinbarnim II 38. 150.
- Kleinbeeren II 200. IV 282.
- Kleinbernau IV 198. 199.

- Kleinbeuthen IV 308.  
 Kleingliencke III 202.  
 Klein Machnow IV 264—271.  
 Klein-Schöneberg IV 209.  
 Kleinhierbach II 199.  
 Kleintrianon III 317.  
 Klein-Wall IV 231.  
 Kleinwarnow IV 198. 199.  
 Kleist, Ewald von, Dichter (1715 bis 1759) I 125. III 373.  
 Kleist, Franz Ulrich von, Generalleutnant († 1757) I 65. 217. 297. 330.  
 —, Gustav von, Fähnrich († 1794) I 297. 300. 301. 330. 331. 332.  
 —, Heinrich von, Dichter (1777 bis 1811) I 345. II 251. 252.  
 —, Louis von, Generalleutnant († 1831) I 163. 164. 297. 301.  
 —, von, Husarengeneral (1731—1767) I 480.  
 —, Frau von I 298. 299.  
 Klemens VI., Papst (1342—1352) III 54.  
 Klenau, Johann Graf K., Freiherr von Janowitz, österreichischer General (1758—1819) II 247.  
 Kleopatra, Königin von Agypten (47 bis 30 v. Chr.) III 175. 378. IV 81.  
 Kleffin II 199.  
 Klewe IV 125.  
 Klewitz, von, Minister III 255.  
 Klingenstein, Kantor IV 14.  
 Klobbick II 451.  
 Klöden II 386. 387. III 99.  
 Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724 bis 1803) III 310.  
 Klöster als Vereinigung von Burg und Kirche III 34.  
 Klösterlein, von, Hauptmann I 175.  
 Klostersee II 21. 151. 157.  
 Klytemnästra, Mörderin ihres Gatten Agamemnon, wurde von ihrem Sohn Orest getötet I 30.  
 Knebel, Karl Ludwig von (1744 bis 1834) I 84.  
 Kneesebeck, Karl Friedrich von dem, preussischer Feldmarschall (1768 bis 1848) I 7. 17—19. 22—27. 114. 125. 132. 173. 230. 464—468. II 173. 230. IV 299. 305.  
 —, von dem, Major (auf Karwe) I 114. 329.  
 —, Friedrich Wilhelm Ludwig von dem (1775—1860) IV 299—305.  
 —, Karl Christoph, Johann von dem, Oberst unter Friedr. Wilh. I. I 21.  
 — = Mylendonck, Karl Franz Paridam Kraft von dem, Kammerherr (1748 bis 1828) I 222. 229—231.  
 —, Baronin von dem, geb. v. Grumbkow I 230.  
 —, von dem, Leutnant I 467. IV 296.  
 Knigge, Adolf Franz Friedrich, Freiherr von, Schriftsteller (1752 bis 1796) III 302.  
 Kniphhausen, Dodo von, Kammerherr I 222. 229.  
 Knobelsdorf, Carl Siegmund von I 66.  
 —, Georg Wenzeslaus von, Baumeister (1699—1753) I 66. 204.  
 Knobloch III 341. 342.  
 Knopki, Sekondeleutnant († 1813) I 156.  
 Knuth, J. (Verfasser der „Geschichte von Gransee“) I 427.  
 Koblenz I 159. III 60. 405.  
 Koch, E. Gottfried I 438.  
 —, Max, Literaturhistoriker (1885 bis 1931) IV 151.  
 —, Professor I 456.  
 Köckritz, von, General III 319. 320. 327.  
 Köckritz-Epoche III 320.  
 Kohlhaas, Michel, richtig: Kohlhasse, Hans († 1540) IV 45.  
 Kolbe-Wartenberg II 399. 400.  
 Kolberg I 131. II 199. 200. 283.  
 Kolin I 467. 476. II 441. III 144.  
 Köllming II 199.  
 Kölln (Spree) I 40. II 197. 341. 370. III 62. 67. 101. 136. 169—171. 439. IV 52. 53. 125. 157. 162.

- Köln I 110. 171. 354. II 390. III 391. 420.
- Kolno I 75.
- Kolo, Starostei III 279.
- Kolonisation der Mark I 322. 323. 347. III 9—39. 101. 132. 133. 429.
- Kolonisten, französische I 193. III 429.
- König, Biograph der Sparrs II 436.
- Königsgräß I 173. 187. III 117.
- Königsberg (Neumark) I 428. II 276. IV 127.
- , (Ostreußen) I 72. 76. II 194. 199. 210. 211. 244. 311. 312. 318. 320. 328—333. 365. 427.. III 137. 297. 298. 320. 361. IV 114. 135. 136. 262. 290.
- , Koppe I 45.
- Königsbrück IV 53.
- Königshorst I 323. III 101. 102.
- Königsmark, Hans Christopher, Graf, schwedischer Feldherr (1600—1663) I 307—309. 344. 346. 361. II 193.
- Königstein II 344.
- Königswusterhausen II 413. 414. 416. IV 74. 235—244. 250.
- Konrad, Förster I 267.
- Konservative Denkungsart II 217. 269. IV 427. 435.
- Konstantinopel I 86.
- Kontop II 163. 181.
- Kopenhagen I 95. 291. 345. II 461. IV 158.
- Köpenick I 252. II 270. 286. 291 bis 296. 391. III 131. 134. 136. 147. 361. 387. IV 57—64. 68. 71. 87 bis 104. 107. 113. 240. 241. 255. 267.
- Koeperniß I 9. 245. 247—249. 276. 484. 485.
- Kopisch, August, Dichter und Maler (1799—1853) III 193.
- Koppe, Johann Gottlieb, Landwirt (1782—1863) II 37. 120. 121. IV 349.
- Köprili, Großwesir II 396. 397.
- Körbeliß I 464. 465.
- Korn, W. G., Verleger III 275.
- Körner, Theodor (1791—1813) III 118.
- Kornneuburg I 308. 309.
- Körte, Wilhelm, Literaturhistoriker (1776—1846) II 111.
- Korthym, Kandidat III 218. 226.
- Koschigky, von, Oberst I 131. 132.
- Kosciuszko, Thaddäus, polnischer Feldherr (1746—1817) I 73.
- Kosel I 72.
- Köslin IV 23.
- Kosmopolitismus III 308.
- Kospoth, von I 131.
- Kostniß I 39.
- Kötthen II 20. 55—57.
- Kottbus I 355. II 475.
- Kottwitz, Kapitän von II 191.
- Koßebue, August von, Schriftsteller (1761—1819) I 108. II 353. IV 294.
- , Otto von, Sohn des Schriftstellers, Forschungsreisender II 177.
- Kraaßen, Hans, Turmbaumeister I 296.
- Krampe, die IV 66.
- Kranz, A. III 124.
- Krauses Kaffeehaus IV 298.
- Kraut, von, Minister III 343.
- Kremmen I 37. II 170. 386. III 101. 105. 106. 439.
- Kremmensee I 326.
- Krenzlin I 8. 81. 82. 395. 414. 416 bis 420 III 18.
- Kressinscher See II 103.
- Kressschmer, Johann Hermann, Maler (1811—1890) II 201.
- Kreuzlin I 43.
- Kreuzung, Prinzip der II 113. 121 bis 123.
- Krieg und Charakter II 220. 247.
- Kriete, Amtmann III 347.
- Kröcher, von, General I 324.
- Krohne, Freiherr von, Geheimrat IV 96.

Krohow, Martin III 169.  
 Krönau II 199.  
 Krossen II 273. IV 95.  
 Krüge II 451.  
 Krüger, Christian, Kossätche IV 338.  
 —, Franz, Maler (1797—1857) III  
 162. 246.  
 —, Willy IV 63.  
 Krummstoc III 167.  
 Krummensee, Anna von II 156. 391.  
 —, Hans von IV 179.  
 —, Karl Agidius Ludwig von, Kano-  
 nikus († 1827) IV 179.  
 —, Katarina von, geb. Moerner (1528  
 bis 1596) IV 179.  
 Krummkavel IV 176. 177.  
 Krüpelsee IV 74.  
 Krusemark, Friedrich Wilhelm Ludwig  
 von, preussischer General (1767 bis  
 1822) II 253.  
 Küdow I 306. 310. 317.  
 Kugler, Franz, Kunsthistoriker (1808  
 bis 1858) I 87. 96. II 158. 458.  
 IV 97. 396.  
 Kuhburg I 42. 43. 444.  
 Kühn, Gustav (Bilderbogenproduktion)  
 I 107—110. 474.  
 Kühnert, Traugott III 169.  
 Kuhschwanz III 13.  
 Kulm I 218.  
 Kulmbach III 380. 433.  
 Kundel von Löwenstern, Johann, Al-  
 chimist (1603—1702) II 65. III  
 189—192.  
 Kunersdorf I 128. 217. 476—477. II  
 11. 15. 16. 37. 133—136. 161.  
 175. III 384.  
 Kunsterspring I 259—261.  
 Kunstmengerei und Religionsmengerei  
 III 329.  
 Kunstfenn II 60. 61. 206. 207. IV  
 353.  
 Kupfer, F. W. († 1864) III 404.  
 Kuppenheim I 179.  
 Kuprili IV 33.  
 Kurisches Haff II 194.  
 Kuriositätenkrämerei II 204.

Kurland, Prinzessin von, zweite Frau  
 d. Prinzen v. Homburg († 1690)  
 I 348.  
 Kuse, Förster I 267.  
 Küssnacht IV 245.  
 Küster III 77.  
 Küstrin I 59—61. 71. 231. 232. 492.  
 II 16. 22—25. 28. 37. 99. 199.  
 200. 211. 239. 243. 265—324.  
 347—351. 354. 356. 364. 365.  
 367. 368. 378. 400. 437. 477.  
 III 362. IV 87. 89. 95. 425.  
 Kutusow, russ. Major III 305.  
 Kymen IV 320.  
 Kyriß I 60. 298. 299. 329. 428. II  
 368. IV 143.

## L

Labes, von, Graf Schlich, Geheimer Le-  
 gationsrat († 1831) I 253.  
 —, Hans Freiherr von, Geh. Stifts-  
 rat († 1776) I 252—254.  
 —, Karoline Marie Elisabeth von, geb.  
 Daum, verm. Frederdsdorff (1730  
 bis 1810) I 253—255.  
 —, Schauspieler IV 293.  
 Labiau I 310. II 329.  
 La Cave, brandenburg. Oberst III 134.  
 Lachaussée I 487.  
 Ladeburg II 150.  
 Laegs II 199.  
 La Ferté III 36.  
 Lähme I 326.  
 Lallah-Kuth-Feier mit Namensverzeich-  
 nis von 160 Festteilnehmern (1821)  
 IV 406—410.  
 Lambert le Beghe, Stifter des Begi-  
 nen-Ordens († 1177) I 365.  
 Lametrie, Julien Offray de, franz.  
 Philosoph (1709—1751) I 65.  
 Lampe, Kalittenjäger III 109—111.  
 118.  
 Lamprecht, Geheimrat III 218.  
 Lande II 443.  
 Landau I 373.  
 Landbuch von 1375 IV 113. 156.



- Landpartien, zwei Arten III 379 bis 381.
- Landpastoren, Lob der IV 429—431.
- Landsberg a. W. I 428. IV 345.
- Landschaft, Entdecker der deutschen IV 436.
- Landschaftsgefühl, Erwecker des deutschen IV 436.
- Landschaftsinn II 59. 76. IV 111.
- Lands hut IV 340.
- Lange, von, Oberst I 131.
- Langen I 8. 142. 279. 287. 328. 414.
- , Rittmeister I 11.
- Langensfeld, Rütger von, Baumeister um 1677 IV 90. 93.
- Langensee IV 62. 64. 66.
- Langeron, Alexander Graf, russ. General (1763—1831) I 151. 161.
- Langewiesche, Verlagsbuchhändler IV 437.
- Langobarden II 49.
- Langsow II 37.
- Lang-Wolmsdorf I 154.
- Laon I 162. 487.
- La Roche-Aymon, Antoine Charles Etienne Paul Graf (1775—1849) I 209. 222—224. 229. 240 bis 249. 484.
- , Karoline Amalie Gräfin, geb. v. Zeuner (1771—1859) I 9. 209. 222—224. 240—249. 483—485.
- , Kardinal I 484.
- La Mothière II 259.
- Larrey, Peter von, Baron von Brunsbose IV 187.
- Lasberg, Joseph von (1770—1855) IV 436.
- Lattorf, Frau von, geb. von Grävenitz III 203.
- Laube, Regimentschirurgus III 352.
- Laudon, Andreas, Kanonier I 264.
- , Gideon Ernst Freiherr von, österreichischer Feldmarschall (1717 bis 1790) I 129. 477. II 135.
- Laureus, von, Major I 148. 151 bis 153. 158. 162. 166. 169. 170. 172.
- Lautern I 132.
- La Wilette I 164.
- Lebberichen II 217.
- Lebbin II 38.
- Lebeauld (auch Le Bauldt de Mans), Kammerrat I 222. 229. 240. 241.
- Lebus II 13—15. 99. 142. 227. 231. 232. 268. 337. 408. 465. III 32. 45. 54. IV 24. 45—47. 50. 52. 229.
- Le Constant I 490.
- Leдебур, Leopold von, Geschichtsforscher (1799—1877) I 290.
- Lebbin I 306.
- Le Gaillard I 490.
- Lehde I 284. II 33. IV 9—13.
- Lehmann, Ursula († 1674) IV 335.
- Lehnert, Pastor III 403.
- Lehnin I 57. II 103. III 37. 38. 40 bis 80. 85—87. 318. 423. 425. 447. IV 306.
- Lehninsche Weissagung I 49. 57. III 70—79. IV 436.
- Lehniß III 138.
- Lehmann, Gottfried, Kapitänleutnant zu Pferd (1628—1689) I 418.
- Lehrmeister, landwirtschaftliche für die Mark III 429.
- Lehwalb, Marschall I 478.
- Leibniß, Gottfried Wilhelm (1646 bis 1716) III 176.
- Leiningen, Gräfin Sibylle von, dritte Frau d. Prinzen v. Homburg I 348.
- Leipe I 284. II 33. IV 14. 17.
- Leipzig I 87. 146. 154—157. 369. 486. II 123. 127. 174. 179. 187. 208. 257. 358. III 263. 297. 299. 300. 366. IV 70. 135. 139. 237. 391. 438.
- Leisewitz, Johann Anton, Dichter (1752—1806) II 110—112.
- Leitmeritz I 56.
- Leißkau III 13.
- Le Mans I 188. 189.
- Lembach I 132.
- Lemcke, Justizrat III 352.
- Lenau, s. Niembösch von Strehlenau.

- Lenné, Peter Jos., Landschaftsgärtner (1789—1866) III 193. 239. 393.
- Le Nôtre, André, franz. Gartenarchitekt (1613—1700) I 212. III 140.
- Lenz Andreas, Pastor III 336.  
— (Verf. der Stiftshistorie von Hasvelberg) IV 332.
- Lenzke I 300. III 18. 233.
- Lenzen (an der Elbe) I 60. II 246. III 14. 18. 198.
- Leo III., Papst (795—816) III 256.
- Leonhard, der heilige III 253.
- Leopold I., deutscher Kaiser (1658 bis 1705) I 354. II 332. 337. 343. 369. III 209. 347. IV 193.  
— I., Fürst von Anhalt-Dessau, „Der alte Dessauer“ (1676—1747) II 367. III 340. IV 319. 322. 324.  
—, Prinz von Braunschweig (1752 bis 1785) II 172.
- Lepel, von, Gouverneur II 303.  
—, Bernhard von, Dichter (1818 bis 1885) II 57. IV 97.
- Le Mouvray I 164. 165.
- Lessing I 70.
- Lestocq, von, Rittmeister I 327.
- L'Estocq, Anton Wilhelm von (1738 bis 1815) I 72. IV 291.
- Lestwiz, von, Major II 293.  
—, Hans Georg Sigismund von, Generalmajor (1718—1788) II 104. 119. 133. 157. 161—165. 169. 171—173. 179—181.  
—, Helene Charlotte von, Frau von Friedland (1754—1803) II 119. 161. 162. 165—174. 181. 182.  
—, Johann George, Generalleutnant († 1767) II 163. 164.  
—, Katharina Charlotte von (1734 bis 1789) II 181.
- Letschin II 23. 37.
- Leßlingen II 461.
- Leuenberg II 465.
- Leuthen I 128. 369. 476. IV 100. 264.
- Leutinger (Verfass. der „Topographia marchica“ II 266. III 166—171.
- Leutinger, Balthasar, Verf. von „De Principio theologico“ (1585) I 48.
- Levenssee I 489—491. IV 423. 434.
- Levin, Rahel f. Wernhagen.
- Lewin II 38.
- Leygrebe, Maler I 291.
- Lichtenau, Wilhelmine, Gräfin von, Tochter des Musikers Enke aus Hildburghausen, Geliebte Friedrich Wilhelms II., 1782 mit Kammerdiener Rieß, späterem Geheimkammerer vermählt (1752—1820) I 220. 221. III 174. 176. 192. 194. 221. 264. 267. 269. IV 167. 171 bis 174.
- Lichtenberg IV 140.
- Lichtenstein, Martin Heinrich Karl, Begründer d. Berliner Zoologischen Gartens (1780—1857) II 173. 176. 253.
- Lichterfelde I 436. II 434. 435. 451 bis 458. 460.
- Liebenberg IV 227. 231.
- Liebenwalde IV 302.
- Liebenwerda II 109.
- Lieberkühn, Rektor I 111. III 217.
- Liegnitz I 128. 130. 131. 150. II 163. IV 100.
- Liebe II 21.
- Liebegörke II 18.
- Liegen II 21.
- Ligny I 166—169. 171. 399. 487. II 231. III 113. IV 304.
- Lilienhoeck (schwed. Feldherr) II 474.
- Lindenbergh IV 126. 192.  
—, Pastor († 1774) IV 131.  
—, Kracht von IV 48.
- Lindenthal I 155.
- Lindner, Jäger III 234. 235.
- Lindow I 36. 47. 127. 395. 410. 421 bis 425. 473. 474. II 103. 157. 453.
- Lingen I 353. 357.
- Linger, von, Generalmajor II 291 bis 293.
- Linum I 8. 447. 493. II 190. 191. III 98. IV 59. 404. 417.

- Linumsches Luch I 280. II 190. 191.  
 Lipa I 369.  
 Lippe, Graf zur, Biograph Derfflin-  
 gers II 198. 201. 202.  
 —, Graf von der IV 382.  
 Lippi, Fra Filippo, ital. Maler (1406  
 bis 1469) I 31. 469.  
 —, Filippino (Sohn des Filippo), ital.  
 Maler (1457—1504) I 31. 469.  
 Lisch, Georg Christian Friedrich, Ge-  
 schichtsforscher (1801—1883) I 116.  
 117.  
 Lisdorf I 140.  
 Lissabon I 272. 436.  
 Liutizen, die III 12. 15. 23. 26.  
 Liverpool I 94. III 158. IV 7.  
 Livingstone, David, Afrikaforscher  
 (1813—1873) 108.  
 Livorno I 436.  
 Löben, Johann von, Kanzler (1561  
 bis 1636) I 47. IV 179. 182 bis  
 185.  
 Lobenthal, von, Hauptmann I 181.  
 182.  
 Loburg, ein Mönch III 51—54.  
 Loch-Kathrin-See III 398.  
 Lochlevencastle I 489.  
 Lochow, Cuno von I 204.  
 Löcknig I 142.  
 Lögow I 8. 461.  
 Löhme IV 200. 202. 204. 209.  
 Lohmeseer IV 200.  
 Lommahsch, Premierleutnant I 181.  
 182.  
 London I 89. 107. 452. II 423. III 96.  
 121. 154. 303. 414. IV 139. 189.  
 194.  
 Longeville I 160.  
 Loo, van s. Wanloo.  
 Loeper, Gustav von, Goetheforscher  
 (1822—1891) III 244.  
 Lorch I 159.  
 Lorchhausen I 159.  
 Lorrain s. Claude.  
 Löschebrand, von IV 28. 48.  
 —, Gottlob Ernst von, Rittmeister  
 († 1819) IV 28. 30. 39.  
 Löschin, Anna Maria IV 224.  
 Lofberg, von, Oberleutnant I 184.  
 Loudon, John Claudius, engl. Bota-  
 niker (1783—1843) III 157.  
 Louis Ferdinand, Prinz von Preußen  
 (1772—1806) I 139. 211. 226.  
 243. 247. 484. II 173. 241. 245.  
 IV 132. 143.  
 — Philipp (L. XIX.), König d. Franz-  
 zosen (1830—1848) I 173.  
 Louise Friederike, Herzogin v. Mecklen-  
 burg, geb. Herzogin von Württem-  
 berg IV 98.  
 — Henriette, Kurfürstin v. Branden-  
 burg (1627—1667) III 131—136.  
 429. IV 186.  
 Lovelace, Romanfigur aus „Clarissa  
 Harlowe“ von Richardson III 274.  
 Löwenberg II 150.  
 —, Magdalene von II 157.  
 Löwenbruch IV 280. 297—305.  
 Löwenör, von (dänischer Gesandter) II  
 289.  
 Lowositz I 128. 297. 476. II 163. IV  
 100.  
 Loyolisten III 291.  
 Lübben IV 7. 257.  
 Lübbenau II 313. IV 7—10. 17.  
 Lübeck I 142. 194. 333. 362. 401.  
 415. 449. II 421. IV 52. 200.  
 Lübke, Wilhelm, Kunsthistoriker (1826  
 bis 1893) IV 396.  
 Lucae, Richard, Architekt (1829 bis  
 1877) IV 316—318.  
 Lucchesini, Marquis von III 277.  
 Luch, Charakter des I 283—286. III  
 99. 100.  
 Luchfeld IV 343.  
 Luckau IV 273. 276.  
 Luckold, Abraham, Koch IV 224.  
 Lüdecke, Hans I 425—427.  
 Lüdecke, Generalmajor I 317. II 190.  
 Lüdecke, Carl Wilhelm III 404.  
 Lüderitz, von I 332.  
 —, von, Major II 293.  
 —, Hans von (Raubritter) I 44.  
 Lüdersdorf II 127. 150.

- Lüderitz, von, Major I 189.  
 —, Ulrich von, brandenburg. Oberst II 211.  
 Lüdike, Schreiber III 227. 228.  
 Ludwig IV., der Bayer, röm. deutscher Kaiser (1314—1347) I 369. II 459. III 88.  
 — XIV., französischer König (1643 bis 1715) I 365. II 415. III 195. 199.  
 — XVI., französischer König (1774 bis 1792) II 176.  
 — XVIII. (\* 1755, † 1824) I 246.  
 —, der Römer, Markgraf von Brandenburg IV 332.  
 — Wilhelm I., Markgraf von Baden („Türken-Louis“) (1655—1707) II 396. 397.  
 —, Prinz († 1796) III 331. IV 223.  
 —, Jeremias, Prediger I 410.  
 Ludwigsburg II 286.  
 Luftdrucksfrage, die (Drieberg-Newton) I 304.  
 Luise Dorothee, Königin von Preußen (1708—1713) III 139.  
 Luise (von Hessen-Darmstadt), zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms II. II 58—60.  
 — von Mecklenburg-Strelitz, Königin von Preußen (1776—1810) I 76. 101. 406. 436—439. II 59. III 284. 318—322. 326—331. IV 136. 137. 292. 324.  
 —, Prinzessin (Tochter des Prinzen Ferdinand) IV 133.  
 — Ulrike, Königin von Schweden IV 131.  
 Lüneburg II 257.  
 Lunini s. Lenzen.  
 Luther, Martin I 35. 50. 53. 101. 417. II 92. 126. 146. 266. 267. 409. III 62. 218. 249. 405. 406. IV 50. 51. 70. 89. 157. 332. 371.  
 Lütke, Landschaftsmaler III 244.  
 Lütkens, Kriegsrat I 61.  
 Lützen I 146. 307. II 177. 187. 206. 208. 474. IV 264. 310. 405.  
 Lütow III 51. IV 93.  
 Luxemburg I 166.  
 Luziensteig, St. IV 436.  
 Lychen I 127.  
 Lynar, Rochus, Graf zu, brandenburg. Kriegsbaumeister (1525—1596) II 436. III 95. 96. 131. 384.  
 Lytton, Edward George Earle Lord (Edward Bulwer), berühmt. engl. Schriftsteller u. Staatsmann (1803 bis 1873) III 157.
- ### M
- Macaulay, Thomas Babington, engl. Geschichtsschreiber (1800—1859) I 448.  
 Macdonald, Alexandre, Marschall Napoleons I. (1765—1840) I 150. 152. 487. II 228.  
 Machiavelli, Niccolò di Bernardo dei (1469—1527) I 448.  
 Machnow IV 264—271.  
 Mäcken II 199.  
 Madalinski I 73.  
 Madersteg, Baumeister u. Maler III 387.  
 Madliß II 373. 419.  
 Madrid II 332.  
 Magdeburg I 17. 133. 138. 141. 172. 204. 230. 299. 301. 328. 330. 348. 391. 436. 464. II 181. 231. 317. 368. 436. III 43. 45. 216. 255 bis 257. 361. 420. IV 158. 176. 179. 274. 339. 345.  
 — Kleist I 301. 330.  
 Magenta I 110.  
 Mahlen, von, Kornett I 11.  
 Mailand I 87. 469. II 326.  
 Mainz I 132. II 338. IV 303.  
 Malaga I 436.  
 Malche III 166—171.  
 Malschin I 411. 413. III 13.  
 Malschow III 25. 414. IV 217—226. 431.  
 Maloffi von Trzebiatowski, General I 173.  
 —, von, Hauptmann I 176. 177.

- Malplaquet IV 180. 239. 240. 242.  
 Malschigky, General I 140.  
 Malta II 326.  
 Malzahn, Blanka von, geb. von Bischofswerder (\* 1797) III 282.  
 —, von, schwedischer Oberstleutnant († 1675) I 350. II 192.  
 Malwing, Sergeant I 376—378. 382.  
 Manchester I 93.  
 Mandelsloh, Bertold von, Kanzler unter Markgraf Hans II 272.  
 Manessische Handschrift II 460.  
 Manilia II 455. 456.  
 Manker I 331. 414. III 18.  
 Mannheim II 287.  
 Manschnow II 37.  
 Mansfeld II 187. III 249. IV 166.  
 —, Ernst, Graf von, Heerführer im Dreißigjährigen Krieg (1580 bis 1626) II 474.  
 —, Graf IV 53.  
 Manso, Johann Kaspar Friedrich, Historiker (1760—1826) III 271. 272.  
 Manstein, von, General I 181. 187.  
 Mantegna, Andrea, ital. Maler und Kupferstecher (1431—1506) I 31. 470.  
 Manteuffel, Christoph Friedrich von (1727—1803) IV 41.  
 Mantua II 277.  
 Marazin, kaiserl. Generalfeldzeugmeister I 410.  
 Marchienne-au-Pont I 166.  
 Marcus Aurelius Antoninus, römischer Kaiser (161—180) III 176. 276.  
 Mardefeld, schwedischer Feldmarschall II 193.  
 Marengo I 224.  
 Mareschal s. Bièvre.  
 Margert, Burghard, Ratmann III 168.  
 Maria Antoinette (1755—1793) I 68.  
 Maria Stuart I 489.  
 Marie Eleonore v. Brandenburg, Gattin Gustav Adolfs II 208. 473. IV 310.  
 Marie Luise, 2. Gemahl. Napoleons I., älteste Tochter Franz I. v. Osterreich (1791—1847) II 253.  
 Marienbad I 94.  
 Marienburg II 426.  
 Marienfließ II 100. III 37.  
 Mariensee III 38. 80—84.  
 Marienstern III 38.  
 Mariental III 38.  
 Marienwalde III 38.  
 Marienwerder II 328.  
 Marishall s. Keith, George.  
 Markau III 333.  
 Markée III 333.  
 Märkertum und Griechentum IV 318. 319.  
 Markgrafenstein IV 21—28.  
 Märkische Schweiz II 48. 79. 99. 100. 104. 105. 168.  
 Marlborough, John Churchill, Herzog von (1650—1722) IV 101. 242.  
 Marmont, Auguste Frédéric Louis Biesse de, Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich (1774 bis 1852) I 154. 156. 163.  
 Marquardt III 176. 182. 213. 231. 232. 259—289. 293. 296. 311. 317 IV 431.  
 Marreligs, Klaus III 169.  
 Marsan, St., Graf (franz. Gesandter unter Napoleon I.) I 25.  
 Marschall, Minister Friedr. Wilh. I. II 25. IV 113.  
 Mars-la-Tour I 167. 188. 418.  
 Marteau, Peter, Verlagsbuchhändler I 354—356.  
 Martini, Joseph, italienisch. Bildhauer II 136. 137.  
 Martinroda III 123.  
 Marwitz, Alexander von der (1787 bis 1814) II 173. 216. 228. 238 bis 261.  
 —, Amilia von der, geb. Derfflinger II 200.  
 —, August Gebhard von der († 1753) II 212. 213.

- Marwiß, Beate Luise von der, geb. Derfflinger II 200.
- , Berndt Friedrich August von der, Kammerherr († 1793) II 213. 215. 216. 218. 261.
- , Eberhard von der (1790—1809) II 216. 240. 246. 247. 261. 262.
- , Franziska von der, geb. Gräfin Brühl II 216. 221. 222.
- , Friedrich August Ludwig von der, preussisch. General, Urbild Berndts von Wigewiß in Fontanes „Vor dem Sturm“ (1777—1837) I 144. II 149. 166—168. 215—240. 260. 262.
- , Gustav Ludwig von der, Generalleutnant († 1797) I 131. 217. II 213. 215. 280.
- , Hans Otto von der, Oberst II 200. 211.
- , Johann Friedrich Adolf von der (1723—1781) II 213—215.
- , Johann Georg von der, Hofmarschall II 211. 212.
- , Kurt Hildebrand von der, Generalleutnant † 1700) II 200. 334.
- , Susanne Sophie Marie Luise von der, geb. von Dorville, Mutter des Alexander v. d. M. II 261.
- (Hochkirch), Quartiermeister von der († 1759) I 218. 479. II 215.
- Marwißsches Freikorps II 244. 246.
- Marzahn II 151. 469.
- , Jakob, Ratmann III 168.
- Massenbach, Christian von, Oberst (1758—1827) I 142. III 273 bis 276.
- Massow, von, General unter Friedrich Wilhelm I. II 424.
- , von, preuß. Staatsminister unter Friedrich II. II 418. 419.
- , von, Oberhofmarschall (Sohn des Ministers) II 420. 421. 424. 425. III 317. 327.
- , Valentin von, Generalleutnant (Sohn des Oberhofmarsch.) II 421 bis 425.
- Massow, von, Hausminister unt. Friedrich Wilhelm IV. II 424. 425.
- , Valentin von, Rittmeister (Neffe des Generalleutnants) II 424.
- Mathis, Turmwächter I 426. 427.
- Mattausch, Schauspieler IV 292.
- Matzweissen II 199.
- Maurer, Schauspieler IV 294.
- Mauritius, der heilige III 330.
- Mazarin, Jules (1602—1661) III 274.
- Medewiß II 38.
- Meene, Martin IV 337.
- Meek II 38.
- Meier, Bildhauer I 13.
- Meil, Johann, Zeichner und Radierer (1733—1805) II 136. 137.
- Meinders, Franz von IV 126.
- Meinhold, Johann Wilhelm, Schriftsteller (1797—1851) III 73. 77.
- Meinsdorf III 355.
- Meißner, Hans, Vader IV 334.
- Melanchthon, Philipp II 126. IV 157. 171. 371.
- Melrose=Abbey I 292.
- Memoiren der Markgräfin von Bayreuth II 291.
- Memel II 244. IV 136. 138.
- Mendelssohn, Felix III 120. IV 409. 415—417.
- , Marianne III 245.
- , Moses, Aufklärer (1729—1786) II 112. IV 135.
- , Paul IV 410.
- Menin IV 382.
- Menlishoff, von II 473.
- Menz I 268—276. 483.
- Menzel, Adolf (1815—1905) III 163.
- Menzelius, Bauinspektor I 339. 340.
- Merian, Matthäus, der Ältere, Topograph (1593—1650) IV 88.
- Meroni, Demoiselle, Tänzerin I 237.
- Merseburg III 26. 85.
- Mertens, Bauer II 378. 379.
- Meseberg I 226. 235—240.
- Mesmerianer III 291.
- Messina I 84. II 326. IV 124.
- Meteren, Oberst I 314.

- Mettkau III 278. 288.  
 Meß I 160. 161. IV 116—119.  
 Meßdorf II 37. 150.  
 Meßeltin I 8. 303. 414. III 18.  
 Meßenthin, Karl Wilhelm I 438.  
 Meßger, Kunsthändler I 469—471.  
 Meusebach, Karl Hartwig Gregor  
 Freiherr von, deutscher Bibliophile  
 (1781—1847) III 404—407.  
 —, Frau Präsident von III 406.  
 —, von III 407.  
 Meyenburg I 368. 369.  
 Michaelis, Professor III 340.  
 —, Geheimer Rat I 325. 327. 328.  
 340.  
 Michelbach I 179.  
 Michelsen, Gräulein IV 54.  
 Middelfahrt I 313.  
 Mieroslawski, Ludwig von, poln. Re-  
 volutionär (1814—1878) I 178.  
 179.  
 Milagshheim, von, Oberstleutnant II  
 293.  
 Milo III 157.  
 Mindwiz, Nickel von IV 45. 47. 49  
 bis 54.  
 Minden II 200. IV 95.  
 Minstrel = fahrender Sänger IV 213.  
 Minutoli Heinrich Freiherr von, Ge-  
 neralleutnant (1772—1846) IV  
 382.  
 Mirabeau, Honoré Gabriel Victor Ri-  
 quetti, Graf von (1749—1791) I  
 229. III 270. IV 166.  
 Mirow I 142.  
 Mirzen, Christiane IV 337.  
 Mistivoi, Obotritenfürst III 15. 22.  
 Mitchell, Andrew II 289.  
 Mittenwalde I 428. II 288. IV 238.  
 253—263.  
 Moabit I 90.  
 Möckern I 154—158. 162. 486.  
 Moddersee, der kleine und große IV 83.  
 Möglin II 20. 108—131. 170. 175.  
 390. 394. 477.  
 Molchow I 263.  
 Molchowsee I 259—265. 267.  
 Molesme III 35.  
 Molière, eigentlich: Poquelin, Jean  
 Baptiste (1622—1673) II 428. 429.  
 III 195.  
 Molkereiwirtschaft unter Friedrich Wil-  
 helm I. III 102.  
 Moll, Kutscher IV 22—29. 34—36.  
 40. 41. 44. 45.  
 Möllendorf, Richard Joachim Hein-  
 rich Graf von, preuß. Generalfeld-  
 marschall (1724—1816) I 217.  
 376. 477. 478.  
 —, von, Obristleutnant I 62. 69.  
 Möller, Hans († 1620) IV 334.  
 Mollus I 68.  
 Möllnsee IV 231.  
 Moltke, von, Kammerdame III 327.  
 Molwitz I 475. II 163. III 337. IV  
 128. 265. 336. 372.  
 Monbijou II 313. III 265.  
 Mongolenschlacht bei Liegnitz (1241)  
 II 163.  
 Mons I 166.  
 Montalembert, Marc René, Marquis  
 de, französischer Ingenieur und  
 Militärschriftsteller (1714—1800)  
 II 280.  
 Monte Caprino II 50.  
 Montecuculi, Raimund Graf von,  
 österr. Feldherr (1609—1680) I  
 312.  
 Monteton, Baron von III 228.  
 Montmirail I 162. II 259. 260.  
 Montmorency, Anne, Herzog von,  
 Pair, Marschall und Connétable  
 von Frankreich (1492—1567) III  
 111.  
 Moore, Thomas, engl. Dichter (1779  
 bis 1852) IV 406.  
 Morand II 257.  
 Moreau, Jean Victor, frz. General  
 (1763—1813) I 224.  
 Mörike, Eduard (1804—1875) II 79.  
 IV 210.  
 Morimad III 36.  
 Morin I 428.  
 Moriz, Frau verw. Pauli III 217.

- Moriz, Johann Andreas, Pastor (1721 bis 1794) III 212—223.  
 —, Kurfürst von Sachsen (1541 bis 1553) IV 158.  
 Morizburg IV 242.  
 Morizaner III 13.  
 Mörner, von, Oberst († 1675) I 350.  
 —, Theodor von II 436. 456.  
 Morris, Mr. I 94.  
 Morscheim I 178.  
 Mortier, französischer Marschall (1768 bis 1835) II 119.  
 Mosch, von, Hauptmann I 325.  
 Möschen II 469.  
 Mosel, von der, Generalmajor II 288. IV 261.  
 Moskau I 87.  
 Möskesfest I 195. 196. 214.  
 Mognor See IV 247.  
 Moulins-les-Metz I 160.  
 Moys I 128.  
 Mudy, Faktotum IV 58. 59. 64. 75. 81—83.  
 Muffin (geröstete Semmel mit Butter) II 47.  
 Müffling, Karl Freiherr von, preussischer Generalfeldmarschall (1775 bis 1851) II 253.  
 Müggelsee III 374. IV 61. 62. 64. 65. 87. 88. 107—113.  
 Müggelsheim IV 67. 105.  
 Mühlberg (bei Runersdorf) II 134. 269. 285.  
 Muhr IV 263.  
 Mulisch, Anna IV 335.  
 Müller, Andreas, Propst II 445.  
 —, Botho IV 336.  
 —, Johann, Prediger I 54.  
 —, Johannes von, Geschichtsschreiber (1752—1809) II 237. 240. 242. 247.  
 —, Jonas III 169.  
 —, Wilhelm, Dichter (1794—1827) II 45.  
 —, Feldprediger II 299—305.  
 Mumifizierungen III 203. IV 161 bis 163.  
 Mummelsee II 104.  
 Müncheberg II 185. 202. 465.  
 Münchehofe II 465. 469.  
 München I 89. 94. 109. III 63. 159.  
 Münchhausen, Baron Karl von, Oberst IV 361. 385.  
 Münchow, von, Oberstleutnant III 261.  
 —, von, General II 308. 310.  
 —, von, Präsident II 303. 308.  
 Münster III 257.  
 Müntzerus, Baumeister I 236.  
 Muränenseen, märkische II 462.  
 Murg I 179.  
 Müritsee III 13. IV 156.  
 Murowanna Goslin III 279.  
 Musculus, Generalsuperintendent IV 88. 89.  
 Muskau III 255.  
 Mütschfall, von, Major I 335.  
 Muzel, Geheimrat Dr. I 298.  
 Mylendonck, Baronin von I 230.  
 Molius, Generalauditeur II 290. IV 261.

## N

- Nahmitz III 46. 48—50. 66.  
 Nakel I 332. 371. 373. 414.  
 Namur I 167.  
 Nancy I 146. IV 303.  
 Napoleon I. I 25—27. 154. 166. 167. 224. 245. 246. II 143. 145. 222. 223. 228. 247. 253. 256. 259. 283. 422. 423. III 192. 366. IV 273. 274. 280. 299. 302—304. 345.  
 Napoleon III. I 248.  
 Nationale Bewegung III 308.  
 Nationalkraft, die II 254.  
 Nationaltrachten s. Volkstrachten.  
 Nattwerder III 260.  
 Nazmer, Dubislav Gneomar von, preussischer Feldmarschall (1654 bis 1739) II 288. 289. 295. 302. 367.  
 Nauen I 60—62. 127. 323. 348. III 105. 117. 273. 313. 333. 334. 343. 348. 350.



- Nauensches Luch III 103.  
 Naumburg I 138.  
 Neale, Graf I 483.  
 Neapel II 326. IV 135. 189.  
 Necker, Jaques, französischer Staatsmann (1732—1804) II 240.  
 Nedlitz III 13. 204. 402.  
 Neer, Aert van der, niederländischer Maler (1603—1677) II 146.  
 Nehring, Johann Arnold, Baumeister (1659—1695) II 199.  
 Neisse I 172. 302. IV 352.  
 Nelson, Horatio, englischer Admiral (1758—1805) II 179. 424. III 166. IV 63.  
 Nennhausen II 373.  
 Nero, röm. Kaiser (54—68).  
 Nettermann, Superkargo IV 58.  
 Neugeband I 135. 137. 338.  
 —, Eduard I 195.  
 Neubarnim II 39.  
 Neubereen IV 276—279.  
 Neudorf I 179.  
 Neuendorf II 37. 366.  
 Neuenhagen II 89. 90.  
 Neugeltow III 412—419.  
 Neugließen II 39.  
 Neuhardenberg I 88. II 36. 37. 132 bis 149.  
 Neuhofen II 186.  
 Neukampen III 51. 53.  
 Neukiez II 39.  
 Neukirch IV 181.  
 Neuküstrinchen II 39.  
 Neulewin II 39. 40.  
 Neuliebegörke II 39.  
 Neumann, Franz, Herrenmeister des Johanniterordens u. Kurfürstl. Rat (\* um 1500) II 273. 274. IV 52.  
 —, Verteidiger von Kosel I 72.  
 —, Kammerhusar III 219. 220.  
 Neumedewitz II 39.  
 Neumühlen IV 74.  
 Neunhausen II 178.  
 Neuorleans I 387.  
 Neureeß II 39.  
 Neurüdnitz II 39.  
 Neuruppin I 7. 32—121. 138. 325. 409—411. 416. 473. 474. III 140.  
 Neustadt a. D. I 127. 322. 323. 329. 337. 338. 343—361. 395. 420. II 45. 64. 434. 435. 451. 458. 462. 465. III 86.  
 — = Eberswalde I 343. III 80.  
 Neustrelitz I 438.  
 Neutöplitz III 65. 317.  
 Neutornow II 39.  
 Neutrebbin II 39. 40.  
 Neuwert, Jakob, Glockengießer II 453.  
 Neuwied III 239.  
 Neuwustrow II 39.  
 Newyork I 456.  
 Neuzehendorf III 418.  
 Neuzelle III 37. 38.  
 Neuzittau IV 67.  
 Newcastle III 98.  
 Newton, Isaac, Mathematiker u. Physiker (1643—1727) I 304. II 430.  
 Ney, Michel, Herzog von Elchingen, Marschall von Frankreich (1769 bis 1815) I 150. 153.  
 Nicolai, Friedrich, Aufklärer (1733 bis 1811) II 112. 172. 173. III 307 bis 311. IV 135.  
 Niebuhr, Barthold Georg, Historiker, preuß. Gesandter in Rom (1776 bis 1831) II 146. 244. 245. 247. 259.  
 Niederbarnim III 13.  
 Niederschönhäusen II 65. IV 125. 217.  
 Nielebock I 141.  
 Niembusch von Strehlenau, Nikolaus, Dichter (1802—1850) I 120. 262. 279. II 407. III 98. 111. 325. IV 244.  
 Nikolaus I., Kaiser v. Rußland (1825 bis 1855) III 194—197. IV 406. 407.  
 — von Lüßow, Mönch III 51.  
 Nikolsburg (in Mähren) II 246.  
 Nilsson, Sven, Altertumsforscher (1787—1883) I 290.  
 Nivernois, Herzog von I 221.  
 Nogent-sur-Seine I 385. 386.

- Nonnenprediger II 374. 375.  
 Nordhausen III 256.  
 Nördlingen II 187. IV 270.  
 Nörschenrode III 249.  
 Nostig, August Ludwig Ferdinand, Graf  
 von, preuß. General (1777—1866)  
 II 423.  
 Nürnberg I 83. IV 66.  
 Nürnberger Burggrafen II 266. III 57.  
 IV 306. 332.  
 Nuthsburg, die IV 389—393. 403.  
 Nuthenpoesie IV 390. 391.  
 Nyborg I 314—318.
- D
- Obersdorf II 465. 469.  
 Oberwesel I 159.  
 Obotriten III 12. 15.  
 Odense I 313.  
 Oderberg III 86.  
 Oderbruch I 322. 323. II 12. 14. 17  
 bis 44. 55. 56. 108. 136. 167  
 bis 169. 174. 176. 182. 183. 185.  
 186. 255. IV 265.  
 Oderburg II 27.  
 Odinswagen I 115—119.  
 Ofen (Festung) II 200. 332—337. 346.  
 369. 395. 401. 402. IV 159. 195.  
 270. 372.  
 Offizier, Haupteigenschaft II 229. 230.  
 Ohlenschläger, Adam Gottlob, dänisch.  
 Dichter (1779—1850) I 95.  
 Ohmigte, L., Verlag I 474. IV 212.  
 Oliva I 316. II 189. 442.  
 Olivet I 418. 419.  
 Olmütz I 128. II 247.  
 Omar I., der zweite Kalif (592—644)  
 III 414.  
 Oos I 179.  
 Oppen, Georg von, brandenburgischer  
 Oberkammerherr II 410.  
 —, Matthias von, Hauptmann IV 52.  
 —, Waleſca von, geb. von Drieberg I  
 305.  
 —, von, Rittmeister I 305.
- Oranienburg I 144. 298. 437. II 414.  
 III 127—152. 317. 387. 429. 447.  
 IV 87. 280.  
 Orgagna, ital. Maler I 31. 471.  
 Orleans I 109. 418. II 327.  
 Orlich I 315.  
 Ortwig II 37.  
 Oser, Rudolf Ludwig, Pastor u. Volks-  
 schriftsteller unter dem Namen Otto  
 Glaubrecht (1807—1859) IV 362.  
 Oesfeld, Hofprediger III 356.  
 Oeffian, keltischer Barde des 3. Jahrh.  
 I 93.  
 Ostade, Adrian van, holländ. Maler  
 (1610—1685) IV 213.  
 Ostau, Bertha von, geb. v. Bischofs-  
 werder (1799—1824) III 282.  
 Ostramünde III 261.  
 Ostriß I 479.  
 Ostrolenka I 74. 108.  
 Othegraven, von, Major I 151. 152.  
 154. 157.  
 Otſchakow, Festung II 336.  
 Otſcher II 15. 134.  
 Otterstedt, von IV 87. 88.  
 Ottingen II 286.  
 Ottinger, Baronin von I 484.  
 —, von, Leutnant III 234. 235.  
 Ottmachau III 155.  
 Otto I. der Große (936—973) III 14. 15.  
 — III. (983—1002) IV 268.  
 — L., Markgraf von Brandenburg  
 (1170—1184) III 41. 49. 66.  
 — der Lange, Markgraf von Branden-  
 burg III 85.  
 — Sagittarius, Markgraf von Bran-  
 denburg († 1298) III 85.  
 — IV., „mit dem Pfeil“, Markgraf  
 von Brandenburg (1266—1309) I  
 38. II 459. 460. 464.  
 — VI. III 68.  
 Oudenarde IV 180. 181.  
 Oudinot, Nicolas Charles, Marschall  
 von Frankreich (1767—1847) IV  
 273—275. 279.  
 Overweg, Adolf, Afrikaforscher (1822  
 bis 1852) I 108.

Ovidius Naso, Publius, röm. Dichter  
(43—17 v. Chr.) I 206.  
Owinsk IV 141. 142.  
Orenstierna, Axel, Graf, schwedischer  
Staatsmann (1583—1654) II 399.  
Orford IV 62.

## P

- Paarsteinersee II 103. III 38. 81. 84.  
86.  
Pabst, Pastor IV 97.  
Palermo I 84. 87.  
Panazee (griechisch Panakeia = die  
Allheilende), Tochter des Askulap,  
später Name für ein Allheilmittel  
II 24.  
Pankow III 252. IV 155.  
Pannewitz, von, Generalleutnant IV  
242.  
—, von, Hofdame III 141.  
—, von, Oberst II 289.  
Panten II 123. 129. 130.  
Pantin I 164.  
Papenmühle II 63.  
Pappart, Herr von IV 250.  
Papstein, von, Oberst I 173.  
Paradies III 38.  
Parchau I 141.  
Pareß II 421. 426. III 65. 193. 269.  
314. 316—333. 343. 403. IV 431.  
Paris I 84. 86. 92. 162. 164. 165.  
171. 221. 233. 246—248. 291.  
302. 320. 385—388. 447. II 287.  
326. 327. 422. 424. III 159. 160.  
265. 271. 322. 443. IV 115. 116.  
186. 187. 220. 304. 345. 405.  
Parkanlagen, märkische, im 17. Jahr=  
hundert IV 126.  
Parkenthin IV 53.  
Parvus II 390.  
Paschenberg II 55.  
Pasewalk I 141—144. 146. III 13.  
109.  
Paskewitsch, Iwan Fedorowitsch, Graf  
von, russ. Feldherr (1782—1856)  
I 108.  
Pästum II 146.  
Patene, Metallplatte zur Aufnahme  
der Hostie I 365.  
Patronatskirchen im Gegensatz zu  
Bauerndorffkirchen III 335.  
Patschkau IV 381.  
Paul I., russischer Kaiser (1796 bis  
1801) I 226. II 129.  
— Friedrich, Großherzog von Mecklen=  
burg-Schwerin (1837—1842)  
I 172.  
Pauli, Bürgermeister in Werder III  
217.  
—, Derfflingerbiograph II 186—188.  
193. 195. 200. 203. 204. 209. III  
347.  
Pausin III 112.  
Pausinsches Bruch III 103.  
Peckatel I 117.  
Peiß I 355. II 266. 436.  
Peliß III 38. 81. 84.  
Penkun IV 265.  
Penselin, Christoph, Kastellan IV 336.  
—, Marie Elisabeth IV 336.  
Perfektibilisten III 301.  
Pergusen II 199.  
Perleberg I 49. 60. 462.  
Persius, Friedrich Ludwig, Architekt  
(† 1845) III 239.  
Perß, Georg Heinrich, Geschichtsfor=  
scher (1795—1876) II 224.  
Perugino, Pietro Vanucci, Hauptmei=  
ster der umbrischen Malerschule  
(1446—1523) I 31.  
Perwenitz III 138.  
Pesne, Antoine, franz. Maler (1683  
bis 1757) I 24. 206. 207. 210.  
291. 482. II 369. IV 44.  
Pest, Wirkungen der I 410—415.  
Peter I., Kaiser von Rußland (1682  
bis 1725) III 387. IV 335.  
— III., Kaiser von Rußland († 1762)  
I 464.  
— August, Herzog von Holstein-Beck,  
russischer Generalfeldmarschall IV  
136.

- Petersburg I 25. 89. III 195. 197.  
IV 136. 320.
- Peterwardein II 396.
- Petern, von, Oberst I 105. 172.
- Petri, Kornett I 11.
- Pezow III 375. 391—397. IV 431.
- Peucker, von, Generalleutnant I 178.
- Pfälzer (im Oderbruch), am Werbellin  
II 33—44. 287. 459.
- Pfarrhaus, geistige Bedeutung d. länd-  
lichen I 292.
- Pfaueninsel III 188—201. 447.
- Pfefferteich I 260. 261. 267.
- Pfindel, von, Major I 158.
- Pförten, Schloß IV 340.
- Pfuël, Adam von, General unter Gu-  
stav Adolf (1604—1659) II 208.  
466. 469. 473. 475.
- , Anna von (um 1600) II 472.
- , Bertram von (Vetter des Kurt  
Bertram v. Pf.) II 470.
- , Christian Friedrich von II 470.
- , Erneste Friedrich von (Phuël),  
(Bruder des Heine Fr. W. v. Pf.)  
(1549—1613) II 472. 473.
- , George Adam von, Generalmajor  
(Neffe des Adam v. Pf.) (1618 bis  
1672) I 310. 312. II 469. 475.
- , Gustav von, Generalleutnant  
(† 1846) II 467. 470.
- , Kurt Bertram von II 470. 474.  
475.
- , Melchior von (Phuël), brandenb.  
Rat (Rektromant) († 1609) II 468.  
473.
- , Ursula von II 157.
- , Werner von (1460 mit Gielisdorf  
belehnt) II 470.
- Pfuhl, Carl Christoph August von II  
466.
- , Georg Ludw. Dittloff von II 467.
- , Heine Friedr. Wilhelm von (um  
1600) II 467. 472. 473.
- Pful, Jürgen II 466.
- Philipp II., König von Spanien (1543  
bis 1598) II 273.
- , Herzog von Braunschweig I 40.
- Philipp der Großmütige, Landgraf von  
Hessen (1509—1567) IV 171.
- Philippine, Prinzessin IV 131.
- Philippsburg I 64.
- Philizin, Anna Dorothea IV 224.
- Phöben III 289. 314. 318.
- Phuël s. Pfuël.
- Phull s. Pfuël.
- Piccolomini († 1757) I 475.
- , Octavio, Heerführer (1599—1656)  
II 187. 208.
- Piesl, Markgraf IV 27.
- Pieskow IV 29—32. 34—40. 48.
- Piezpuhl I 464.
- Pillau IV 384.
- Pillnig III 265.
- Pinto, Ignaz, Graf, Flügeladjutant  
(† 1788) III 278. 288.
- Piper, Eva IV 337.
- Pirch II, preußischer General I 168.  
II 259. 260.
- Pirna I 128. II 336.
- Pisa I 436.
- Pistorius, Simon Ulrich, Ratsmitglied  
IV 183.
- Pitschner, Ludwig Christoph, Violinist  
(1743—1765) I 197. 198. 200.
- Pitt, William, der Jüngere (1759 bis  
1806) III 274.
- Pius VII., Papst (1800—1823) II 146.  
III 159. 160.
- Plänig I 49.
- Plappeville I 160.
- Platen, August, Graf von, Dichter  
(1796—1835) I 28. 49. 79. II 132.  
435. IV 211. 313. 404.
- , von, Adjutant Schwerins († 1757)  
I 218. 479. II 318.
- , von, General I 217. 477.
- Platkow II 37. 199. 200. 202.
- Platon, griech. Philosoph (um 427 bis  
347 v. Chr.) I 112.
- Plauderanedote, nicht literaturfähig  
III 320. IV 435.
- Plauderwege II 74.
- Plaue III 56. 382. IV 306. 307.
- Plauesche See, der III 373.

- Plessen, von, Hauptmann I 176.  
 Plessowsee III 438.  
 Plön III 25.  
 Plößin IV 45. 46.  
 Plotho, Erich Christoph von, Gesandter Friedrichs d. Gr. IV 194.  
 Plymouth I 84.  
 Podewils, Heinrich Graf von, preuß. Minister (1695—1760) III 235.  
 —, Otto Christoph Graf, Diplomat (1719—1781) II 115. 201.  
 —, von, Kapitän II 293.  
 Poincy, Urania von I 386—388.  
 Pohlmann, Michel, Schäferknecht IV 337.  
 Polleben II 474.  
 Pöllniß, Gerhard Bernhard von, Geheimer Kriegsrat u. Oberst (1617 bis 1679) IV 126. 162. 163.  
 —, Karl Ludwig von, Abenteurer u. Schriftsteller (1692—1775) I 205. II 198. 291. 310. 312. 316. 321. 327. 344. III 139—143. 146. 259. 260. IV 125. 163.  
 Pompadour, Jeanette Antonia Poisson, Marquise de (1721—1764) III 345. 346.  
 Pompeji III 253.  
 Pondo, George, Komödiendichter (um 1600) I 48.  
 Pont à Mousson I 160.  
 Pontigny III 36.  
 Poppel I 139. 140.  
 Popularität, ihre Gründe II 198.  
 Porst, Johann IV 217. 223. 224.  
 Portsmouth I 84.  
 Porträtsammlung Hensel, von 1027 Köpfen werden 78 namentlich aufgeführt IV 414—416.  
 Posen I 477  
 Poser, von, Hauptmann I 176.  
 Post, Kätner IV 14—17.  
 Postmeistergrabschrift I 398.  
 Potsdam I 61. 67. 90. 125. 144. 203. 247. 252. 291. 299. 323. 337. 455. 466. II 66. 67. 133. 171. 183. 201. 228. 232. 251. 313. 332. 336. 372. 391. 401. 461. III 58. 105. 127. 140. 143. 176. 182 bis 370. 373. 379. 381. 384. 393. 394. 399. 402. 410. 417. 420. 424. 429. 430. 432. 437. 439. 442. IV 22. 97. 169. 172. 205. 239. 264. 265. 268. 269. 271. 284. 304. 326. 339. 343. 360. 373. 389. 390. 392. 394. 431.  
 Poussin, Nicolas, franz. Maler (1594 bis 1665) I 87. 471. III 329.  
 Prag I 56. 128. 195. 210. 217. 218. 226. 369. 372. 475. 476. 478 bis 480. II 247. 257. 258. 260. 342. 343. 372. III 354. IV 100. 128. 334. 382. 383.  
 Praga I 75. 78.  
 Prämonstratenser III 37.  
 Predikow II 108. 390—406. 477.  
 Prement II 188.  
 Prenden II 346. 434—436. 443. 445 bis 454. 477.  
 Prenzlau I 133. 142—144. 172. 178. IV 146. 147.  
 Pressentin III 106.  
 Presso, Pastor III 356.  
 Preßburg IV 140.  
 Preuß (Verf. von „Geschichte Friedrichs des Großen“) I 62. 473. 474. II 292.  
 Preußisch-Eylau I 72. 245. IV 382.  
 Pribislaw, Wendenfürst III 29. 30. 33.  
 Prierosbrück IV 76.  
 Priegniß I 13. 369. 373. IV 46. 370.  
 Prilwiß III 13.  
 Pringen, Marquardt Ludwig von, Oberhofmarschall († 1725) III 259.  
 Priort III 218.  
 Prittwiß, Friedrich Wilhelm Bernhard von, Finanzrat (1764—1843) I 320. II 138. 140.  
 —, Joachim Bernhard von, General der Kavallerie, bei Kunersdorf als Rittmeister (1727—1793) I 217. 480. II 15. 133—140. 145. 161. 165. 172.

- Prittwiß, Maria Eleonora von, geb. von Seher-Hof (1739—1799) II 135. 137.  
 Prizhagen II 104. 105. 151. 168.  
 Prizwall I 60. 410. III 50. 109.  
 Probst, von, Leutnant I 325.  
 —, von, Rittmeister I 11. 325.  
 Probsthagen II 151.  
 Promniß, von, brandenburg. General II 345.  
 —, Graf von IV 147.  
 Prözel II 386. 465.  
 Prozen I 142. 294—306. 329. 330. 412—414.  
 —, Michel I 103—107.  
 Pruckmann, Friedrich, Ratsmitglied IV 183.  
 Psychographendichter IV 149.  
 Pückler-Muskau, Fürst Hermann von, Schriftsteller und Gartenkünstler (1785—1871) I 456. II 141. 142. III 255.  
 Pufendorf, Samuel Freiherr von (1632 bis 1694) I 315. 351. II 441.  
 Pulcawa, böhmischer Schriftsteller III 41.  
 Putliß, Gustav zu II 315.  
 Pußar I 293.

## Q

- Quanz, Johann Joachim, Flötist (1697—1773) II 313.  
 Quappendorf II 22. 37.  
 Quartschen II 270. 375. 376.  
 Quast, Albrecht Christoph von, Generalfeldwachtmeister I 295. 297. 306—321.  
 —, Albrecht Fr. von I 297.  
 —, Alexander Ludolf von (\* 1630) I 28. 82. 296. 297.  
 —, Otto von I 295. 310.  
 —, Otto Gottfried von († 1675) I 317.  
 —, Tile I 424.  
 —, Wolf von (Verf. „Das Reitpferd“) I 485.

- Quast, Wolf Ludwig Friedrich von, der „tolle Quast“ († 1802) I 319 bis 321.  
 —, von, Kriegsrat (auf Garz) I 332.  
 —, von, Landrat (auf Radensleben) I 331.  
 —, von, Geheimrat I 113, 314.  
 —, von, Rittmeister I 320.  
 —, Frau von, geb. von Gräveniß I 296.  
 —, Elisabeth Dorothea von, geb. von Goerne I 316.  
 —, Ilse Catharine von, geb. v. Köfing verw. v. Planiß I 316.  
 —, Frau von, geb. von Katte I 296.  
 —, Frau von, geb. von Rohr († 1667) I 306.  
 Quede, de, Major († 1757) I 218. 479.  
 Quedlinburg I 252.  
 —, Mathilde von, Abtissin IV 268.  
 Queiß, Heinrich von IV 45—49. 54.  
 Quellinus, Artus, niederländ. Bildhauer (1609—1668) II 445. 446.  
 Quiliß II 21. 22. 36. 37. 132—149. 157. 161. 165. 172. 465—467.  
 Quintus Jellius s. Guichard, Carl.  
 Quinzon, Maler II 144.  
 Quittainen II 199. 398.  
 Quigow II 460, 465.  
 —, Achaz von I 413.  
 —, Dietrich von I 413.  
 —, Eggert von IV 52.  
 —, Hans von III 57.

## R

- Raczinsky, Graf I 97.  
 Rachel, Elisa, franz. Schauspielerin (1820—1858) III 194—197.  
 Radensleben I 28—32. 82. 88. 296. 306. 314. 329. 331. 468—473.  
 Radewiß IV 265.  
 Radigast, Wendengott III 15. 24. 26 bis 29. 32.

- Radigastempel in Rhetra III 26—29.  
 Raduhn II 18.  
 Radziwill, Prinzessin Luise (1770 bis 1836) I 321. II 60.  
 Raffael Santi (1483—1520), I 31. III 157. IV 409. 413.  
 Rahnsdorf IV 67. 109. 113—123.  
 Raleigh, Sir Walter, engl. Seeheld (1552—1618) III 258.  
 Ramillies III 358.  
 Ramler, Karl Wilhelm, Dichter (1725 bis 1798) IV 135.  
 Ranen III 13. 28.  
 Ranft II 20. 25. 465.  
 Ranke, Leopold von (1795—1886) II 173. IV 171.  
 Raphael Santi s. Raffael.  
 —, Monsieur, Bruder der Tragödin Rachel III 194—197.  
 Rappard IV 57.  
 Raschau, Andreas III 169.  
 Rasenack, Ignaz III 169.  
 Rastatt I 179. IV 384.  
 Ratarer III 13.  
 Rathenow I 341. 348. 350. II 190. 191. 368. III 382. 440. 445. IV 71. 310.  
 —, von (Besitzer Schinkelscher Bilder) I 82.  
 —, von, Hauptmann I 65. 324. 325.  
 —, Frau von, geb. von Kröcher I 324.  
 —, von, Hauptmann (vor Paris 1814) I 165.  
 Ratisbonne, Abbé III 38.  
 Ratkau I 142.  
 Raßeburg IV 47.  
 Rauch, Christian, Bildhauer (1777 bis 1857) I 31. 84. 97. II 174. 183. 378. III 158. 159. 161—163. IV 321. 324. 325. 382.  
 Rauen IV 21—27.  
 Raule, Benjamin, Generaldirektor des Seewesens (um 1700) IV 125. 126. 141.  
 Rauschendorff I 235. 239.  
 Ravello I 30. 472.  
 Ravensberg IV 95.  
 Rebenac, Graf, franz. Gesandter II 195.  
 Rechtern, Major I 188. 189.  
 Rechtskampf und Prinzipienkampf II 226.  
 Recke, von der, Generalintendant III 120.  
 Redow, von, Major IV 280.  
 Redarier III 13. 14. 26. 27.  
 Redde, Pastor IV 338. 342.  
 Redekunst II 219.  
 Reder, von I 218. 479.  
 —, von, Generaladjutant III 266.  
 Redern, Friedrich Wilhelm Graf von, Generalintendant (1802—1883) I 90.  
 Reeg II 38. III 38.  
 Regensburg II 246. III 290. 291. IV 194.  
 Regulierung der Dosse I 347.  
 Rehböck, Jacob, Müller s. Walbemar, der falsche.  
 Reichenbach I 476.  
 Reichenberg I 476.  
 Reichenwald IV 28. 30.  
 Reichmann, von II 302.  
 Reiherrjagden und Reiherrbeizen IV 77. bis 79.  
 Reil, Johann Christian, Arzt und Philosoph (1757—1813) II 179.  
 Reims s. Rheims.  
 Reinhardt, Johann George, Konsistorialrat I 50.  
 Reinhart, Elias Sigismund, Archidiaconus I 50. 58.  
 Reinicke, Sebastian III 169.  
 Reinsdorf III 356.  
 Reisdorf I 140. 141.  
 Reith, von, Oberhofmeisterin III 264.  
 Reitkunst I 485. II 220. 221. 229. 230. 236.  
 Reitwein II 15. 16. 21. 25.  
 Reizenstein, von I 210. 212. 213.  
 —, von, Leutnant I 11.  
 —, von, Leutnant († 1793) I 378.  
 Reilstab, Ludwig, Schriftsteller (1799 bis 1860) I 106.

- Rembrandt, Harmensz van Rijn, niederländischer Maler (1606—1669) I 81. II 147.
- Remy, Maler IV 375.
- Rennaissance, verflachte (Baustil) II 171. 206.
- Rendsburg I 311. III 189.
- Rensperger, Nikolaus, Mathematiker I 48.
- Rensch, Geschichtsschreiber II 266.
- Reschau IV 162.
- Resin II 315.
- Resow, von, General († 1758) I 217. 478.
- Reuter, Friß IV 221.
- , Weinmeister III 225. 227.
- Reuze, Hans von II 105.
- Reval IV 136.
- Revers, Geschichte des I 53—55.
- Reynier, Jean Louis, Graf von, General (1771—1814) IV 273—280.
- Rezonville I 167.
- Rheims I 161—163.
- Rheinböllen I 160.
- Rheinegg IV 436.
- Rheinsberg I 28. 43. 59. 62. 64—67. 127. 134. 139. 191—250. 259 bis 261. 298. 299. 474—482. 484. 485. 490. II 129. 215. 367. 373. 414. III 140. 145. 263. 364. IV 87. 129. 137. 336. 425.
- Rheinsberger See I 491.
- Rheinschild I 351.
- Rhesa III 13.
- Rhetra, wendische Tempel- u. Drakelstätte I 291. III 13. 15. 16. 23. 25 bis 28.
- Rhinbruch I 323.
- Rhinluch I 28. 142. 287. III 99.
- Rhinow I 323.
- Ribbeck (Ort) I 54.
- Ribbeck, Hans Georg von III 202. 203.
- , Hans Georg von, Domherr III 202. 203.
- , Jürgen von, Oberhofmeister (um 1572) III 202.
- Ribbeck, Frau von, geb. Brand von Lindau III 203.
- Ribke, Dr. IV 351.
- Richard I. (Löwenherz), König von England (1189—1199) I 212.
- Richardson, James, Afrikaforscher (1809—1851) I 108.
- Riedel (Verf. v. „Geschichte der Klosterkirche zu Ruppin“) I 473.
- Riefstahl, Wilhelm, Maler (1827 bis 1888) I 87.
- Rieß s. Lichtenau.
- Riezener III 13.
- Riga II 329—331.
- Rijswijk IV 193.
- Ringenwalde II 20. 150. 151. 158. III 153. IV 176. 177.
- Ringöfen III 443—445.
- Rinkeniz III 404.
- Rinntal I 178.
- Rio III 407. 412.
- Ritter, Karl, Geograph (1779—1859) IV 384.
- Rirdorf IV 235.
- Röbel, Joachim von II 156.
- Robert, Vater, Begründer der Zisterzienser (1098) III 49.
- , Ludwig (1778—1832) II 257. 259.
- Robbia, Luca della, ital. Bildhauer (1399—1482) I 31. 469.
- Röbel III 13. IV 156.
- , Andreas von IV 157.
- , Anna von, geb. von Göllnitz († 1630) IV 159.
- , Dietrich von, Oberst IV 159.
- , Ehrentreich von IV 158. 159.
- , Hans von, kurbrandenburg. Rat IV 157.
- , Hedwig von, geb. von Krummensee IV 157.
- , Joachim von, kaiserl. Feldmarschall († (1572) IV 157. 158.
- , Zacharias von († 1575) IV 157.
- Robert, der heilige III 35.
- Robertson, Robert III 416—418.
- , Wilhelm III 416—418.
- Robespierre (1758—1794) IV 345.



- Robins=Ciland IV 67. 69.  
 Rochau, von, Major III 361.  
 Rochow, von, Obristleutnant I 410.  
 II 475.  
 —, Oberstleutnant von II 286.  
 —, Richard von III 58.  
 Rockeloh (preussischer Militärmantel,  
 benannt nach einem Herzog von R.  
 unter Ludwig XIV.) II 286.  
 Rode, Christian Bernhard, Maler  
 (1725—1797) I 239. 364. 463.  
 Roeder, Graf, Hofmarschall des Prinz-  
 en Heinrich I 222. 229. 240.  
 —, Graf von, Generalleutnant I 181.  
 183—186. III 246.  
 Röder, Carl von, General I 408.  
 —, Henriette von I 408.  
 —, von, Generalleutnant I 64.  
 Rodich, von, Generaladjutant III 266.  
 Roëll, von, Generalmajor IV 336.  
 Rohr I 368.  
 —, Albalbert von I 368. 369.  
 —, Albalbert von I 114. 115.  
 —, Hans Albrecht Friedrich von, Oberst  
 (1703—1784) I 391.  
 —, Georg Moriz von, Hauptmann  
 (1713—1793) I 371—374.  
 —, Georg Moriz von I 374.  
 —, Margarethe von, geb. Freiin zu  
 Putlitz I 391.  
 —, Moriz von (\* 1817, † 1848) I 386  
 bis 388.  
 —, Otto von, Bischof von Havelberg  
 (um 1400).  
 —, Otto von (\* 1763) I 374. 386.  
 —, General von II 146.  
 —, Theobald von, Landschaftsrat  
 I 368.  
 —, Frau von, geb. v. Hagen I 373.  
 —, Frau von, geb. von Jürgas I 373.  
 —, Frau von, geb. von Platen I 373.  
 —, Frau von, geb. von Putlitz I 373.  
 Rohrlack I 28. 306. 317. 414.  
 Rohrschneider, Jürgen III 169.  
 Roloff, Propst IV 145.  
 Rom I 24. 66. 85—87. 95. 97. 139.  
 248. 320. 329. 436. 469. II 182.  
 326. 332. III 44. 154—162. 247.  
 249. 250. IV 97. 409. 410.  
 Romainville I 164.  
 Romberg, Amalie von, geb. Gräfin  
 von Dönhoff I 370.  
 —, Anton von (1819—1835) I 370.  
 —, Conrad von, pr. Oberst (1783 bis  
 1833) I 172. 370.  
 Ronceval I 449.  
 Roncha, Joachim II 455. 456.  
 Roquette, Otto, Dichter (1824—1896)  
 II 161.  
 Rosa, Hofmeister II 219.  
 Rosberis I 187.  
 Rose, Gustav I 80.  
 —, Heinrich I 80.  
 —, Valentin I 80.  
 Roessel, Johann Gottlob Samuel,  
 Landschaftszeichner (1768—1843)  
 III 238. 243—258.  
 Rosenberg I 116.  
 Rosenfelde IV 125. 126.  
 Rosengarten (Friedhof) II 69. 70.  
 Rosenkrenz, Benedikt III 303.  
 —, Frater III 303. 304.  
 Rosenkreuzer III 271. 301—311. IV  
 436.  
 Rosenthal IV 126.  
 Rosey, du, Major I 131. 133.  
 Rossow I 338.  
 —, Johann, Pfarrer in Rheinsberg  
 I 200.  
 Rossbach I 128. 476. 480. IV 100.  
 Roessler, Johann Carl, Maler I 97.  
 Notes Luch IV 231.  
 Rothenburg, Graf (französischer Ge-  
 sandter) II 313.  
 Rothkirch, Leutnant II 220. 221.  
 Rotmüßelen II 35.  
 Rottmann, Karl, Maler (1798 bis  
 1850) I 94.  
 Rottstiel I 259—261. 267.  
 Rousseau, Jean Baptiste, franz. Dich-  
 ter (1670—1741) I 207.  
 —, Jean Jacques, französischer Philo-  
 soph (1712—1778) III 157.

- Rubens, Peter Paul, niederländischer Maler (1577—1640) I 11. II 147.
- Rucken, Bastian, Ratmann III 168.
- Rückert, Friedrich (1788—1866) II 76. 77. 383.
- Ruden, Insel an der Mündung der Peene I 307.
- Rüdersdorf II 185. III 439. IV 59. 230. 231.
- Rudolf I. von Habsburg (1273—1291) III 68.
- , Herzog von Sachsen III 87. 88.
- Rudow IV 126. 235.
- Rügen II 193. 201. 246. III 13. 27.
- Ruhlsdorf IV 273. 275. 280.
- Rühstädt IV 365. 369.
- Ruinenberg II 48—50. 99.
- Rujanen III 13.
- Rummelsburg IV 23.
- Rumohr, Karl von, Kunsthistoriker (1785—1843) I 469.
- Runo IV 125.
- Ruppin I 7. 18. 19. 29. 32. 34. 35. 41—49. 59—71. 79—81. 86. 98. 104. 106. 107. 110—120. 123 bis 189. 193. 206. 226. 298. 300. 307. 324. 326—331. 334. 341. 389. 390. 410. 411. 415. 417. 444. 451 bis 455. 473. 474. 482. 483. III 18. 51—54. IV 52. 95. 129. 130. 143. 300—304.
- , Burchardt, Graf von I 38.
- , Elisabeth, Gräfin von I 38.
- , Otto, Graf von I 37.
- , Ulrich, Graf von I 38.
- , Waldemar, Graf von I 38.
- , Wichmann, Graf von (1503 bis 1521) I 40—42. 46.
- Ruppiner See I 7—125. 259. 267. 279. 296. 306. 395. 463. 491. IV 423. 424.
- Rürmundt, Matthias III 169.
- Rutenberg I 142.
- Rüthnick I 142.
- Rutowski, Graf II 335. 336.
- Ruttnitz, Otto, Ratmann III 168.
- Ruße, von s. Reuße.
- Ruysdael, Salomon van, holl. Maler (1600—1670) I 87.
- Ruyter, Michiel Adriaanszoon de, holl. Admiral (1607—1676) I 313.
- Ryffel, von, General IV 352. 358.

## S

- Saalow IV 280. 313—327. 419.
- Saame, Unteroffizier I 165.
- Saarbrück IV 390.
- Saarbrücken I 160.
- Saarekrebse IV 390.
- Saarlouis I 386.
- Saarmund II 103. IV 389—394. 396. 403.
- Saarow IV 28—31. 34. 36. 39. 48.
- Sabine, die schöne I 260.
- Sachs, Hans IV 149.
- Sachse, Friedrich Arnold Dietrich, Pfarrer I 300. 301.
- Sachsendorf II 37.
- Sack, Gouverneur IV 291.
- Sacken, russischer General I 150 bis 152. 161. 163. II 259.
- Sadowa I 187.
- Safarik, Pavel Josef, tschech. Gelehrter (1795—1861) I 12.
- Sagan IV 135.
- Sagenbildung:
- aus Bodengestalt II 103;
  - aus Hang des Volkes nach dem Abenteuerlichen I 213. III 351 bis 356;
  - aus interessanten Gegenständen I 392. III 347. 348. IV 399;
  - aus Kunstwerken I 201. II 91. 92. IV 267;
  - aus Namen II 80;
  - aus Ruhmbedürfnis II 29.
- Sagittarius, Kaspar, Geschichtsschreiber II 266.
- Sahr, Sahrer von, Generalleutnant IV 139.
- Sakrow III 192. 213. 224—235. 447. IV 431.
- Saladin, Jussuf, Sultan (\* 1137, † 1193) I 212.

- Salbern, Mathias von IV 88. 89.  
 —, von, Generalleutnant († 1785) I  
 217. 464. 465. 480.  
 —, Graf II 366.  
 Salisbury IV 27.  
 Salpius, F. v., Biograph P. v. Fuchs'  
 IV 217. 225.  
 —, von, Hauptmann I 181. 182.  
 Salzburg I 368.  
 Salzwedel I 230. 398. II 215. 292.  
 IV 255.  
 Samson, Ludwig, Stallmeister  
 III 211.  
 San Cosimato III 249.  
 Sandau IV 262.  
 Sanovius, Salomon, Geistlicher II  
 194. 202.  
 Sansouci I 65. 67. 234. 243. 464.  
 II 136. 202. 252. III 121. 122.  
 182. 194. 197. 201. 204. 213. 219.  
 236—239. 258. 307. 329. 393.  
 395. IV 87. 311. 409.  
 Satrup I 183.  
 Saßkorn III 208. 213.  
 Sauen IV 27.  
 Saujagden unter Friedrich Wilhelm I.  
 IV 93. 94.  
 Savary, Herzog von Novigo, General  
 (1774—1833) IV 301. 302.  
 Savigny, Friedrich Karl von, Rechts-  
 historiker (1779—1861) II 173.  
 —, Frau von III 405.  
 Schack II 260.  
 —, von I 232. II 361.  
 —, von, Feldmarschall I 313. 314.  
 —, von, Major II 298—302. 310.  
 317.  
 Schadow I 104.  
 —, Johann Gottfried, Bildhauer  
 (1764—1850) I 15. 31. 96. 107.  
 463. II 137. 174. 181. 183. III  
 329. IV 313—327. 412.  
 —, Hans, Schneidermeister IV 313 bis  
 315.  
 —, Friedrich Wilhelm von, Maler  
 (1789—1862) IV 326.  
 Schäferspiele IV 125. 137.  
 Schafzucht II 121—123.  
 Schaplow, Joachim Hasso von II 437.  
 Schapelow, Maximilian Wilhelm von  
 II 186.  
 Scharbius, Protonotar I 50.  
 Scharmühelsee II 100—104. 151.  
 Scharnhorst-Begräbnisplatz IV 380  
 bis 385.  
 — =Denkmal IV 380—382.  
 — =Freunde IV 382.  
 — =Nachruf IV 380. 381.  
 — =Nachruftreit IV 380—382.  
 — =Sammlung (Landkartenkollektion)  
 IV 384.  
 — =Sammlungen IV 382.  
 — =Waffengefährten von 1813 IV  
 383.  
 —, Gerhard Johann David von, Ge-  
 neralleutnant (1756—1813) I 72.  
 90. 140. II 240. 422. 423. IV 324.  
 380—385.  
 —, Agnes von IV 361. 375. 385.  
 —, August von, Major (1795—1826)  
 IV 358. 359. 383.  
 —, August von, Platzmajor (1821 bis  
 1875) IV 384. 385.  
 —, Gerhard von, Premierleutnant  
 (1819—1858) IV 384. 385.  
 —, Johanna von, geb. Gräfin von  
 Schlabrendorf (1803—1867) IV  
 346. 357—378. 380.  
 —, Johanna von (1825—1857) IV  
 359—379. 385.  
 —, Juliane von f. Dohna.  
 —, Wilhelm von, General der Infan-  
 terie (1786—1854) IV 384.  
 Sched III 85.  
 Scheel, Johann Jacob I 438.  
 Scheffner, Kriegsrat I 72.  
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph  
 von (1775—1854) III 309. 310.  
 Schenk, von, Oberstleutnant II 293.  
 Schenk Heinrich v. Landsberg IV 249.  
 —, Otto, von Landsberg IV 251.  
 Schenkendorf IV 126.  
 —, Mar von (1783—1817) IV 380.  
 Schenkenländchen, das IV 249—251.

- Schenker, Gastwirtin IV 13.
- Scherenberg, Christian Friedrich, Dichter (1798—1881) II 185. 418. III 412. IV 103. 424.
- Schermeusel-Piesch IV 27.
- Schermühlfsee IV 21. 28—36. 39. 45.
- Scherz, Ernst Hermann (1848—1870) I 418—420.
- Schick, Gottlieb, Maler (1776—1812) III 158. 161. 162.
- Schildberg II 199.
- Schilden, Baron von, Oberhofmeister I 437. III 327.
- Schildhornsjage IV 87.
- Schildicke, Jakob, Diakonus I 45.
- Schill, Ferdinand Baptista von, Freikorpsführer (1776—1809) II 245. 247.
- Schiller, Friedrich I 99. 103. 263. 409. 424. II 20. 240. 251. 326. 346. 394. III 40. 253. 254. 391. 438. IV 263.
- Schimmelpfennig, von, General I 142.
- Schinkel, Karl Friedrich, Baumeister und Maler (1781—1841) I 19. 30. 79—103. 107. 114. 120. 206. 320. 417. 437. 438. 472. 473. II 136 bis 141. 146—148. 365. 424 bis 427. 468. III 155. 392. 427. IV 66. 141. 142. 279. 382. 412.
- , geb. Rose (Mutter des Architekten) I 80.
- , Superintendent (Vater des Architekten) I 80.
- , Pastor I 298.
- , Prediger in Barsikow I 411.
- Schlabberndorf, Johann von, Bischof zu Havelberg (um 1500) I 39. 40. IV 332. 373.
- Schlaberndorf, Graf Gustav von III 161.
- Schlabrendorf, Namensaufzählung der mit dieser Familie verwandten und versippten Adelsfamilien IV 375.
- , Christiane Amalie Ernestine von, geb. von Roell IV 336.
- Schlabrendorf, Emilie, Gräfin von, geb. v. Nyssel (1798—1858) IV 352. 355—358. 366. 369—371. 374.
- , Ernst von († 1609) IV 333. 334.
- , Ernst von, Obristwachtmeister († 1675) IV 270.
- , Ernst Wilhelm von, Minister († 1770) IV 344. 345.
- , Gustav, Graf von, Kammerherr (1750—1824) IV 345. 348.
- , Gustav Albrecht von, Fähnrich (1665—1686) IV 372.
- , Gustav Albrecht von, Generalmajor (1704—1765) IV 336. 338. 339. 344.
- , Heinrich, Graf von († 1829) IV 345—351. 357.
- , Joachim von IV 334.
- , Joachim Ernst von (1715—1778) IV 341.
- , Johann Christian von, Leutnant († 1741) IV 336. 372.
- , Johanna, Gräfin von s. Scharnhorst.
- , Leopold, Graf von (1794—1851) IV 346. 350—355. 357. 358. 369. 370. 374.
- , Melchior Ernst von IV 334.
- , Sophie Margarethe von, geb. v. Bülow (1723—1779) IV 342. 343.
- , Ursula von, geb. v. Thümen IV 334.
- , Gräfin von, geb. v. Blumenthal IV 345.
- , Gräfin von, geb. v. Mecklenburg IV 346. 357.
- , Gräfin von, geb. v. Mütschephal IV 346.
- , Gräfin von, geb. v. Otterstedt IV 345.
- Schlachtenatlas (vom 17. Jahrhundert) I 314. 315.
- Schlachtensee IV 271.
- Schläniksee III 181. 182. 186. 259. 266. 287. 289.
- Schlapperdorf, Major († 1675) I 350.
- Schlawe IV 23.

- Schlegel, August Wilhelm, Roman-  
tiker (1767—1845) II 239. 240.  
IV 197.  
—, Friedrich, Romantiker (1772 bis  
1829) II 239. III 309. 310.  
Schlegentin II 181.  
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel  
(1768—1834) III 157. 258.  
Schleiz I 296.  
Schleppdampfer II 7—11.  
Schleuß, Balzer, Kirchenvorsteher  
I 296.  
Schlichting, Lustgärtner IV 224.  
Schlick, Hieronymus, Graf von, Mini-  
ster II 20. IV 183.  
—, Kaspar, Reichskanzler († 1449)  
II 20.  
Schlickmühlen III 207.  
Schlieffen, Graf, Hauptmann III 410.  
Schlieben, Otto von IV 47—50.  
Schlitz, Burg I 253.  
—, Graf I 253. 255.  
Schlochau III 349.  
Schloßberg II 79—86.  
Schlösser, alte, ihre Zauber II 205.  
—, musische II 373. IV 353.  
Schlözer, August Ludwig v., Geschichts-  
forscher (1735—1809) I 473.  
Schlüter, Andreas, Bildhauer u. Bau-  
meister (1664—1714) II 65. 66.  
445. III 45.  
Schmalkaldischer Bund (1531) II 269.  
— Krieg (1546—1547) II 269. 276.  
Schmanowski, von, Kornett I 11.  
Schmettau, Friedrich Wilhelm Karl,  
Graf von, Oberst († 1806) I 131.  
270. IV 92. 98—101.  
—, Graf von III 228. 232. 234.  
Schmid, Karl, Maler I 97.  
Schmidt (von Lübeck), Georg Philipp  
(1766—1849) IV 253.  
— (von Werneuchen), Friedrich Wil-  
helm August (1764—1838) I 287.  
II 384. III 204. 207. 208. 210.  
211. 214. 312. IV 198. 203 bis  
216. 435.  
Schmidt, Bernhard Daniel, Prediger  
(Bat. d. Schm. v. W.) († 1773) III  
211. 213—219. 222. 226. IV 205.  
—, Friederike, Dichterin II 74.  
—, Henriette IV 206. 212.  
—, Martin IV 335.  
—, Sophie, geb. Samson (1724 bis  
1752) III 211. 215.  
—, Ulrich IV 203. 206. 207. 212.  
—, Ursula († 1634) IV 335.  
Schmidt, Frau verw., Prediger III 213  
bis 218.  
—, Oberrechnungsrat IV 346.  
Schmöckwitz IV 66—72.  
Schmölte, die IV 76. 77.  
Schnaase, Karl, Kunstschriftsteller  
(1798—1875) IV 396.  
Schneider, L., Hofrat I 315. III 194  
bis 197.  
Schneizer, August, Dichter (1809 bis  
1853) II 104. IV 108.  
Schnipperling, Herrmann, Bedienter  
IV 48.  
Schober, Peter, Viertelmeister III 169.  
Schomberg, Friedrich, Herzog von,  
Feldherr (1615—1690) II 196 bis  
198. 338. 341. 344.  
Schoenbeck, von II 367.  
Schönberg IV 181.  
Schönburg, Jan von IV 54.  
—, Graf Klemens von (1829—1900)  
II 201.  
Schönebeck III 439.  
Schöneiche IV 179.  
Schoenemann, Daniel, Prediger IV  
145. 146.  
Schönemann, Ferdinand Ludwig,  
Chronist III 420—423. 426.  
Schönermark I 142. 235. 239.  
—, Gutsbesitzer I 330.  
Schönhausen I 141. 293. IV 126. 140.  
155. 167—169.  
Schönhoff II 365.  
Schönike, Gottfried III 169—171.  
Schöning, Hans Adam von, branden-  
burgischer Feldmarschall (1641 bis  
1696) II 324—346. 365—373.

394. 395. 401. 402. 404. 406. IV  
195. 225. 270.
- Schöning, Frau von (Mutter von Eleonore von Breech) II 348. 367.
- , Hans Adam von, Rittmeister (Vater des Feldmarschalls) II 326. 327.
- , Johann Ludwig von, Sohn des Feldmarschalls († 1713) II 365.
- , Kurt von, General II 369. 372. III 355.
- , Luise Eleonore f. Breech, von.
- , Marianne von, geb. von Schapelow (Mutter des Feldmarschalls) II 326.
- , Kammerhusar III 220.
- Schönwalde III 105.
- Schorin III 259.
- Schotten im preußischen Offizierskorps I 155.
- Schreiber, Georg Ludwig, Gärtnergehilfe IV 336.
- Schrepfer, Johann Georg (1730 bis 1774) III 262. 263. 276. 296 bis 301. 310.
- Schrepfow I 141.
- Schröckh, Johann Matthias, Theologe und Historiker (1733—1808) II 219.
- Schrötter, Oberstleutnant († 1848) I 177. 178.
- Schubart, Christian Fr. Daniel, deutscher Dichter (1739—1791) II 374.
- Schübe, Inspektor III 233.
- Schücking, Levin (1814—1883) IV 437.
- Schulenburg, Achaz von der (1669 bis 1731) II 292—294. 296. 321.
- , Friedrich Wilhelm, Graf von der (1742—1815) III 251. 252.
- Schulte, Prediger III 228.
- Schulze, Christian Heinrich, Pastor IV 206. 209.
- , Peter, Kammerdiener IV 224.
- , Ramsell III 219. 220.
- Schulz, Otto, Schulrat (Herausgeber der Lieder Paul Gerhards) I 57. 59. III 71. 77.
- Schulz, Inspektor III 352.
- , Medizinalrat Dr. III 255.
- , von, Junker I 377—384.
- Schulze, Gerhard, Besitzer der größten Fontanesammlung IV 433. 434.
- , Matthias, Postmeister (1655 bis 1711) I 398. 399.
- Schulzendorf II 465—467.
- Schulzenhof I 250.
- Schumann, Maler III 329.
- , Klaus III 169.
- , Maria Catharina, geb. Ebel IV 343.
- Schünow IV 313.
- Schupke, Johann, Förster (1822 bis 1865) III 408—411.
- Schwab, Gustav (1792—1850) IV 436.
- Schwarz, B. (Verfasser der „Sagen und alten Geschichten der Mark Brandenburg“) I 113. 114. 116. 416. 428. 473.
- Schwarz, Porträtmaler IV 135.
- Schwarzburg, Günther von III 129. 130.
- Schwarzenberg, Adam, Graf von, brandenburg. Minister (1584—1641) II 475. III 74. 96. 351—353. 357.
- Schwedenzeit als Ausflucht steckenbleibender Forschung I 266.
- Schwedt a. D. II 10. 18. 426. III 364. 365. IV 87. 97. 131.
- , Markgraf von f. Karl.
- Schweidnitz I 131. 156. 477. 478.
- Schweinebraten IV 27.
- Schweinfurt I 348. II 189. 194.
- Schweizerkolonie in der Mark III 260. 317.
- Schwerin I 117.
- , von Zieten, Graf Albert Julius I 8. 462.
- , Graf Hermann von II 359. 364. 372. 373. 378. 379.
- , Graf Kurt von, preuß. Generalfeldmarschall (1684—1757) I 211. 217. 218. 475. 479. II 372. 406.

- Schwerin, Graf Otto von, brandenburgischer Minister (1616—1679)  
I 351. II 340. 344. 445. III 134.  
IV 126. 226.
- , Sophie, Gräfin III 254.
- , von, Generalmajor (unter Friedr. Wilh. I.) II 292. 321.
- , Graf, Adjutant Winterfeldts III 144.
- , Graf von, General, Armeeführer bei Jena 1806 I 142. 143.
- , Janow, von, Generallandschaftsrat I 461.
- Schwefingen II 56.
- Schwilowsee III 181. 182. 186. 373 bis 378. 381. 382. 391. 394. 395. 398. 401. 415. 427. 436—438. IV 432.
- Schwindelorden III 290—301.
- Scott, Walter, schottischer Dichter (1771—1832) I 93. 406. II 179. III 349. 398.
- Scultetus, Hieronymus, Bischof von Brandenburg III 62.
- Sebastiani, Graf Horace, französischer Marschall (1775—1851) II 175.
- Sedan I 172. 173. 369.
- Seddinsee IV 62. 64. 66. 67. 69. 72.
- Seeburg IV 166.
- Seefeld IV 200.
- Seegebart, Joachim Friedrich, Pastor (1712—1752) III 336—342.
- Seegebarth, Christiane Elisabeth, geb. Sukro III 341.
- Seegefeldt I 296.
- Seehausen III 38.
- , Andreas I 434.
- Seel, von, Hauptmann I 175.
- , von, Oberst († 1758) I 11.
- Seelenhorst I 323.
- Seelenverkäufer, ein schlecht gebautes Boot IV 29.
- Seenbildung II 102. 103.
- Segefild III 103. 111. 333.
- Segeleß I 414.
- Seidel, David Gottlieb, Pastor IV 150.
- , Karl III 11. 25.
- Seidel, Martin Friedrich, Konsistorialsrat I 57. 59.
- , Kammergerichtsrat († 1693) I 50. III 70.
- Seidler, Kammermusiker IV 293.
- Seifersdorf I 150.
- Selasinsky, von, Major († 1806) I 141.
- Selbelang III 105.
- Sellin, von, Major († 1870) I 182. 188. 189.
- Selmitz I 477.
- Selow II 21. 161. 185. 205. 256.
- Semler, Johann Salomo, Professor der Theologie (1725—1791) III 304.
- Semnonen II 49. III 11. IV 103. 104. 435.
- Semper, Gottfried, Architekt (1803 bis 1879) I 175.
- Separation (Abbauen der Dörfer, Teilung der Gemeinheiten) II 254. 255. III 268.
- Seraszier-Pascha II 396.
- Sereschaner (Rotmäntel), österreichische Grenzschutzreiter II 72.
- Serimvar IV 269.
- Seume, Johann Gottfried (1763 bis 1810) III 251.
- Sevres I 171.
- Seydlitz, Friedrich Wilhelm von, Reitergeneral (1721—1773) I 211. 217. 476. II 198. 375. 376.
- , von, Major I 131. 133.
- Shakespeare I 197. II 122. 123. 336. III 175. 276. 402. 420. IV 210.
- Siebold, Johann, Abt (1180—1190) III 46—50. 66. 68. 87.
- Siegen III 216.
- Siethen IV 332—380.
- Siethener See, der IV 343.
- Siezing II 37.
- Sieversdorf I 414. II 469.
- Sievershausen IV 158.
- Siewersdorf I 322.
- Sigrift, Revolutionär 1848 II 200.
- Silberkehle II 105. 106. 168.

- Simultaneum IV 144. 145.  
 Sinapius, Petrus (Verfasser von „De Sanctis Angelis“, 1580) I 48.  
 Singapore IV 63.  
 Sinsheim (bei Mannheim) II 285. 286.  
 Sipunt, der III 207. 232.  
 Sittichenbach III 41.  
 Siwa, Wendengott III 24.  
 Stollmen II 199.  
 Strzynecki, Jan Boncza, polnischer General (1786—1860) II 258.  
 Stankamen II 396—401. 404. 405.  
 Smith, Adam, berühmter englischer Nationalökonom (1723—1790) II 244. III 157.  
 Smouhen I 170.  
 Sobbe, von, Leutnant III 232.  
 Soldin I 428. IV 127.  
 Solferino I 110.  
 Solié, Operettenkomponist IV 294.  
 Sombref I 167. 169. IV 304.  
 Sommerfeld I 329. II 451.  
 Sonnambulisten III 291.  
 Somogy, von, Rittmeister I 11.  
 Sondershausen I 141. IV 436.  
 Sonnenberg, Jäger III 233.  
 Sonnenburg II 273. 302. 324.  
 Sonnenwalde IV 48. 50. 51.  
 Sönsfeld, von, Gouvernante II 314.  
 Soor I 217. 477. II 163.  
 Soosmann, Mutter III 350.  
 Sophie Charlotte, Königin von Preußen (1668—1705) I 209. 210. III 383. 385—390. IV 93.  
 —, Dorothea, Königin von Preußen (1687—1757) I 205. 242. 481. 482. II 290. 314. 322. III 141 bis 143. 146. 149. IV 243.  
 Sorben III 12.  
 Sorrent IV 189.  
 Soest i. B. I 300.  
 Souches, Graf de, Feldzeugmeister I 308. II 396. 397.  
 Soult, Nicolas Jean de Dieu, Herzog von Dalmatien, Marschall (1769 bis 1851) III 367.  
 Spaen, von II 295.  
 Spalatinus, Georg Burkhardt (1484 bis 1545) III 62.  
 Spalding, Johann Joachim, Theologe (1714—1804) II 112. 173. III 230. IV 169.  
 Spandau I 60. 252. 296. 317. 355. 357. II 227. 249. 327. 391. 414. 456. 469. III 95—97. 103. 105. 108. 141. 150. 166—171. 174. 182. 202. 227. 333. 351—353. 357. 437. IV 89. 158. 265. 336.  
 Spangenberg, August Gottlieb, Mitbegründer der Brüdergemeinde (1704—1792) IV 135.  
 Spanheim, Ezechiel, brandenburgischer Staatsmann (1629—1710) II 340.  
 Sparr, Otto Christoph von, brandenburgischer Feldmarschall (1599 bis 1668) I 310. 312. 317. II 188. 201. 332. 346. 390. 394. 406. 434—457. 469. IV 226.  
 —, Anna von (\* um 1500) I 200.  
 —, Anna von (\* um 1600) II 455.  
 —, Arndt von (\* um 1500) II 436. 455. 457.  
 —, Christoph von (\* um 1500) II 455.  
 —, Edell von († 1599) II 436. 449.  
 —, Elisabeth von (\* 1604) II 455.  
 —, Emerentia von, geb. von Seestedt (\* vor 1600) II 436. 449.  
 —, Ernst Georg von, Reichsgraf seit 1654 († 1666) II 435. 453.  
 —, Franz von (\* um 1500) I 200.  
 —, Georg Friedrich von, Reichsgraf seit 1670 († 1677) II 435.  
 —, Katharina von, geb. v. Ribbeck (\* um 1600).  
 —, Sabina von (\* um 1500) I 200.  
 Spener I 473.  
 —, Philipp Jakob, Stifter des Pietismus (1635—1705) III 337. IV 180. 188. 191.  
 Sperenberg IV 265.  
 Sperreuter I 307. 308.  
 Spiegel, Maria Elisabeth IV 343.  
 —, Oberst II 253.



- Spiegelberg I 357.  
 Spilleke II 407.  
 Spinello, Aretino Pietro, ital. Maler  
 I 31. 471.  
 Spithead I 84.  
 Splitter II 329.  
 Spontini, Gasparo, Komponist (1774  
 bis 1851) I 91.  
 Spreewald II 32. 53. IV 7—21.  
 — =Produkte IV 7.  
 — =Kostüm IV 8.  
 Spriavaner III 13.  
 Springe II 168.  
 Sprotter Lache, die IV 313.  
 Spukballade, die IV 213.  
 Süptig I 478.  
 St. Amand I 167—169. 487.  
 St. Avold I 160.  
 St. Dizier I 161.  
 St. Germain II 211.  
 St. Julien I 160.  
 St. Louis III 243.  
 St. Meneshould I 161.  
 St. Mihiel I 161. 162.  
 St. Privat III 117.  
 Staaken III 170. 171.  
 Stabfuß, Professor IV 316—318. 323.  
 Stade III 396.  
 Staël-Holstein, August von, Schrift-  
 steller (1790—1827) II 240.  
 Staffelde III 347.  
 Staegemann, Friedrich August von  
 (1763—1840) IV 206.  
 Stahlhantsch, schwed. General I 308.  
 Stahnsdorf IV 264.  
 Stahr, Adolf (1805—1876) III 244.  
 245.  
 Ständekampf II 226. 227. 234. 235.  
 Stargard (Pommern) II 437. III 398.  
 —, (Mecklenburg) III 13.  
 Stark, Professor der Theologie III 297  
 bis 301.  
 Starke I 113. 114.  
 Staßfurt IV 265.  
 Stavenow IV 126.  
 Stechlin I 270.  
 —, der Große I 268—276. 483.  
 Stechow, Christoph von III 209.  
 —, Franz Wolfgang von (\* 1694) III  
 209.  
 —, Hans von, Prediger († 1558) III  
 208.  
 —, Hennig von III 57.  
 —, Johann Wolfgang von, Domherr  
 III 209.  
 —, Maria Josepha von (\* 1690) III  
 209.  
 —, Thekla Margaretha von, geb. von  
 Moenster III 209.  
 Steeg I 160.  
 Steenbock, General I 314. 315.  
 Steffin III 18.  
 Stein, Karl, Reichsfreiherr von und  
 zum, Staatsmann (1757—1831)  
 II 138. 149. 224. 225. 244. III  
 320.  
 Steinau I 145.  
 Steinbeck II 465.  
 Steinert, Baurat I 222. 229. 240.  
 241.  
 Steinfurt II 286. 287.  
 Steinhöfel I 88. II 418—433.  
 Steinmetz, von, Brigadegeneral I 151.  
 155. 166. 170.  
 Steinmeyer, Architekt (Freund Schin-  
 kels) I 83. 86.  
 Stelter, Geheimer Rat III 232.  
 Stendal I 112. 133. 429. III 337.  
 Stendenis I 263. 264. 266.  
 Stephan, der heilige III 253.  
 —, Harding, Abt von Citeaux, Schöp-  
 fer der Zisterzienserregel von 1119  
 († 1134) II 152.  
 Stepmis III 37.  
 Stettin I 49. 87. 251. II 137. 186.  
 193. 224. 328. 434. 474. III 25.  
 28. 29. 140. 366. IV 63. 274.  
 Steuben, Karl, Maler III 158. 161.  
 162.  
 Stich, Heinrich, Abt von Lehnin (1399  
 bis 1430) III 55—58. 90.  
 Stich, Dr. IV 120.  
 Stiebrich, Pastor III 266. 284.  
 Stier, Professor I 96.

- Stiftungen des märkischen Adels IV  
226. 354. 357. 360. 366. 375 bis  
378. 435.
- „Still-im-Land, Schloß“ in Paretz III  
318. 319. 327.
- Stockholm I 290. 310. II 188. 209.  
342. 473. 474. III 191. 225. 277.
- Stodoraner III 13. 14. 16.
- Stöffin I 296.
- Stolberg-Bernigerode, Anna Jacobine,  
Gräfin von († 1526) I 39—42.
- , Eberhard Graf von, Präsident des  
Herrenhauses (1810—1872) III  
125. 126.
- Stoll, Arzt III 327.
- Stöllen I 334.
- Stolp III 13. 51. 53.
- Stolpe III 226.
- Stonehenge IV 27.
- Stork, Prediger III 230.
- Storkow II 407. III 32. IV 21 bis  
54. 74. 89.
- Storm, Theodor, Dichter (1817 bis  
1888) I 28. II 62. IV 155. 227.
- Stosch, Hofprediger I 50. 52. 53. 58.
- Stralau I 87. 90. IV 126. 140.
- Stralsund II 193. 328. III 347.
- Stranz, Margarete von II 157.
- Strasbourg I 161. II 326. III 198.  
IV 116.
- Straube, Propst († 1841) IV 257.
- Strauß I 350.
- Straußberg II 175. 465. 469.
- Strehlen I 149.
- Strehlke, Dr. III 244.
- Strelitz I 274. III 13.
- Streusandbüchse, die Mark als IV 215.  
216.
- Strohband, Stadtdiener III 167.
- , Klaus, Viertelmeister III 169.
- Struensee, Karl Gustav von, preußi-  
scher Minister (1735—1804) II 169.
- Stückhausen I 399.
- Stuhr, Prof. Dr. I 315.
- Stüler, Friedrich August, Architekt  
(1800—1865) III 394.
- Stülpnagel, von, Hauptmann I 175.
- Sturm-und-Drang-Periode, politische  
II 260.
- Stuttgart I 118. IV 434.
- Stuve I 111.
- Subiaco III 249.
- Suhm I 67. 467.
- , Postmeister I 466.
- , Fähnenjunker I 466.
- Sulzbach, Pfalzgraf von I 313—315.
- Süptitzer Höhen II 164. 179.
- Suwarow, Alexander Basilewitsch  
Graf, russ. Feldherr (1729—1800)  
I 75. 76. 78.
- Swantewit, Wendengott III 24. 27  
bis 29.
- Swantewittempel (1168 zerstört) III  
16. 27. 28.
- Swatowit s. Swantewit.
- Swedenborg, Emanuel von, schwedi-  
scher Gelehrter und Theosoph (1688  
bis 1772) III 269.
- Swinemünde II 51. 177.
- Sydow, Anna „die schöne Gießerin“,  
Geliebte Joachims II. IV 88.
- , Friedrich von, Major IV 436.
- , von, Oberst IV 261.
- , Frau von IV 166.
- Syrakus II 326.
- Szistowe III 265.
- Szymanowski, polnischer Oberst II 258.

### T

- Tacitus, Publius Cornelius, röm. Ge-  
schichtschreiber (um 50—120) I 106.  
118. 292.
- Talleyrand, Alexandre von, Herzog von  
Dino I 246.
- , Edmund von, Herzog von Dino IV  
134.
- Tamsel I 71. 226. 231—233. 483.  
II 194. 211. 324—374. 378. 395.  
III 364. IV 425.
- Tangermünde II 266. IV 255.
- Tannenberg IV 332.
- Tanner, Jesuit I 56.
- Taormina I 87.

- Tarrach, von, Geheimer Finanzrat III 277.
- Tarterwinkel I 322.
- Tassaert, Antoine, niederländ. Bildhauer (1727—1788) I 9. 10.
- Tasso, Torquato (1544—1595) III 316.
- Taubenhayn IV 214.
- Tauenzien, Graf von II 361.
- , Bogislaw Friedrich Emanuel Graf von, preuß. General (1760—1824) I 209. IV 274. 275. 321.
- , Friedrich Bogislaw von, General (1710—1791) I 212. 217. 222. 229. 231—234. 240. 242. 299. 477. 480. 482.
- , Lisette von, geb. von Marschall I 231. 232. 243. II 363.
- Taugwitz I 140.
- Tauroggen II 228. 405.
- Tarberg III 123.
- Teerbusch, Frau I 483.
- Tegel I 26. 90. 293. II 142. 181. 373. III 130. 151—165. 182. 447. IV 176. 177.
- Tegeler See III 169. 182. 373.
- Telze II 330.
- Teller, Prediger in Berlin III 230.
- Teltekfließ IV 264. 271.
- Teltow III 13. 32. 202. IV 57. 67. 74. 178. 235—263. 306. 309. 313. 332. 389. 419.
- Familien, alte IV 265.
- Tempel (Brunnenhaus. Das Herz, von dem die Inschrift redet, ist das der Quellen, nicht das des Menschen.) II 66. 67.
- Tempelberg (Schloß) II 142. 143. 145. 418. IV 24.
- Tempelhof IV 294.
- Templin I 127. 144.
- Teniers, David, niederländischer Maler (1610—1670) II 147.
- Teplic II 342.
- Terwesten, Augustin, holländ. Maler (\* 1649) III 134. 135. 137.
- Tettenborn, Friedrich Karl von, Reiterführer (1778—1845) II 175. 256.
- Tetzl, Johann, Ablassprediger (1465 bis 1519) IV 266.
- Teufelssee II 103. 105. 106. IV 105.
- Teupitz II 414. IV 57. 75—83. 238. 244—253.
- Teupitzsee IV 246. 247. 252.
- Thackeray, William Makepeace, engl. Romandichter (1811—1863) I 112.
- Thadden, von I 131.
- Thaer, Albrecht (1752—1828) I 97. II 20. 109—131. 167. 168. 170. 179. IV 284. 349.
- , Philippine, geb. von Willich II 112. 121. 124. 170.
- Theater im Grünen III 194—197. IV 137.
- Theatrum Europaeum, Zeitchronik (1617—1718) I 351.
- Theerofen, Etablissement der I 267.
- Theobald, der heilige III 249.
- Theodorich von Harstorp, Mönch III 51.
- Tile I, Johannes, Pastor († 1639) IV 333—335.
- II, Johannes, Pastor († 1669) IV 333. 334.
- Thieme, Georg, Konrektor II 310.
- Thietmar (Dietmar), Bischof von Merseburg (975—1018) III 18. 21. 26. 27.
- Thionville IV 114. 117—123.
- Tholuck III 287.
- Thomas a Kempis, Theologe (1379 bis 1471) IV 366.
- Thormeyer, Rektor I 112—114.
- Thorwaldsen, Bertel, dänischer Bildhauer (1770—1844) I 31. 95. II 426. III 157. 158. 161. IV 223.
- Thou, Jacques Auguste de, franz. Geschichtsschreiber (1553—1617) II 430.
- Thümenscher Winkel IV 394—400.

- Thümen, Albrecht von IV 88. 89.  
 —, Anna von, geb. v. Schabrendorf IV 398. 399.  
 —, Christian Wilhelm von, Kreis-  
 hauptmann IV 398.  
 —, Kuno von IV 398. 399.  
 —, Sabine Hedwig von, geb. v. Schlie-  
 ben IV 398.  
 —, von, Kreisdirektor IV 397. 398.  
 —, von, General IV 347. 350.  
 Thümen, Johann Heinrich von, Volks-  
 wirtschaftler (1783—1850) II 118.  
 Thurn, Matthias (1567—1640) II 20.  
 287.  
 Thurnesser, Leopold, Alchimist (1530  
 bis 1596) II 64.  
 Thyrow IV 273. 275. 373. 374.  
 Tiberius, röm. Kaiser (14—37) III  
 173.  
 Tiedt, Friedrich, Bildhauer (1776 bis  
 1851) I 33. 84. II 174. 183. 239.  
 III 158. 161. IV 382.  
 —, Ludwig, Dichter (1773—1853) II  
 239. 258. 259. 373. III 309. 310.  
 IV 319.  
 Tiedge, August, Dichter (1752—1841)  
 II 240. IV 133. 135.  
 Tiefensee II 443. 465.  
 Tieg, Friedrich, Journalist (1803 bis  
 1879) IV 290. 291.  
 Tiflis I 456.  
 Tilly, Johann Therklaes, Graf von  
 (1559—1632) I 410.  
 Tilsen I 230.  
 Tilsit I 486. II 174. 244. 329. 330.  
 422. III 277. IV 336.  
 Timm, Karl, Geheimer Kämmerer  
 († 1839) III 239.  
 Tischbein, Johann Friedrich August,  
 Porträtmaler (1750—1812) I 484.  
 Tischendorf, Konstantin von, fand eine  
 griechische Bibel aus dem 4. Jahrh.  
 (1815—1874) III 414.  
 Titus, röm. Kaiser (79—81) III 172.  
 Livoli III 249. 326.  
 Tirier, franz. General I 188.  
 Tizian (1477—1576) IV 166.  
 Tobermory I 92.  
 Tobitschau I 173. 187.  
 Todt I 175.  
 Tofana (Teofania di Adamo), Gift-  
 mischerin, hingerichtet 1633 in Pa-  
 lermo II 92.  
 Tokadille (dem Puff ähnliches Spiel)  
 I 402.  
 Tönningen II 189.  
 Töplitz II 250. III 318.  
 Torf-Faktoreien I 280—284. III 98.  
 Torgau I 477. 479. 480. II 133. 163.  
 164. 179. 358. 464. IV 100. 424.  
 —, Hans von, kurfürstl. Vogt IV 306.  
 307.  
 Tornow I 372. II 451.  
 Tornowoce II 104—107. 151.  
 Tornowsee I 266—268.  
 Torstensson, Lennart, Graf, schwed.  
 Feldherr (1603—1651) I 266. 308.  
 II 187. 208. 474.  
 Totenkronen III 403. IV 33.  
 Totenurnen III 18.  
 Totleben, Graf von, russisch. General  
 (1818—1884) IV 320.  
 Toussaint, Vorleser des Prinzen Hein-  
 rich I 222. 223. 225. 238.  
 Trahdorff, Professor III 77.  
 Trajanus, römischer Kaiser (98—117)  
 III 172.  
 Trammig I 329. 369. 373. 389 bis  
 392.  
 Trampe II 443. 451. 452—454. 457.  
 —, Böttcher II 83—85.  
 Trappiel, Prediger III 231.  
 Trauten II 199.  
 Travestere III 155. 156.  
 Trebbin II 38. IV 198. 266. 273.  
 275. 279. 280. 295. 313. 334. 373.  
 390. 392. 396. 401—417.  
 Trebnitz II 473.  
 Treffensfeld II 329.  
 Tremmen III 438.  
 Trend, Franz Freiherr von der, österr.  
 Pandurenoberst (1711—1749)  
 I 391.

- Treprow IV 60.  
 Treskow I 7.  
 —, Heinrich von IV 113.  
 —, Karl von IV 141.  
 —, Karl Sigismund von IV 140.  
 —, Herr von IV 250.  
 Treuenbrieken II 288. III 58. IV 261.  
 306.  
 Treutschen, die IV 350. 351.  
 Triegliß I 399. 400.  
 Triepлах I 115. 322. 368—389. 401.  
 Trier IV 352. 358. 379.  
 Triglaw, Wendengott III 15. 24. 28  
 bis 30.  
 Triglawtempel III 28—30.  
 Trippstadt I 132.  
 Tromp, Cornelis, niederländisch. See-  
 held (1629—1691) II 193.  
 Tronville I 188. 189.  
 Troßke, von, Leutnant I 11.  
 Troffel, du I 131.  
 Truchseß, brandenburg. Oberst II 330.  
 —, von, Generalmajor IV 128.  
 — von Waldburg († 1664) IV 163.  
 164.  
 Tschammer, von, General († 1809)  
 I 131—133.  
 Tschernitscheff, Fürst Alexander, russ.  
 Feldherr (1786—1857) I 130. II  
 175. 257. IV 320.  
 Tschirner I 175.  
 Tucheband II 37.  
 Tugendbund, 1808 in Königsberg ge-  
 gründete patriotische Vereinigung  
 II 244.  
 Tugumir, Fürst der Heveller III 22.  
 Tümppling, von, General I 187.  
 Tunkel, Heinrich, Münzmeister und  
 Landvogt IV 46.  
 Turenne, Henri de Latour d' Auvergne,  
 Vicomte de, Marschall von Frank-  
 reich (1611—1675) II 327. III 347.  
 Turin I 475. II 326.  
 Turmknopfsurkunde I 296.  
 Turner, Joseph Mallord William,  
 engl. Maler (1775—1851) I 84.  
 93.  
 Turnerbewegung, die deutsche IV 436.  
 Turnier, Oberst IV 118. 119. 122.  
 Tyccozyn I 76.
- U
- Uchtenhagen, Hans von (1554—1618)  
 II 88—90.  
 —, Henning von II 77. 80.  
 —, Hippolyta von II 90.  
 —, Kaspar von (1593—1603) II 88  
 bis 94.  
 —, Sophie von, geb. Sparr II 88. 89.  
 Uchtenhagenburg II 57. 58. 79—86.  
 Uhland, Ludwig, Dichter (1787—1862)  
 I 36. 266. II 41. 69. 74. 150. III  
 115. 191. 420.  
 Ukraner III 13. 14.  
 Uller (nordischer Jagdgott) III 125.  
 Ulrike, Prinzessin v. Preußen (Schwe-  
 ster Friedr. d. Gr.) II 415.  
 Unruh, von, Major I 188.  
 Unzelmann, Schauspieler IV 295.  
 Upsala III 124. 414.  
 Urdingen II 338.  
 Ursinus, Bischof III 138.  
 Usedom III 13.  
 Uskar-Gleichen, Ernst Carl Leopold von  
 IV 378.  
 Utrecht I 342. 353.  
 Uttenhoven, von, Major IV 262.  
 Uß III 182. 213. 217. 312—316. 318.  
 324. 343. IV 360.
- V
- Valentin, Abt von Lehnin (1509 bis  
 1542) III 61—65.  
 Valentini, Universitätsprofessor, Ber-  
 liner Original II 50. 51.  
 —, Frau Oberst von IV 209.  
 Valmy I 132. 373.  
 Vandamme, Dominique Joseph, Graf  
 von Hüneburg, frz. General (1771  
 bis 1830) I 167. 168.  
 Vanloo, Charles Amédée Philippe,  
 Hofmaler Friedrichs d. Gr. (1719  
 bis 1795) I 471.

- Barnhagen von Ense, Karl August (1785—1858) II 177. 246. 257. 259. III 245.  
 — von Ense, Rahel Antonie Friederike, geb. Levin (1771—1833) II 245—253. 257—261. III 157.  
 Becha, Herzog de (spanischer Grande) II 333.  
 Behlesanz III 347.  
 Behr, Propst IV 258.  
 Behse (Verf. v. „Geschichte des preussischen Hofes“) I 473.  
 Benedig I 85. 449. II 326. IV 11. 189.  
 Vereinigter Landtag (1847) II 235.  
 Vergilius, Publius Maro, röm. Dichter (70—19 v. Chr.) II 430. 431. IV 210.  
 Vernet, Horace, Maler (1789—1863).  
 Veronika, die heilige IV 256.  
 Versailles I 210.  
 Vichel I 28. 306. 317. 414.  
 Victor, Claude, Marschall Napoleons I. (1764—1841) II 237.  
 Viehzucht gemischter Rasse III 102.  
 Biereck, Adam Otto von, Minister II 443. IV 161. 164. 165.  
 Bierig, bei Wust II 323.  
 Bierwaldstätter See III 399.  
 Bignola, venezianischer Gesandter IV 194.  
 Viktoria I., Königin von England (1837—1901) IV 409.  
 Vilatte, General IV 302—304.  
 Villeroi, François de Neufville, Herzog von, Marschall (1644—1730) III 358.  
 Vincke, Ludwig von, Oberpräsident (1774—1844) II 173. III 257.  
 Vineta II 383. III 19.  
 Vionville I 167. 180. 188. 418.  
 Vischer, Peter, Nürnberger Meister (1460—1529) IV 319.  
 Visconti, Ennio Quirino, Archäolog (1751—1818) III 159.  
 Visquet II 367.  
 Vitry I 161.  
 Vogtshagen IV 52.  
 Voigts-König (Verfasser v. „Neuere Geschichte des 24. Infanterieregiments“) I 473.  
 Volksjustiz I 45.  
 Volkslieder II 34.  
 Volkstrachten II 35—37. 132. 140.  
 Volpi III 433.  
 Voltaire, François Marie Arout de, Haupt der französischen Aufklärung (1694—1778) I 65. 70. 200. 207. 223—225. II 240. 427—431. III 157.  
 Voltairianismus III 307. 308.  
 Vorland III 208.  
 Vosses II 189.  
 Voss, Friedrich Christoph Hieronymus von, Gesandter IV 165.  
 —, Julia von, Gräfin Ingenheim, eigentlich: Elisabeth Amalie (1766—1789) III 221.  
 —, Otto Karl Friedrich von, Staatsminister (1755—1823) IV 161. 174.  
 —, Gräfin von, geb. von Pannewitz, Oberhofmeisterin I 437. III 319. 327. IV 165—175. 419.  
 —, Heinrich Wilhelm, Pastor IV 335.  
 Vulkanstopp III 19.
- W**
- Waagen, Gustav, Kunstgelehrter (1794—1868) I 83. 86. 87. 92. 98. 471. 473. II 139. III 158.  
 Wach, Wilhelm, Maler (1787—1845) II 174. III 158. 162. 328.  
 Wacholz, von, Oberst.  
 Wachtmeister, Adam, schwed. Oberst († 1675) I 350. 351.  
 —, Henriette, Gräfin, geb. v. Metsch III 227.  
 —, Johann, Graf, schwed. Großadmiral III 227.  
 —, Karl, Graf, schwed. Admiral III 227.  
 —, Gräfin, geb. Gräfin Archenberg III 227.

- Wagener, Garnisonsschullehrer IV 431.  
 Wagenführer, Heinrich Wilhelm  
 (\* 1690) III 239.  
 Wagner, Prediger in Krenzlin I 417.  
 —, Rosa I 417.  
 —, Sofie, geb. Schinkel I 417.  
 Wagram II 247. 261. IV 205.  
 Wahlen-Jürgaß, Alexander Constantin  
 Maximilian von, Generalleutnant  
 der Kav. (1758—1833) I 114.  
 319. 397—403. 406. 407. 486.  
 487.  
 —, Franz Karl Wilhelm Rudolf von  
 (1752—1834) I 396—408.  
 —, Johanna Christiana Sophie von,  
 geb. von Zieten (1747—1829) I  
 396. 400—408. 461.  
 Waiblinger, Wilhelm Friedrich, Dich-  
 ter (1804—1830) II 238. III 236.  
 Wakenitz, von II 376.  
 Walchow I 142. 287—294. 330. 414.  
 433.  
 Waldeck, Graf Georg Friedrich, Mini-  
 ster und Feldmarschall (1620 bis  
 1692) II 188.  
 —, Josias, Graf von I 310. II 440.  
 Waldemar, Markgraf von Branden-  
 burg (1303—1319) II 265. 459.  
 460. III 80. 85. 86. 129. IV 125.  
 —, der falsche (1347—1357) I 37. 427  
 bis 429. III 87—90.  
 — L., König von Dänemark (1157 bis  
 1182) III 16. 28.  
 — IV., Atterdag, König von Däne-  
 mark (1340—1375) I 362.  
 —, Prinz von Preußen (1817—1849)  
 IV 325.  
 Waldersee, Graf Friedrich von, Mili-  
 tärschriftsteller (1795—1864)  
 II 163.  
 Waldow, Dietrich von, Bischof IV 46.  
 47.  
 —, von, Oberst II 286. 287.  
 Wallenfels, Christoph Friedrich von  
 IV 183.  
 Wallenrodt, Oberst I 310.  
 Wallenstein, Albrecht von, Herzog von  
 Friedland, kaiserlicher Generalissi-  
 mus (1583—1634) I 411. II 328.  
 343. 474. 475.  
 Walsleben I 414.  
 —, Wedego von (Raubritter) I 44.  
 Walstatt I 130.  
 Waltersdorf IV 235.  
 Wandersagen II 34. 35.  
 Wandervogel, der deutsche IV 436.  
 Wangelin, Oberst II 190.  
 Wangenheim, von, Kammerherr  
 IV 97.  
 Wannsee III 182. 373. IV 271.  
 Wappenschild III 95.  
 Wardenberg, Jürgen, Viertelmeister  
 III 169.  
 Warin I 117.  
 Warnick II 365. 367. 368.  
 Warnow IV 198.  
 Warschau I 75. 108. 310. II 188.  
 209. 335. 438—440. III 347. IV  
 133. 134. 264.  
 Wartenberg, Johann Kasimir, Reichs-  
 graf von, preuß. Minister (1643  
 bis 1712) I 354.  
 Wartenburg I 154. 159.  
 Wartensleben, von, Generalfeldmar-  
 schall II 298. 311. 320. 367.  
 —, Hermann, Graf von, Oberst  
 († 1764 oder 1765) I 235—237.  
 II 311.  
 —, von, Hofdame III 141.  
 Warthebruch I 323. II 365.  
 Wasmannsdorf IV 338. 372.  
 Wattenwyl II 335.  
 Waterloo I 171. IV 14. 70.  
 Wazdorf, von, Generalmajor IV 139.  
 Wavre I 169. II 231. IV 304.  
 Weber, Einwohner von Sakrow III  
 233.  
 Webern, von, Generalmajor I 178.  
 179.  
 Wedding I 90. III 151. 152.  
 Wedel, von, Oberstleutnant († 1745)  
 I 217. 477.  
 Wedell, von I 217.

- Weferlingen I 346.  
 Wegely, Wilhelm Kaspar, Porzellanz-  
 fabrikant II 67.  
 Wehlau II 210. 211.  
 Weiler, Christian, Hofamtmeister III  
 347.  
 —, Ernst von, Artilleriegeneral  
 (1620—1692) II 193. III 343 bis  
 348. 351. 357.  
 —, Ernst Christian von, Artillerie-  
 oberst III 348.  
 Weimar I 84. 92. 133. 463.  
 Weinberge, märkische IV 390.  
 Weinings II 199.  
 Weise, Karl, Naturdichter II 72—78.  
 Weishaupt, Adam (1748—1830) III  
 301. 302.  
 Weiß-Costulitz I 11.  
 Weissenberg I 478.  
 Weissenfels II 474.  
 Weissensee b. Berlin II 340. 341. IV  
 218.  
 Weitsch, Friedrich Georg, Schlachten-  
 maler (1758—1828) I 471. II 174.  
 III 244.  
 Weld, Blundell III 158.  
 Wellington, Herzog von, Fürst von  
 Waterloo (1769—1852) I 167. II  
 418. 422—424. IV 384.  
 Welsickendorf II 451.  
 Wendei IV 58. 73. 74.  
 Wenden I 118. 322. 428. II 30—37.  
 53. 54. 96. 132. 140. 168. 186. III  
 9—33. 50. 205. 206. 317. 421. IV  
 9. 13. 14. 87. 95. 109. 373. 389.  
 435.  
 Wendisch, germanisiertes III 18. 381.  
 — =Wusterhausen IV 238. 239.  
 — =Wustrow IV 238.  
 Wenersee III 373.  
 Wense, von, Hofmarschall II 400.  
 Wenzel, deutscher König (1376—1419)  
 IV 410.  
 Wenzlow, Weit III 169.  
 Werbellin II 458—464.  
 Werben I 340.  
 Werbig II 37.  
 Werdeck, von, Leutnant I 182.  
 Werder I 413. 414. II 37. III 217.  
 318. 382. 394. 399. 401. 420 bis  
 438. 442. IV 431.  
 Werdersche, die, Bier III 380. 399.  
 432—435.  
 Werderschen, die, Obst III 427—437.  
 Werdermann, Joh. Andreas I 438.  
 Werftpfuhl II 465.  
 Werlsee, der IV 231.  
 Werneuchen I 493. II 175. 384. III  
 119. IV 198—216.  
 Wernigerode III 249.  
 Wesel II 285. 287. 288. 290. IV 125.  
 261.  
 West, Benjamin, englischer Maler  
 (1738—1820) II 145.  
 Weßlar IV 52.  
 Weyher, von, Oberstleutnant II 281.  
 293.  
 Widukind von Korvei († 1004) III 14.  
 21.  
 Wied, von, Rittmeister I 11.  
 Wied-Neuwied, Graf Karl Ludwig von  
 III 292.  
 Wiegand, Hauptmann I 159.  
 Wieland, Christoph Martin (1733 bis  
 1813) III 310.  
 Wien I 83. II 232. 233. 342. 395.  
 III 96. 159. 160. 351. IV 140.  
 159. 163. 264.  
 Wiepersdorf I 255. II 373. III 356.  
 Wiesbaden II 259. III 246.  
 Wiesental I 64. 179.  
 Wietersheim II 200.  
 Wietstodt IV 273. 280.  
 Wilckens, Oberbibliothekar III 71.  
 Wildbad IV 359. 363. 379.  
 Wildberg I 8. 40. 303. 395. 411.  
 414.  
 Wildenbruch, von, General I 484.  
 Wilhelm I., deutscher Kaiser (1861 bis  
 1888) I 162. 163. 178. 187. 486.  
 II 59. 365. III 125. 126. 327. IV  
 325.  
 — II., deutscher Kaiser (\* 1859) IV  
 290. 291.



- Wilhelm, Landgraf von Hessen-Hom-  
 burg I 351.  
 Wilhelmy, Kapitän I 378—384.  
 Wilke, von, Kammerherr III 262.  
 Wilkendorf II 465. 469. 470.  
 Wilkersdorf II 375.  
 Willmer, Hauptmann IV 287. 288.  
 Wilmersdorf II 200.  
 —, Oberstleutnant I 310.  
 Wiltsnack I 127. IV 370.  
 Windell, Hauptmann I 182.  
 Windsor III 401.  
 Winkelmann, Johann Joachim (1717  
 bis 1768) IV 412.  
 Winkelmann I 109.  
 Wining, von, Oberst III 234.  
 —, von, Schloßhauptmann unt. Mark-  
 graf Hans II 273. 274.  
 Wins, Nikolaus, Ratsherr III 130.  
 Winter, Soldat I 136.  
 Winterfeld, Reimar von I 344. 352.  
 Winterfeldt, Hans Karl von, General-  
 adjutant Friedrichs d. Gr. (1707  
 bis 1757) I 128. 217. II 345. III  
 144. 145.  
 —, Claus von (Raubritter) I 44.  
 —, Lüdecke von (Raubritter) I 44.  
 Wische (Ebniederung zwischen Wer-  
 ben und Lenzen) II 30.  
 Wismar III 299.  
 Witte, Kaspar I 47. 48.  
 Wittenberg I 49. 53. 55. 56. 145.  
 209. II 230. 231. 257. 258. 326.  
 III 29. 62. 256. 257. 291. IV 50.  
 Wittenberge IV 391.  
 Wittstock I 141. 142. 308. 311. 322.  
 410. 428. 452. II 187. 208. III  
 13. 139. IV 51. 332.  
 Wigleben, von, General III 282.  
 —, Luitgarde von, geb. v. Bischofswer-  
 der III 282. 283.  
 Wobersnow, von, Oberst I 217. 478.  
 Wobeser, von, Leutnant II 334.  
 —, von, Landrat II 280.  
 Wödtke, von, Rittmeister I 299.  
 Wohlbrück, Historiker IV 24. 45.  
 Woldeck, von I 7.  
 Wolf, Friedrich August, Professor der  
 Philosophie, Pädagogik und Bered-  
 samkeit in Halle, Begründer der  
 neueren Altertumswissenschaft  
 (1759—1824) II 242.  
 Wolf, dän. General I 315.  
 Wolfenbüttel II 474.  
 Wolff, Wilhelm, Bildhauer (1816  
 bis 1887) III 135.  
 Wolframsdorf, von, sächs. General-  
 major I 410.  
 Wolgast II 193. III 13. 25.  
 Wollben, von, Hofdame III 141.  
 Wolleß I 368.  
 Wollin II 106. III 13.  
 Wöllner, Johann Christoph von, preu-  
 ßischer Minister (1732—1800) II  
 180. III 264. 269. 286. 307. 308.  
 311. IV 41—44.  
 —, C. A. C. von, geb. von Ikenplig  
 IV 43. 44.  
 Wollup II 37. 120.  
 Wolmirstedt III 336. IV 172.  
 Woltersdorf, Anton (\* 1430) IV 143.  
 —, Ernst Gottlieb, Pastor (1725 bis  
 1761) IV 143—152. 435.  
 — I, Gabriel, Pastor zu Ruppin.  
 — II, Gabriel, Pastor in Zehdenick  
 IV 143.  
 — III, Gabriel, Pastor zu Kyritz IV  
 143.  
 —, Gabriel Lukas, Pastor (\* 1687)  
 IV 143—146. 419.  
 —, Joachim, Goldschmied (\* 1496)  
 IV 143.  
 — II, Joachim, Tuchmacher (\* 1530).  
 —, Johann, Pantinenmacher (\* 1460)  
 IV 143.  
 —, Johanna Sabina, geb. Zietelmann  
 IV 147. 150.  
 —, Pastor († 1779) III 218. 228.  
 Wolzigersee IV 45.  
 Wolzogen, Alfred von, Schriftsteller  
 (1823—1883) I 93. 97. 100. 417.  
 473. II 139. IV 142.  
 Wons, Lade de (Raubritter) I 44. 424.  
 Wörlig II 56.

- Worms I 8. 39. 40. 395. II 267. III 218.  
 Wrangel, Friedrich Heinrich Ernst, Graf von, preuß. Generalfeldmarschall (1784—1877) III 200. IV 71. 411.  
 —, Karl Gustav, Graf, schwed. Feldherr (1613—1676) I 266. 348. IV 310.  
 —, Waldemar, Graf, General I 348.  
 Wratislaw, Herzog von Pommern-Wolgast III 87.  
 Wreech, Adam Friedrich von, preuß. General († 1746) I 61. 62. 69. 71. II 347. 367. 371.  
 —, Luise Eleonore von, geb. v. Schöning (\* 1707) I 71. 231. II 346 bis 359. 367. 371.  
 —, Eleonore Charlotte Amalie von (\* 1724) II 367.  
 —, Friedrich Ludwig von (\* 1727) II 367.  
 —, Friedrich Wilhelm Feodor von, Hofmarschall (1733—1785) I 222. 229. 231—233. 240. II 368.  
 —, Juliane Luise von (\* 1726) II 367.  
 —, Karl Albrecht Adam von (\* 1728) II 367.  
 —, Ludwig Alexander, Graf v., Kammerherr (1734—1795) I 222. 226. 229. 231—233. 240. II 363. 364. 373.  
 —, Sophie Friederike von (\* 1730) II 367.  
 Wreich s. Wreech.  
 Wren, Sir Christopher, engl. Architekt (1632—1723) I 89.  
 Wriezen II 22. 23. 27—29. 34. 108. 139. 140. 147. 151. 161. 175. 177. 383. 466. III 13.  
 Wröh, die IV 199. 200.  
 Wulfersdorf II 414.  
 Wulffen, von IV 24.  
 —, Balthasar Dietloff von II 418 bis 420.  
 —, Luisa Lukrezia von II 418.  
 —, Margarethe von II 418.  
 Wulffen, von, Leutnant († 1814) I 169.  
 —, von, Oberst I 172.  
 Wülkniß, Frau von III 231.  
 —, von I 234.  
 Wulkow I 296. II 199. 326. IV 287.  
 Wünsch, von, General († 1788) I 217. 479.  
 Wurm, Schauspieler IV 292. 293.  
 —, Küster III 226.  
 Wurmb, von, Oberstleutnant I 12.  
 —, von, Minister III 297.  
 Wuschewir II 37.  
 Wust II 306. 311. 316. 323. III 357 bis 370. 447.  
 Wüste-Wüfow III 31.  
 — =Gielsdorf III 31.  
 — =Siewersdorf III 31.  
 Wusterhausen a. D. I 43. 47. 322. 361—367. 370. 387. 411. 415. 428. 430. 474. II 294. III 18. IV 76. 77. 87. 145. 235—244.  
 Wustermark I 323. III 350.  
 Wustrau I 8—19. 32. 113. 114. 116. 226. 279. 292. 303. 325. 327. 395. 400—403. 414. 438. 447. 461 bis 464. 483. 484. III 18. IV 298. 423. 425.  
 Wustrauer Luch, das I 279—287. 446. 450.  
 Wustrow II 38. IV 238.  
 Wuthenow, Schack von, preuß. Oberst II 278—280.  
 — I 136.  
 Wuzek I 317.  
 Wuzsee I 36.  
 Wykerslot, von III 260.  
 Wylich, von I 66.

## X

Xaver, Prinz III 262.

## Y

York von Wartenburg, Johann David Ludwig, Graf, preussisch. Feldmarschall (1759—1830) I 73. 150 bis 154. 161—164. 319. II 256. 259. 405. IV 262. 263. 405.

## 3

- Sabergrund II 16.  
 Sachow III 220.  
 James IV 177.  
 Sander, Friedrich, Pastor IV 335.  
 Sanderzug, der IV 247. 248.  
 Sapfe, Kirchenrat IV 190.  
 Sarnocki, General I 312.  
 Sastraw, Generaladjutant III 275.  
 —, von, Oberstleutnant IV 280.  
 Sauche, die III 11. 13. 40. 41. 86. 202.  
 382. 395. 396. 410. IV 306. 389.  
 390.  
 Sechin II 37.  
 Sechlin II 453.  
 Sedlig' Abelslexikon IV 334.  
 Sehden III 38.  
 Sehdenick I 142. III 38. IV 52. 143.  
 298.  
 Sehlendorf III 418.  
 Seiß IV 190.  
 Sellin, Kloster II 17.  
 Selter, Karl Friedrich, Komponist  
 (1758—1832) III 244. 397.  
 Seno (Senon), oströmischer Kaiser (474  
 bis 491) I 292.  
 Sepelin, von, Major († 1813) I 148.  
 151. 152. 154.  
 Serbst I 36.  
 —, Hunert, Graf von I 47.  
 Bermüßel I 263. 266.  
 Bermüßelfee I 262—268.  
 Bernikow I 250—255.  
 Berrentin IV 146.  
 Beuner, von, Hofmarschall I 242. 483.  
 —, Frau von, geb. Gräfin von Neale  
 I 242. 483.  
 —, von, Oberst I 483. 484.  
 —, Frau Oberst von, geb. Baronesse  
 Dettinger I 483.  
 —, von I 483.  
 Beuthenersee IV 66. 72—74. 76.  
 Biebingen II 373.  
 Biegelbrennen III 440. 443—445.  
 Biegelbistrikte III 382. 391. 396. 438.  
 440. IV 247.  
 Biegelstreicher, drei Kategorien III 440  
 bis 442.  
 Biegeninsel III 81.  
 Bietelmann, Pastor IV 147.  
 Bieten (Dorf) I 104.  
 —, Hans Joachim von, preuß. Reiter-  
 general (1699—1786) I 7—19. 70.  
 73. 77—79. 113. 114. 211. 217.  
 218. 226. 327. 330. 331. 336. 395.  
 396. 403—405. 461—464. 476. II  
 133—135. 164. 198. IV 298. 320.  
 322. 324. 326. 327. 423. 424.  
 —, Charlotte von, geb. Derfflinger  
 (Frau des Joh. v. S.) II 200.  
 —, Friedrich Christian Emil, Graf  
 von, Landrat (1765—1854) I 14  
 bis 16. 113. 114. 116. 303. 403.  
 437. 438. 461. 483.  
 —, Hans von (um 1500) I 8. 40. 395.  
 462.  
 —, Hedwig Elisabeth Albertine von,  
 geb. v. Platen (zweite Frau Hans  
 Joachims v. S.) I 14. 461.  
 —, Johann von, brandenburg. Gene-  
 ralmajor II 200.  
 —, Johanna von s. Jürgaß.  
 —, Ilfabe Katharina von, geb. von  
 Jürgaß (\* 1666) I 396.  
 —, Leopoldine Judith von, geb. v. Jür-  
 gaß (\* 1703) I 13. 461.  
 —, Luise von s. Jürgaß.  
 —, Kaspar von I 411.  
 —, von, Rittmeister I 324.  
 —, von, auf Lögow Obristleutnant I  
 461.  
 Bietenmuseum I 113—120.  
 Zimmermann, Johann Georg von,  
 Arzt und Philosoph (1728—1795)  
 II 114.  
 —, Geheimrat (Arzt) III 257.  
 —, Frau Geheimrätin, geb. Palis III  
 248.  
 Binna III 37. 40. IV 230. 306.  
 Binzendorf, Nikolaus Ludwig, Graf  
 von, Stifter der Herrnhuter Brü-  
 dergemeinde (1700—1760) IV 17.

- Ziskaberg, Festung I 475.  
 Zisterzienser II 150—155. 158. III 33  
 bis 92. 426. 447.  
 Znaim II 247. 261.  
 Zollkofferin, Johanna, Kammermäd-  
 chen IV 224.  
 Zöllner, Johann Friedrich, Diakonus  
 IV 171.  
 Zorndorf I 11. 128. 476. II 16. 29.  
 175. 213. 280. 307. 356. 374 bis  
 379. IV 100. 337. 344.
- Zornin, Frau Apotheker IV 225.  
 Zossen IV 198. 245. 313. 314.  
 Zuarasioi s. Radigast.  
 Zugemauerte Tore, verschied. Lesarten  
 und Vorkommen I 428. 429.  
 Zweibrücken I 381—384.  
 Zwoll IV 269.  
 Zychlinski, von (Verf. der „Geschichte  
 des 24. Infanterieregiments“)  
 I 148. 153. 154. 473.  
 Zypressen II 202.

## Inhalt

### In den Spreewald

	Seite
In den Spreewald . . . . .	7
Lübbenau . . . . .	7
Lehde . . . . .	9
„Die Leber ist von einem Hecht“ . . . . .	12
In Rätner Post's Garten . . . . .	14

### Zwischen Spreewald und wendischer Spree

Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow	21
Kauen und die Markgrafensteine . . . . .	21
Am Schermützel . . . . .	28
Großrieß . . . . .	36
Blossin . . . . .	45

### Die wendische Spree

An Bord der Sphinx . . . . .	57
Vor Anker in Köpenick . . . . .	58
Von Köpenick bis Dolgenbrod . . . . .	64
Der Fischer von Kahniswall . . . . .	67
Von Dolgenbrod bis Teupitz . . . . .	75

### An der Spree

Schloß Köpenick . . . . .	87
Die Zeit des Kurprinzen Friedrich von 1682 bis 1688 . . . . .	92
Die Zeit Friedrich Wilhelms I. . . . .	93
Die Zeit Henriette Marias von 1749 bis 1782 . . . . .	95
Die Zeit des Grafen Schmettau von 1804 bis 1806 . . . . .	98

	Seite
Die Müggelsberge . . . . .	103
Der Müggelsee . . . . .	109
Rahnsdorf . . . . .	113
Alexander Anderssen, Fähnrich im 4. Ulanen-Regt. . . . .	114
Friedrichsfelde . . . . .	124
Friedrichsfelde bis 1700 . . . . .	125
Friedrichsfelde von 1700 bis 1731 (Markgraf Albrecht) . . . . .	126
Friedrichsfelde von 1731 bis 1762 (Markgraf Karl) . . . . .	128
Friedrichsfelde von 1762 bis 1785 (Prinz Ferdinand) . . . . .	129
Friedrichsfelde von 1785 bis 1799 (Herzogin Dorothea) . . . . .	132
Friedrichsfelde von 1800 bis 1810 (Prinzessin von Holstein-Beck) . . . . .	136
Friedrichsfelde von 1812 bis 1816 (König von Sachsen) . . . . .	138
Friedrichsfelde seit 1816 . . . . .	140
Ernst Gottlieb Woltersdorf . . . . .	143
Gabriel Lukas Woltersdorf . . . . .	143
Ernst Gottlieb Woltersdorf . . . . .	146

#### Rechts der Spree

Buch . . . . .	155
Die Köbels . . . . .	156
Julie von Boß . . . . .	165
Falkenberg . . . . .	176
Blumberg . . . . .	178
Philipp Ludwig von Canstein . . . . .	180
Johann von Loeben und Frau von Burgsdorf . . . . .	182
Freiherr von Canik . . . . .	187
Werneuchen . . . . .	198
Schmidt von Werneuchen . . . . .	205
Malchow. Eine Weihnachtswanderung . . . . .	217
Kienbaum . . . . .	227

## Links der Spree

	Seite
Eine Pfingstfahrt in den Teltow . . . . .	235
Königswusterhausen . . . . .	235
Leupitz . . . . .	244
Mittenwalde . . . . .	253
Klein Machnow oder Machnow auf dem Sande . . . . .	264
Großbeeren . . . . .	272
Die Schlacht bei Großbeeren . . . . .	273
Geist von Beeren . . . . .	282
Berlin in den Tagen der Schlacht von Großbeeren . . . . .	290
Löwenbruch . . . . .	297
Friedrich Wilhelm Ludwig von dem Knesebeck . . . . .	300
Schloß Beuthen . . . . .	306
Saalow. Ein Kapitel vom alten Schadow . . . . .	313

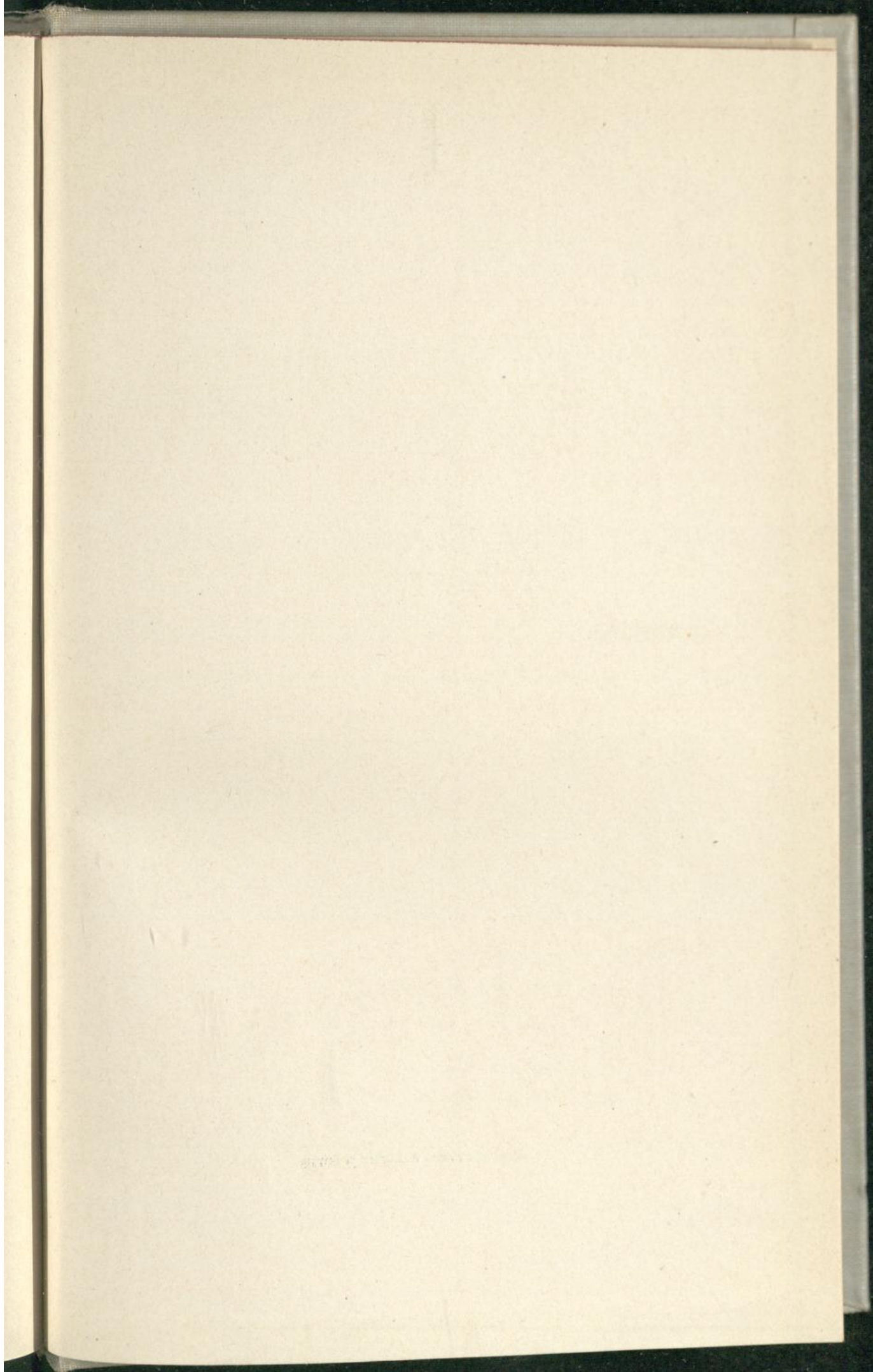
## Gröben und Siethen

Gröben und Siethen . . . . .	331
Gröben und Siethen unter den alten Schlabrendorfs . . . . .	332
Aus dem Gröbener Kirchenbuch . . . . .	333
Aufzeichnungen des Pastors Joh. Thile I. . . . .	333
Aufzeichnungen der Pastoren Fr. Zander usw. . . . .	335
Aufzeichnungen des Pastors Nedde . . . . .	338
Gröben und Siethen unter den neuen Schlabrendorfs . . . . .	344
Graf Heinrich Schlabrendorf . . . . .	345
Graf Leo Schlabrendorf . . . . .	350
Gräfin Emilie Schlabrendorf . . . . .	355
Frau von Scharnhorst . . . . .	357
Johanna von Scharnhorst . . . . .	359
Gröben und Siethen jetzt . . . . .	369
Gröben jetzt . . . . .	370
Siethen jetzt . . . . .	374
Der Scharnhorst-Begräbnisplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof . . . . .	380

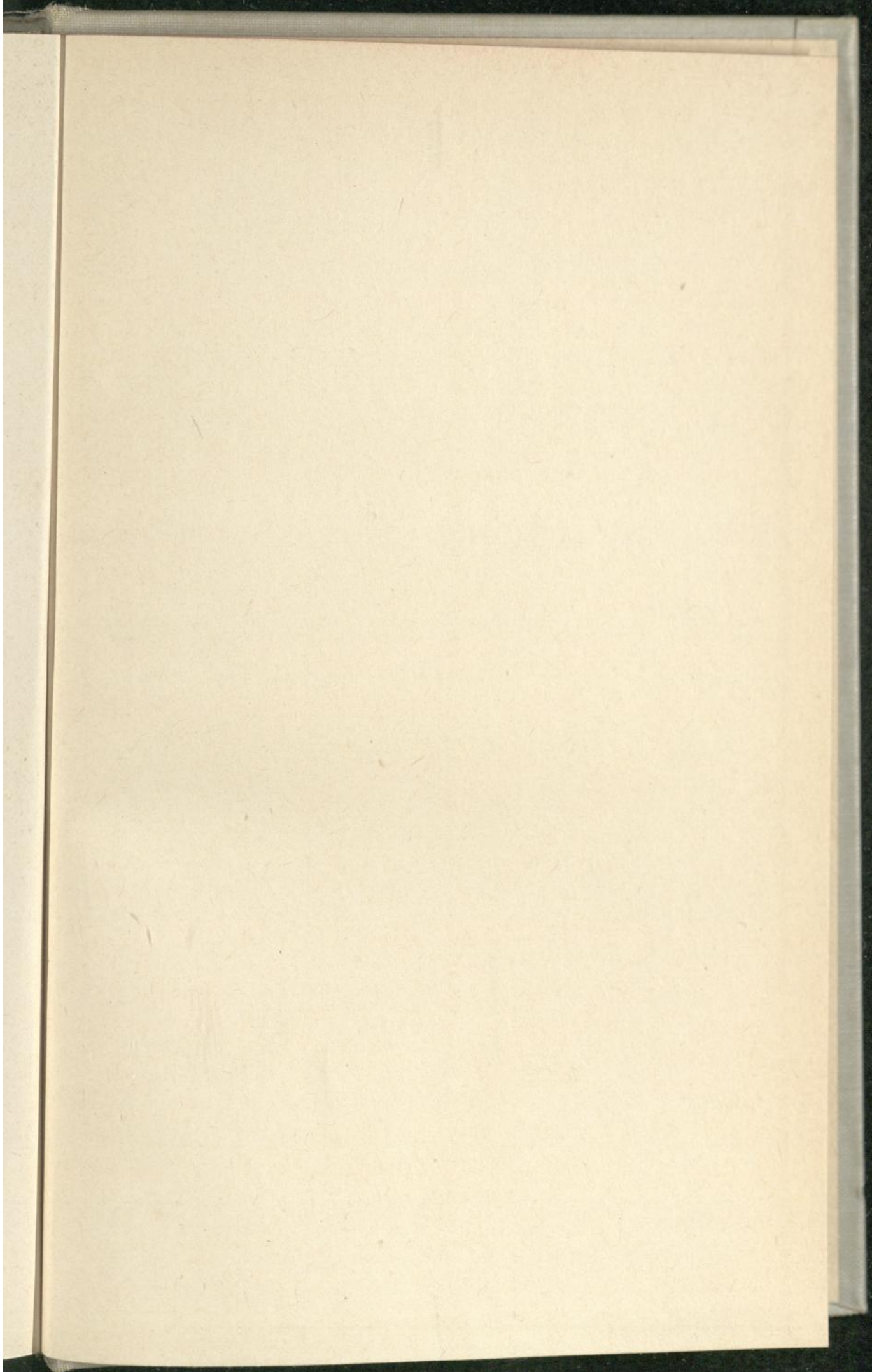
---

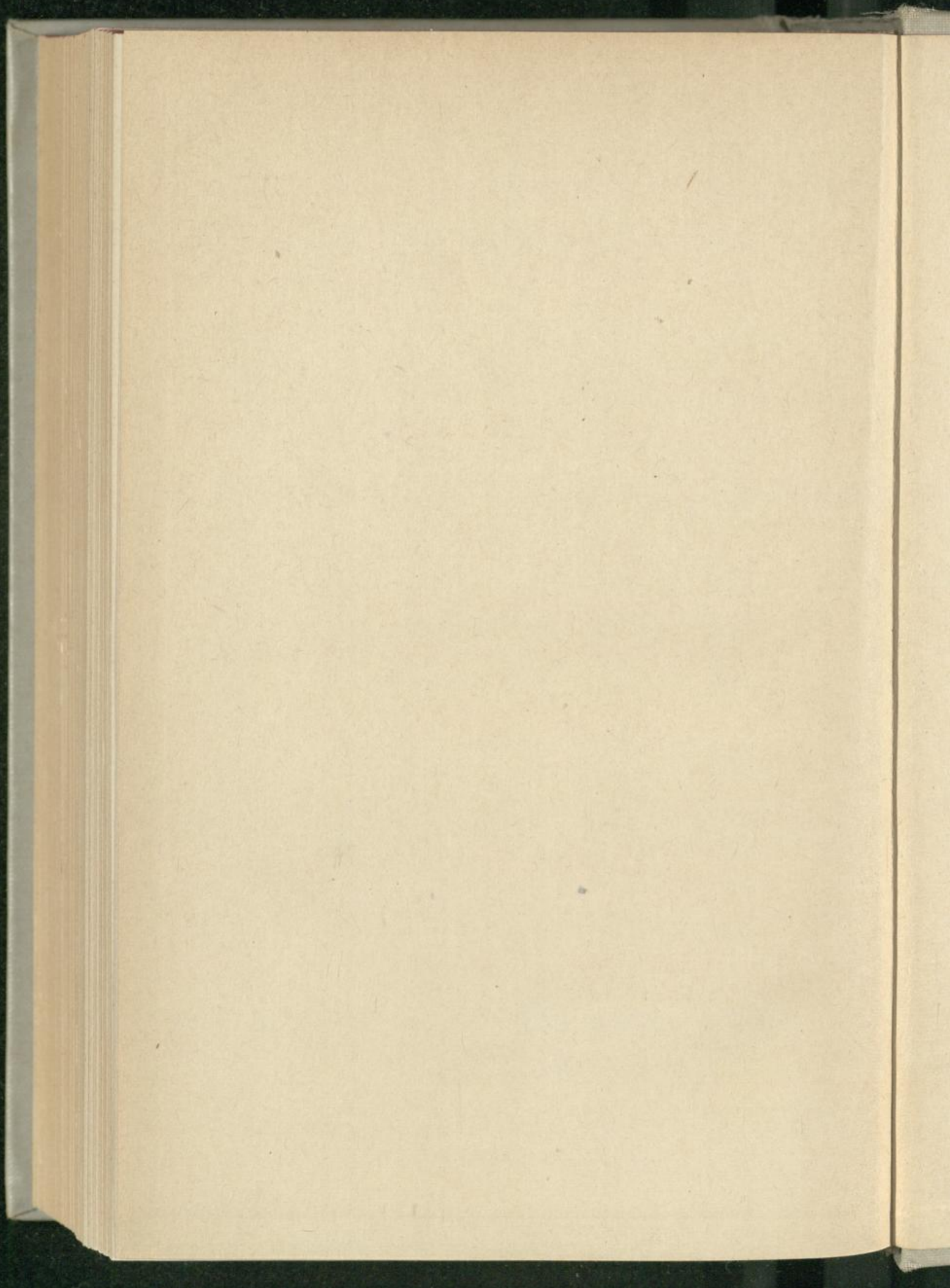
An der Nuthe		Seite
Saarmund und die Nutheburgen . . . . .		389
Blankensee . . . . .		394
Trebbin . . . . .		401
Wilhelm Hensel . . . . .		404
Vorwort . . . . .		419
Schlußwort Theodor Fontanes . . . . .		423
Nachwort des Herausgebers . . . . .		433
Register . . . . .		439

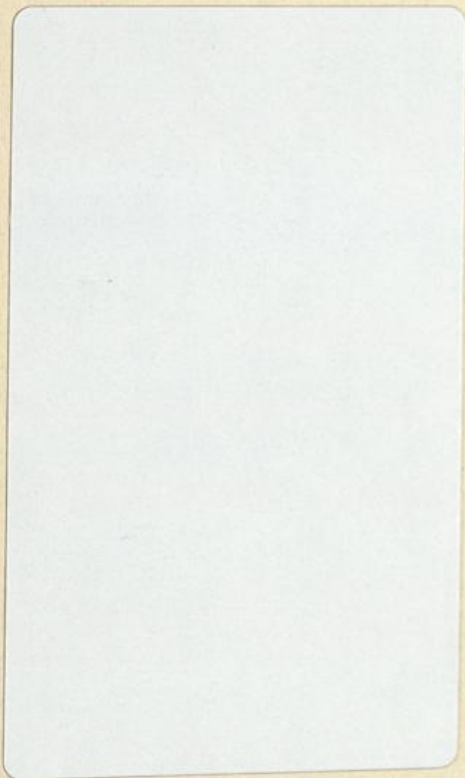




Druck von Fischer & Kisten in Leipzig







Universitäts-  
bibliothek  
Potsdam

Inventarnr.



\*95023835\*

Universitätsbibliothek Potsdam



Auslehnr.



\*95023835\*